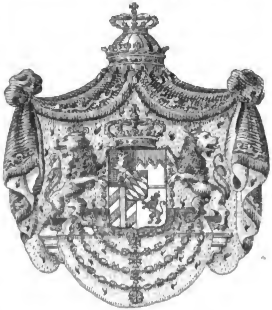
Bürger-Zeitung



Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

X. Jahrgang.

1843.

Redigirt
von
Johann Evangelist Fürst.

Preis: 2 fl. 24 kr.

Passau.
In der Pustet'schen Buchhandlung.

Das neue Jahr an den Leser.

Sey wer du bist, — sey glüklich, lieber Leser!
Sey froh im neuen Jahr!
Nur stell', o Freund, nicht durch Vergröß'rungsgläser
Das Erdenglük dir dar.

Nur nicht zu viel gewünscht! nur nicht zu wenig
Gehofft auf dieser Welt!
Dann bist du jedes Glükes Herr und König, —
Wenn's auch am Namen fehlt.

Was man nicht haben kann, beherzt entbehren;
Geniessen was man hat; —
Sieh da das Werk von allen Lebenslehren!
Doch — es bedarf der That.

Sie sey dein Ziel, dein Vorzug, dein Bestreben
In jedem Stand und Loos.
Wer lebt, um mit Verdienst vergnügt zu leben,
Nur dessen Glük ist groß.

Sey glüklich, lieber Leser! Jede Freude
Sey deinem Wunsch gewährt!
Damit du sagen könnest, wenn ich scheide;
»Es war des Lebens werth.«

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 1. 1. Jäner 1843.

Humoristische Epistel über die Frage: Was ist ein Redakteur?

Es gibt verschiedene Redakteure, Hauptredakteure und Mitredakteure, verantwortliche und unverantwortliche, politische und gelehrte und ungelehrte, humoristische und rigoristische, gelesene und ungelesene, verlegende und verlegene, gedrukte und gedrükte. Es gibt Redakteure des Morning-Chronicle, des Charivari, des Scherz und Ernst, des bayerischen Eilboten, des Kouriers an der Donau, der Bürger- und Bauernzeitung und noch viele andere.

Die Seele, der Abdruk des Redakteurs, das was den Redakteur erst zum Redakteur macht, ist das Blatt. Nun gibt es aber wieder so verschiedene Blätter als Redakteurs: Monatblätter, Wochenblätter, Tagblätter, Morgen-, Abend- und Mitternachtblätter. Es gibt auch Blätter, die keine Blätter sind, die nennen sich Zeitschriften, Journale, Chroniken, Feuilletons u. dgl.

Der Redakteur ist ein grosser Mann. Er ist der mächtigste Potentat, denn aus seiner Feder fließt Krieg und Frieden; der strengste Richter, denn er verurtheilt Fieschi und Kienapfel, diktirt Zuchthaus, Prügel und Exekutionen; er ist der größte Kaufmann, denn er handelt mit Allem, was nur irgend käuflich und verkäuflich ist, mit Maskenkleidern, Stroh, Häusern, Caschmirshawls, Hammerwerken, Tannenzapfen, Feldern, Schul- und Spielkarten, Honig, Rekruten, Rheinliedkompositionen, Gerstenkaffee ꝛc. ꝛc.; er ist ein Fabrikant, für ihn arbeiten die Reichsten und die Aermsten; Könige und Poeten liefern in seine Fabrik.

Er ist ferner ein Maler: Niemand versteht so wie er einen blauen Dunst vorzumalen, daß uns grün und gelb vor den Augen wird, doch hat er als Maler eine schwierige Stellung, denn einmal pfuschen ihm viele Pinsel ins Handwerk, und dann kann er's auch nicht Allen recht machen; den Einen gibt er zu wenig Licht, Andere wollen mehr Schatten; während Einige behaupten, er treibe es in's Aschgraue, beklagen sich Andere, daß er's zu braun mache. Ein gewisser Redakteur hat sich auch schon auf's Silhouettiren verlegt, was ihm trefflich gelungen ist, denn seine Silhouetten zeichneten sich gerade dadurch aus, daß sie blos die Schattenseite wiedergaben.

Der Redakteur ist auch der sinnreichste Bettler: mit immer neuen Wendungen sezt er unsere Börsen in Kontribution, heute für Abgebrannte, morgen als Kinderfreund; einmal zur Unterstüzung für eine kleine Familie, ein andermal zum Denkmal für einen grossen Mann.

Der grosse Akrobate und Jongleur Stark trägt einen Mann in vollem Lauf aufs hohe Seil, und spielt mit der 80pfündigen Kanonenkugel wie mit einem Federball; der Redakteur läßt ohne Seil durch einen einzigen Artikel tausend Abonnenten aus den Wolken fallen, und wirft durch einen einzigen Federzug einen ganzen Artillerie-Park über den Rhein. Der Redakteur ist also stärker als Stark.

Das Blatt, öfters auch im zärtlichen Diminutiv Blättlein genannt, ist die Bedingung und Frucht, Ursache und Wirkung, Grund und Folge der Redakteurheit. Indessen darf man nicht glauben, daß nur eben ein Redakteur und ein Blatt zusammen gehören, sondern es gibt Blätter, welche viele Redakteurs haben, und Redakteurs, welche in mehreren Blättern arbeiten. Ja, manches Blatt hat jeden Augenblik einen andern Redakteur,

und mancher Redakteur wechselt die Blätter öfter als seine Röke. Das Blatt hat die Eigenheit, daß es immer Blatt heißt, und wenn es auch bogenweise erscheint; ja, wenn man alle Blätter eines ganzen Jahrgangs zusammenheftet, bleibt es noch ein Blatt, freilich ein dikes.

Das Blatt erscheint entweder alle Tage, oder mehreremal, oder nur einmal in der Woche.

Viele Redakteure zeichnen sich aus durch hohe Achtung vor ihren Pränumeranten, tiefes Mitleid für die Nichtabonnenten, durch christliche Gelassenheit, mit welcher sie das Ungemach des Nebenmenschen ertragen, und durch eine aufopfernde Liebe gegen sich und ihr Blatt.

Der Stoff, mit welchem der Redakteur seine Leser bewirthet, ist ein zweifacher: das, was der Redakteur in seinem Namen, und das, was er im Namen Anderer sagt. Ersteres ist dem Leser das Liebste, weil es die Würze und der interessantere Theil des Blattes ist, lezteres dem Redakteur, weil er dafür bezahlt wird. Das Zweite betreffend, ist der Redakteur ein geschlagener Mann, zu Allem muß er seinen Namen hergeben, Allen soll er aushelfen, Alles vermitteln. Wer etwas verloren hat, der rennt zuerst zum Redakteur: wem etwas gestohlen worden, dem soll der Redakteur nach dem Dieb fahnden. Will ein Meister einen Lehrling, der Redakteur muß ihn herschaffen; will ein Geselle einen Meister, der Redakteur muß ihm den Meister zeigen; hat ein Buchhändler neue Bücher, ein Kaufmann überflüssige Häringe, so muß der Redakteur sie an den Mann bringen; hat Einer zu wenige Käufer und zu viele Waaren, die Empfehlung des Redakteurs soll die Ersten herbeiziehen, die Zweiten wegbringen; will ein Gastgeber einen recht besuchten Ball halten, so eilt er vertrauensvoll zum Redakteur. — Dem Einen muß er das Haus füllen, dem Andern leeren.

Ausser den öffentlichen Bekanntmachungen ic. enthält das Blatt noch einen unterhaltenden Theil, worin jedem Leser noch etwas Apartes geboten wird, und zwar: ein Stük Politik, Erzählungen, Novellen, schrekliche und rührende, ungewöhnliche Stüke aus dem gewöhnlichen Leben, tolle Hunds-Anzeigen, Feuersbrünste, Scheintodte und Todten-Scheine, Merkwürdigkeiten aller Art, Gedichte und Räthsel.

Sonach kann es uns nicht wundern, daß der Redakteur in jedem Hause ein willkommener Gast ist, daß überall, wo er hinkommt, ein Wettlauf entsteht, indem Jedes zuerst die ersehnten Neuigkeiten erhaschen will. Und wirklich weiß der schlaue Redakteur sein Blatt so auszurüsten, daß es Jedem etwas geeignetes mitbringt, für alle Sättel gerecht ist.

Glükliches Blatt! wie beneide ich dich am Morgen deines Geburtstages, wenn du, noch feucht und gleichsam triefend vom Segen des Redakteurs, in die offenen Arme deiner Abonnenten sinkest, bestimmt, die Geschäfte der Toilette zu versüßen, den Genuß der schwellenden Ottomane zu erhöhen, bereichernd den Kopf des Lesers mit neuem Wissen, und dafür wieder beräuchert von dem Kopf seiner Pfeife. Glükliches Blatt, wenn du, hinter den Spiegel gestekt, als dauernde Erinnerung vor Augen bewahrt wirst, oder, in einen hübschen Band zusammengebunden, in der Bibliothek prangst!

Aber nicht allen Blättern ist der Ehrenplaz hinter dem Spiegel oder im Bücherschranke vorbehalten; im Gegentheil sehen wir viele nicht nur bald der schnöden Vergessenheit anheimgefallen, sondern auch zu den niedrigsten Diensten verurtheilt.

Armes Blatt, was hast du verschuldet, daß du, geboren zu erleuchten die Geister deines Jahrhunderts, zur schmuzigen Hülle von schmuzigen Gegenständen erniedrigt wirst. Von Lumpen entsprossen, hast du durch deine Vortrefflichkeit deine niedrige Abstammung glorreich verläugnet, um — noch tiefer zu sinken als jener dem Urstoff.

Man denke sich ein Blatt, das die höchsten Interessen der Menschheit abhandelt, das gestern noch Tausende von Menschen elektrisirte, — heute um einen Häring oder einen stinkenden Limburger-Käse gewikelt! Man denke sich einen Dichter, der die Ergüsse seiner grossen lyrischen Seele, von denen er die Welt entzükt wähnt, — in einer Schnupf-Tabaksdüte wieder findet. Dort wird ein Blatt zur Patrone benüzt und jämmerlich in die Luft gesprengt, hier geht ein anderes noch einen schlim-

mern Weg! — Dieß ist das Loos des Schönen auf der Erde.

Ausser den gewöhnlichen Quellen (welche übrigens hier nicht verrathen werden dürfen) hat der Redakteur noch andere; geheime Influenzen, welche oft so geheim sind, daß der Redakteur selbst nichts von ihnen weiß. Sie zu entdeken, braucht's eben keinen besondern Scharfsinn, denn sie pflegen sich selbst fein errathen zu lassen, in aller Bescheidenheit, so etwa wie Frau von Wollau in Satans Memoiren 12. und 13. Kapitel.

Ein solcher selbstkreirter geheimer Redaktions-Rath kann z. B. über einen Aufsaz im neuesten Blatte in Ausrufungen des Staunens ausbrechen: „Welch kühne Probleme — herrliche Combinationen, ganz meine Ideen über diese Sache, gerade so, wie ich sie neulich in einer vertraulichen Unterredung mit dem Redakteur ausgesprochen habe. Ich fange wirklich an, eine hohe Meinung von diesem Manne zu gewinnen, wie fein beobachtet — wie reif überdacht! — eben so habe ich" — u. s. w.

Noch naiver ruft ein Anderer, wenn irgend ein Stük aus der chronique scandaleuse des Tages erschien, in freudigem Unwillen: „ein loser Schelm, der Redakteur, der, — als ob ichs ihm darum erzählt hätte — wie schnell er es aufgefaßt hat — ganz mir nacherzählt — ganz aus mir herausgeschrieben" u. s. w. — —

Es ist begreiflich, daß die Redakteure, um hin und wieder der Aufmerksamkeit des Publikums einen frischen Anstoß zu geben, zuweilen auf einen Knalleffekt sinnen müssen, und dazu stehen ihnen verschiedenartige Mittel zu Gebote.

Jede Zeit hat ihr Lieblingsthema, ihr Stekenpferd, auf dem sie herumreitet, bis es abgenüzt ist, oder einem andern Plaz macht. Dieß wissen nun die Redakteurs stets aufs Beste zu benüzen und zu jeder Zeit dem Publikum sein Lieblingslied vorzusingen. Daher gibt es bald donnernde Reden gegen das Türkenjoch, bald Hymnen für das heilige Land der Krakusen, heute Demonstrationen über die Befestigung von Paris, morgen über den Rükzug aus Afghanistan.

Vor kurzer Zeit schrieen sie sich heiser an deutschen Rabenliedern, welche sie (ächt deutsch!) mit französischem Namen Colognaise benannten, — jezt machen sie Parodien auf eben dieselben, und nennen sie eau de Cologne, zu gleichem Ergözen der Lesewelt.

Wer ist also einflußreicher als der Redakteur? Erzählte der Redakteur nichts von Egypten und Spanien, so würden wir nichts darnach fragen, und gäbe es dann auch keine orientalische und spanische Frage; sammelte er nicht für öffentliche Denkmale, so bekämen grosse Männer keine Monumente, und wir keine Feste. So schaffen die Redakteurs den Zeitgeist, und schöpfen hinwiederum aus ihm; sie sind also in doppeltem Sinne Schöpfer des Zeitgeistes. —

Von Zeit zu Zeit enthält das Blatt einen Federkrieg. Es ist kaum glaublich, mit welchem Interesse solche Papierstreitigkeiten gelesen werden, und wenn eine solche gerade aufs Ende des Quartals fällt, so kann sie dem Redakteur manchen neuen Abonnenten gewinnen, manchen wankenden erhalten. Da gibt es Antworten, Gegenantworten, Repliken, Dupliken, lezte Erwiederungen, allerlezte Erklärungen, Provokationen und Revokationen, feine Grobheiten und grobe Feinheiten, (und grobe Grobheiten) daß es unterhaltender zu lesen ist, als die schönsten Geschichten. —

Theaterkritiken sind nicht minder ein Mittel, die Theilnahme zu steigern. Sie haben den doppelten Vortheil, daß sie ohne Mühe gemacht werden können, (denn wie uns und allen Lesern bekannt, ist tadeln leichter als besser machen) und daß sie dem Redakteur den besten Weg an die Hand geben, zu den Akteurs und Aktricen in ein angenehmes Verhältniß zu treten. Mit welcher Zuvorkommenheit muß ihn die schöne Sängerin behandeln, welche von seinem Lobe den Beifall des Publikums und die Belohnung der Intendanz abhängig weiß? Wirklich haben es viele Redakteurs in dieser Beziehung zu einer erstaunlichen Fertigkeit gebracht, so daß sie z. B. eine Vorstellung beurtheilen können, wenn sie auch nicht selbst dabei gewesen. Das Leztere klingt fabelhaft, ist aber doch wahr und zugleich ein Beweis für die

Allgegenwart des Genies. So begegnete es einmal einem Redakteur in Stuttgart, daß er ein Stük im Blatte rezensirte, welches Abends zuvor gar nicht gespielt worden war. Der Redakteur, welcher blos den Theaterzettel gelesen hatte, wußte nicht, daß wegen Erkrankung der ersten Sängerin ein anderes Stük gegeben werden mußte, und ließ daher die schon vorräthige Kritik des zuerst angekündigten Spiels abdruken.

Das wichtigste und nothwendigste Hülfsmittel des Redakteurs sind die Korrespondenten. Wenn man den Blättern glauben darf, so hat jeder Redakteur deren eine Menge in den entlegensten Ländern und Städten, z. B. in Jassy, Surinam, Madagaskar, Paris, am Dnieper und am Delaware, da diese Korrespondenzen mit vielen Unkosten verbunden sind, so ist natürlich, daß der Redakteur dafür auch recht grosse Neuigkeiten erwartet, und die Korrespondenten sind oft übel daran, wenn lange Zeit nichts Bedeutendes vorfallen will. Ich theile ein Bruchstük aus einem Briefe mit, den einst ein Redakteur an seinen Korrespondenten in Peru schrieb: „Seit drei Monaten“ — so heißt es darin — „habe ich von Ihnen nichts mehr erhalten, als eine elende Ueberschwemmung, zwei Wetterschläge und eine großmüthige Handlung, nicht einmal einen Raubmord, eine Rebellion oder ein ordentliches Duell, zu geschweigen davon, daß sie bei dem Schiffbruch des Kapitän Morloch 300 Todte zu wenig aufgezählt haben, da Sie doch wissen, daß solche Vorfälle nicht genug ausgebeutet werden können. Neue Entdekungen, Einbrüche und Mißgeburten dürfen Sie in Zukunft nicht mehr schiken, da ich sie selbst mache, auch für die Länder- und Völkerkunde habe ich einen Arbeiter bestellt, und Sie haben also nichts mehr zu liefern, als Erdbeben, Indianer-Schlachten (jedoch nicht unter 600 Todten) und Schauderscenen.

Mich damit ꝛc. Redaktion.“

P. S. „Unser Gelegenheitsdichter, der gute Biderle, ist mit Tod abgegangen; dafür haben wir jezt einen neuen Dr. Sela, der weit tüchtiger ist, und zugleich die Mordthaten und Hinrichtungen versieht.“

Man sieht, so gerne der Redakteur sonst sein Blatt im Munde führt, so wenig nimmt er hier das Blatt vor den Mund.

Noch muß ein grosser Vorwurf widerlegt werden, der dem Redakteur ungerechterweise aufgebürdet wird. „Die Redakteurs sagt man — seyen unerschöpflich in ihrem eigenen Lobe, in der Erwähnung ihrer Vorzüge u. s. w.“ Allerdings stossen wir in den Blättern oft auf Stellen, wo die Vorzüglichkeit des Redakteurs mehr oder weniger in den Vordergrund gestellt seyn dürfte; aber beleuchten wir dieselben näher, so wird es sich ganz anders herausstellen. Es heißt z. B.: „Dieses Blatt, welches von einer zu vortheilhaften Seite bekannt ist, als daß wir etwas hinzu zu sezen brauchten, hat seit 20 Jahren durch seinen tiefen wissenschaftlichen Geist, seine edle schöne Sprache, seine angenehme Unterhaltungssprache, seinen glänzenden Wiz und liebenswürdigen Humor die Aufmerksamkeit in der Lesewelt in höchstem Grade gefesselt, und wird auch in diesem Jahre wieder seinen Vorzug vor allen übrigen Blättern auf die befriedigendste Weise bewähren ꝛc.; mit dem geläutertsten Geschmake wird es die Erscheinungen in allen Fächern menschlichen Wissens vorlegen, mit der gewissenhaftesten Kritik die Literatur aller Völker besprechen ꝛc. ꝛc.“

Lobt hier der Redakteur sich selbst? Nein, sondern der Redakteur lobt sein Blatt, und wer wird ihm das verwehren? Wer wird auf das Blatt abonniren, wenn es nicht empfohlen wird? Wer ist besser geeignet es zu empfehlen, als der Redakteur? Wer endlich wird manches Blatt (ich spreche nicht von allen) loben, wenn nicht der Redakteur?

„Aber kann man einwenden — da sey doch das unzweifelhafte Selbstlob, wenn man z. B. lese: „„Der Redakteur, schon längst als der gefeiertste unserer heutigen Literaten anerkannt — — ein Redakteur, der auf solche Weise die eminentesten Kenntnisse mit glänzender Darstellung und blühenden Sprache in sich vereinigt ꝛc. ꝛc.““ — Mit nichten! Nicht der Redakteur lobt sich, sondern das Blatt den Redakteur. Was kann der Redakteur dafür, daß ihn das Blatt lobt? Und

wie sollte das Blatt den Redakteur nicht loben, dem es seine Existenz, seinen Ruhm, sein Alles verdankt! Und wer sollte manchen Redakteur (ich rede wieder nicht von allen) loben, wenn es sein Blatt nicht thut. Daher ist es ganz in der Ordnung, daß der Redakteur sein Blatt und das Blatt seinen Redakteur lobt. Ist doch die beste Empfehlung für ein Blatt ein guter Redakteur und für den Redakteur ein gutes Blatt.

Seinen Lesern gegenüber ist der Redakteur der höflichste feinste Mann (besonders wenn ein neues Abonnement bevorsteht). Nichts kann mit der Zartheit und Eleganz verglichen werden, mit welcher er gegen sie auftritt. Da sind sie seine lieben, liebsten Freunde, seine hochgeehrten, angebeteten Anonnenten. Gegen die Leserinnen vollends ist er der zärtlichste Liebhaber; seine besten Standreden, seine klingendsten Verse sind der „schönen Leserin" gewidmet (ein Umstand, der ihn zum Liebling des ganzen Geschlechts macht, denn jede, die's liest, weiß unter der schönen Leserin sich verstanden). Nicht ganz so galant ist er gegen die Nicht-Abnehmer, er fühlt sich genöthigt, ihnen alle Bildung und Lebensart abzusprechen, er kann sie nicht mehr zu denkenden, fühlenden und abonnirenden Wesen zählen. —

Der vornehmste Redakteur auf der Welt ist Tsing-Kamuff-Teutumteitschongtsing, der Zeitungsschreiber des Kaisers von China, denn er redigirt die Zeitung des himmlischen Reichs.

Der Redakteur ist ein Tausendkünstler, ein Faktotum, ein Alles in Allem. Das Blatt ist ein Gukkasten, in welchem die mannigfaltigsten Gegenstände an uns vorüberschweben, ein fortlaufendes Daguerrotyp, in welchem wir bald vergrössert, bald verkleinert, die ganze Welt in Bildern fixirt erbliken, jezt den Brand von Hamburg, jezt die Revolution der Pariser Ouvriers, heute neue Alterthümer, morgen alte Neuigkeiten.

Das Blatt zeigt, wie der Barometer verschiedene Temperaturen; in der Regel zeigt es gut Wetter, oft aber auch Sturm, manchmal ist es troken, manchmal sogar wässerig; am Feuchtesten ist es, wenn es eben aus der Drukerei kömmt.

Das Blatt schneidet oft auf und wird jedesmal aufgeschnitten. Je grösser sein Umfang ist, desto freudiger wird es umfangen. Manchmal hat das Blatt eine Beilage, und dieser Beilage wird oft mehr Werth beigelegt, als dem Blatte selbst.

Einige Redakteurs liefern Kritiken, andere sind unter der Kritik; unter der Censur sind alle. So lieb der Redakteur sein Blatt hat, so sehr wünscht er, daß man es ihm abnehme, denn solche Abnahme ist für ihn immer eine Zunahme.

Wenn sich der Redakteur irgendwo als Redakteur angesezt hat, so ist seine erste Sorge, daß er sich gut stelle; darum verlegt er sich vornehmlich darauf, die Gunst des Publikums zu gewinnen. Je höher der Absaz des Redakteurs ist, desto besser stellt er sich. Der Absaz wird erhöht durch gute Aufsäze und niedrige Ansäze. Der Redakteur gibt seinen Lesern die Unterhaltung und die Leser geben ihm den Unterhalt. Es ist also sowohl der Redakteur als der Leser unterhaltend.

Eine grosse Verlegenheit muß es für einen Redakteur seyn, wenn er einen kleinen Verlag hat, und umgekehrt wird er desto besser aufgelegt seyn, je grösser seine Auflage ist.

Rigo Bali.

Eingemachtes Viehfutter.

Um fortwährend grünes Viehfutter zu erhalten, hat man jezt in Frankreich ebenfalls angefangen, dasselbe einzusalzen und auf diese Weise sich für den Winter zu versorgen. Eine Grube von 18 Fuß im Quadrat wird mit Kitt und Brettern ausgeschlagen und gegen eindringende Feuchtigkeit bekleidet, der Boden mit einer Schicht Salz bedekt und darauf 9 — 10 Ctr. armlang geschnittenen Futters so eingestampft, daß sie nur 4 Zoll Höhe haben u. s. f. Die gefüllte Grube ist sorgfältig gegen Luft und Wasser zugedekt, und dieß Futter wird mit Strohhäksel vermengt benüzt.

L. D.

Amor und Psyche.

Anakreontische Versuche

von

Eugen Fürst.

I.

Amor wettete mit Psychen
Daß es ihr unmöglich wäre
In die Augen ihm zu schauen
Ohne hold dabei zu lächeln.
Psyche sah ihm in die Augen.
Aber schon beim ersten Blike
Fühlte sie die Macht der Liebe.
Denn sie sah zwei scharfe Pfeile
Unter seinen Wimpern steken,
Fertig schon, sich abzuschiessen.

II.

Amor stand im Blumenbeete,
Psyche saß in einer Laube,
Amor bracht' ihr frische Blumen:
Psyche! sprach er, wähl' dir eines
Aus den schönen Kindern Floras.
Amor hielt ihr hin die Blüten,
Roth und blau und maienfarbig.
Psyche zögerte, zu wählen;
Endlich griff sie nach der Rose
Wohl? — Nein, nur nach einem Blättchen
Und der Gott verstand die Lose.

III.

Gekommen war der junge Mai!
Aus tausend schattigen Gebüschen
Verkündet' Zephyr sein Erscheinen.
Der Lüfte Raum, belebt mit Vögeln
Erschell den Jubel seiner Ankunft.
Der See, die Flur, die grünen Auen,
Und Alles bracht' ihm Dankeshymnen
Aus sehnsuchtsvollem Herzen dar.
Aurora schenkt' in ihrer Freude
Der Psyche ein geflocht'nes Körbchen
Als Morgengabe. Und begierig
Des schweren Inhalts, öffnet sie
Dasselbe, und was war darin?
Der kleine Schalk, ihr Amor war's,
Er hatte schnell sich eingeschlichen.

IV.

Amor sang. Polyh'mnia
Lobte seine reine Stimme.
Doch durch ferne Buchenzweige
Scholl Gesang aus schön'rer Kehle.
O, gewiß der Lerche Lied!
Sprach entzükt der Gott zur Muse,
Und sie eilten zu der Stätte
Wo sich der Gesang erhob.
Sieh, da läßt kein Laut sich hören,
Aber, Freunde, wißt ihr wohl
Wer so schön gesungen hatte?

V.

Geplagt mit schweren Träumen
Wähnt Amor sich im Kampfe
Mit Cerberus, dem Unhold.
Laut schrie er auf um Hülfe.
Das wekte ihm die Sinne:
Er fühlte sich umarmet
Von seiner schönen Psyche.

VI.

Psyche sprach zum Chor der Musen:
Welche von euch will mich malen?
Jede freute sich des Dienstes,
Alle eilten, sie zu malen,
Aber keine konnt' sie treffen.
Amor rief: Hinweg ihr Schönen,
Lasset mich die Kunst versuchen.
Und der Rose und der Lilie
Raubte er die schönsten Knospen;
Eilend hin zu seiner Psyche
Spricht er: Hier, hier ist dein Bildniß.

VII.

Amor sah die schöne Psyche
Sich ihm nahen mit der Waffe
Einer blankgeschliffnen Scheere.
Liebe, was willst du denn machen,
Du bist ja doch keine Parze
Um mir's Leben abzuschneiden?
Nein, mein Freund, nur etwas stuzen
Will ich deine langen Flügel:
Und warum denn, meine Süsse?
Weil ich täglich besser fürchte
Daß du mir entflattern möchtest.

VIII.

Amor ging mit seiner Psyche
In dem düstern Hain spazieren,
Und als feiner Kavalier
Küßt er oftmals ihr die Händchen
Nach französischer Manier.
Eine Flöte lokte sie
Immer tiefer in's Gehölze.
Plözlich standen sie am Fuß
Einer hohen Felsenmasse.
Droben saß ein lok'rer Faun,
Scheuchte sich die bösen Grillen
Mit der Siebenröhrenflöte.
Amor rief ihn an und sprach:
He, du alter Musikus,
Thu mir doch auch den Gefallen
Und pfeif' meiner Psyche hier
Ein Paar schöne Liebeslieder.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

X. Jahrgang. Nro. 2. 8. Jäner 1843.

Inhalt: Ueber Waldwirthschaft, Akerbau und Viehzucht. — Die Schädlichkeit des Viehsalzes. — Wie gefährlich es sey, Thiere mit geistig gegohrenem Futter zu füttern. — Das Gespenst. — Lord Osborne und Wegdwood, Wohlthäter der Menschheit. — Der Freischüz Tag und Nacht. — Einfälle.

Ueber Waldwirthschaft, Akerbau und Viehzucht.

In einer Zeit, wo der Brennstoff zur Lebensfrage industrieller und kommerzieller Entwikelung geworden ist, und wo wir deutlich wissen, daß wir durch die Benüzung unterirdischen Brennstoffes stets vom Kapitale zehren, während uns die Waldungen bei einer guten Forstwirthschaft die Gelegenheit bieten, den Fundus Instruktus stets zu erhöhen, dürfte es ganz im Interesse besorgter Regirungen liegen, dem Waldbau die größte Aufmerksamkeit zu schenken, um so mehr, als die Verhältnisse mahnen, der Landwirthschaft billiges Futter, billige Streu und billigen Dünger zu verschaffen, welche Anforderungen wir erlangen, wenn wir die Bedingungen erfüllen, unter welchen allein höchste Holzproduktion möglich ist.

Bei dem bisherigen Waldbau stehen wir diesem Ziele aber immer noch sehr fern, dafür sprechen eine Menge Lehrsäze, die ohne alle gründliche Prüfung, in den betreffenden Lehrbüchern ihr Bürgerrecht erlangt haben, ob sie gleich bei näherer Betrachtung geradezu der Wahrheit entgegen treten. Der Waldbau ist, aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, der größten Verbesserungen fähig, wir dreschen darum nicht leeres Stroh, wie einer der deutschen Forstmänner dem Referenten schrieb, sondern wir sind in Verhältnisse hinein gezwängt, die uns mächtig mahnen, Agronomie und Industrie bei unserer Holzerziehung ins Auge zu fassen, und eine Waldbaulehre aufzustellen, die mit der jezigen nichts als ihren Namen gemein hat.

Werden wir die Fingerzeuge der Natur im Walde selbst recht fleissig aufsuchen, dann steht unserem Waldbau eine riesenartige Reformation bevor, und es werden einige Jahrzehnte vergehen, wo man spottweise auf unsere jezige Waldbaulehre hindeuten wird, da wir kranke Bestände erziehen, und emsig bemüht sind, das kraftvolle Leben bei der Holzerziehung zu unterdrüken, gleichsam als ob unsere Holzarten an andere Wachsthumsbedingungen geknüpft wären, als wir diese bei andern Pflanzen wahrnehmen.

Mit diesem Schritt wird Deutschlands Akerbau und Viehzucht neu gekräftigt werden, und die grossen Pulsadern eines fernen Weltverkehrs, die Eisenbahnen, werden ihren Zwek: Industrie und Handel zu beleben, weit mehr erfüllen können, als es bis jezt in Aussicht steht, da der Brennstoff dabei 50 Prozent von den Betriebskosten macht, daher billige Frachten so lange nicht denkbar sind, bis wir auf der bisherigen Waldfläche in einer viel kürzern Zeit, weit mehr Holz produziren. Groß ist allerdings die Aufgabe, aber deutscher Fleiß und deutsche Intelligenz wird sie erringen, und dann um so weniger die englische Konkurrenz zu schauen haben. Ebenso werden die Eisenhüttenwerke Deutschlands mächtig erblühen, da bei vermehrtem Brenn-Stoff, der Preis des Eisens weit herunter gehen, und da das Eisen jezt zu den ersten Lebensbedürfnissen des Menschen gerechnet werden kann, so eröffnet sich auch hier ein grosses weites Feld für Deutschlands Industrie und seine Waldbesizer.

Um den Vorwurf zu rechtfertigen, daß unser Waldbau viel Unwahres in sich enthält, mag hier nur eine kurze Betrachtung über Dunkelschlagwirthschaft folgen.

Da die Buche und Tanne auf Kahlschlägen nicht angebaut werden kann, indem Frost und Hize die junge Pflanze vernichtet, so ist man zu einer Erziehung übergegangen, bei welcher diese im Schuz der Mutterbäume eine Reihe von Jahren verbleiben, und so nach und nach an die Einwirkungen der Atmosphäre gewöhnt werden. Hätte man diese Erziehungsweise nur auf diese Holzarten beschränkt, so wäre es einigermassen zu entschuldigen, allein man ging damit so weit, es für alle übrigen Holzarten, selbst für die Fichte in Anwendung zu bringen, die bekanntlich ausser Schluß gebracht, vom Winde so leicht geworfen wird, und stellte zulezt diese Erziehungsweise als die beste Methode auf, um möglichst bald volle Waldbestände zu erlangen, ob man gleich hätte einsehen sollen, daß hierdurch viele Jahre verloren gehen, und ungleiche oft lükenhafte, meist aber zu dichte Bestände erzogen werden.

Da bei der Buche oft unter acht Jahren kein volles Samenjahr eintritt, so unternahm man, und unternimmt heute noch sogenannte Vorbereitungshiebe, d. h., man entnimmt das jährliche Etatsquantum aus grossen Streken, und rükt damit immer weiter; tritt nun ein Samenjahr ein, so haut man dann nur so viel nach, um die richtige Stellung eines Besamungsschlages zu erlangen, oder man nimmt sogar mehr als ein jährliches Etatsquantum heraus, und spart im nächsten Jahre, um auf grössere Flächen die Besamung zu erzweken.

In diesem Zustande verbleibt nun der Besamungsschlag mehrere Jahre stehen. Sind die Pflanzen endlich etwas erstarkt, so lichtet man dann das Oberholz und nennt dieses einen Lichtschlag stellen. Nach mehreren Jahren, wenn die jungen Buchen einige Fuß Höhe haben, führt man endlich den Abtriebsschlag d. h., man nimmt aus den jungen Buchen die vorhandenen Oberständer sämmtlich heraus, was natürlich mit grosser Schonung des jungen Holzes geschehen muß.

Wenn nun der Forstmann bis zur Zeit der Vorbereitungshiebe stets nur nach dem höchsten Zuwachs strebte, so muß es einleuchten, daß, so wie er davon wegen der künftigen Besamung abweicht, er sein voriges Ziel verläßt, denn, dann hat er nicht mehr die größte Masseproduktion, sondern einzig und allein die Verjüngung seiner Buchenbestände im Auge. Da nun von der Zeit an, wo er die ersten Vorbereitungs-Schläge anlegt, bis zur Zeit, wo er den Abtriebs-Schlag führt, 15 — 20 Jahre vergehen, so macht sich daraus der grosse Zuwachsverlust klar und sichtlich. Allerdings ist nun der Buchenaufschlag oft schon 10 — 15 Jahre alt, da dann aber auf einem Raum, wo man höchstens 3600 Pflanzen finden sollte, 1,400,000 Stük vorhanden seyn können, wie dieses im IX. Hefte der Braunschweigischen landwirthschaftlichen Mittheilungen pr. Joch wirklich nachgewiesen wird, so kann der razionelle Baumzüchter davon ableiten, welcher Zuwachs solch siechhaftes Leben zu geben im Stande ist.

Solche Dikungen sind nun nach unserem Waldbau bestimmt, im glüklichen Falle 20 Jahre auf die erste Lichtung zu warten, da aber in den meisten Fällen solch schwaches Holz erst im 30ten Jahre die Unkosten einer Durchforstung dekt, welches der Maßstab für die erste Durchforstung ist, so ergibt sich daraus, daß von dem Jahre der Vorbereitungshiebe an bis zur ersten Durchforstung 40 Jahre vergehen können, wo der Forstmann seine Hauptpflicht, nach dem größten Zuwachs zu streben, ganz verfehlt.

Wenn man nun weiter in Erwägung bringt, daß er dann von 20 zu 20 Jahren seine Durchforstungen erneuern soll, wie kann er dann bei der bisherigen Waldbaulehre nach der größten Masseproduktion streben, da in den ihm vorgezeichneten Lehrsäzen selbst schon die Unmöglichkeit dazu vorhanden ist. Jede Durchforstung soll nemlich so geführt werden, daß der Bestand nicht ausser Schluß gebracht wird. Geschieht dieses, so ist es rein unmöglich, daß sich Aeste und Wurzeln vermehren können, welches aber unerläßlich ist, da sie die Werkzeuge zur größten Masseproduktion liefern. Es gibt daher nur zwei Fälle, in welchen sich der Forstmann bewegt, entweder hat er vor der Durchforstung grossen Zuwachsverlust erlitten, oder er leidet ihn viele Jahre nach der Durchforstung; da aber der Bestand, wenn er zu stark

ausser Schluß gebracht wird, sehr viel durch zu starken Lichtreiz leidet, von Schnee und Duft-Anhang oft ganz zu Grunde geht, so muß man einsehen, daß es bei dieser Erziehungsweise kaum in Zeit eines ganzen Jahrhunderts dazu kömmt, daß ein Bestand nur einige Jahre hintereinander die Bedingungen erlangt, unter welchen allein höchste Holzproduktion möglich ist. Es liegt also auf flacher Hand, daß wir bei unserer heutigen Waldbaulehre noch lange nicht die Hälfte des möglichst größten Zuwachses erreichen, und da wir von unserer ganzen Holzproduktion noch nicht den zehnten Theil für starke Bau- und Nuzhölzer bedürfen, so ist es um so tadelnswerther, länger noch einer Erziehungsweise das Wort vertreten zu wollen, die sich wahrhaft auf eine ganz gräuliche Art an dem Menschengeschlecht versündigt. Wir erziehen nicht nur bei der jezigen Waldbaulehre lange noch nicht halb so viel Holz, als wir erlangen könnten, sondern wir sperren der Landwirthschaft ihren rechtmässigen Mitgenuß am Waldboden gänzlich ab, und eben dadurch finden wir sie jezt, bei einer so sehr gestiegenen Bevölkerung, in der traurigsten Lage, was durchaus nicht seyn könnte, wenn nicht mehr als 33 Prozent vom produktiven Boden ihr so zu sagen ganz unzugänglich wären, da hier die beiden größten Feinde des Waldes, Streurechen und Viehweide, gar nicht in Betracht kommen können.

Deutschland war es vorbehalten, die ersten Grundlinien des Waldbaues niederzuschreiben, und sie in die entferntesten Weltgegenden verbreitet zu sehen. Jezt, wo ihm neue Handels- und Verkehrswege durch die Eisenbahnen geöffnet werden, deren Frachtenpreise vom Brennstoff, ganz insbesondere vom Holz bedingt sind, die über das Schiksal ganzer Länder entscheiden; wo die Eisenproduktion eine riesenartige Vermehrung finden wird, und finden muß; wo die Industrie Deutschlands bei dem mächtig aufstrebenden Fabrikwesen nur die englische Konkurrenz durch billigen Brennstoff bekämpfen kann; wo deutsche Schafzucht nur als Sieger gegen jene von Australien, Rußland, Polen und Ungarn hervorgehen kann, wenn ihr billiges Futter zu Theil wird, welches der Wald massenartig geben darf, ja geben muß, da ohne Verbindung der landwirthschaftlichen Interessen mit dem Waldbau ganz absolut höchste Holzproduktion rein unmöglich ist, mahnen den deutschen Forstwirth die veränderten Zeitverhältnisse, seine Waldbaulehre zu reinigen, von den vielen Schlaken und Gebrechen, und seinem Mitmenschen eine sorgenfreie Zukunft vorzubereiten; denn er allein ist es, der Jahrzehnte hindurch stehen geblieben ist, und nicht wahrnahm, wie sich Alles um ihn veränderte.

Ganz unleugbar stehen wir der Zeit sehr nahe, wo entweder unsere gemeine Hausziege durch Kreuzung eines ihr verwandten Thieres, einer höhern Kultur entgegen geht, oder wir bekommen an die Stelle unseres veredelten Schafes ein Thier, was von höher organisirten Pflanzen leben will; dieß zeugt die Entwikelung und der Gang der Landwirthschaft. Futterbau und Holzwirthschaft werden sich dann innig verschmelzen, und der Forstwirth wird sich berufen finden, an die Holzarten Deutschlands ꝛc. ꝛc. Fragen zu stellen, an die er bisher noch nicht gedacht hat, um seiner Holzwirthschaft jene Zweke einzuverleiben, die ein höheres Wesen ihm anwieß, damit Waldbau und Feldbau herrlich gedeihe, und die Erde zu einem wahren Paradiese sich ausbilde. Wollte man diese Folgerungen als Produkte einer zu lebhaften Phantasie betrachten, so hiesse dieses wahrlich daran zweifeln, daß in der ganzen Natur Weisheit, Plan und Zwek des Schöpfers wahrzunehmen ist. Im **Organ für Forst- und Landwirthschaft**, in der Abtheilung: die **Reformation des Waldbaues** im Interesse der Agronomie, der Industrie, und des Handels wird Referent dieses Thema umständlicher bearbeiten und verweißt einstweilen den Leser darauf.

Prag, im Jäner 1843.

Liebich, Forstrath.

Die Schädlichkeit des Viehsalzes.

Bei mehreren Kühen in einem Stalle zeigte sich die Lungenseuche, so daß sich der Besizer ver-

anlaßt sah, einen Thierarzt herbeizurufen. Da aber bei Anwendung aller von ihm gegebenen Verordnungen und Mitteln die Krankheit zunahm, und immer mehr Stüke ergriff, suchte er Hülfe bei einem zweiten, den er von all Dem, was gegen die Krankheit geschehen und gebraucht worden war, unterrichtete. Der 2te Thierarzt konnte den Vorschriften und der Behandlung der Kranken, so wie den angewendeten Vorbeugungsmitteln des ersteren seine Beistimmung nicht versagen und meinte, daß ihm gegen die Krankheit selbst nichts Anderes, als das bereits Angewendete, zu verordnen möglich sey, daß man aber sein Augenmerk vorzüglich auf die veranlassenden Ursachen der Krankheit richten müsse, und daß diese, da sich die Patienten mehrten, in Etwas zu suchen sey, woran sämmtliche Kühe gleichen Theil nähmen, und daß er sich deßhalb genau von der bis jezt gewöhnlichen Fütterungsart und von der Beschaffenheit des Futters selbst unterrichten müsse. Da nun das Vieh gleichmässig, wie in andern Jahren, mit geschnittenem Stroh- und Kleefutter gefüttert wurde, auf welches man einen Aufguß von Schrot- und Salzwasser machte, und sich bei näherer Untersuchung ergab, daß alle gebrauchten Futtermittel von gesunder Qualität waren, so fiel sein Verdacht auf das zur Bereitung des Aufgusses angewendete Viehsalz und er verlangte, daß reines Küchenkochsalz statt desselben angewendet werde, was nicht nur geschah, sondern auch zur Folge hatte, daß nicht nur kein neues Stük erkrankte, sondern daß die ausserdem angewendeten Heilmittel das schon erkrankte herstellten.

Seine Ansicht von der schädlichen Wirkung des Viehsalzes, namentlich als veranlassende Ursache der Lungenseuche, suchte der Thierarzt dadurch zu erläutern, daß das Viehsalz ausser den dazu verwendeten Salzabgängen größtentheils aus Torf-Asche bestehe, die von einem sehr schwefelhaltigen Torfe entstehe. Die in derselben noch befindlichen Schwefeltheile afficirten aber die Lungen, und brächten dadurch die mit Recht gefürchtete Seuche hervor.

Es möchte wohl zu wünschen seyn, daß Männer vom Fache sich öffentlich darüber aussprächen, ob diese Ansicht als begründet angesehen werden kann, und ob man sich zugleich mit Einkauf von Viehsalz ein Gift für seine Thiere in das Haus schafft, und ob dieß in jedem Falle, oder nur unter gewissen Umständen geschehe. Ja wir halten es sogar für Pflicht der Regirungen, solche Untersuchungen zu verfügen, damit das Wohl des ohnehin sich durch die fort und fort erhöhende Salzsteuer hart gedrükten Landmannes durch ein ihm dagegen gebotenes Surrogat nicht gar untergraben werde, da man weiß, wie sehr dieses Wohl auf den gesunden Zustand seines Viehes beruht.

Wie gefährlich es sey, Thiere mit geistig gegohrenem Futter zu füttern.

Auf dem Gute D r o g i n i a in Polen wurde in der Branntweinbrennerei der Dampfapparat im Jäner v. J. schadhaft, so daß man nicht Branntwein ziehen konnte. Der Gutsbesizer hatte viel Rind- und Schweinvieh zur Mastung mit dem beim Branntweinbrennen sich ergebenden Spülicht aufgestellt. Da das Branntweinbrennen wegen der nöthigen Reparatur unterbrochen werden mußte, so entstand die Verlegenheit, wie nun das Mastvieh ohne Spülicht im Winter gefüttert werden sollte? Man gerieth auf den Gedanken, statt des Spülicht mit gegohrener Maische das Vieh zu füttern, und glaubte, daß dieses Futter, als ein viel kräftigeres das Mastvieh um so fetter machen werde. Allein was geschah? Kaum daß die zuerst vorgelegte Portion von den Ochsen gefressen war, fingen sie unerhörtes Gebrülle an, rissen sich von den Ketten los, stiessen einander mit ungewöhnlicher Kraft, und betrugen sich wie wüthend. Nach Verlauf von 4 bis 5 Stunden verfielen sie in einen tiefen Schlaf, der bei einigen bis 24 Stunden dauerte. Nachdem die Ochsen aus dem Schlafe erwacht waren, waren sie wieder ruhig, bei Appetit, und blieben gesund, ohne alle nachtheiligen Folgen. Offenbar waren sie von diesem gegohrenen und somit geistigen Futter berauscht.

Mit den Schweinen verhielt es sich ganz anders. Die Schweine werden dort in einer soge-

nannten Obora beherbergt; dieß ist eine, auf einer Seite offene Schupfe, so daß das Vieh nach Belieben auf die reichliche Strohstreu in der Schupfe sich lagern oder ins Freie sich hinaus begeben kann. Auch die Schweine fraßen die ihnen vorgelegte gegohrene Maische mit voller Lust, aber bald darauf fingen sie an, wie toll zu springen, zu toben, sich im Kreise herumzudrehen, und warfen sich dann auf die Streu, wo unter Wimmern und Aechzen über die Hälfte ihr Leben endete. Diese merkwürdige Doppelerscheinung berichtete als eine verläßige Thatsache Herr Ferd. Stieber aus Andrichau in Polen. Ihre Mittheilung mag unsern Lesern einestheils zur Unterhaltung, anderntheils zur Warnung dienen, indem hieraus hervorgeht, wie leicht das Vieh durch den Genuß gegohrener geistiger Nahrungsmittel berauscht werden kann, und welche nachtheilige Folgen den Rausch der Thiere begleiten.

Das Gespenst.

Guten Abend, lieber Herr Pastor, sagte Magister Blüthner, als er in das Zimmer des Pastor Altenhain in M. trat, und freute sich, seinen alten Freund, den er lange nicht gesehen hatte, zu umarmen. Recht angenehm ist mir Ihr Besuch, erwiederte der Pastor, um so mehr, da ich heute gleich Gelegenheit habe, Ihre Freundschaft für mich auf die Probe zu stellen. Sie werden sie bewährt finden, versicherte ihn Blüthner, sey die Probe auch noch so hart; sagen Sie mir nur, worin der Dienst besteht, den ich Ihnen erzeigen kann.

Daß Sie morgen für mich predigen, weil ich mich nicht allzuwohl befinde.

Blüthner war etwas verlegen und zweifelte, daß er den Wünschen seines Freundes würde Genüge leisten können, weil die Zeit zu kurz wäre, um auf die vorhabende Predigt studiren zu können.

Sie müssen predigen, sagte Altenhain, ich fordere es als einen Beweis Ihrer Freundschaft. Jezt lassen Sie uns Abendbrod essen und fröhlich seyn.

Eine ländliche Mahlzeit wurde aufgetragen, die dem Herrn Magister sehr gut behagte, weil unter anderen schmakhaften Speisen ein Desert von vortrefflichen frischen Birnen den Gaumen des Magisters sehr kizelte.

Die Mahlzeit war geendiget, und noch einige Stunden in Gesellschaft der muntern Frau Pastorin verscherzt, als sich Blüthner erinnerte, daß es Zeit sey, sich ein apartes Gemach anweisen zu lassen, um zu überlegen, womit er die liebe Gemeine morgen unterhalten könnte. Ich will Ihnen unsere Obststube einräumen, sagte die Frau Pastorin, dieß ist das einzige Zimmer in unserm Hause, wo man noch einem ehrlichen Mann zumuthen kann zu schlafen, denn in den übrigen sieht es, weil wir keine Gäste vermutheten, sehr unordentlich aus.

Keine Komplimente, Frau Pastorin, erwiederte Blüthner; in dem Hause solcher geliebten Freunde, als Sie und Ihr würdiger Gatte sind, wird mir jeder Ort, den Sie mir zu meinem Aufenthalt anweisen, angenehm seyn; doch muß ich gestehen, daß mir das Zimmer, daß ich heute bewohnen soll, doppelt angenehm seyn würde, wenn Sie nicht dabei zu kurz kämen.

Wie so? fragten ihn seine Freunde.

Vermuthlich, erwiederte Blüthner, befinden sich unter Ihrem Obstvorrath mehrere von jenen vortrefflichen Birnen, womit mich Ihre Güte schon heut gelabet hat, und wenn diese mir vor den Augen liegen, so bin ich Ihnen nicht Bürge, daß ich nicht einen Raub begehe, denn diese haben mehr Reiz für mich, als wenn Sie mich in eine mit Dukaten überstreute Stube führten.

Nun, lassen Sie Sich die Birnen schmeken, Freund, antwortete der Pastor; ich gebe von dieser Sorte zwar nichts gerne Preis, aber einem Freund, wie Ihnen, steht Alles zu Diensten.

Und nun kommen Sie in Ihr Schlafzimmer. Der Pastor begleitete ihn bis an die Thüre des Zimmers, ließ Blüthnern allein hinein gehen und wünschte ihm wohl zu schlafen.

Blüthner ging einigemal die Stube auf und nieder und trat dann an's Fenster, welches auf den Gottesaker hinausging. Der Mond schien an die Leichensteine, und die Aufschriften derselben konnte man aus dem Fenster von Blüthners Stube lesen. Eine tiefe Stille herrschte, die nur das

Rauschen des Abendwindes und das Krächzen einer Nachteule bisweilen unterbrach. Ein Schauer überfiel Blüthnern, der übrigens nichts weniger als furchtsam war; die Betrachtung der vielen Grabeshügel, die sich seinem Auge zeigten, und die damit so nahe verbundene Idee, einst auch mit modernden Gebeinen vereiniget zu werden, machte ihn traurig, doch verminderte er bald seine Traurigkeit durch die Gewahrwerdung eines Korbes mit Birnen. Er aß so viel, daß er nicht nur das Studiren vergaß, sondern auch sich nach einer halben Stunde, durch den unmässigen Genuß der Birnen, gänzlich dazu untüchtig fühlte, so daß er beschloß, auf seine Predigt den künftigen Morgen zu denken, und heute sich zur Ruhe begab.

Man denke sich Blüthnern in einem unruhigen Schlummer, der durch zu häufigen Genuß der Gottesgaben bewirkt und durch quälende Gedanken an Tod und Verwesung vermehrt wurde. Finstere Nacht war es, und eine hohle Stimme drang in Blüthners Ohren. „Rük' zu!" rief die Stimme zu verschiedenen Malen.

Blüthner horchte, erschrak, zitterte und kroch tief unter die Bettdeke.

„Rük' zu," murmelte es wieder schnell hinter einander, und Blüthner schwizte Angstschweiß. Muth gefaßt! sprach er endlich bei sich selbst. Halb zitternd stekte er den Kopf über die Bettdeke hervor und antwortete auf den Befehl des Geistes, zuzurüken:

Ich kann nicht, der Raum meines Bettes ist zu enge.

Eine kurze Stille herrschte jezt.

Blüthner glaubte gewonnen zu haben, die hohle murmelnde Stimme erhob sich aber wieder, es dünkte ihn, sie näher zu hören, er wikelte sich in sein Bette; allein auch da war er vor den Nachstellungen des Plagegeistes nicht gesichert, es dünkte ihn, es würde am Bettuch gezupft; aus Furcht, das Gespenst möchte ihm noch näher auf den Leib kommen, sprang er schnell aus dem Bette, lief ängstlich in der Stube herum, wagte es kaum, seine Augen anders zu richten, als starr vor sich hin, und wo er hinsah, sah er Gespenster, Schatten, Ungeheuer, Furien, Schlangen und tausend andere Schrekbilder, die ihm seine Phantasie vormalte. Von ohngefähr stieß er auf den Birnen-Korb, er raffte so viel zusammen, als er in einem Arm halten konnte, um im Fall der Noth, wenn ihm eins der Gespenster zu nahe käme, sich mit den Birnen wider dasselbe zu waffnen und sich derselben als Wurfpfeile bedienen zu können. Da er nicht in diese Nothwendigkeit versezt wurde, so hatte er in der Angst, ohne es selbst zu wissen, die meisten der Birnen gegessen und die übrigen fallen lassen. Er war entwaffnet, schrieb es der Wirkung eines bösen Geistes zu und eilte angstvoll wieder in sein Bette zurük.

Hier lag er nun wieder tief unter seine Deke gehüllt, hörte mit Unruhe dem Murmeln der hohlen Stimme zu, die jezt wieder fast ununterbrochen ihr voriges Lied anstimmte, empfahl sich der Obhut Gottes und aller Heiligen und erwartete, ob er noch einen Morgen erleben oder diese Nacht, durch die fürchterlichen Gespenster zu Tode gequält, seinen Geist würde aufgeben müssen. Mit Tages Anbruch warf sich Blüthner in die Kleider und eilte hinunter zum Pastor, er fand ihn schon im Schlafroke mit brennender Pfeife. Das freut mich, Herr Magister, daß Sie auch gerne früh aufstehen; kommen Sie, sezen Sie Sich zu mir und trinken eine Tasse Thee. Der Magister antwortete nicht und sezte sich stillschweigend nieder. Aber, Herr Magister, wie sehen Sie aus, redete ihn der Pastor nach einem minutenlangen Schweigen an, blaß wie eine Leiche!

Und das wohl nicht ohne Grund, erwiederte Blüthner, und er erzählte dem Pastor sein Abenteuer.

Der Pastor brach in ein lautes Gelächter aus. O, das ist herrlich, das ist vortrefflich, rief er und drükte Blüthnern die Hände. Können Sie sich über meinen Unfall freuen? fragte Blüthner ernsthaft. Darüber nicht, aber Sie bringen mich auf die Vermuthung, daß das Gespenst etwas ist, das ich schon seit zwei Tagen vermisse. Kommen Sie, wir müssen es entdeken. Nein, sagte Blüthner, ich gehe nicht mit. Sie müssen, antwortete der Pastor und zog ihn mit sich fort. Aber jezt ist's schon Tag und unsere Mühe würde vergeblich

seyn. Nein, Nein, sie ist's gewiß nicht, und Sie müssen mitgehen, um Sich davon zu überzeugen. An Blüthners Schlafzimmer grenzte eine Kammer, die ein einziges Dachfenster hatte; der Pfarrer schloß auf und fand zu seinem Vergnügen seinen besten Trommeltauber darinnen, der durch das halb offene Dachfenster hinein geflogen war und sich schon zwei Tage darinnen verhalten hatte, weil er die Oeffnung nicht wieder finden konnte. Da haben wir nun das Gespenst auf einmal erhascht, sagte der Pastor und trug seinen Trommeltauber mit grossen Freuden hinunter. Blüthner mußte über das entdekte Gespenst lachen; er schämte sich seiner Furcht und wollte nach dieser Zeit durchaus nicht zugeben, daß es Gespenster geben könne.

Lord Oßborne und Wegdwood, Wohlthäter der Menschheit.

Den Lord Oßborne in Irland umringten einst auf dem Felde starke und gesunde Bettler und sprachen ihn um ein Almosen an. Er schlug es ihnen ab und verwies sie zur Arbeit, die sich für ihre rüstigen Glieder und dauerhafte Gesundheit besser schike. Da sie — wie die Strolchen bei uns — den Mangel der Arbeit vorwendeten, zeigte er ihnen eine gebirgige Heide, die zwar zu seinen Grundstüken gehörte, aber so unfruchtbar war, daß sie kein Pächter unangebaut ließ. Die Meisten nahmen sein Anerbieten, dieß Stük Land urbar zu machen, an; Einige thaten es aus Scham und nur Wenige, die Trägsten, entfernten sich. Zum Anbau der Heide kaufte er ihnen alle mögliche Werkzeuge, schenkte ihnen Vieh und Geschirr, wies ihnen Kalk zur Düngung und Verbesserung des Landes an, und versprach ihnen, daß die Heide ihr Eigenthum werden sollte, wenn sie dieselbe urbar gemacht hätten. Die Bettler machten sich ans Werk, durchwühlten die Haide, und verwandelten das Land in tragbaren Aker. Wo sonst, wie wir sagen würden, Hungerblümchen und Heidekraut wuchsen, da wogten bald grüne Saaten, — Gärten, welche Fruchtbäume trugen, wie man sie der gebirgigen Heide und der Thätigkeit der Menschen nicht zugetrauet hätte. Neunzehn Familien waren da einheimisch, und bald entstand ein Dörfchen nach dem man sogar eine Chaussee hinzog. Durch diese Veranlassung wurden starke Bettler dem Müssiggange entzogen, und aus Landstreichern arbeitsame Menschen gebildet.

Aehnliches — im grössern Maßstabe that Josias Wegdwood in Etruria, da er die Menge des Thons, der Feuersteine auf der einen Seite, die drükende Noth vieler Tausende seiner Mitbrüder sah.

Deutschland hat auch noch hin und wieder öde Stellen, verwilderte Thäler, kahle Berge, grosse, viele Hufen, enthaltende Seen u. s. w., die durch gesunde und starke Hände der Menschheit mehr Nuzen gewähren könnten, als in ihrem gegenwärtigen Zustande, mehr Nuzen, als jene irländische Heide, aber es fehlt an Oßbornes und Wegdwoods, die das Geld auf eine so preiswürdige und wohlthätige Art anzuwenden wissen, oder — nicht wollen — so daß es auf ewige Zeiten — Zinsen trägt.

Weiße.

Der Freischüz Tag und Nacht.

In F. wurde der Freischüz sehr oft nach einander aufgeführt. Ein Vater hatte zwei Töchter, die beide musikalisch waren und immer Treppe auf und ab aus dem Freischüz trällerten. In einer Abendgesellschaft war die Rede von dieser berühmten Oper.

Der unmusikalische Vater sagte: „Seit dem Freischüz ist nichts mehr mit meinen Mädchen anzufangen, mit dem Jungfernkranz gehn sie in's Bett und mit dem Jägerchor stehen sie auf.“

Einfälle.

Wem folgt die Strafe recht eigentlich auf dem Fusse? — dem Podagristen.

Von einer schönen Schauspielerin, die schlecht spielte, wurde einst gesagt: „Sie macht gute Miene zum bösen Spiel.“

„Beehren Sie mich mit Ihrem Besuche“ heißt oft: „Kommen Sie, wenn ich nicht zu Hause seyn will.“

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Europa und Asien.

Endlich spricht sich ein Mittel aus, wie der traurige Zustand im Orient gehoben, und die barbarische Wirthschaft gegen Civilisation, insbesondere im heiligen Lande, nach dem Wunsche der ganzen grossen Christenheit beseitiget werden könne. Die Tataren sollen nicht über die Christen herrschen! Sie haben ihre bisherige Herrschaft über civilisirte Völker unrechtmässig geraubt, hätten, als einstiger Schreken der Menschheit, wäre es ihnen gelungen, die ganze Welt in die Ketten der Sklaverei gelegt, und man mußte sie seither nach dem Geseze des Stärkeren geduldet! — Aber, nun hat das Recht der Civilisation und der Menschlichkeit gesiegt, und das unglükliche gelobte Land muß in Freiheit unter eine christliche Regirung gesezt werden. Hiefür will Rußland die edelsten Opfer bringen. So kann Rußland allein die Initiative für einen beglükenden Weltfrieden bewirken, und den Dank der ganzen Menschheit für eine Ewigkeit ernten. Zg. (Bayer. Eilbote.)

Ein Arbeitsmann in Berlin hatte jüngst einen, mit fünf Siegeln versehenen Brief nebst Kiste zu bestellen, worin sich, laut Adresse, einhundert Thaler in Kassenanweisungen befanden. Er geht in der Strasse vor einigen Häusern ungeduldig auf und ab; da tritt ein Herr an ihn heran, und fragt ihn, zu wem er wünsche? Jener hält ihm den Brief hin, bittet zu lesen, und ihm zu sagen, wo er den Empfänger finden könne? Der unbekannte Herr wiegt den Brief in der Hand, und sagte ganz unbefangen: »Endlich! Ich habe ihn schon sehr lange erwartet. Der Brief ist an mich.« Der Arbeitsmann, erfreut, daß er nicht länger zu suchen braucht, bittet nur um das auf dem Couvert verzeichnete Porto von zehn Thalern für Brief und Kiste, welches sein Prinzipal, als Spediteur, verlangt, wie solches aus der beifolgenden Rechnung zu ersehen. Der Herr nimmt seine Brieftasche heraus, gibt dem Arbeitsmann zwei Fünfthalerscheine, und ausserdem noch einige Groschen Trinkgeld. Kaum hat der Arbeitsmann das Seinige empfangen, so geht der nunmehrige Inhaber des Briefes einige Häuser weiter, eilt in einen Thorweg, reißt das Couvert ab, und findet — nichts, als einige Blätter weisses Papier, dessen oberstes mit dem Worte »Angeführt!« beschrieben ist.

Die seidenen Herrenhüte wurden 1827 in Paris von Mallard und Chambry erfunden. Seit der kurzen Zeit hat sich diese Industrie so gehoben, daß Paris allein in 135 Fabriken durch 4000 Arbeiter anderthalb Millionen Männerköpfe unter den seidenen Hut bringt; das Ausland ist dabei nur mit 300,000 Stük betheiligt, aber wie viel Millionen »pariser Hüte« werden blos in Deutschland fabrizirt! Die französische Regirung sollte jährlich Prämien für die besten ausländischen Nachmacher pariser Firmen aussezen, denn diese Nachdruker sind die besten Missionäre für die französische Industrie.

(Hizableiter.) »In Was bestehen sie?« Nach den Berliner Zeitungen sind es Sommerröke für Herren, welche ein genialer Schneider der preussischen Hauptstadt verflossenen Sommer also benannt hat. Er versichert, daß Derjenige, welcher sie trägt, nicht schwizen könne, selbst in den heissesten Hundstagen nicht; er empfehle sie deßwegen auch den Studenten, wenn sie zum Examen gehen; den Schauspielern, welche ihre Rollen nicht wissen, und den Leuten, welche viele Schulden haben, lezteren aber nur gegen baare Bezahlung! Es lebe die Industrie!

In dem im Jahr 1505 von dem württembergischen Kanzleiregistrator Kirchgeßner herausgegebenen „tribunali Nemesis juste judicantis“ findet sich folgende Stelle, die auf die uralte, zu jeder Zeit da gewesene Klage, daß die Jugend vorlaut sey, und sogar erfahrne Leute belehren wolle, Bezug hat:

Fides ist geschlagen todt;
Justitia liegt in grosser Noth;
Pietas die liegt im Stroh;
Humilitas schreit Mordio;
Superbia ist auserkoren;
Patientia hat den Streit verloren;
Veritas ist zum Himmel geflogen;
Treu und Ehr über Meer gezogen;
Frömmigkeit läßt man betteln schon;
Ehrlichkeit hat Spott zum Lohn;
Invidia ist wieder los;
Charitas erkalt und blos;
Tugend ist des Land's vertrieben;
Bosheit und Untreu drinnen blieben,
Kinder wollen die Alten lehren,
Heißt das nicht, die Welt verkehren?

Humor.

Soll ich's Leben ernst erfassen,
Das so heiter mich begrüßt?
Oder scherzend drüber spassen,
Da es mit dem Tode schließt?

Soll ich's lieben ohne Massen,
Das so tief mein Herz zerriß?
Oder es verachtend hassen?
Und die Jugend war so süß!

Soll ich schwelgend es durchprassen?
Seine Gaben sind nur Schein;
Soll ich's ungenossen lassen?
Tausendfältig lädt's mich ein.

Zwischen Freuden, zwischen Uebeln,
Schreitet es stets wechselnd vor:
Leben soll man's ohne Grübeln,
Lebenskunst ist der Humor.

Pangkofer.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 3. 15. Jäner 1843.

Unterthäniges pro Memoria

nebst Bitte aller Zugochsen und Kühe an die Herren Ochsen- und Kühbauern; betreffend den grossen Nuzen der Einzelnjoche.

Wenn es schon in der Welt vielerlei Arten von Jochen gibt, an denen so Mancher schwer genug zu tragen hat, so wird Ihnen dennoch bekannt seyn, wie wie wohl unter allen den aufgelegten Jochen das drükendste zu verspüren haben. Denn von Morgens bis an den Abend tragen wir solches gewöhnlich auf den Köpfen. Aber überzeugt, daß ein Jeder, groß oder gering, seine Last im Leben auf sich nehmen muß, wollen wir uns durchaus nicht über die Arbeit selbst beschweren, sondern wir wagen es nur, unseren Hochzuverehrenden Herren in Betreff der Art derselben Folgendes vorzutragen.

Indem wir durchaus nichts dagegen einwenden, daß wir zur Arbeit gebraucht werden, so erfreuen sich im Gegentheil unsere Ochsen- und Kühehertzen noch recht sehr, wenn wir bedenken, wie viel besser und vernünftiger unsere Herren Kühe- und Ochsenbauern handeln, daß sie uns einspannen, als wenn sie sich mit Pferden plagen würden, die sie weit mehr kosten, ohne ihnen gerade viel mehr zu leisten. Wir sind stolz darauf, daß wir unser Futter nicht umsonst fressen, und wenn wir auch hier und da einmal uns ein wenig störrisch anstellen, so bitten wir, dieß gar nicht so ansehen zu wollen, als sperrten wir uns gegen die Arbeit; aber wie diese manchmal von uns geleistet werden soll, dieß ist der Punkt, über welchen wir wagen, unsere demüthigen Vorstellungen einzureichen.

Wie es unsern Herren Ochsen- und Kühbauern wohl bekannt ist, werden uns nemlich grosse, fast überall in hiesiger Gegend gebräuchliche, schwere Doppeljoche aufgelegt, in denen von uns armen Thieren immer zwei auf einmal zusammen gekoppelt werden, so daß sich, einmal an das Joch gehängt, keines mehr frei bewegen kann und, auch bei der angestrengtesten Kopfarbeit, eines genau nach dem Kopf und Sinn des andern sich bewegen muß. Die nächste Folge davon ist, daß sich alle unsere Gedanken durch einander mengen, daß hierdurch alle unsere Bewegungen beschwerlich und daher ganz langsam von Statten gehen, und daß wir, statt frei zu laufen, sowohl bei dem Pflügen als Fahren mit Wagen, wie die Schneken am Boden hinkriechen müssen. Daß hierdurch troz unserer grösseren Mühe und Beschwerde viel weniger gearbeitet wird, als, ohne mehr Anstrengung, sonst geschehen könnte, wenn wir nicht durch diese unzwekmässige Vorrichtung so sehr eingezwängt wären, wird Jeder einsehen, der einmal die Arbeit eines Gespanns mit Doppeljochen gegen eines mit einfachen zu vergleichen Gelegenheit hatte. In unseren Zeiten des Fortschreitens wagen wir aber noch auf einen Hauptübelstand aufmerksam zu machen, der zwar leider bekannt genug ist, den wir aber hier dennoch kurz berühren wollen, zum Zeichen, wie nachtheilig die Doppeljoche auch noch auf die allgemeine Volksbildung einwirken. Wenn man nemlich einen noch jungen Küh- und Ochsenbauern betrachtet, der noch wenig Doppeljoche aufgelegt hat, wie flink und schnell geht ihm dann noch Alles von der Hand, ja wir armes Vieh müssen auch noch manchmal von seiner Ungeduld leiden, wenn wir, durch das Joch zusammen gekoppelt, uns kaum selbst bewegen können und doch noch schwere Lasten fortschaffen sollen, weil er sich noch gar nicht in den rechten Schlendrian hinein-

fügen kann. Ganz anders sieht es aber aus, wenn der Doppeljochbauer einige Jahre mit diesem Geschäfte umgeht. Sind wir selbst durch die ewige Langsamkeit am Ende ganz dumm und schnekenähnlich geworden, so hat sich diese Eigenschaft auch auf unsern Führer fortgepflanzt, und sowie wir dann nur immer etwas Anderes als das Gewöhnliche sehen, so bleibt uns allen dreien gar leicht der Verstand stille stehen, und daraus entsteht, namentlich auf belebteren Strassen, gar manches Unheil. Wir sind dadurch schon in vielerlei Gerede gekommen, und daß die Küh- und Ochsenbauern deßhalb bereits eine gewisse Berühmtheit erlangt haben, daran sind eigentlich nur allein die Doppeljoche schuld.

Wie arg es aber seyn muß, wenn wir so im hohen Sommer unsere Köpfe unbeweglich der Sonne hinstreken müssen, damit diese unser weniges Hirn noch ganz verbrenne, weiß nur Der, welcher schon einmal mit dabei war. Ja, gar manchmal ist auch schon einer unserer Brüder oder Schwestern schnell verschieden, und haben sie ihren Eigenthümern bedeutenden Schaden gebracht, obschon ihn diese eigentlich nur den Doppeljochen zuzuschreiben haben. Auch denken wir schon jezt mit Schaudern daran, daß bald wieder eine Zeit kommen wird, in der wir im Felde, bei schwülem Wetter, allen Müken- und Fliegenstichen preißgegeben stehen oder pflügen müssen, ohne uns auch nur im Geringsten dagegen helfen zu können, weil unsere Köpfe zwischen den Hölzern eingeklemmt sind.

Aber all dieses Ungemach könnten Sie, Hochverehrteste Herren, von uns abwenden, wenn Sie Sich entschliessen wollten, uns statt der Doppeljoche einfache aufzulegen, um uns dadurch in den Stand zu sezen, unsere Kräfte so ungenirt, wie die Pferde die ihrigen, gebrauchen zu können. Wenn diese Einzelnjoche vielleicht nicht ganz so wohlfeil als die doppelten kommen sollten, weil sie Stränge ꝛc. erfordern, so bitten wir unterthänigst zu bedenken, daß diese kleine Ausgabe reichlich durch die schnellere und bessere Arbeit belohnt wird, sowie wir noch zu bemerken wagen, wie schön es ist, wenn sich ein frommer Christ seines Viehes erbarmt, und diesem, welchem er doch so viel zu verdanken hat, die von ihm geforderte Leistung nicht muthwillig oder aus Vorurtheil besonders erschwert.

Wenn wir an Einzelnjoche gespannt würden, wollten wir den Pferden an Schnelligkeit im Schritte fast gar nichts nachgeben. Wer dieß nicht glaubt, darf nur einmal sehen, wie wir in andern Theilen des Landes angespannt sind, wie leicht und schön dort unser Fuhrwerk geht, wie fleissig wir arbeiten, und wenn wir noch an die schönen Schellen denken, die uns anderwo um die Hälse gehängt werden, so können wir uns selbst eines kleinen Neides gegen unsere dortigen Brüder und Schwestern nicht enthalten, weil diese mit so viel mehr Güte, Wohlwollen und Menschlichkeit, als wir armen Thiere hiesiger Gegend, behandelt werden.

Noch müssen wir gar oft hören, daß die einfachen Joche nicht in das Gebirge tauglich wären, weil wir nicht daran einhalten könnten. Dieß ist grundfalsch; denn z. B. in Württemberg, wo man so viele einfache Joche führt, sind fast alle Wege mehr oder weniger bergigt. Auf Abhängen können wir uns übrigens an Einzelnjochen viel besser bewegen und helfen, daher auch leichter einhalten, und wo solche zu steil sind, wird doch gewiß kein braver Fuhrmann sein Vieh also arg plagen, daß er keine Sperre einlegte, die bei Doppeljochen ebenfalls oft genug nöthig wird.

Wenn wir daher bedenken, welches Weh uns armen Thieren durch diese Doppeljoche auferlegt wird, wie ferner unsere Eigenthümer, wenn sie uns nicht so plagen würden, eine bessere und schnellere Arbeit erhielten, auch durch die heillosen Doppeljoche selbst nicht mehr so leicht in Schlafsucht u. dgl. verfallen möchten, so flehen wir die Landwirthe unserer Gegend hiermit kläglichst an, den schon bekannten vielen Beispielen nachfolgen, die uns so schwer drükenden Doppeljoche wegwerfen und uns dafür gut gearbeitete Einzelnjoche auflegen zu wollen, die recht leicht und dauerhaft entweder von Holz allein oder zierlicher von Eisen mit schwarzen Lederkissen zu haben sind. Sind wir auch nur ein unvernünftiges Vieh, so freut es uns doch, zierlich gepuzt einherzuschreiten, daher wir, wenn es auf uns ankäme, die schönen schwar-

zen ledernen Halbjoche immer allen anderen vorziehen würden.

Wir ersterben in tiefster Demuth und in der Hoffnung wohlwollender Erhörung unserer Bitte, allen unseren Hochzuverehrenden Herren Ochsen- und Kühbauern

demüthige und fleissige

Zugochsen und Zugkühe.

(Folgen mehrere Tausend Unterschriften.) *)

Zusaz der Redaktion:

Landwirthen, welche dem Doppeljoche, das sich längst überlebt hat, entsagen und in Einführung der Halbjoche ihrer Gegend mit gutem Beispiele voran geben wollen, können wir jene sehr brauchbare, eiserne, mit Leder überzogenen Halbjoche à 3 fl. 30 kr. pr. Paar bestens empfehlen.

Wie wirkt das Regen- und Schneewasser auf das Gedeihen unserer landwirthschäftlichen Gewächse?

Jedermann weiß, daß der im Winter fallende Schnee auf das Wachsthum aller Pflanzen im folgenden Frühjahr und Sommer einen grossen Einfluß habe; schneearme Winter hält man als Vorboten eines weniger feuchtbaren Jahrs, und es ist bei unsern Landleuten zum Sprichwort geworden: so hoch der Schnee im Winter liegt, so hoch wächst das Gras im Sommer auf den Wiesen. Der Schnee zerfließt, sobald die Sonnenstrahlen schon vor dem Eintritt des Frühlings wärmer werden, das daraus sich bildende Wasser zieht sich allmählig in die Erde, und macht die Winterfeuchte in derselben, von welcher sich der Landmann mit Recht die besten Folgen für seine Aeker und Wiesen verspricht. Wie unentbehrlich für das Gedeihen aller Erdfrüchte von Zeit zu Zeit der Regen ist, besonders wenn er sanft, nicht in Strömen herabfällt, und von den Fluren nicht eben so heftig und schnell abfließt, sondern von der Erde eingesaugt werden kann, ist allgemein bekannt; darum hören wir das Seufzen, das Bitten um Regen, wenn eine anhaltende Trokene unseren Saaten, Wiesen und Bäumen das Verderben droht.

Wir wollen aber auch nach der Ursache fragen: warum das Schneewasser und der Regen der Pflanzenwelt so zuträglich sey? Auch der gemeinste Landmann wird nicht anstehen, einige in die Augen fallenden Ursachen anzugeben; aber manche Ursachen dürften auch selbst dem etwas gebildeten Landmanne nicht bekannt seyn, und darum wollen wir sie alle, so weit sie bisher erforscht sind, hier faßlich aufzählen.

Daß eine jede Pflanze, sie mag eine Getreide-, Futter-, Knollen-, Kraut-Pflanze, ein Baum, Gesträuch oder Ranke seyn, so lang sie wächst und nicht nach erreichtem Ziel ihres Wachsthums in Folge der Geseze der Natur vertroknet oder abstirbt, einen Saft, eine Näße in sich habe, und ohne dieselbe nicht leben könne, lehrt der Augenschein. Dieser Nahrungssaft besteht allerdings, wie es schon der Geschmak, wenn man ihn verkostet, verräth, aus verschiedenen Bestandtheilen, aber vorzüglich aus Wasser, welches durch die Wurzeln der Pflanzen, aus der Erde gezogen wird. Wenn nun die Erde troken ist, weil keine Winterfeuchte mehr vorhanden ist, oder weil kein oder ein zu seltner Frühlings- oder Sommer-Regen sie angefeuchtet hat, woher soll die Pflanze ihren, zur Gesundheit, zum Wachsthum und Gedeihen unentbehrlichen Bestandtheil an Feuchtigkeit hernehmen, besonders im Sommer, wo bei den heissen Sonnenstrahlen Pflanzen eben so ausdünsten, wie Menschen und Thiere schwizen müssen? Der Schnee und Regen müssen der Erde von Zeit zu Zeit diese Feuchtigkeit geben, aus welcher die Pflanze ihren Nahrungssaft, den man mit dem Blute der Thiere vergleichen kann, bildet. Die Blätter der Pflanzen saugen allerdings, besonders zur kühlern Nachtzeit, Feuchte aus der Luft ein, und der Thau benezt ebenfalls die Erde. Darum sehen wir bei anhaltender Trokene, daß alle Pflanzen, wenn sie noch so matt bei Tag aussehen, am frühen Morgen durch diese empfangene Feuchtigkeit erquikt, ein frischeres Aussehen haben. Aber auf beiden Wegen erhält die Pflanze noch keineswegs so viele Feuchtigkeit als sie für ihr Leben und Wachsthum

*) Aus von Babo's landwirthschaftlichen Berichten.

braucht; daher kömmt es, daß sie einige Stunden nach Sonnen-Aufgang, wo sie die wenige über die Nacht eingezogene Feuchtigkeit schon wieder ausgedünstet hat, abermals schmachtet, und daß sie aus Mangel an zureichendem Nahrungssaft weder wachsen, vielweniger Triebe bilden könne. Auch haben manche Pflanzen, wie z. B. das Getreide und einige Grasarten, nur wenige und schmale Blätter, sie können daher über die Nacht um so weniger Feuchte aus der Luft einsaugen, und leiden, wie uns die Erfahrung lehrt, durch eine lange grosse Trokene gar sehr.

Das Wasser des Schnees und Regens ist aber für das Gedeihen der Pflanzen auch deßwegen nothwendig, weil es die in dem Dünger und in der Erde, befindlichen Nahrungstheile für die Pflanze auflöst, verdünnt, in sich aufnimmt und mit diesen vermengt sie den Wurzeln der Pflanzen zur Einsaugung zuführt. Den Dünger, wie er in der Erde ist, kann die Pflanze nicht in sich aufnehmen, er besteht aus zu groben Bestandtheilen, als daß er durch die feinen Röhrchen der Wurzeln und des Stammes der Pflanzen gehen könnte. Darum werden wir, wenn wir eine Pflanze in die kleinsten Stüke zerschneiden, in ihr doch nirgends weder ein Stäubchen von Dünger oder Erde, wohl aber überall eine Flüssigkeit finden, die man den Nahrungssaft der Pflanze nennt. Daß dieser Nahrungssaft kein reines Wasser sey, zeigt dessen verschiedene Farbe, Geruch und Geschmak. Mancher Saft ist süß, mancher bitter, mancher sauer, mancher scharf oder salzig. Dieser verschiedene Geschmak kömmt von der Verschiedenheit der Mischung und des inneren Baues der Pflanze, indem nemlich jede Gattung von Pflanzen anders geformte Röhrchen und eine andere Art innerer Bewegung hat, wodurch es geschieht, daß die eine Gattung von Pflanzen andere Bestandtheile der Erdefeuchtigkeiten einsaugt, und sie auf andere Art verarbeitet, als eine andere Pflanze. Allein diese verschiedene Farbe, Geruch und Geschmak des Pflanzensaftes könnte nicht eintreten, wenn die in der Erde befindliche Feuchtigkeit blos reines Regenwasser wäre, und nicht schon aus dem Dung und aus der Erde verschiedene Bestandtheile durch die Auflösung in sich aufgenommen hätte, aus welchen jede Gattung der Pflanzen sich jene auswählt und einsaugt, welche für sie die angemessenen sind. Ist nun eine grosse Trokene, dann ist der Dünger in der Erde unnüz, ja durch die Hize, welche bei seiner Gährung sich entwikelt, vielmehr der Pflanze schädlich; denn sobald keine oder zu wenig Feuchte in der Erde vorhanden ist, welche den Dünger auflösen, seine öligen, salzigen und andern Bestandtheile in sich aufnehmen und der Pflanze zur Bildung des Nahrungssaftes zuführen möchte, so theile sich der Dünger durch die Verwesung wohl der Erde, aber nicht der Pflanze mit. Daher kömmt es, daß in sehr trokenen Jahren gerade in sehr gut gedüngten Feldern die Früchte noch schlechter als in ungedüngten Aekern stehen.

Das Regen- und Schneewasser wirkt aber auf die Gesundheit und auf das Wachsthum der Pflanzen nicht blos als ein wesentlicher Bestandtheil des Nahrungssaftes, und als ein Auflösungs-Mittel des Düngers und der auflösbaren Erdtheile, sondern auch **durch seine Bestandtheile**. Den neuesten Forschungen gelehrter Männer, insbesondere des Herrn **Bertels** im Regenwalde verdanken wir die Kenntniß, daß in dem Regen- und Schneewasser höchst nahrhafte, feste Theile, als Salz, Kalk-, Talk-, Alaun-, Kieselerde und andere feste Bestandtheile aufgelöst und in selbem enthalten sind. Er untersuchte das Schnee- und Regenwasser in jedem Monate, und hat herausgebracht, daß die in einem gewöhnlichen Jahr auf ein Strich Feld herabfallende Schnee- und Regenmasse 257 Pfund solcher erdiger und salziger Theile mit sich führe, welche alle der Ernährung und dem Wachsthum der Pflanzen unentbehrlich sind. Durch den Regen und Schnee empfängt daher jedes Strich Grundstük 257 Pfund des besten Düngers; ich sage des allerbesten, weil er schon im Wasser aufgelöst, folglich fähig ist, von den Wurzeln ohne eine weitere Vorbereitung eingesaugt zu werden. Je weniger es also in einem Jahr regnet und schneit, um so weniger erhalten die Pflanzen von diesem besten Dünger, und um so weniger können sie gerathen.

Noch aus diesem Gesichtspunkte zeigt sich daher Schnee und Regen als ein wesentliches Erforderniß eines guten fruchtbaren Jahres. Daraus folgt aber keineswegs, daß sehr feuchte Jahre die fruchtbarsten seyn müssen; die Erfahrung lehrt vielmehr, daß zu nasse Jahre gerade die unfruchtbarsten sind. Dieß ist schon daraus begreiflich, weil nasse Jahre weit kühler und ärmer an Sonnenschein sind, als trokene Jahre; Wärme und Sonnenschein sind aber zur Verdünnung und Verkochung des Pflanzensaftes, zu dessen Bewegung und Eindringen in alle Theile der Pflanze wesentlich erforderlich. Fehlt es an Wärme und Sonnenschein, so stoken die diken Säfte in der Pflanze, statt zu verdünsten, die Pflanze bleibt gefüllt mit diesem Safte, und ist unfähig, frische Säfte aus der Erde und Luft aufzunehmen. Der Ueberfluß an Regenwasser und seinen nahrhaften Bestandtheilen schadet endlich der Pflanze eben so, wie dem Menschen das Uebermaß genossener Speise und Trankes, von welchem Menschen und Thiere erkranken, ja sogar sterben müssen.

Aus Dem, was wir bisher von dem Regen- und Schneewasser gesagt haben, nemlich:

a) Daß es ein wesentlicher Bestandtheil des Körpers der Pflanze im gesunden Zustande und derselben unentbehrlich sey,

b) daß ohne Wasser, aus dem Dünger und aus der Erde die nährenden Bestandtheile nicht aufgelöst, und den Wurzeln der Pflanze zur Einsaugung nicht zugeführt werden können,

c) daß endlich in dem Regenwasser und Schnee, wie beides aus der Luft herabfällt, schon fette, salzige und andere Theile, welche dem Pflanzenleben vorzüglich gedeihen, aufgelöst sind, können wir uns manche Erscheinungen bei der Landwirthschaft erklären, z. B.

1. Warum ein Feld durch die Brache verbessert werden müsse? Während dem Brachjahr nemlich fällt viel Schnee und Regen auf das Feld, und mit demselben so viele in demselben aufgelöste salzige, fette und andere den Pflanzen gedeihliche Theile. Diese werden durch die öftere Aekerung mit dem Boden vermischt, und bleiben in der Erde, weil während dem Brachjahr keine Pflanzen im Aker wachsen, welche diese Nahrungstheile wieder einsaugen würden. Die nach dem Brachjahr angebauten Saaten erhalten also zu ihrem Wachsthum nicht nur die Dungtheile, welche während ihres Wachsthums durch Schnee und Regen ihnen zugeführt werden, sondern auch jene, welche während dem vergangenen Brachjahr auf gleiche Art in die Erde gekommen und darin aufgehoben worden sind. Die in die reine Brache gebauten Saaten gewinnen auf solche Art die Dungtheile des Schnees und Regens von 2 Jahren, nemlich auf einem Stük Feld 5 u. 8. Entr. und müssen daher bei dieser guten Nahrung kräftiger gerathen.

2. Man hat öfter sich durch genaue Untersuchungen überzeugt, daß Pflanzen Kalk, oder Salz, oder Gyps, oder andere Bestandtheile in sich enthalten, während die strengste Prüfung gezeigt hat, daß der Boden, in welchem sie gewachsen sind, von diesen Bestandtheilen gar nichts habe. Die Pflanze muß sie aber doch irgend woher bekommen haben? Allerdings, und zwar durch das Regen- und Schneewasser, in welchem sich solche Bestandtheile befinden.

3. Die Erfahrung lehrt, daß ein Aker, welcher 1 bis 2 Schuh tief einen lokern, das Wasser durchlassenden Boden hat, immer fruchtbarer ist, als ein anderer, wo schon nach 8 bis 12 Zoll ein Felsen- oder Lettenboden ist, der nichts durchläßt. Es gibt mehrere Ursachen, warum dieß sey; eine derselben, die gerade hieher gehört, ist aber auch diese: daß in den bis in eine grössere Tiefe lokern Boden auch das Regen- und Schneewasser tiefer eindringt, und die mit sich führenden festen nahrhaften Theile tiefer im Boden absezt, wo sie als den Pflanzenwurzeln näher gebracht, von ihnen um so vollständiger eingesaugt werden. Wo aber der Boden nur seicht loker ist, da bleiben diese nahrhaften festen Theile des Regens und Schnees mehr an der Oberfläche, folglich von den Erdwurzeln entfernter liegen, und werden überdieß durch den folgenden Regen leichter abgeschwemmt.

4. Da es erwiesen ist, daß im Regen und Schnee so viele der fruchtbarsten festen Theile im

aufgelösten Zustande enthalten sind, so zeigt es sich, wie nüzlich es sey, an abhängigen Feldern Schlammgräben zu machen, und in diesen das von den Feldern, besonders bei einem heftigen Regen abfliessende, überdieß auch die besten Erdtheile der Erdoberfläche mit sich führende Regen- und Schneewasser aufzufangen, bis es die mit sich führenden festen Theile durch die Ruhe in dem Graben abgesezt, wo sie dann, nach Verdampfung des Wassers, troken als ein vorzüglicher Dünger wieder auf das Feld gegeben werden.

5. Nach den Untersuchungen des Hrn. Bertels hat der Schnee und der Regen in den Monaten Februar und März die meisten festen und den Pflanzen gedeihlichen Bestandtheile, somit befruchten die Regen- und Schneefälle dieser 2 Monate am Meisten die Erde, und es wird daraus begreiflich, warum eine in diesen Monaten gegebene Akerung den Saaten gut anschlägt, warum die frühzeitigen Sommersaaten in der Regel am Besten gerathen, was man auch von jeher anerkannte, aber blos der Winterfeuchte als solcher zugeschrieben hat.

Mögen diese Betrachtungen unsere Leser überzeugen, wie von so vielen Gegenständen wir wohl die Wirkungen mit unseren Augen sehen, ohne doch ihre Ursachen zu kennen. Gewiß wird es aber Jeden freuen, wenn er von allen auf der Erde sichtbaren Veränderungen, insbesondere von dem Gedeihen oder Verderben der uns so vielfältig nüzenden Pflanzengewächse, auch die Entstehungsursache weiß. Es ist dieß zwar nicht immer möglich, weil die Natur so sehr im Verborgenen, unsichtbar und unmerklich wirkt, weil alle, ja selbst jene Gegenstände, die wir, wie z. B. die Luft oder das Wasser, für ganz einfach halten, doch nicht einfach sind, sondern aus mehreren, jedoch sehr feinen Bestandtheilen bestehen, die wir entweder gar nicht oder nur sehr mühsam kennen lernen. Aber demungeachtet müssen wir stets bemüht seyn, die Natur und Alles, was uns umgibt, nach seinen Eigenschaften und Bestandtheilen immer mehr kennen zu lernen, weil nur auf diesem Weg uns die Wirkungen in der Natur erklärbar werden, und wir dadurch lernen, was und wie wir es anfangen sollen, um unsere Felder, Wiesen und Gärten fruchtbarer zu machen. K.

Leinwand in 8 Tagen zu bleichen.

Wenn die Leinwand vom Leinweber kommt, muß man sie in warmen Wasser waschen, damit die sogenannte Schlichte herauskomme; dann stekt man sie in eine starke, aus Buchenasche, Rettig-Wurzeln und schwarzer Seife verfertigten Lauge. Nachdem sie mehrere Stunden darin gelegen, breitet man sie bei heiterem Sonnenscheine auf den Rasen, begießt sie fleissig mit Flußwasser, an Uferstellen geschöpft, wo keine Erlen wachsen, und wiederholt die Laugenbeize noch ein bis zwei Mal, wobei die Leinwand in der genannten Frist die gehörige Weisse erlangen wird, ohne durch schädliche Beizmittel zerstört zu werden. L. D.

Die Wachsbohne.

Die Wachsbohne, auch brasilianische genannt, uns erst seit einigen Jahren bekannt, behauptet unter den Bohnensorten den ersten Rang und verdient daher allgemein gebaut zu werden. Sie blüht blos röthlich, hat grüngelbliche Ranken und schwarzen Samen. Jung ist die Hülse grün, nach wenigen Tagen wachsgelb, und wächst meist etwas sichelförmig.

Die Wachsbohne ist zart und sehr tragbar und hat besonders den Vorzug, daß die Hülsen an ihrer Zartheit nichts verlieren, wenn sie auch schon älter an Ranken geworden sind. Wird die Bohne zum Salat verwendet, so erhöht sich durch den Essig die schöne wachsgelbe Farbe. Man legt den Samen gewöhnlich wenn man die Gurken legt, da er starke Fröste nicht vertragen kann.

Wider Wanzen und Ameisen.

Zu Amiens in Frankreich hat Jemand, der sehr von Wanzen und Ameisen geplagt war, sich durch folgendes Mittel ganz davon befreit. Er löste 1 Pfd. grüne Seife und 1 Qntch. Spiköl in dritthalb Maß warmem Wasser auf und goß diese

Mischung auf die hölzernen Betten, die Wände und den Fußboden, wodurch die Wanzen völlig vertilgt wurden. Man kann auch die Sachen blos damit besprengen. In seinem Garten vertilgte er die Ameisen auf gleiche Weise, ohne daß die Bäume und Blumen, welche er damit benezte, Schaden davon genommen hätten.

Der kostbare Dünger.

Der französische Offizier Dupoi schreibt: „Auf unserm Marsche gegen den Atlas (in Algerien) gelangten wir eines Tages in ein Thal, welches über eine Stunde im Umfange hat, und den Namen: das wüste Thal führt — was uns höchlich befremden mußte, da wir auf diesem Plaze die üppigste Vegetation antrafen, welche mindestens eine hundertfältige Ernte abwerfen mußte. Ein alter Beduine hat uns diesen Widerspruch erklärt, indem er sagte: Vor etwa vierzig Jahren war hier die Bevölkerung von zwei Tagreisen in der Runde im Aufstande; die Einen kämpften für — die Andern wider Abdul Mehem, der sich einen Propheten nannte, und grösser als Muhamed selber dünkte — und hier in diesem einst unfruchtbaren Thale waren die Einwohner von zehn verbrannten Dörfern mit all ihrem Vieh versammelt! meist Weiber, Kinder, Greise und Kranke, während die streitbaren Männer gegen die Feinde, d. i., gegen Abdul und seinen Anhang kämpften. Auf Einmal stürzten diese Feinde wie Löwen und Hyänen von den Bergen herab, mezelte Alles nieder, was da im Thale athmete, und zogen sich wieder in die Bergschluchten zurük, wo sie endlich nach Wochen einzeln aufgerieben wurden. Inzwischen hat sich der Bach, der dieser Thal durchströmt, an den vielen hundert Leichen geschwellt und, wie der Nil, Sand und Schlamm über dieselben ausgegossen, wornach der ganze Kessel einen neuen überaus fruchtbaren Grund erhielt und jezt zwar noch den Namen: das wüste Thal trägt, aber an Fruchtbarkeit viele Gärten übertrifft."

Die Reinheit des Brennöls

wird am Besten dadurch ermittelt, wenn man einerseits eine Probe mit Wasser schüttelt und das wieder abgeschiedene Wasser durch Lakmuspapier und eine Lösung von salzs. Baryt in Wasser auf freie Schwefelsäure prüft, anderseits aber eine Probe des Oels mit etwas verdünnter Schwefelsäure schüttelt und hinstellt. Ein gehörig raffinirtes Oel scheidet sich klar von der ungefärbten Säure ab, ein unvollständig oder gar nicht raffinirtes Oel färbt sich und die Säure mehr oder weniger braun. G. M.

Branntweinpest.

In keiner Gegend Deutschlands wird wohl mehr Branntwein aus Kartoffeln gefertigt, als auf dem Westerwalde. Jeder Bauer, der nur einigermassen die Mittel besizt, eine Branntweinbrennerei anzulegen, vermehrt dieses schleichende Gift unter seinen Mitmenschen. Da dort auf einer Geviert-Meile nicht einmal 3000 Menschen leben, so sind doch gewiß 30 Branntweinbrenner unter ihnen, also auf 100 Personen einer. Hierbei ist noch das Merkwürdigste, daß von dem gebrannten Wasser nicht nur keine Ausfuhr, sondern sogar noch Einfuhr Statt findet. Viele kleine Dörfer, die nur 18 — 20 Bauern zählen, haben 7 — 8 Branntweinbrenner. Dieses verderbliche Getränk, das bei gar vielen jungen Landleuten, ohne Ausnahme des Geschlechts, dem Wasser ähnlich getrunken wird, hat die billigsten Preise, da man den Ohm (80 Maß) zu 7½ Thlr. oder das Maß 3 Gr. kauft. Daß unter diesen Umständen unzählige traurige Erscheinungen und üble Folgen erzeugt werden müssen, unterliegt keinem Zweifel. Es thut daher Noth, daß dem wachsenden und immer drohender sich gestaltenden Verderben endlich ein starker Damm entgegengesezt werde, damit die gegründeten Besorgnisse einer gänzlichen Demoralisation des deutschen Volks nicht in eine bejammernswerthe Gewißheit übergehen.

Möchte doch Jeder das vortreffliche Büchlein von Zschokke: „die Branntweinpest" lesen!

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Goethes Denkmal.

»Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurük!«
Goethe.

Als ein wahrhaft würdiges Seitenstük zu dem Artikel in dieser Zeitschrift v. J. 1832: »Der Fürsten schönstes Denkmal,« steht als der bayerischen Landstände würdigstes Monument die Zustimmung dieser hochverehrlichen Herren zu Goethes Denkmal da. Auf dem Grunde einiger aber bei dieser Gelegenheit laut gewordenen Wünsche und Anträge, wagt es Einsender Dieses, folgende Fragen ehrerbietigst zu stellen: Wir haben Priester- und Schullehrerseminarien; — sollten wir Deutsche nicht auch einmal daran denken, Seminarien zu errichten zur Nach- und Ausbildung angehender, und Etwas im Voraus schon verheissenden Dichter, Prosaiker, Prediger, Geschichts-, Orts-, oder Naturforscher u. dgl., insoferne daraus ein reeller Nuzen abzusehen ist? — Und: Wann werden wir Deutsche einmal eine allgemeine Pensions- und Unterstüzungs-Kasse für von den Staaten aus unbesoldete Gelehrte und Künstler, und deren Relikten, erleben?? — Endlich: Wäre es nicht nüzlich, und in so lange der Kölner Dombau andauert, Germaniens Künstler und Gelehrte dahin zu veranlassen, von den von ihnen edirt werdenden Werken, den Betrag eines Freiexemplares dorthin. — später aber für die Zweke des gemeinten Pensions- und Unterstüzungs-Vereines, abzugeben??? —

Unmasgeblichst eingesendet von Einem, der im Münchner-Tagblatte, dermals redigirt von Herrn Ulrich von Destouches, schon Goethes Denkmal, — dann 1817 in dem Wochenblatte des polytechnischen Vereines, und auch in der Tübinger Polizei-Fama fragliche Pensions-Anstalten 2c. 2c., zur Sprache brachte.

In Berliner Blättern liest man die Erzählung einer, in dem Städtchen Neustadt! auf dem gräflich Kannitz'schen Herrschaftsschloß Neuschloß vorgefallenen Mordthat, deren Thatbestand zu unerhört gräßlich, als daß wir es über uns gewinnen könnten, dieselbe in ihren Einzelnheiten hier mitzutheilen: Ein 22jähriger Bursche, Namens Richter, ermordete am 1. Dezember seine Eltern, eine neunjährige Schwester und endlich noch einen alten Vetter! Eine solche Frevelthat ist unerhört! Der Wütherich hatte sein Mordinstrument, ein Beil, auch noch einer fünften Person, seiner zweiten Schwester, zugedacht, die er förmlich zu seiner Schinderhandlung einlud, die aber durch Geschäfte verhindert war, zu kommen, und dadurch dem Tode entging. Der Mörder ist verhaftet und hat seine That bereits eingestanden. Nach Einigen soll er diese furchtbare Gräuelthat verübt haben, weil ihm die Eltern die Einwilligung zu einer Heirath verweigert hatten.

Wozu allem das Gummielastikum doch verwendet wird! In London hat ein gewisser Richardson es sogar zur Pflasterung empfohlen, besonders für Pferdeställe, damit die Herren Pferde ein Surrogat für weichen Rasen unter den Beinen haben.

(Ein Altmeister.) In Brüssel starb ein Perruquier, der die Merkwürdigkeit hatte, daß er in einer angesehenen Familie den Hausherrn und dessen Vater und Großvater wie dessen Söhne und Enkel, also fünf Generationen unter der Scheere gehabt hatte. In den lezten Jahren wurde der alte Mann im Wagen geholt, wenn es Haare zu schneiden gab. Er hieß Van Malder und wurde 85 Jahre alt.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an. Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 4. 22. Jäner 1843.

Inhalt: Hausmärchen. Die Prinzessin mit der langen Nase. — Schiffe aus Eisen. — Aufbewahrung des Brodes durch Pressung mittels hydraulischen Druks. — Fingerzeig für finanzielle Plusmacher. — Ersaz für Korkstöpsel und Spunde. — Regenschirmstok — Erfindung. — Gewerbliches.

Hausmärchen.

Die Prinzessin mit der langen Nase.

König Dalamor hatte einen einzigen Prinzen, der sein Erbe und Thronfolger war. Wenige Augenblike vor seinem Tode ließ er ihn zu sich rufen und sprach:

„Mir winken die Schatten meiner Vorfahren, ich bin alt und es ist Zeit, daß ich dir Plaz mache. Die Krone, die ich dir hinterlasse, war meinem Haupt eine Last; du, mein Sohn, wirst sie mit Ehre und Freude tragen: denn dir ist es vorbehalten, das Reich, das unter meinem Zepter mit mir verarmte, wieder zum Glanze zu erheben und der Habsucht mächtiger Nachbarn zu entreissen, was ich in unglüklichen Kriegen mit denselben verlor. Wisse, daß ich einen geheimen Schaz besize, von dem ich selbst, durch feindlichen Zauber gebunden, leider keinen Gebrauch machen durfte! Dir aber ist es nach meinem Tode vergönnt, dich desselben nach Willkür zu bedienen. Nimm hier diesen Schlüssel; öffne damit ein Kästchen, das du unter dem Springbrunnen vor meinem Palast vergraben finden wirst. Bemächtige dich, so bald ich die Augen geschlossen habe, dieses kostbaren Gutes, und laß weise Großmuth und Gerechtigkeit die Gefährtinnen deiner Regierung seyn. Lebe wohl! umarme mich noch einmal und empfange den Segen deines sterbenden Vaters."

Dalamor verschied, nachdem er die lezten Worte ausgesprochen hatte. Zutu benezte mit heissen Thränen die erblaßten Wangen seines guten Vaters, und verweilte, in tiefen Schmerz versunken, noch lang an seinem Sterbebette. Die Traurigkeit des Prinzen war aufrichtig und das ungeheuchelte Gefühl seines unverdorbenen Herzens. Er ließ den König, seinen Vater, so prächtig zur Erde bestatten, als es seine Umstände ihm erlaubten, und erfüllte vor allen Dingen diese Pflicht, ehe er seine Neugier stillte und den ererbten Schaz auszugraben befahl. Fünfzig Arbeiter wurden hierauf zur Abtragung des Springbrunnens angestellt; er war von grossen Marmorstüken erbaut, und die Arbeit förderte nicht sonderlich. Endlich entdekte man einige Klafter tief unter der Erde ein vermauertes Gewölbe.

Der Prinz, den Neugier und Vorsicht oft antrieb, den Arbeitern zuzusehen, war eben gegenwärtig, als man es aufbrach. Alles, was man darin fand, war ein Kästchen von Ebenholz. Zutu nahm es selbst in Empfang, und war nicht wenig verwundert, da es so leicht war, daß er es ohne Mühe aufheben und mit sich nehmen konnte.

Gold kann es nicht seyn, was in diesem Kästchen verborgen ist — sprach er zu sich selbst, indem er mit dem gemachten Fund seinem Palast zueilte — vielleicht ist irgend ein grosser Diamant oder sonst ein Kleinod von hohem Werth darin verschlossen.

Wie mächtig wurde jedoch der Prinz in seiner Erwartung getäuscht! — Kaum traute er seinen Augen, als er mit dem empfangenen Schlüssel das Kästchen öffnete, und, statt der gehofften Schäze, nichts als einen leeren ledernen Beutel, ein kleines Horn von geringem Metall und einen Gürtel aus Ziegenhaar gewebt in demselben erblikte. Seine Bestürzung bei dieser Entdekung war so groß, daß er eine geraume Zeit wie versteinert stand, und in stummen Schmerz den bittern erniedrigenden Spott seines Vaters und die Grausamkeit des Schiksals anklagte.

Allein des Prinzen gutes Herz tröstete ihn bald in diesem verzweiflungsvollen Zustand, nachdem die Heftigkeit des ersten Eindruks vorüber war und seine Sinne sich wieder gesammelt hatten. Es ist unmöglich, dachte er, daß mein Vater in den lezten Augenbliken seines Lebens so feindselig, so heimtükisch gegen mich hätte handeln sollen! Ich erinnere mich, daß er von Zauberei sprach, die bei diesem Geschenk im Spiele sey: wer weiß, ob dieser schrekliche Betrug nicht das Werk irgend eines feindseligen Dämons ist? Mein Vater ist gewiß unschuldig, und sein ehrwürdiger Schatten wird meinem unbesonnenen Argwohn verzeihen!

Hierauf blikte Tutu noch einmal in das Kästchen und entdekte ein zusammengerolltes Pergament in einer Eke desselben. Er öffnete es, und las folgende Worte, die in deutlicher Schrift auf der Seite standen:

„Brauchst du Gold, so mache den Beutel auf, und die Summe, die du begehrst, wird denselben füllen.“

„Hast du Soldaten nöthig, so stosse dreimal in dieses Horn, und eine Armee auserlesener Kriegs-Männer wird dir zu Gebote stehen, die auf deinen Wink sogleich wieder verschwindet.“

„Willst du im Fluge von einem Ort zum andern eilen, so umgürte dich mit diesem Gürtel, und wünsche, wohin er dich versezen soll.“

„Merke dir übrigens, daß du dich der Macht dieser Wundergaben nur e i n z e l n bedienen kannst. Bewahre sie sorgfältig, laß keine derselben dir je entwendet werden. Denn ihr Zauber ist auch in fremder Hand gleich mächtig und verderblich!“

Des Prinzen Freude war unaussprechlich, als er diese Schrift gelesen hatte, und dadurch belehrt worden war, welch ein unschäzbares Gut das räthselhafte Vermächtniß seines Vaters ihm anvertraut hatte.

Er segnete mit innigster Dankbarkeit seinen Wohlthäter, und bat mit heissem Gebet dem Himmel sein übereiltes Murren noch einmal ab.

Man kann leicht errathen, mit welcher von diesen drei Wundergaben Tutu den ersten Versuch anstellte. Ein armer Prinz wünscht gewiß zuerst Gold! Der Beutel mußte also seine Dienste thun. Kaum hatte Tutu ihn mit dem Gedanken, daß er gefüllt seyn möchte, geöffnet, so schwoll er unter seinen Händen zu einer solchen Dike und Schwere auf, daß er ihn fallen ließ, und die Goldstüke auf dem Fußboden des Zimmers umherrollten.

Der Prinz glaubte einen Frevel zu begehen, wenn er blos zur Kurzweil durch den Schall des Horns eine Armee zusammenriefe und wieder verschwinden liesse; er fand sein Vertrauen durch die Probe mit dem Beutel hinlänglich bestätigt, und zweifelte nicht, daß der Gürtel nöthigen Falls auch seine Wirkung thun würde.

Der Wunsch, sich im Augenblik an einen entfernten Ort versezt zu wissen, war indeß keiner der geringsten in Tutu's Seele. Sein Herz war schon seit einiger Zeit an einer unglüklichen Leidenschaft erkrankt, die ihm Z e n o m i d e, die Tochter des Schachs A b u k a f, eingeflößt hatte. Zenomide war ein stolzes, ehrgeiziges, eitles — aber höchst reizendes Wesen. Prinz Tutu hatte sie am Hof ihres Vaters gesehen, wo er sich in der bescheidenen Gestalt eines Emirs auf einer Reise durch Asien einige Monate aufgehalten hatte.

Zenomide's Schönheit, ihre schlaue Koketterie, die um so anziehender und gefährlicher war, weil sie dieselbe mit Sprödigkeit und Leichtsinn abzuwechseln wußte, und ihr lebhafter Geist, hielten eine ganze Schaar junger Prinzen in ihren Fesseln. Tutu vermehrte blos die Anzahl ihrer stummen unbemerkten Anbeter; er seufzte im Stillen, wenn seine reicheren Nebenbuhler im öffentlichen Wettstreit durch glänzende Feste um Zenomide's Gunst sich bewarben. Diese Bescheidenheit unseres Prinzen bestand blos aus dem Bewußtseyn der Unmöglichkeit, sich durch ähnlichen Aufwand in die Reihe seiner Mitbewerber stellen zu können. Er fühlte indeß, daß er an Verstand und Talenten, an Muth und selbst an körperlicher Vollkommenheit keinem derselben nachzustehen brauche; und dieses Gefühl flößte ihm das sichere Vertrauen ein, Zenomide's Aufmerksamkeit gewiß auf sich zu ziehen, wenn er sich ihr in einer glänzendern Gestalt wieder vorstellen würde.

Die unerschöpfliche Goldquelle des magischen Beutels verschaffte ihm Mittel genug, sich auf das Prächtigste und Kostbarste zu schmüken. Er wählte die schönsten Jünglinge zu seinen Begleitern, und machte sich an der Spize eines zahlreichen und glänzenden Gefolges auf den Weg. Sobald er die Grenzen von Schach Abukafs Reich betrat, sparte er keinen Aufwand, um den Ruf von Freigebigkeit und Großmuth vor sich her zu verbreiten. Sein Einzug in die Hauptstadt erregte die Neugier und das Erstaunen des Volkes, und sein Erscheinen am Hofe den Neid aller anwesenden Prinzen, die sogleich in ihm einen gefährlichen Nebenbuhler vermutheten.

Prinz Tutu füllte und leerte täglich den magischen Beutel; er erkaufte sich durch reiche Geschenke die Gunst der Minister und Hofleute, und versäumte keine Gelegenheit, Zenomide's Wünschen und Launen auf das Ueberraschendste zuvorzukommen.

Die Feste, welche er ihr zu Ehren anordnete, hatten immer den feinsten Bezug auf seine Wünsche, und sezten nicht selten diese stolze Schöne durch einen überraschenden Ausgang in Verlegenheit.

Dem Schach Abukaf und seiner Gemahlin schmeichelte die Leidenschaft eines so reichen und mächtigen Prinzen für ihre Tochter, und auch Zenomide würdigte ihn nach und nach einer auszeichnenden Aufmerksamkeit. Tutu war leichtgläubig und gutherzig; er glaubte der Prinzessin Herz gewonnen zu haben, wiewohl er blos ihrer Eitelkeit geschmeichelt hatte.

Seine ausserordentliche Leidenschaft lokte ihm endlich eine förmliche Liebeserklärung ab, die er in einem günstigen Augenblike der Prinzessin zu machen wagte.

„Wie kannst du Erhörung deiner Wünsche hoffen, erwiederte Zenomide, da du meinem Herzen kein Vertrauen einzuflössen weißt? Der Name, den du dir gibst, ist sicher eine Erdichtung; das kleine Reich, für dessen Beherrscher du angesehen seyn willst, kann den unermeßlichen Aufwand, den du an unserem Hofe machst, unmöglich bestreiten. Kurz dein Erscheinen und Betragen haben etwas Geheimnißvolles in sich, das ich zuerst ergründen muß, ehe ich deinen Antrag beantworten kann."

Tutu betheuerte, daß er Der sey, wofür er sich ausgebe; Zenomide fuhr fort, das Gegentheil zu behaupten, und um den falschen Verdacht von sich abzuwenden, offenbarte der allzutreuherzige Prinz seiner Geliebten das Geheimniß, durch welches er jeden Augenblik so viel Gold besaß, als er wünschte.

Die Prinzessin war mit diesem Geständniß nicht zufrieden; sie wollte den Beutel sehen und selbst eine Probe mit demselben anstellen.

Tutu weigerte sich lange, dieses unschäzbare Geschenk, dessen Bewahrung ihm sein Vater so ernstlich anbefohlen hatte, aus den Händen zu geben. Allein Zenomide's Vorwürfe, ihr Unwille über sein Mißtrauen, ihre Bitten, ihre schmeichelnde Zudringlichkeit, siegten endlich über seine Standhaftigkeit; er zog den Beutel hervor und reichte ihn der Prinzessin hin.

Kaum hatte sie ihn, so floh sie mit schnellen Schritten aus dem Zimmer und schloß die Thüre hinter sich zu. Der Prinz hielt diesen Raub für blossen Muthwillen und erwartete ruhig die Zurükkunft seiner Geliebten.

Nach einiger Zeit erschien ein Sklave, der ihm im Namen der Prinzessin für das erhaltene Geschenk dankte und ihm zugleich ankündigte, daß Zenomide in Begleitung des Schachs Abukaf und ihrer Mutter Dogandar nach einem Lustschloß abgereist sey.

Tutu begehrte auch dahin geführt zu werden, allein man versicherte ihm, daß die königliche Familie, nach einer hergebrachten Etiquette, keinen Fremden in diesem einsamen Aufenthalte zu sehen pflege.

Der Betrug lag unserem Prinzen nun klar vor Augen; er sah, daß Vater, Mutter und Tochter sich zu einem Komplott gegen ihn vereinigt hatten.

Es blieb ihm nichts übrig, als abzureisen und die mächtigste seiner Zaubergaben anzuwenden, um den entwendeten Beutel sich durch Gewalt wieder zu verschaffen.

Er machte sich ungesäumt auf den Weg, kehrte in sein Reich zurük und kam nach zwei Monaten, mit dem magischen Horn versehen, wieder vor der Residenz des Schachs Abukaf an.

Kaum hatte er dieses wundervolle Instrument dreimal ertönen lassen, so erschien an einem jeden Thor der Stadt, deren sechs waren, eine Armee von fünfzig tausend Mann Fußvolk und eben so viel Reiterei. Die Wachen in den Thoren wurden augenbliklich über den Haufen geworfen und dieses zahlreiche Heer drang von allen Seiten in die Hauptstrassen der Stadt ein. Furcht und Entsezen ergriff die Einwohner; man dachte an keinen Widerstand und Schach Abukaj suchte sich und seine Familie durch die Flucht zu retten.

Die überall herumstreifende Reiterei entdekte sehr bald diese Flüchtlinge; man nahm den Schach nebst seiner Gemahlin und der schönen Zenomide gefangen und brachte sie sämmtlich in des Prinzen Zelt.

Mit bittender Stimme und niedergeschlagenen Augen sprach Abukaf zu seinem Ueberwinder:

„Ich verehre in dir einen unbekannten Feind, dessen Großmuth ich mich getrost unterwerfe, weil ich mich nicht von einem meines Gleichen, sondern von einem überirdischen Wesen besiegt glaube. Wenn ich dich je beleidigte, so geschah es ohne mein Wissen, und ich hoffe deinen Zorn zum mindesten dadurch gemildert zu haben, daß ich durch keine frevelhafte Gegenwehr mich vor demselben zu schüzen wagte. Mein Leben ist in deiner Hand, das Schiksal meines Volks hängt von deinem Wink ab, sprich das Urtheil über mich und die Meinigen! Ich flehe nicht dein Mitleid, sondern blos deine Gerechtigkeit an; denn ich bin mir keines Verbrechens bewußt, das dich zur Grausamkeit und Rache reizen könnte.“

Während daß der Schach diese Anrede hielt, troknete Zenomide ihre von Thränen überströmenden Augen, und erkannte nun den Prinzen Tutu.

Diese Entdekung flößte ihr Muth und Vertrauen ein; sie wußte, was ihre Reize und ihr schlauer Geist über das Herz ihres Liebhabers vermochten und ihrer Scharfsichtigkeit waren einige Blike, die Tutu verstohlener Weise auf sie warf und die mehr Theilnahme als Zorn verriethen, nicht entgangen.

Zenomide nahm das Wort, sobald ihr Vater ausgeredet hatte, und ehe Tutu mit sich selbst einig werden konnte, was für eine Antwort er dem Schach geben solle.

„Kaum traute ich meinen Augen, sprach sie, als ich in Euch, Prinz, den Störer unserer Ruhe, den Verwüster dieser Stadt und unsers Reichs erblikte. Leider sehe ich, daß der Mann, der mir vor Kurzem ewige Liebe und das heiligste Vertrauen schwur, leere unbedeutende Worte sprach! Ueber den tollköpfigen Abenteurer — fuhr sie spöttisch fort — der, um einen muthwilligen Scherz zu rächen, die halbe Welt aufbietet, Länder verheert und mit dem Schwert in der Hand den erzürnten Liebhaber spielt! Schämt Euch, Prinz! dieser Auftritt macht weder Euerm Herzen noch Euerm Verstand Ehre.“

Tutu war auf Alles, nur nicht auf Vorwürfe gefaßt; er wurde verlegen, und Zenomide ließ ihm nicht Zeit, sein Betragen zu rechtfertigen.

„Ich gestehe mein Verbrechen — unterbrach sie ihn — ich allein will es büßen, aber meine Unbesonnenheit soll nicht die Quelle allgemeinen Verderbens werden! Tödte mich, Grausamer! senke den gezükten Stahl in dieses Herz, das dich dadurch beleidigte, weil es deine Liebe und dein Vertrauen auf eine so kühne Probe sezte.“

Zenomide endigte diese Rede mit einem so zärtlichen schmerzlichen Ton, daß Tutu ihr gerührt zu Füssen fiel, und mit dem feierlichsten Schwur, sein Kriegsheer zu entfernen, angelobte, sobald er den entwendeten Beutel wieder erlangen würde.

„Hier ist die unglükliche Veranlassung dieser Verwirrung, sprach die Prinzessin, indem sie ihm den Beutel hinwarf; nimm sie zurük, die unselige Zaubergabe, auf deren Besiz du so neidisch, so eifersüchtig bist, daß du sie selbst in den Händen einer Person, die du zu lieben vorgabst, für verloren hieltest! Es kostet mir eben so wenig, dieß Spielwerk zu entbehren, als einen Mann zu fliehen, dessen Sinn so ungestüm und so unerträglich ist!“

Tutu verlor alle Fassung; er hielt den Zorn der Prinzessin für den Ausbruch beleidigter Liebe, er glaubte ihr Herz wirklich besessen zu haben, und der Verlust desselben trieb ihn beinahe zur Verzweiflung.

Man kann sich leicht denken, wie sehr er sein Mißtrauen und seine Uebereilung verwünschte; er würde, um sich mehr durch That als Worte zu rechtfertigen, Zenomide sogleich den Beutel freiwillig wieder zurükgegeben haben, wenn sie ihn gewürdigt hätte, seine Antwort und Entschliessung abzuwarten; allein sie eilte nach den lezten Worten unwillig fort.

Prinz Tutu wandte sich an den Schach und seine Gemahlin; er beschwur sie, ihm zu verzeihen und ihn mit ihrer Tochter wieder auszusöhnen. Seinem Versprechen gemäß entließ er die Armee, die sich während der Zeit um ihn versammelt hatte, aber auch auf seinen blossen Wink sogleich wieder verschwand. Abukaf und Dogandar dankten dem Prinzen für seine Großmuth und ersuchten ihn, mit ihnen in die Stadt zurükzukehren, wo ein grosses Fest den Bund des Friedens feiern und alles Vergangene vergessen machen sollte.

Tutu nahm diese Einladung mit Freuden an. Die Einwohner empfingen ihn unter lautem Jubelgeschrei; seine einnehmende Freundlichkeit verscheuchte jeden Eindruk der Furcht und des Schrekens, und man liebte und verehrte in ihm mehr einen wohlthätigen Erretter, als einen versöhnten Feind. Feierlichkeiten aller Art beschlossen diesen merkwürdigen wundervollen Tag; das Volk durfte ungehindert daran Antheil nehmen, und die Nacht verstrich unter mannigfaltigen Spielen, Tänzen und Lustbarkeiten, welche in einem grossen Garten am königlichen Palast, den Feuerwerke und Illuminationen ununterbrochen auf das Prächtigste erleuchteten, angeordnet waren, und denen der Prinz von einem Balkon aus an Dogandar's und Zenomide's Seite zusahe.

Ein Schauspiel dieser Art würde Tutu's Eitelkeit geschmeichelt haben; allein ob er gleich der Urheber der Fröhlichkeit eines ganzen Volkes war, so nahm er doch wenig Antheil daran. Sein Herz war einzig und allein mit der Sorge beschäftigt, den Unwillen seiner Geliebten zu besänftigen und ihr Herz wieder zu gewinnen.

Nachdem Zenomide den Prinzen durch Kälte und Troz lange gequält hatte, so ließ sie sich nach und nach durch Bitten, Betheurungen, Schwüre und Thränen erweichen, ihre Miene wurde freundlicher, ihre Stimme sanfter, und Tutu genoß endlich das Glük, sich mit seiner Geliebten wieder auszusöhnen. Zenomide verließ hierauf den Balkon und begab sich in ein nahes Zimmer. Der Prinz bat um die Erlaubniß, ihr nachfolgen zu dürfen, und erhielt sie nach einiger Weigerung.

Nun erneuerte er, lebhafter und dringender als jemals, die Versicherungen seiner Liebe, und den Wunsch, der Prinzessin Hand zu besizen. Zenomide wurde ernsthafter; einige Seufzer und ein leiser Händedruk sagten ihrem Liebhaber mehr als die beredteste Zunge in Worten aussprechen kann; er zweifelte nun nicht mehr, das Herz der Prinzessin gerührt zu haben.

„Gern würde ich einer Stimme Gehör geben, sprach sie, die nur zu laut in meinem Innern für dich spricht! Allein deine Macht ist mir zu fürchterlich, ich erzitterte vor dem Gedanken, einem Manne anzugehören, der mit überirdischen Wesen in einem so vertrauten Bunde zu stehen scheint. Eröffne mir das Geheimniß, durch welches du ein so unermeßliches Heer mitten in dieses Reich vor unsere Thore führtest, ohne daß wir es auch nur ahneten? Enthülle mir die Möglichkeit eines solchen Ueberfalles, der eben so wunderbar ist, als das augenblikliche Verschwinden dieser Schaaren die ich mit meinen Augen in Luft zerfliessen sah. Beweise mir, daß du sterblicher Natur wie ich, und nicht zu hoch über mich erhaben seyest: so will ich die Furcht aus meiner Brust verscheuchen, und der Regung meines Herzens willig folgen!"

Zenomide sprach die lezten Worte mit so zärtlicher Stimme, daß der Prinz ohne allen Argwohn und ohne sich einen Augenblik zu bedenken, die Neugier seiner Geliebten befriedigte. Er zog das magische Horn hervor, und unterrichtete Zenomide von dem Gebrauch und der Wirkung desselben. Die schlaue Prinzessin fand aber bald eine Gelegenheit, ihrem unvorsichtigen Liebhaber auch diese Zaubergabe aus den Händen zu loken. Sobald sie im Besiz derselben war, ließ sie das Horn dreimal ertönen, und ein grosses Heer, das den Palast, den Garten und die halbe Stadt erfüllte, stand ihr zu Gebot da. Tutu's Vertrauen in

seine Geliebte war zu groß, als daß er sie Anfangs einer heimtükischen Absicht fähig geglaubt hätte; er wurde blos durch den Schreken, den ihre unüberlegte Probe mit dem Horn erregen würde, verlegen; er bat sie inständigst, dieß Spielwerk nicht weiter zu treiben und die herbeigerufene Armee durch einen Wink wieder zu zerstreuen. Allein wie groß war sein Entsezen, als Zenomide, anstatt dieser Bitte Gehör zu geben, den nächststehenden Soldaten befahl, sich seiner zu bemächtigen und ihn dem Schach, ihrem Vater, als Gefangenen zu überliefern.

(Schluß folgt.)

Schiffe aus Eisen.

Dergleichen Schiffe werden jezt in grosser Vollkommenheit zu Ruhrort gebaut, und werden mit der Zeit die hölzernen so ziemlich verdrängen. Wird für gute Konservation des Materials gesorgt, d. h., für zeitigen Anstrich mit rothem Mennig, so übt selbst das Seewasser keinen nachtheiligen Einfluß darauf aus. Ein vorkommender Schade ist mit Leichtigkeit zu repariren; alle Umstände des Kalfaterns fallen ein für allemal fort, kein Losspringen der Planken, keine Fäulniß, keine Trokenfäule, kein Lekwerden durch eiserne und hölzerne Nägel, und alle dergleichen Uebel, die mit zur Hausgenossenschaft des hölzernen Schiffbaues gehören, sind zu befürchten. Die Kosten für die Erbauung eines eisernen Schiffes stellen sich höher, wie die eines hölzernen; allein die ungleich längere Zeit des Gebrauches, der durch die dünnen Seitenwände im Innern gewonnene Raum, die grössere Tragfähigkeit, die geringeren Unterhaltungskosten des Rumpfes und viele andere Ersparnisse und Vortheile geben durch ihre Zinsen den Unterschied des Anklagekapitals in wenigen Jahren zurük.

Aufbewahrung des Brodes durch Pressung mittels hydraulischen Druks.

Zwei Franzosen, Laignel und Malepeyre, haben zuerst den Versuch angestellt, Brod durch das Zusammendrüken in ein geringes Volumen zu troknen und ihm gewissermassen die Eigenschaften des Zwiebaks zu geben, um dasselbe lange aufbewahren zu können. Zu diesem Zweke nahmen sie gewöhnliches Weißbrod in der Dike von 8 bis 10 Centimeter, drükten es zwischen zwei kleinen Bretern in einigen Minuten auf 12 bis 15 Millimeter zusammen. Das Resultat des Versuchs war folgendes: die Kruste blieb unversehrt, nur die Krume erhielt ein glasiges Aussehen. Beim Herausnehmen aus der Presse zeigte sich aussen etwas Feuchtigkeit, die aber schnell verdunstete und bald ganz verschwand, so daß in wenigen Tagen das Brod so hart, dicht und troken, wie ein Stein erschien. In solchem Zustande widerstand es der Feuchtigkeit, der Gährung, dem Schimmel und war, als eines dieser gepreßten Brode nach Jahresfrist der Akademie vorgelegt wurde, vollkommen wohl erhalten. Will man sich desselben zur Nahrung bedienen, so muß man es mit dem Hammer zerschlagen und in warmes Wasser legen, wodurch es in sehr kurzer Zeit sein früheres Volumnen und dieselbe Farbe wieder erhält, die es in dem Augenblik hatte, wo es zur Presse gebracht wurde. Auch verliert es durch dieß lange Beharren im gepreßten Zustande weder die Schmakhaftigkeit noch den Geruch frischen Brodes, den es zur Zeit seiner Fesselung besaß.

Fingerzeig für finanzielle Plusmacher.

In einer englischen Zeitung wird der, wahrscheinlich ironische, Vorschlag gemacht, eine Steuer auf Kazen einzuführen, um den dringenden Bedürfnissen des Schazes abzuhelfen. Der schlaue Rathgeber rechnet, wie folgt: „auf 3,464,000 Häuser, die England zählt, kommen 2,732,000 Kazen. Eine Steuer von 8 Schil. (gegen 3 Thlr.) für die Kaze gibt eine Summe von 1,087,800 Pfd. Sterl.“ Am Besten würden sich nebst den Finanzen bei einer solchen Steuer wohl Ratten und Mäuse stehen und das Ihrige dazu beitragen, das Defizit im Beutel der Steuerpflichtigen noch zu vermehren, während das Defizit im Staatshalte vielleicht gedekt werden würde. Zu welchen

Kazbalgereien würde eine so rattenfreundliche Maßregel überdieß führen!

Ersaz für Korkstöpsel und Spunde.

Die als Surrogat der Korkstöpsel und Spunde vorgeschlagenen Materialien sind gefilzte oder gewobene Wolle oder ähnliche elastische Faserstoffe, welche einen Ueberzug von Kautschuk bekommen. Die Wolle kann aus freier Hand oder auf mechanischem Wege gefilzt oder gewoben, in ein Stük von passender Länge aufgerollt und dann in kleinere Stüke zerschnitten werden. Die den Stöpsel bildenden Stüke, welchen man eine etwas konische Form geben sollte, werden sodann entweder mit Hülfe einer Bürste oder aus freier Hand mit einer Kautschukauflösung überzogen. Man breitet nun einen Theil der Kautschukauflösung in einer sehr dünnen Schicht auf einer flachen Metall- oder Glasplatte aus und läßt die Flüssigkeit verdunsten. Den zurükbleibenden Kautschuk schneidet man mit einem scharfen Messer in Stüke von hinreichender Grösse und überzieht die Stöpsel mit demselben. Die bereits an den Stöpseln haftende Kautschukauflösung dient als Bindemittel für das Kautschukblatt. Darauf werden die Stöpselenden mit der Auflösung bestrichen und Kautschukscheiben von der gehörigen Grösse darauf gelegt. Der untere Rand des den Stöpsel umgebenden Kautschukblattes wird zulezt an die oben erwähnten Endscheiben angepreßt. Auf diese Weise erhält man einen elastischen und hermetisch schliessenden Stöpsel für Wein und andere Flüssigkeiten.

Regenschirmstok.

Die Aufgabe, den Spazirstok mit dem Regenschirm in einen Gegenstand dergestalt zu vereinigen, daß derselbe den Zweken und Eigenschaften beider vollkommen entspricht, ist zwar schon oft zu lösen versucht, aber noch nicht genügend ausgeführt worden. Jezt hat ein Franzose Forge einen Regenschirmstok hergestellt, dessen man sich nach Gefallen als Regenschirm oder als Stok bedienen kann, der aus einem Rohr aus Kupfer, Weichen- oder anderm Holz besteht, die Form und Grösse eines gewöhnlichen spanischen Rohres hat, und woran sich der Regenschirm im Innern befindet. Er zeichnet sich durch Leichtigkeit und Handhablichkeit aus, und wiegt kaum die Hälfte der Regenschirmstöke alter Konstruktion.

Erfindung.

Der holsteinische Bauer Thumann hat ein Verfahren erfunden, den Flachs ohne Röste oder andere chemische Vorbereitung binnen 24 — 48 Stunden zuzubereiten. Der so gewonnene Flachs soll ganz frei von fremdartigen Bestandtheilen, namentlich holzigen Beimengungen und Schebe seyn und an Stärke durchaus nicht verloren haben, dagegen sich durch Feinheit vor dem gewöhnlichen auszeichnen. Der Zeitaufwand soll sich um das 4 — 5fache und der Kostenaufwand um die Hälfte verringern. Zu dem ganzen Verfahren sollen 2 Maschinen, die eine im Preise von 4 — 5 Thalern, die andere im Preise von 300 — 400 Thalern erforderlich seyn. Der landwirthschaftliche Verein zu Hannover hat sich über die eingesendeten Proben sehr günstig ausgesprochen.

Gewerbliches.

Emanuel Stollwit in Edinburg hat, wie Blätter versichern, eine Maschine erfunden, die Schuhe und Stiefel fabrizirt aus Leder, Zeuch und Tuch und für Herren Damen, Kinder und Greise. Zwar sehen diese durch die Maschine erzeugten Fußbekleidungen noch etwas roh aus, weßhalb sie vor der Hand nur von Arbeitern, Trägern, Bauern u. s. w. gekauft werden; aber Herr Stollwit schmeichelt sich, seine Erfindung noch zu verbessern, und binnen Kurzem auch Lakstiefel und Ballschuhe verfertigen zu können. Im Preise sind sie um zwei Drittel wohlfeiler als die gewöhnlichen. Eine Schuhmaschine macht täglich 30 Paare, eine Stiefelmaschine täglich 12 Paare. Herr Stollwit hat ein Patent erhalten. Das Beste für die vielen deutschen Schuhmacher ist dabei, daß Edinburg ziemlich weit entfernt und auf die Weite gut zu lügen ist.

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Eine Kuh mit hölzernem Beine.

Vor ungefähr 11 Monaten hat einer hochträchtigen Kuh zu Cheltenham, welcher die grosse Beugsehne des linken Vorderfusses zerriß, der Kurschmied J. Ballinger das Bein zwischen Schien- und Fesselbein im Köthegelenke amputirt und durch ein hölzernes ersetzt. — Etwa einen Monat nach dem ersten Unfalle wurde der Fuß in dem Boden festgehalten und das hölzerne Bein nicht weit vom Knie abgebrochen. Ballinger versah die Kuh wieder mit einem neuen hölzernen Beine. Sie hat seitdem gekalbt und fortwährend Milch gegeben und befindet sich übrigens wohl. L. D.

Nichts und Etwas,
von
Castelli.

Wenn ich ein Liedchen mach' auf Nichts,
So mach' ich denn doch immer Etwas, —
So manch Gedicht enthält ja Nichts,
Und doch schreit man es aus für Etwas, —
Von andern wieder sagt man Nichts,
Ohschon daraus zu lernen Etwas, —
Drum gilt mir Lob und Tadel Nichts,
Und alle Tage dicht' ich Etwas. —

Das Beispiel lehrt: der tauge Nichts,
Der plözlich kommt von Nichts zu Etwas. —
Der Eine macht aus Etwas Nichts,
Der Andre macht aus Nichts schnell Etwas. —
Man ärgert oft sich über Nichts,
Wird wieder gut, auch ohne Etwas, —
Gott schuf die ganze Welt aus Nichts,
Und — Mensch, Du glaubst du seyest Etwas. —

Bist arm Du und besizest Nichts,
So gibt Dir keine Seele Etwas, —
Im Gegentheil — bedarfst Du Nichts,
So bietet alle Welt Dir Etwas, —
Drum hoffe von den Freunden Nichts,
Und lege Dir bei Seite Etwas,
— Ich meine Geld nicht, das ist Nichts,
Doch Wissenschaften, die sind Etwas. —

Wer Alles And're hält für Nichts,
Die Tugend nur allein für Etwas,
Den kümmert und dem schadet Nichts,
In seinem Innern flüstert Etwas:
»Du thatest hier des Bösen Nichts; —
»Doch thatest Du des Guten Etwas, —
»Und wirst Du einstens hier zu Nichts,
»So hoffe — Jenseit ist ein Etwas. —

»Wie schön leuchtete doch jüngst das Nordlicht,« sagte Jemand in einer Gesellschaft: und eine anwesende alte Dame flüsterte darauf ihrer Enkelin heimlich zu: Sie sollte fragen, von welchem Seifensieder es gekauft sey?

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 5. 29. Jäner 1843.

Inhalt: Hausmärchen. Die Prinzessin mit der langen Nase. (Schluß.) — Anregung zur Bildung eines Vereins zur Unterstüzung der Fremden. — Vater Isidors winterabendliche Unterhaltungen. — Der Bayern und der Deutschen Regentenspiegel. — Historische Reminiszenz. — Miszelle.

Hausmärchen.

Die Prinzessin mit der langen Nase.

(Schluß.)

Der Prinz kam der Vollziehung dieses Befehls glüklicher Weise durch die Flucht zuvor, die Nacht und das Gedränge der Menschen begünstigten dieselbe, und er erreichte einen Ausgang aus der Stadt, ohne erkannt und angehalten zu werden. Tutu empörte dieser zweite Betrug seiner Geliebten so mächtig, daß er ihr die unversöhnlichste Rache schwur, indem er ihre boshafte Heuchelei und seine Leichtgläubigkeit in den heftigsten Ausdrüken verwünschte. Sein Zorn schwoll noch höher, da er den empfangenen Beutel öffnete und sich einiges Reisegeld verschaffen wollte. Vergebens war der Wunsch, daß er sich füllen möchte; der Beutel blieb leer, und Tutu sah zu Vermehrung seines Verdrusses, daß die falsche Zenomide ihm einen untergeschobenen Beutel gegeben, und ihn auch um diese Zaubergabe betrogen hatte.

Der Prinz mußte, um ohne Geld seine Reise fortsezen zu können, den Entschluß fassen, sich als Derwisch zu verkleiden, und in dieser dürftigen Gestalt kam er, nach einer langen und beschwerlichen Wanderschaft, in seinem Reiche an. Er hatte Zeit genug, den Plan, wie er die treulose Zenomide bestrafen wolle, unterwegs zu überlegen und sein Herz auf die Zukunft mit Standhaftigkeit gegen die Kunstgriffe dieser schlauen Zauberin zu waffnen.

Das Mittel, das ihn rächen und ihm zu seinem Verlust wieder verhelfen sollte, war der Gürtel aus Ziegenhaaren. Er eilte seinem Palast mit Ungeduld zu, öffnete das Kästchen, welches diesen einzigen Rest des väterlichen Vermächtnisses und zugleich alle seine Hoffnungen aufbewahrte, und nachdem er die Stunde der Mitternacht erwartet hatte, schlang er den Gürtel um den Leib, mit dem Wunsche, sich augenbliklich in Zenomide's Schlafgemach versezt zu sehen.

Der Zauber that die erwünschte Wirkung. In wenig Augenbliken befand er sich neben dem Lager der Prinzessin, die, in tiefen Schlummer versenkt, nichts von seiner Ankunft ahnete.

Tutu's Vorsaz war, Zenomide im Schlaf zu überfallen, ihr das Geraubte mit dem Dolch auf der Brust abzufordern, mittels des magischen Horns eine neue Armee zusammenzurufen, und seine verrätherische Geliebte, nebst dem Schach und ihre Mutter Doganbar gefangen zu nehmen.

Der arme Prinz fühlte bald, daß die Ausführung dieses glänzenden Planes ihm unmöglich sey, und er entsagte dem Triumph einer Rache, gegen welche sein zu schwaches Herz sich unwillkürlich empörte. Die Reize der schlafenden Zenomide regten die ganze Macht seiner Leidenschaft wieder auf; er vergaß das erlittene Unrecht und sann schon auf Entschuldigungen seiner Verwegenheit, wenn Zenomide erwachen würde.

Ein tiefer Seufzer, der ihm entschlüpfte, als er mit schmachtendem Blik sich zu der schlummernden Prinzessin herabbeugte, erwekte dieselbe. Sie sprang erschroken vom Sofa auf und rief um Hülfe.

Tutu umfaßte sie, hielt sie fest, und bat sie, ruhig zu seyn.

„Wer bist du, Verwegener? — sprach Zenomide, indem sie sich loszuwinden suchte. — Welcher Frevel! Was willst du?“ — „Verzeihe dem Unglüklichen, antwortete der Prinz, ehe du ihn erkennst! Beleidigung ist unter uns auf beiden Seiten; laß uns die Vorwürfe einander sparen. Ich bitte, ich beschwöre dich, alle Furcht zu ver-

bannen und mich gelassen anzuhören.“ Zenomide erkannte nun Tutu's Stimme und Gesicht, sie merkte die Absicht seiner Erscheinung und kam der Erklärung darüber selbst zuvor, nachdem sie ihre Verwunderung geäussert, und der Prinz seine Rechtfertigung hergestottert hatte. „Ich bin strafbar, Prinz, sprach sie; ich trieb die stolze Grille, Euch zu berauben, um aus meiner Hand Euch einst Alles wieder zu geben, zu weit! Ihr habt mich verkennen und das Gehässigste von mir denken müssen. Ich will nicht nachforschen, durch welches neue Wunder Ihr Euch in diesen rings umher bewachten Palast den Weg gebahnt habt; ich ehre das schrekliche Gefolge dienstbarer Geister, die Euch zu Gebot stehen. Ihr bedürft ihres Beistandes nicht, um Das, was ich Euch aus den Händen lokte, wieder zu erlangen; ehe der Morgen anbricht, sollt Ihr den Beutel und das Horn wieder bekommen. Allein, Prinz, (fuhr sie mit zärtlichem Ton fort) ich fordere dagegen die Erfüllung einer Pflicht von dir, die, wenn du mich je liebtest oder mich noch lieben kannst, dir selbst heilig seyn muß. Du hast durch diesen nächtlichen Ueberfall meine Ehre beleidigt; von dieser Stunde an bist du mein Gemahl, und der morgende Tag verbindet uns durch öffentliche Feier.“

„Ist's möglich, rief Tutu aus, daß du mit so zärtlicher Großmuth meine Unbesonnenheit belohnen kannst? Wie soll ich dir danken? Wo soll ich Worte finden, die mein Glük auszudrüken? Ja, geliebteste Zenomide! ich war, ich bin dein, und nun soll nichts den Bund unserer Herzen trennen!“

Tutu drükte bei diesen Worten die Prinzessin fest an seine Brust; aber Zenomide hatte indeß den Gürtel entdekt, dessen grobes Gewebe auf dem Gewande, das er umschloß, sich merklich auszeichnete. Ihr Scharfsinn brachte sie sogleich auf die Vermuthung, daß irgend eine neue Zauberei mit diesem seltsamen Schmuk verbunden seyn müsse; und in der Hoffnung, ihrem Liebhaber das Geheimniß abzuloken, löste sie den Gürtel allmählig auf. Wie sie damit so weit gekommen war, daß sie sich desselben mit einem einzigen Zuge bemächtigen zu können glaubte, zog sie sich mitten in einem zärtlichen Gespräche von dem Prinzen zurük, und klagte über einen unerträglichen Schmerz, den ihr sein Gewand verursache. Sie stellte sich, als ob sie wie von ungefähr den groben Gürtel bemerkte, und bat den Prinzen, dieses eben so häßliche als beschwerliche Kleidungsstük abzulegen.

„Verachte dieses köstliche Gut nicht — sprach Tutu — von allen Wundergaben, die ich besaß, ist mir diese die wertheste. Diesem Gürtel habe ich das seligste Glük meines Lebens zu verdanken.“

Zenomide lächelte, und beschuldigte den Prinzen, daß er wahrscheinlich im Traume spreche. Tutu erzählte ihr hierauf, ohne ihre List zu argwohnen, daß er vermittelst dieses Gürtels eine Reise von vielen Wochen schneller als im Fluge gemacht habe, und daß der damit verbundene Zauber ihn überall hin versezen könne, wohin er es wünsche.

Kaum war die arglistige Zenomide von diesem Allen unterrichtet, so näherte sie sich dem Prinzen wieder, berauschte seine Sinne durch schmeichelnde Liebkosungen, und entwendete ihm unvermerkt den Gürtel, der nur noch wenig befestigt an seiner Hüfte hing. In dem Augenblik, da sie sich mit demselben umgürtet hatte, wünschte sie sich in ihres Vaters Schlafgemach, und verschwand so aus den Armen ihres getäuschten Liebhabers.

Tutu's Bestürzung über diesen Vorfall war so groß, daß er alles Bewußtseyn verlor, und der Wache, die Schach Abukaf ihn zu ergreifen sogleich abschikte, beinahe in die Hände gefallen wäre. Zum Glük erwekte ihn das Geräusch der Thüren, die man hastig aufriß, aus der gedankenlosen Betäubung, welche ihm diese zweite abscheuliche Verrätherei der Prinzessin bereitet hatte.

Er rettete sich durch eine geheime Treppe, die nach dem Garten führte, und da man zu seiner Verfolgung keine weitere Anstalten machte, so erreichte er mit Sonnenaufgang ungehindert das freie Feld.

Es war nicht Verdruß über seine Leichtgläubigkeit, nicht Schmerz bethörter und mißhandelter Liebe, nicht das Gefühl gereizter Rache, was aus seinem finstern starren Blike sprach; sondern tiefe Schwermuth und grenzenlose Verzweiflung, die sich

seines ganzen Wesens bemächtigt hatte. Der Tod war in diesem höchst unglüklichen Zustande sein einziger Wunsch und Gedanke. Er suchte, mit dem Vorsaz sein Leben irgend einem wilden Thier zum Raube zu geben, eine öde Berggegend auf, wo nur Löwen und Tiger hausten.

Vergebens durchirrte er zwei Tage lang die rauhen Felsen und schauerlichen Klüfte dieser Wildniß, in der Hoffnung, seinen Tod zu finden. Ermattet von Hunger und Durst, aufs Peinlichste gemartert, faßte er endlich den Entschluß, seinen Qualen selbst ein Ende zu machen: er stieg auf die steilste Felsenspize, die er erreichen konnte, und stürzte sich von derselben herab.

Allein sein glüklicher Stern rettete ihn auch dießmal. Der Fall würde ihn unvermeidlich zerschmettert haben, wenn sein Kleid sich nicht, ehe er den Abgrund erreichte, in die Aeste eines Feigenbaums verwikelt und die Gewalt des Sturzes so sehr vermindert hätte, daß er sanft und unbeschädigt den Fuß des Felsens, der mit dikem Moos bewachsen war, vollends hinabrollte; doch blieb er lange betäubt und des Athems beraubt auf dem Boden liegen.

Nachdem seine Sinne sich wieder gesammelt hatten, empfand er einen so unaussprechlichen brennenden Durst, daß er das Schiksal, das ihn wider seinen Willen beim Leben erhalten hatte, verwünschte; denn er sah bei der Unmöglichkeit, sich von der Stelle zu bewegen, nun das kläglichste Ende vor Augen.

Endlich versuchte er doch, ob er sich aufrichten und vielleicht eine Quelle in der Nähe entdeken könnte; aber seine Bemühung war fruchtlos; er fühlte sich stets wie von einer schweren Last zur Erde niedergezogen. Als er sich nach der Ursache dieses Hindernisses umsah, wurde er einen grossen Ast gewahr, den er im Fallen von dem Feigenbaum abgerissen und der sich seinem Kleide angehängt hatte. Mit freudigem Erstaunen erblikte er zugleich eine Menge reifer Früchte an diesem Aste; er brach sie und verzehrte sie mit Heißhunger.

Kaum hatte er sich damit erquikt und seine sinkenden Lebenskräfte gestärkt, so störte ein seltsames Wunder ihn in diesem wohlthätigen Genuß. Mit jeder Feige, die er aß, wuchs seine Nase einige Zoll; er bemerkte indeß vor Durst und Heißhunger diese Verunstaltung seines Gesichts nicht eher, bis er ziemliche Menge von diesen Zauberfrüchten genossen hatte, und seine Nase also nach und nach zu einer unförmlichen Grösse angewachsen war.

Tutu's Lage war zu unglüklich, als daß dieser neue Unfall ihn hätte bestürzen sollen; er erstaunte, ohne sich darüber zu betrüben oder zu ärgern. Vielleicht, dachte er, ist es eine Züchtigung der Unbesonnenheit, durch die ich die mir anvertrauten Wundergaben verloren habe? — Ich habe sie nur zu wohl verdient, und gern will ich den unbekannten Schuzgeist, den ich beleidigte, selbst durch meinen Tod versöhnen!

Der Prinz ging während dieses Selbstgesprächs in dem Thale, in welches er herabgefallen war, fort. Der Mittag kam indessen heran, die Sonne brannte immer heisser, und Tutu wurde aufs Neue von einem unaussprechlichen Durst überfallen. Da hörte er auf seinem Wege das Rauschen einer Quelle; er eilte hin, schöpfte mit der hohlen Hand daraus, und bei jedem Schluke, den er that, spürte er, mit unbeschreiblicher Freude, eine merkliche Verkleinerung seiner Nase; nun sezte er diese Kur so lange fort, bis sie wieder zu ihrer natürlichen Grösse gediehen war.

Dieses zweite Wunder erwekte auf Einmal die erstorbene Hoffnung wieder in seiner Brust; und in dem Augenblike, da er sich von der beschwerlichen und lächerlichen Bürde seines Gesichts völlig befreit sah, fiel ihm eine List ein, die ihm die entwendeten Wundergaben wieder verschaffen und zugleich die boshafte betrügerische Zenomide bestrafen sollte.

Prinz Tutu versäumte keine Zeit, diesen Plan auszuführen. Er verließ das Thal, nachdem er zu dem Feigenbaum zurükgekehrt war, und die schönsten reifesten Früchte daran abgebrochen hatte. Von einem Schäfer, der ihm auf dem Wege dahin begegnete, erhielt er ein irdenes Gefäß, welches er mit dem Wasser der wunderthätigen Quelle anfüllte, und eine Kleidung von geringem Zeug,

die er gegen sein reiches Gewand vertauschte. Hierauf begab er sich in Gestalt eines Gärtners wieder in die Residenz des Schach Abukaf, und trug einen Korb, mit diesen Zauberfrüchten angefüllt, zum Verkauf in den königlichen Palast.

Da die Feigen von ausserordentlicher Grösse und zur ungewöhnlichen Zeit vollkommen reif waren, so wurden sie gekauft und der Sultanin und der Prinzessin als eine Seltenheit beim Frühstük überreicht.

Der Prinz eilte, sobald der Handel geschlossen war, aus dem Palast hinweg, vermummte sich aufs Neue durch einen langen grauen Bart und einen schwarzen Mantel, die er in der Nähe verborgen hatte, und nahm als ein reisender egyptischer Arzt eine Wohnung in der äusseren Vorstadt, wo er die Wirkung der bezauberten Feigen abwartete. Dogandar und Zenomide assen mit gleicher Lust, und beider Nasen erlangten eine höchst unförmliche Grösse, ehe sie es gewahr wurden. Sie bemerkten diese Verunstaltung fast zu gleicher Zeit, indem sie zufällig einander ansahen und eine jede vor Verwunderung laut aufschrie.

Mutter und Tochter liefen erschroken dem Spiegel zu und fühlten, wie ihre Nasen sich noch immer strekten und ausdehnten, so daß ihre zitternden Hände das Gewicht derselben kaum zu tragen vermochten.

Das Gerücht von dieser ausserordentlichen Begebenheit verbreitete sich in einem Augenblik durch den ganzen Palast. Schach Abukaf, die eben bei ihm anwesenden Minister, und der ganze Harem eilten herbei, um sich von diesem schreklichen Wunder mit eigenen Augen zu überzeugen.

Man fand die beiden Damen vor Schmerz und Verzweiflung in Ohnmacht; der Schach ließ sogleich die berühmtesten Aerzte der Stadt zusammen berufen, und öffentlich bekannt machen, daß Derjenige, der seine Gemahlin und Tochter von ihren unförmlichen Nasen befreien würde, eine seiner Macht und Großmuth angemessene Belohnung erhalten sollte. Nach langen Berathschlagungen, und manchem sehr gelehrten Zwist, fiel der Ausspruch der versammelten Aerzte dahin aus: daß die Patientinnen durch Arzneimittel nicht geheilt werden könnten, und daß sie sich entschliessen müßten, die beschwerlichen Auswüchse ihrer Gesichter durch chirurgische Hülfe hinwegnehmen zu lassen; wobei man jedoch einstimmig die Unmöglichkeit behauptete, ihren Nasen die vorige Gestalt und Schönheit wieder geben zu können.

Weder Dogandar noch Zenomide wollten sich diesem Ausspruch unterwerfen, und beschlossen, unter diesen Umständen lieber ihre ellenlangen Nasen zu behalten.

Prinz Tutu hatte sich von Allem, was in dem Palast seit dem Genuß seiner Zauberfrüchte vorgegangen war, durch abgeschikte Kundschafter unterrichten lassen. Er glaubte, daß nun der rechte Zeitpunkt sey, den so glüklich angelegten Plan zu endigen.

Er ließ sich am Hofe des Sultans als ein fremder Arzt melden, und dabei im Voraus versichern, daß er ein durch magische Künste bereitetes Mittel besize, dessen Kräfte sich an den Kranken in wenig Tagen bewähren würden.

Sein Erscheinen war der königlichen Familie und dem ganzen Hofe höchst willkommen; man empfing ihn mit ausgezeichneter Achtung und wies ihm eine Wohnung im Palast an, damit er seinen Patientinnen immer in der Nähe seyn könne.

Das Wasser aus der Wunderquelle, das ihm selbst so heilsam gewesen war, und wovon er eine gefüllte Flasche bei sich hatte, that an der Sultanin die erwünschte Wirkung. Ihre Nase verkleinerte sich mit jedem Schluk, den sie davon nahm, und es hätte blos von dem Prinzen abgehangen, sie in wenig Augenbliken ganz von ihrer Unförmlichkeit zu befreien. Aber aus Vorsicht verzögerte er die Kur, um seine Kunst und sein Mittel dadurch wichtiger zu machen.

Zenomide brannte vor Ungeduld, der Hülfe dieses Wunderarztes auch theilhaft zu werden; allein Tutu ließ sie so lange hoffen und schmachten, indem er versicherte, die Heilung der Königin mache ihm sehr viel zu schaffen, daß er seine Aufmerksamkeit nicht ohne die größte Gefahr theilen könnte.

Nachdem die Nase der Sultanin endlich ihre natürliche Grösse wieder erlangt hatte, begab sich

der Prinz eines Morgens in Zenomide's Zimmer und redete sie mit folgenden Worten an:

„Ihr Anblik, Prinzessin, erregt mein Mitleid. Wenn sie mit diesem seltsamen Rüssel auf die Welt gekommen wären, so würde man glauben müssen, Ihre Mutter habe sich an einem Elephanten versehen. Was hilft Ihnen jezt Schönheit, da diese auffallende Unförmlichkeit den Zauber Ihrer Augen und das süsse Spiel Ihrer Mienen unnüz und sogar lächerlich macht? Die Unglüklichen, die Sie dadurch in ihre Neze lokten und unerhört zu Ihren Füssen schmachten liessen, werden nun über Sie triumphiren und sich an Ihrem Unstern weiden. Beruhigen Sie Sich indeß; die Sultanin, Ihre Mutter, darf bereits wieder ohne Schauder in ihren Spiegel sehen; vielleicht, Prinzessin, gelingt es meiner Kunst, auch Ihrer Nase ihr voriges schönes Ebenmaß wieder zu geben."

So sehr diese Anrede Zenomide's Ohr beleidigte, so verbarg sie doch ihre Empfindlichkeit, und zwang sich sogar, ihren Zustand der mitleidigen Hülfe ihres Arztes in sehr verbindlichen Ausdrüken zu empfehlen.

Der Prinz gab ihr hierauf eine Schale gewöhnliches Brunnenwasser zu trinken, nachdem er allerlei magische Formeln darüber ausgesprochen hatte. Da das Mittel, wie natürlich, keine Wirkung that, so bereitete er eine zweite Schale, drükte den Saft von einigen Kräutern hinein und ließ sie die Prinzessin unter allerlei mystirischen Ceremonien allmählig ausleeren.

Die Nase der Patientin verminderte sich indeß nicht um ein Haar.

Zenomide, die der ziemlich schnellen Kur bei ihrer Mutter beigewohnt hatte, war in Verzweiflung und der verkappte Arzt stellte sich über die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen selbst verlegen. Er entfernte sich hierauf mit der Versicherung, am nächsten Morgen wieder zu erscheinen und die fruchtlos versuchte Kur unter einem günstigern Gestirne zu erneuern. Die Prinzessin brachte den Tag und die folgende Nacht in äusserster Trostlosigkeit zu und Dogandar bemühte sich vergebens, sie zu trösten.

Tutu wiederholte drei Tage nach einander diese verstellten Bemühungen. Endlich bestimmte er die Stunde der Mitternacht zum lezten und wichtigsten Versuch, und begehrte mit der Prinzessin dabei ganz allein gelassen zu werden.

Er erhielt die Erlaubniß dazu ohne Schwierigkeit. Zenomide erwartete den Augenblik seiner Ankunft mit ängstlich klopfendem Herzen. Sie empfing ihren vermeinten Arzt mit Thränen in den Augen und beschwor ihn, kein Mittel unversucht zu lassen, um sie von ihrem unseligen Zustand zu befreien.

„Wenn Euch die reichen Belohnungen meines Vaters nicht genug sind, sprach sie, so wißt, daß ich Schäze von unermeßlichem Werth besize, womit ich Euch in dem Augenblik, da ich genese, meine Dankbarkeit beweisen will; und ich schwöre zum Voraus, daß alle Könige der Erde Euch nicht so großmüthig belohnen könnten, als ich es zu thun vermag und gewiß thun werde."

„Ich kenne die Versprechungen der Kranken, erwiederte Tutu ganz kalt; ich weiß, wie weit man sich darauf zu verlassen hat. Dieser erzwungenen Freigebigkeit folgt, sobald die Noth vorüber ist, die Reue, und was man versprach, war Phantasie der Krankheit."

Zenomide eilte ohne zu antworten in ein Nebenzimmer und brachte den Beutel, das metallene Horn und den Gürtel, um ihrem Arzt mehr Vertrauen zu ihren Worten einzuflößen.

„Diesen drei unscheinbaren, unbedeutenden Dingen — sprach sie — wohnen so grosse Wunderkräfte bei, daß Ihr durch den Besiz derselben der reichste, der mächtigste und der gefährlichste aller Sterblichen werden könnt; sie sind von diesem Augenblik an Euer Eigenthum, und ich will Euch von dem Gebrauch derselben unterrichten, sobald Eure Kunst mir meine vorige Gestalt wieder gibt."

„Ich bedarf dieses Unterrichts nicht, unterbrach sie der Prinz, indem er den Bart von sich warf und der drei Wundergaben sich bemächtigte. Ich nehme wieder, was du mir raubtest und lasse dir dein falsches treuloses Herz und — deine lange Nase."

Indem der Prinz diese Worte aussprach, schlang er den Zaubergürtel um den Leib und wünschte sich mit dem Horn und dem Beutel in sein Reich zurük.

Anregung zur Bildung eines Vereins zur Unterstüzung der Fremden.

Im vorigen Jahre näherte sich einmal in meinem gewöhnlichen Gasthause ein Fremder, und beklagte sich bitter über seine traurigen Familien-Verhältnisse, besonders aber über seine sich ausbildende Krankheit, die ihn um so mehr bedrängte, da er als fremder Familienvater und Gatte sich weder Rath, Trost, noch Hülfe zu verschaffen im Stande seye. Es war dieser Fremde ein abgebrannter Fabrikant aus Rußland, der ausser seinem Leben, und Demjenigen, was er und seine Familienglieder am Leibe trugen, nichts, aber gar nichts retten konnte, — und so verlassen und verstossen Nürnberg zu, und von da nach München, meiner Vaterstadt, wandelte, um durch Vermittlung und Beistand eines seiner dortigen Verwandten, bekannt aus einer so herrlichen Reisebeschreibung Brasiliens — wenigstens einige Unterstüzung erringen zu können. — Ich gab diesem wahrhaft unglüklichen Manne einige wohlmeinende Rathschläge, und trennte mich mit tiefgefühlter Theilnahme von diesem so Bedauerlichen, mit dem heimlichen Wunsche, daß in dem nun so brüderlich sich eignenden Deutschlande sich doch auch einmal ein philantropischer Verein, allenfalls unter dem Titel: „Freunde der Fremden," bilden und gestalten, und seinen Wirkungskreis über das ferne und fernste Ausland erstreken und ausbreiten möge, und mit theilnehmendem Hinblik auf Deutschlands Auswandler und Ansiedler in engländischen oder amerikanischen Staaten rc. rc., und mit Berüksichtigung auf besonders bei Eisenbahnen- oder Dampfschifffahrtsreisen u. s. w., sich ergeben könnenden Unglüksfällen. — Wenn jeder Reisende, und jeder Fremde einen erhöhten Aufenthaltskarten-Tax, oder Reisepaßzoll zu bezahlen hätte, und es jedem andern Menschenfreunde dabei frei stünde, hiezu ein freiwilliges Scherflein beitragen zu können, und andere Menschenfreunde, gesegnet durch den Reichthum gemeinnüzlicher Einfälle und Vorschläge dem Aufblühen eines so wohlthätigen Institutes an die Hand geben wollten, gewiß! — das Haus der Samaritanen müßte bald voll werden! — Doch! — ich wage es nicht, dießfalls weitere Winke zu geben, sondern hoffe zu Gott, daß einsichts- und gefühlvolle Männer in der Zeitschrift „Monat-Rosen" (Dezemheft 1842) und bei dem dortigen Artikel: „Reich und Arm" vielleicht einen Wegweiser entdeken, der dieser edeln Männer Zierde und Krone, und der Menschheit Segen werden wird. Amen.

Vater Isidors winterabendliche Unterhaltungen.

Im Zirkel der Seinigen breitete Vater Isidor, unter sich gemischt, theils geistliche, theils weltliche Bilder auf den Abendtisch aus, und ließ, je nach Belieben, davon herausheben. Das Herausgehobene begleitete er mit hiezu passenden Erzählungen aus der Kirchen- oder Weltgeschichte, oder aus der Legende der Heiligen, wobei er aber immer darauf Bedacht nahm, die Toleranz zu bewahren, ohne seine Rechte, — resp. Vorrechte als Katholik, — zu vergeben, oder einen anders Gläubigen auch nur im häuslichen Zirkel, und daher unbemerkt, und auch nur von Ferne zu kränken. Bekannt mit Wenigs Topographie von Alt-Bayern, mit Jakobis und Anderer Geographien, fertigte Vater Isidor selbst kleine topographische Kärtchen an, worauf er es, wie z. B. bei Perlach nächst München, und bei der Jakobiklause nächst Schleißheim nicht vergaß, im ersteren Orte Gustav Adolphs Linde de anno 1631, und im leztern die Urkunde v. J. 955 geeignet zu bezeichnen, um ja recht zu nüzen.

Vom hohen Interesse fand es Vater Isidor auch, mitunter auf Alles aufmerksam zu machen, was auf die Ur- und Verlaufsgeschichte Kölns von irgend einer Bedeutung — besonders auf die berührende Verwandtschaft Bayerns — seyn mochte; und so gelang es ihm, Licht und Recht in seinem Zirkel zu verbreiten, und der Wahrheit-

Gott im Geiste zu huldigen, eine freundliche Bahn zu öffnen, und einem „Goethe" *) ein ewiges Angedenken, umschlungen von der Liebe Jesu, und den Helden seiner katholischen Kirche ein Immergrün verehrenden Dankes zu bereiten.

Isidor sah die Zukunft als Kind der Gegenwart, und in der Vergangenheit erblikte er den gütigen Vater des Himmels und der Erde in, und für ewige Zeiten, den Vater aller Menschenkinder.

Der Bayern und der Deutschen Regentenspiegel.

Ein sonderbarer Einfall zum Besten des Kölner Dombaues, vielleicht ein Xenium.

Wenn wir mit theilnehmender Aufmerksamkeit in der Geschichte und Erdebeschreibung von Pfalzbayern, herausgegeben von den Verfassern der Kinderakademie (München bei Lentner 1797) mehrere dort vorkommende Charakteristiken unserer bayerischen Regenten durchlesen; so drängt sich gewiß Manchem von uns der herzliche Wunsch auf, diese schönen Charakterzüge der aufblühenden Jugend in einer vollständigen Sammlung auf Subscription, und je nach den Vermögensverhältnissen der Abonnenten, mit, oder ohne Porträts der Regenten, in zwanglosen Lieferungen vorzulegen. — Ein gleicher Wunsch besekt gewiß auch, und in dieser Beziehung die übrigen Länder und Gauen Deutschlands, und unter Benüzung anderer, bewährter Geschichtsschreiber Bavarias und Germanias, und über Abzug aller Kosten, zum Besten des Kölner Dombaues. — Mögen einsichtsvolle Männer dieser flüchtigen Idee eines stets kränkelnden Mannes, wie Einsender Dieses ist, jene patriotische Weihe und Reife verschaffen, die diese wahrhaft heilige Angelegenheit, dieser neue salomonische Tempelbau zur Ehre Gottes und zum Heile Deutschlands — wohl verdienen dürfte!! — Ein Xenium der Art verewigt dessen Begründer, und verherrlicht den im Geiste und in der Wahrheit anzubetenden Herrn der Welten, der alle Menschenkinder mit der von ihm selbst ausgehenden Liebe umschlungen erbliken will!!! —

*) Schon 1831, 1832 oder 1833 stand im Münchener Tagsblatte ein Wink von Goethes-Denkmal, dessen Einsender von aller Welt, wie einst Job, und wie der Todte im Grabe, nur nicht von Seinem Könige vergessen ist.

Historische Reminiszenz.

Vor einigen Jahren kam ich einmal zufällig mit einem sehr alten Bauersmanne aus der Gegend von Bernried bei Starnberg, in ein Gespräch, wobei es sich der gute Alte schlechterdings nicht abstreiten lassen wollte, daß die selige Herluka als Seherinn der damaligen Zeit, besonders über die Schiksale des deutschen Reiches bekannt, und berühmt, so Manches der heutigen Gegenwart vorher angedeutet haben solle. — Ob etwas Wahres in der Sache liegt, darüber können nur Männer vom Fache, denen besonders auch der Zutritt zu dem bayerischen Haus- und Reichs-Archiv gestattet ist, absprechen, denen der als grosser Gelehrter ebenfalls, und, wenn ich nicht irre, — aus den Zeiten der Herluka berühmte Chorherr Paulus des gedachten Klosters Bernried, nicht unbekannt seyn kann.

So eben, und am Schlusse Dieses erfahre ich, daß im III. Bde. von G. Fr. Jakobis Erdebeschreibung (Augsburg 1817. Im Verlag der Bürglen- und Bäumerschen Buch- und Kunsthandlung) auch vom vorigen Paulus rc. Erwähnung geschehen seyn solle.

Miszelle.

Die Zeit zu tödten, sagt ein geistreicher Engländer, das Material zu vergeuden, aus dem das Leben besteht, ist offenbar eine Art moralischen Selbstmords. Zieht man die mit Schlafen, Essen, Nichts- oder Unrechtthun verbrachten Stunden vom Leben ab, so wird das Leben ohnedieß kurz genug erscheinen; und doch gibt es Leute, die nicht im Geringsten fühlen, wie verschwenderisch sie mit den kurz gemessenen und immer abnehmenden Sandkörnern im Stundenglase umgehen.

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

(Gasbeleuchtung in Australien.) Während bei uns in Deutschland es noch Städte vom ersten und zweiten Range gibt, die eine so elende Strassenbeleuchtung haben, daß man sich, wie die Saturn- und Uranusbewohner, ein Viertel- und halbes Duzend Monde wünschen möchte, die einander abwechseln, hat man in dem fünften Welttheile bereits begonnen, die Gasbeleuchtung einzuführen, denn am 25. Mai (unsere Leser mögen sich erinnern, daß dieß dort im späten Herbst fallt) wurde Sidney, die Hauptstadt der englischen Kolonien in jenem Theile der Welt, zum ersten Male mit Gas beleuchtet.

(Ehrliches Eingeständniß.) In einer belgischen Zeitung wendete sich jüngst eine Frau an alle Kaufleute und Schenkwirthe mit der Bitte, ihr nichts mehr zu borgen, da sie dem Trunke ergeben sey, und ihr Mann nichts mehr für sie zahlen wolle. Es ist jedoch wohl zu vermuthen, daß der galante Mann diese Frau der Warnung der gewöhnlich gebräuchlichen vorgezogen hat.

(Papierfabrikation in England.) In England gibt es 800 Papierfabriken. Die industrielle Krisis, in der dieses Land sich befindet, erstreckt sich jedoch auch auf diesen Gewerbszweig, denn nur 120 dieser Etablissements sind in Thätigkeit.

(Industrie in Moskau.) Nach russischen offiziellen Berichten beläuft sich die Anzahl der Fabriken und Manufakturen in Moskau auf 614 mit 30,820 Arbeitern, und 3122 Handwerker-Werkstätten mit einem arbeitenden Personale von 19,638 Individuen. Unter den Meistern zählt man 2656 russische und über 800 ausländische. Im Jahre 1840 erzeugten alle diese Gewerbe im Werthe von 22,250,000 Silber-Rubel, wovon für mehr denn 19 Millionen verkauft wurden.

(Schöne Aussichten für Tabaks- und Zigarrenfabrikanten.) In Paris fangen die Damen der vornehmen Welt oder haute volée an, Zigarren zu rauchen, und zwar nicht mehr allein unter vier Augen oder am Theetisch, sondern schon öffentlich bei Spazirfahrten. Auch das Schnupfen soll von der hohen Damenwelt in Neu-Babel wieder in Mode gebracht werden. Obwohl wir den Bremer, Leipziger und Kasseler Tabaksgeschäften das beste Gedeihen wünschen, hoffen wir doch, daß unsere deutschen Frauen dießmal den französischen Damen nicht nachäffen werden.

(Gegenstände aus gesponnenem Glas.) In der vor Kurzem errichteten Fabrik venezianischer Mille-Fiori und Kunstglasarbeiten des Dr. Fuß in Schönebeck sieht man, wie Berliner Blätter melden, eine Menge gesponnener Glasschalen, welche sich den alten venezianischen ehrenvoll an die Seite stellen dürfen. Das Gespinnst ist von ausserordentlicher Feinheit und, was namentlich hervorzuheben ist, durchaus eins mit dem Krystall, so daß die Fäden nicht blos in dem Glase oder darüber liegen, wie etwa bei den franz. Arbeiten dieser Art, sondern mit demselben als ein nothwendiges untrennbares Ganze erscheinen. Das Verfahren wird in diesem Etablissement auch zur Herstellung von Gegenständen des Schmukes und Hausrathes, z. B. Armbändern, Nadeln, Broschen, Messerscheiden, Spiel-Tellern ꝛc. angewendet.

(So ändern sich die Zeiten.) Bei der Einweihung der Eisenbahn zwischen Straßburg und Mühlhausen sah man im Festsaale zu Straßburg, wo ein grosses Bankett Statt fand, unter Anderm folgende Inschrift: »Eine Reise von Mühlhausen nach Straßburg dauerte im Jahre 1500 acht Tage; 1600 sechs Tage; 1700 vier Tage; 1800 zwei Tage; 1841 zwei Stunden!«

(Kraftlunge der Amerikaner.) Kürzlich hat in New-York ein Advokat eine Rede gehalten, die nicht weniger als neun Stunden gedauert hat, und an deren Schluß die Stimme des Redners noch eben so klar und rein gewesen seyn soll, als beim Beginn. Wie viel unnütze Worte und Wiederholungen mögen dabei vorgekommen seyn!

Rembrants Magd plauderte gern mit andern Mägden zum Fenster hinaus. Er malte sie, und stellte ihr Bild ans Fenster. Die vorübergehenden Wasserträgerinnen redeten sie freundlich an, und brachen dann in Schimpfreden aus, daß die notorische Schwäzerin zu keiner Antwort zu bewegen war.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 6. 6. Februar 1843.

Die Zeit.

Der oan.

Frag' i an Herr Pfarrer, woher 's denn kimmt,
Daß Alles an End' so g'schwindi nimmt,
So sagt der Herr Pfarrer: »Schau, sey no g'scheut,
Das thuet halt amal so der Zahn der Zeit.«

Da hon i Respekt vor a sellan Gebiß,
Macht glei in a Mauer die größt'n Riß'
Und kaut dir an Klasterbaam zamma so g'schwind,
Als waar er grad wie a Bradl so lind. —

Wie's nacher wohl waar um die ganze Natur,
Wann ebber die Zeit amal zahnluket wur'
Und kunnt nimmer beiß'n? da gang ja nix z'Grund
Und mir waar'n alleweil fröhli und g'sund!

Der ander.

Na Bruder, do schneid'st di, denn waar dees der Fall,
So schluket s' halt nacher glei gar auf amal;
Was s' justement möcht', jez' stell' dir no für,
Dees waar ja wahrhafti zu'n Umbringa schier;

Du hätt'st heunt a Haus, schön sauber und neu,
Waar a weg'nmeiner a Gart'n dabei
Und morg'n waar furt bei Gart'n und Haus
Und du vielleicht a, was schauget da 'raus!

Franz v. Kobell.

Ueber die Benachtheiligung der Gesundheit durch das Athmen unreiner Luft in engen Stuben.

(Ein ernstes Wort für unsere Zeit, von Dr. Hg.)

So erfindungsreich auch unsere Zeit ist, so ist bis jezt für Lüftung der Zimmer noch immer sehr schlecht gesorgt, und doch ist dieser Punkt in Betreff des Lebensgenusses und der Dauer des Lebens von so ausserordentlicher Wichtigkeit.

Entweder haben die Baumeister nicht die gehörige allgemeine Bildung, um dieß zu begreifen, oder sie glauben, die Berüksichtigung jenes Punktes könne der architektonischen Schönheit der Gebäude Eintrag thun. Auch mag wohl Manchen die Befürchtniß abhalten, etwas Neues der Art in Gang zu bringen, weil Modeleute es für geschmaklos erklären dürften. Wenn sie unsere Thüren und Fenster so genau arbeiten lassen, daß kaum für das winzigste Lufttheilchen ein Riz zum Einstreichen übrig bleibt, glauben sie bessere Baumeister zu seyn, als Griechen und Römer, und sollten sie es ja dahin bringen, ein Zimmer überall luftdicht zu verschliessen, so werden sie sich um habsüchtige Aerzte, ungeduldige Erben und Rentenbänke ein grosses Verdienst erwerben. Uebrigens sollten sie nie übersehen, daß bei den alten Bauten von klassischer Schönheit die Luft, zwar in wärmeren Ländern, sehr frei aus- und einstreichen konnte, so wie, daß eine gehörige Zirkulation dieser Flüssigkeit zu der Fortsezung des Lebens so nothwendig ist, wie zur Verbrennung der zum Heizen dienenden Stoffe. Die Herren Baumeister unserer Zeit sorgen jedoch nur für das leztere Bedürfniß kaum und bekümmern sich um das erstere fast gar nicht. Sie halten den Zug durch den Ofen für beide Zweke völlig ausreichend, während er oft nicht einmal dem lezteren in der geringeren Weise entspricht, und glauben vielmehr, daß mit dem Oeffnen einer Thüre oder eines Fensters die Lüftung eines geheizten Wohnzimmers vollbracht sey, und denken dabei nicht daran, wie leicht schwächliche, zu Erkältungen geneigte Personen und besonders Kinder oft grossen Schaden an ihrer Gesundheit erleiden; denn die plözlich eindringende kalte Luft streicht, ohne angemessene Lüftung zu bewirken, wegen ihrer spezifischen Schwere,

am Boden hin und erkältet die im Zimmer befindlichen Personen.

Wir dürfen auch nicht übersehen, daß die obere Luftschicht, in der wir athmen, durch solche untere Strömungen keineswegs fortgeführt oder gereinigt wird, sondern wiederholt ein- und ausgeathmet und dadurch zulezt wirklich verpestet werden muß, wozu Abends die künstliche Beleuchtung das Ihrige beiträgt. Ein Mann von gewöhnlicher Statur athmet in der Stunde etwa 2000 Kubikfuß Luft, und zwei gewöhnliche Kerzenflammen konsumiren ohngefähr eben so viel Sauerstoff, wie ein Mensch. Das zurükbleibende Stikgas und das erzeugte kohlensaure Gas sind der Gesundheit bekanntlich sehr nachtheilig, und werden dieselben durch die vermöge des Verbrennungsprozesses und der Respiration Statt findenden Strömungen in die Höhe geführt, so werden sie sich in der Luft-Schicht, in welcher die im Zimmer befindlichen Personen athmen, leicht lange erhalten und wiederholt eingeathmet werden, bevor sie durch den Ofen, als die einzige Oeffnung, welche unsere Zimmer in der Regel zum Lüften besizen, hinausgeführt werden können.

Es ist auch nicht zu übersehen, daß die so erzeugte Wärme zu der der atmosphärischen Luft entzogenen Quantität Sauerstoffgas im graden Verhältnisse steht, welche Gasart sich mit dem Kohlenwasserstoffgase der Flamme der Kerzen, des Kohlengases, Oels oder andern Beleuchtungsstoffes verbindet; daß jeder Kubikfuß Kohlenwasserstoffgas sich bei dem Verbrennen im Durchschnitte mit zwei Kubikfuß Sauerstoffgas verbindet, und daß das Produkt dieser Verbindung in etwa $2\frac{1}{2}$ Kubikzoll Wasser und 1 Kubikzoll Kohlensäuregas besteht, welches leztere, unvermischt eingeathmet, auf der Stelle tödtend wirkt, und einen je grösseren Verhältnißtheil dieses Gases wir in Vermischung mit den sich aus den Lungen und der Haut entwikelnden Dünsten einathmen, um desto nachtheiliger ist die Wirkung.

Angenommen, z. B., die vollständige Beleuchtung eines Zimmers von gewöhnlicher Grösse erfordere in der Stunde 15 Kohlenwasserstoffgas, so würde daraus etwa $\frac{1}{2}$ Pinte Wasser und 15 Kubikfuß Kohlensäuregas entstehen. Denn so oft Kohlenwasserstoffgas in Berührung mit Sauerstoff-Gas oder atmosphärischer Luft verbrennt wird, sind dieß die Produkte der Verbrennung, das Kohlenwasserstoffgas mag nun von Wachs, Talg, Oel oder Steinkohlen herrühren. Hat nun diese Beleuchtung sieben Stunden lang in einem ungelüfteten Zimmer ihren Fortgang, so ist eine Gallone Wasser entstanden, das sich meist an den Fensterscheiben und andern kalten Oberflächen, mit denen es in Berührung gekommen, wird niedergeschlagen haben. Allein ein grosser Theil desselben bleibt doch in der Luft zurük und schadet der Gesundheit. Eine der vorzüglichsten Funktionen, welche die Luft beim Athmen zu übernehmen hat, ist nemlich, daß sie eine beträchtliche Menge Dünste aus den Lungen führt, damit jene sich in diesem nicht zu sehr anhäufen. Ist nun aber die eingeathmete Luft sehr stark mit Dämpfen geschwängert, so kann sie natürlich jenen Zwek nicht gehörig erfüllen; daraus können Abzehrung, so wie noch viele andere Krankheiten entstehen.

Die nachtheiligen Wirkungen des Kohlensäure-Gases (welches dieselbe Gasart ist, wie die, welche sich in Kellern, Bergwerken, Brunnen u. s. w. anhäuft und Erstikungszufälle veranlaßt) und Stik-Gases, welches in viermal grösserer Menge in der Atmosphäre enthalten ist, als das Sauerstoffgas, und durch Absorbtion des leztern bei Verbrennungs-Prozessen frei wird, sind hinlänglich bekannt, und man hat sich vor denselben so viel wie möglich zu schüzen.

In Spitälern sollte dieser Punkt ganz besonders berüksichtigt werden, und es würde dadurch nicht allein die Behandlung der Krankheiten im Allgemeinen erfolgreicher seyn, sondern sogar die Sterblichkeit sich dadurch um ein Bedeutendes vermindern. So auch in Fabriken, öffentlichen Anstalten u. s. w., wo die Luft theils durch die vielen anwesenden Personen und brennenden Lichter ausserordentlich verdorben wird, könnte man sowohl hinsichtlich der Beleuchtung, als besonders der Lüftung viel bessere und der Gesundheit angemessenere Einrichtungen treffen. Endlich in unserem Hauswesen selbst sollte dieser Gegenstand, da er in der

That von grosser Wichtigkeit, so wie in Ball- und Gesellschaftszimmern, wo fast in der Regel eine so verdorbene Luft eingeathmet wird, daß daraus die nachtheiligsten Folgen für die Gesundheit entstehen müssen, besser und ernster berüksichtigt werden.

Die stokende Luft in den Kirchen rc. ist nothwendig ebenfalls äusserst schädlich; denn wegen mangelnder Lüftung ist im Sommer die Temperatur in den Kirchen oft 6 — 8 G. R. niedriger als im Freien, und die durch die andächtige Gemeinde verderbte Luft bleibt von einem Sonntage zum andern eingeschlossen und wird immer ungesunder. Selbst in Privathäusern wird bei schwüler Witterung die Luft leicht stinkend und ungesund, wenn keine passenden Einrichtungen zum Lüften vorhanden sind. Oefen, die im Zimmer keine, oder keine gehörige Oeffnung haben, namentlich eiserne und Blechöfen, wirken ebenfalls schädlich, da sie im ersteren Falle die Lüftung nicht befördern, und im leztern, wenn sie zu heiß werden, den Sauerstoff der Luft verbrennen, während sich aus dem freiwerdenden Stikgase und dem (durch die Beleuchtungsstoffe erzeugten?) Wasserstoffgas Ammoniakgas bildet, das auf unsere Konstitution, wie auf die Geruchsnerven seine Wirkung äussert.

Mauerte man dagegen die Oefen, wie in Rußland, Ostpreussen u. s. w. aus Baksteinen auf, oder sezte man sie durchaus aus Kacheln, unter Anbringung geeigneter Züge, so würde man dadurch gewiß besser für die Gesundheit sorgen. Dergleichen Oefen, aus unvollkommenen Wärmeleitern, verbrennen die Luft nicht und halten die Wärme länger an sich. Allein man hat einmal eine Vorliebe für metallene Möbeln, wo diese irgend anzubringen sind, und der Vortheil der Eisenhändler, denen man die Besorgung von Oefen gewöhnlich überläßt, geht mit diesem Geschmake Hand in Hand. Uebrigens läßt sich Kachelöfen ein hinreichend geschmakvolles Aeussere geben, und wenn es Zugöfen sind, oder wenn mehrere Züge, die durch die Deke in den Schlott gehen, die verdorbene Zimmerluft in dem gehörigen Masse ableiten, wird die Gesundheit der Bewohner nicht durch stokende Luft leiden können. Das gesunde Aussehen Derer, welche sich mehrerntheils in der freien Luft aufhalten, spricht hinlänglich für den wohlthätigen Einfluß der leztern. Auch haben bekanntlich die Armeen, wenn sie in Garnison liegen, mehr Leute auf der Krankenliste, als wenn sie auf dem Marsche vielleicht Monate lang bivouakiren müssen und Mühseligkeiten aller Art zu erdulden haben. Aus diesen und ähnlichen Thatsachen ergibt sich, wie wichtig es ist, daß wir zu allen Jahreszeiten für hinreichendes Luftwechseln in unsern Zimmern sorgen, und lieber ein wenig frieren, als daß wir unsere Gesundheit durch das beständige Einathmen einer stokenden und verdorbenen Luft untergraben lassen.

Läßt sich die Lüftung in grossen Anstalten oder öffentlichen Gebäuden nur durch besondere Vorrichtungen bewerkstelligen, so dürfen diese nicht fehlen: So kann man einen Windfang durch eine (schon vorhandene) Dampfmaschine in Bewegung und dadurch abgekühlte, erwärmte oder gewöhnliche Luft in Zirkulation sezen, indem man zugleich am Boden, in den Wänden oder an der Deke des Zimmers geeignete Oeffnungen und Züge anbringt. In den Bergwerken thun Schlötte oder Schachtröhren gute Dienste, in denen man durch die Verbrennung von Kohlengas oder andern Brennstoffen einen angemessenen starken Zug unterhält. Diese sogenannten Apellschlötte liessen sich auch in vielen Fällen zum Lüften menschlicher Wohnungen mit Vortheil in Anwendung bringen.

Die Wichtigkeit des hier besprochenen Gegenstandes ist schon häufig von wissenschaftlich gebildeten Männern dargelegt worden, ohne daß dadurch das Publikum veranlaßt worden wäre, demselben die gehörige Aufmerksamkeit zu schenken. Die Sache muß daher so lange wiederholt in Anregung gebracht werden, bis der wohlthätige Erfolg des besseren theoretischen Wissens sich im Leben geltend gemacht hat, und namentlich die Baumeister die dringende Nothwendigkeit, jenen Uebelständen abzuhelfen, eingesehen haben. Liesse sich nicht die bei der Beleuchtung entwikelte Wärme zur vollständigen Lüftung der Zimmer benüzen? (In Räumen, wo sich grössere Gesellschaften versammeln, in Billardzimmern u. s. w., ist dieß bereits dadurch geschehen, daß man über den von

der Deke herabhängenden Lampen, dem Kronleuchter u. s. w. einen Trichter angebracht hat, dessen Röhre durch die Deke auf den Dachboden oder ins Freie geleitet ist. Hat sich diese Einrichtung auch nicht als ausreichend gezeigt, um in einem mit Tabaksrauch überfüllten Zimmer die Luft gehörig durchsichtig zu erhalten, so ist sie doch dem Zweke der Erhaltung einer gehörigen Respirabilität der Luft unter allen Umständen völlig entsprechend.) Wer dieß in der gehörigen Weise bewirkte, würde sich um die Menschheit ungemein verdient machen. Wir dürfen uns übrigens nicht darüber wundern, daß die häuslichen Einrichtungen in dieser Beziehung noch so weit zurük sind. Wie viele Jahrhunderte sind nicht z. B. verflossen, bevor man zu der Erkenntniß gelangt ist, daß reines Quell- und Brunnenwasser, als Getränk, der Gesundheit förderlicher ist, als jede künstlich bereitete Flüssigkeit? — Aber während man jezt überall thätig bemüht ist, dem Wassertrinken sein Recht zu vindiziren, hat man gewiß auch alle Ursache, darauf bedacht zu seyn, daß dem Menschen das Einathmen reiner Luft nicht länger verkümmert werde, da diese Flüssigkeit uns zu unserer Existenz noch weit unentbehrlicher ist, als reines Wasser, und deßhalb die nachtheiligsten Folgen daraus entspringen müssen, wenn sie für gewöhnlich in einem verdorbenen Zustande in den Körper eingeführt wird.

Ueber die Gefährlichkeit der Streich-Feuerzeuge.

Das Verbot der Streichfeuerzeuge in einigen deutschen Staaten veranlaßt einen Sachverständigen im Allg. Anzeiger d. D., sich dieser Fabrikation anzunehmen und das, wenn nicht Ungegründete, doch Uebertriebene der Besorgnisse, die jenem Verbote zu Grunde liegen, darzulegen. Jedenfalls verdienen die am angeführten Orte entwikelten Ansichten der Beachtung und Würdigung, um so mehr, da er einen Industriezweig betrifft, der von Wichtigkeit werden kann. Wir entlehnen deßhalb hier einige Argumente des Verfassers.

„Die Streichfeuerzeuge erfreuen sich des Schuzes vieler Regirungen. Die österreichische Regirung hat schon seit mehreren Jahren ein Privilegium darauf ertheilt. Diese Regirung hat bestimmt lange und viel geprüft, bevor sie dem scheinbar so gefährlichen Dinge das Lebensrecht ertheilte. Sie hat es ihm ertheilt; die Erfahrung hat gezeigt, daß sie wohl daran gethan. Denn von der von Manchem befürchteten Gefahr ist nichts erschienen. Wenn nun auch ein Einzelner Mißbrauch davon machen sollte, so verdient dieser Strafe und wird sie erhalten; aber der Wunsch Aller wird nicht seyn, daß etwas so Nüzliches deßhalb verboten werde. Denn Jedermann weiß, daß, wenn uns auch die Streichfeuerzeuge genommen sind, die Bosheit oder Unvorsichtigkeit Mittel genug behalten, sich in ihren Wirkungen bemerklich zu machen.“

„Nur scheinbar ist die Gefährlichkeit dieser Feuerzeuge. Die Erfahrung lehrt uns dieses bereits. Bei den ungeheuren Mengen solcher Hölzer, die seit einer langen Reihe von Jahren in allen Ländern verbreitet sind, ist ein dadurch etwa entstandenes oder entstehendes Unglük eben so klein und verschwindend, wie der Schnitt eines Messers von einem unvorsichtigen Kinde, oder das Verbrennen des Gesichts durch Pulver, oder wie das Untergehen eines einzelnen Schiffes einer ganzen Flotte auf dem Meere. Es werden neue Schiffe gebaut, und immer findet sich wieder ein muthiger Segler. Man lernt durch das Unglük, man sucht Gefahren zu vermeiden; aber auch mit der größten Vorsicht wird man, alles Unglük, jede Gefahr zu vermeiden, nicht vermögen.“

„Die Streichfeuerzeuge haben ihre grosse Ungefährlichkeit darin, daß der Phosphor zum Verbrennen ausserordentlich viel Luft verbraucht, und bei unvollkommenem Verbrennen phosphorichte Säure bildet, die, an die zunächst befindlichen brennbaren Gegenstände sich legend, dieselben unverbrennbar macht. Ein um ein Bündel solcher Hölzer gewikeltes Papier hindert den Zutritt der Luft schon, so daß nicht einmal das Papier verbrennt. Man kann ein solches Bündel, absichtlich entzündet, probeweise auf Schießpulver legen, und wird sich

überzeugen, daß keine Explosion Statt findet. Ein zweites Hinderniß wird der Schwefel, welcher beim Verbrennen auch viel Luft verzehrt. Es ist eine Unmöglichkeit, 100 Streichhölzer z. B., welche in der Mitte mit einem Faden umwikelt sind, in freier Luft so zu verbrennen, daß das Holz anbrennt. Dieß hat seinen Grund nicht allein darin, daß der Schwefel viel Luft verbraucht, sondern es verbindet sich der überflüssige zuströmende Kohlen-Stoff mit noch vorhandenem Schwefel zu einer das Holz vor dem Anbrennen schüzenden Masse. Man wird, wenn man diesen Versuch anstellt, stets finden, daß nach dem Erkalten an den innen befindlichen Hölzern noch ganz unveränderter Schwefel sich befindet."

„Aus den angegebenen Versuchen geht hervor, daß Vorräthe, die immer nur im Zustande der Verpakung sich befinden und in Kasten aufbewahrt werden, keine sich fortpflanzende Flamme verursachen können. Dann haben die Streichhölzer auch noch die scheinbar schlechte, aber eigentlich sehr rühmenswerthe Eigenschaft, daß sie, bei unvollkommenem Verbrennen, einen sich schnell verbreitenden, sehr eigenthümlichen und höchst unangenehmen Geruch verbreiten. Dieser Geruch verhindert, daß grössere Mengen durch unvollkommenes Verbrennen verderben, denn er ruft zur Abhülfe. Man hat in einem solchen Falle weiter nichts zu thun, als das Entzündete bei Seite zu legen und nach dem Erkalten erst zu öffnen. In den meisten Fällen werden, neben verkohlten, noch ganz brauchbare Hölzer sich finden. Nie wird eine Flamme entstehen, die einen weiter greifenden Brand verursachen könnte. Es ist aber wohl zu bemerken, daß ohne Ursache die gut zubereiteten Streichhölzer sich nicht entzünden."

Verfahren, um Gegenstände aus Papier-Maché zu verfertigen.

Man koche 4 Pfund Papierschnizel in Wasser und arbeite 6 Pfund gemahlene und geschlämmte Kreide darunter; die auf ein Tuch gebrachte Masse wird nun mit Leimwasser aus 1 Pfund Leim gut gemischt. Das Leimwasser kann am Besten mit 1 Pfund Koloquiten-Samen, welcher damit gekocht und durch Leinwand geseiht, bereitet werden, um alle Angriffe der Insekten zu verhüten. Die Masse wird auf einem Brett gehörig geknetet und vermittelst einer hölzernen Rolle in Tafeln geformt. Diese werden in einzelne Theile je nach der Form zerschnitten und in die Theile derselben eingedrükt. Die geformten Stüke werden herausgenommen und getroknet. Die verschiedenen Theile eines zu bildenden Gegenstandes werden nun zusammengesezt und mit derselben Masse und Leimwasser zusammengefügt. Die Unebenheiten werden mit Messer, Feile und Schachtelhalm verpuzt und glatt gemacht. Die Waare vermittelst eines Anstrichs oder eines Uebergusses aus Champagner-Kreide und bei Puppenköpfen mit Fernambuk-Auszug oder Kugel-Lak gemischt, überzogen und mit dem feinsten Farin angemalt. Alle übrigen Farben am Munde, der Augen, der Haare, werden mit Gummiwasser aufgetragen. Der Lak besteht aus Mastix, Sandarak, in Terpentinöl aufgelöst. Das Mattiren der Köpfe geschieht auf folgende Weise: Man zerläßt auf einem Teller bei gelinder Wärme 4 Theile weisses Wachs, sezt einen Theil in Weingeist aufgelösten Mastix und einige Tropfen Terpentinöl zu, erwärmt die zum Mattiren bestimmte Waare an einem Ofen und bestreicht solche vermittelst eines Pinsels.

Das Einsezen der Glasaugen geschieht vor der Zusammensezung der Köpfe von der innern Seite der Larve; in diese schneidet man an der Stelle der Augen die Löcher nach ihrer erforderlichen Grösse, sezt die Augen ein und befestigt solche mit Papiermasse.

Die Thierstüke werden nicht gemalt, sondern bestreut, welches auf folgende Weise geschieht: Nachdem die Thiere rein verpuzt, werden sie mit Oelfirniß angestrichen, und nachdem dieser halb troken geworden, wird feine gemahlene Wolle, wie solche in der Tapetenfabrikation angewendet wird, aufgestreut, und wenn Alles troken ist, mit Farben vermittelst des Pinsels angemalt und schattirt.

Alle Arten von Obst können sehr gut auf diese Weise nachgeahmt werden, wenn man solche je

nach ihrem natürlichen Ansehen entweder mattirt, lakirt oder mit Wolle bestreut.

Verfahren zur Gewinnung von Gallerte und Leim.

William Ruthay in Aberdeen theilt in „Wöhler's und Liebig's Annalen" folgendes Verfahren, Gallerte und Leim zu gewinnen, mit:

„Jede thierische Materie, welche Gallerte enthält, dient hierzu; Hauptabfälle sind aber das Beste. Man bringt sie in weiches Wasser und läßt sie darin, bis sie anfangen, in Fäulniß überzugehen; sie werden dann durch Waschen und Stampfen mit den Händen (oder mit Maschinen) so vollkommen als möglich von anhängenden Unreinigkeiten befreit und nachher in Wasser gelegt, welches mit schwefliger Säure geschwängert wird; auf 112 Pfund Hautabfälle nimmt man 25 Pfd. einer Säure von 1,035 spezif. Gewicht. — Nach 24stündiger Einweichung ist der Geruch der Säure ganz verschwunden, während das Wasser einen salzigen Geschmak angenommen hat. Man nimmt nun die Hautabfälle heraus, wäscht sie sorgfältig mittels Stampfern, wie schon oben erwähnt, bringt sie wieder eben so lange in die nemliche Quantität wässriger schwefliger Säure und wiederholt das Waschen. Beim Oeffnen des Gefässes, in welchem diese zweite Einweichung Statt gefunden hat, ist der Geruch der Säure, wenn die Abfälle von guter mittlerer Güte waren, noch sehr stark bemerkbar, was ein Beweis ist, daß die färbenden Materien hinreichend entfernt sind. — Sie sind alsdann zur Umwandlung in Gallerte geeignet. — Man bringt sie zu diesem Zweke in ein hölzernes, oder ein anderes passendes Gefäß, welches zu zwei Drittheilen damit angefüllt wird, und gießt Wasser von 110 G. F. (43 G. C.) darauf. Das Gefäß wird geschlossen, an einem warmen Orte 24 Stunden stehen gelassen, und nach Verlauf dieser Zeit der flüchtige Theil abgezapft und durchgeseiht. Er gesteht beim Erkalten zu einer steifen, farblosen Gallerte, welche zur Umwandlung in Leim geeignet ist. Auf den Rükstand im Gefäß gießt man eine neue Quantität Wasser, das um einige Grad wärmer ist, läßt es eben so lange damit stehen, und fährt mit dieser Behandlung so lange fort, als noch ein Rükstand vorhanden ist. — Man erhält nach diesem Verfahren eine reine farblose Gallerte von werthvollen Eigenschaften. Sie läßt sich in verschlossenen Gefässen, so lange man will, aufbewahren; wird sie aber in der Nähe blühender Pflanzen der Luft ausgesezt, namentlich, wenn der Wind von ihrem Standorte her weht, so tritt rasch Zersezung ein, indem in deren Folge eine reichliche Vegetation kryptogamischer Gebilde sich erzeugt."

Jourmard's Milchwächter.

Diese Vorrichtung, welche das Ueberlaufen der Milch bei fortgeseztem Sieden verhüten soll, besteht aus einem Dekel von verzinntem Eisenbleche, der in der Mitte eine kleine Röhre von 5 Zentimenter Höhe und 4 Zentim. Durchmesser und ausserdem mehrere kleinere Oeffnungen mit abwärts sich öffnenden Klappen hat. Er wird in ein Kasserol ungefähr 4 Zentim. tief so eingesenkt, daß er auf einem Rande aufsizt. Die zu kochende Milch muß noch 2 Zentim. unter dem Rande stehen. Fängt dieselbe zu sieden an, so schliessen sich die Klappen; die Milch wird durch die Röhre heraus, auf den Dekel getrieben; hier öffnet sie durch ihre Schwere die Klappen und fällt in das Kasserol zurük. Dieser Kreislauf dauert so lange, als die Milch siedet.

Gedörrte Milch.

Der russische Chemiker Kirchhoff hat durch angestellte Versuche gefunden, daß die Milch sehr lange Zeit zum Gebrauch aufzubewahren sey. Man läßt nemlich frische Milch langsam, durch eine sehr geringe Wärme, so lange verdampfen, bis sie zu Pulver wird, das in einem wohl verschlossenen Gefässe troken aufbewahrt wird. Will man sie benüzen, so braucht man dasselbe nur mit einer gewissen Wassermenge zu verdünnen, und man wird finden, daß die erhaltene Mischung genau den Geschmak und die Eigenschaften der frischen Milch hat.

Ein neues Werk über Mechanik.

Bei C. B. Polet in Leipzig erscheint und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Lehrbuch
der
Mechanik
in ihrer
Anwendung auf die physischen Wissenschaften, die Künste und Gewerbe.
Aus dem Französischen
des
Carl Bresson.

Wir besizen über Mechanik und Maschinenwesen viel Werke, welche füglich in zwei Klassen getheilt werden können. Zu denen der erstern gehören die Werke berühmter Mathematiker, bei denen alle Hülfsmittel, welche die höhere Analysis gewährt, angewendet worden sind; zu den Werken der zweiten Klasse müssen dagegen diejenigen gerechnet werden, deren Zwek die Anwendung der Mechanik auf die Baukunst, auf das Maschinen- und Gewerbswesen ist.

Um die in diesen lezteren Werken erläuterten Anwendungen zu verstehen, muß man die Grundsäze der Mechanik kennen: man findet sie kurz in den Lehrbüchern der analytischen Mechanik entwikelt, jedoch zusammen mit anderen Säzen, welche der Hauptgegenstand solcher Werke sind, der darin besteht, als Einleitung zur mathematischen Physik und zu den grossen Aufgaben der Astronomie zu dienen. Jedoch können solche Lehrbücher der so zahlreichen Klasse von Personen nicht genügen, die sich mit den verschiedenen Zweigen der Künste und Gewerbe beschäftigen, und eben so wenig jungen Leuten, welche den auf den Schulen erlangten Kenntnissen noch solche hinzufügen sollen, die zu dem Fache, welches sie ergriffen, erforderlich sind. Alle diese bedürfen Bücher, in denen die Theorie der Mechanik hinlänglich entwikelt worden ist, um ihr Studium zu erleichtern.

Unter den Werken dieser Art nimmt das vorliegende ohnstreitig einen hohen Rang ein; sein Verfasser hat sich länger als 20 Jahr mit dem mathematischen Unterricht beschäftigt, und am Ende seiner Laufbahn als Professor wird er das Publikum mit einem Werke beschenken, mit dem er sich seit 1824 befaßt hat. Es soll in einer gediegenen Uebersezung dem deutschen Publikum zugänglich gemacht werden.

Um recht genau die Anwendungen der Mechanik nach dem jezigen Zustande der Künste und Gewerbe studiren zu können, hat der Verfasser viele Jahre lang Baustellen von verschiedenen Denkmälern und öffentlichen Arbeiten, ferner Werkstätten, in denen man Maschinen bauet, und Manufakturen, wo sie im Betriebe sind, besucht. Eine Menge von Maschinen haben neuerlich sehr wesentliche Verbesserungen erhalten, und der Verfasser hat sich bemüht, für die Beschreibung und Abbildung derselben die vorzüglichsten auszuwählen. Der Maßstab ist durch Angabe des Bruchtheils ihrer natürlichen Grösse dabei bemerkt.

Auf diese Weise ist ein Werk entstanden, welches an Vollständigkeit und Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt und dessen Studium den Architekten und Gewerbtreibenden, den Lehrern und Schülern von Bau- und Gewerbsschulen auf das Dringendste anzuempfehlen ist. Der Verfasser hat sich bemüht, keinen Theil der Mechanik fester Körper, welcher zum Studium der physischen Wissenschaften, der Architektur, des Maschinenwesen u. s. w. erforderlich ist, unberüksichtigt zu lassen. Er hat sich bemüht, die theoretischen Säze möglichst klar zu beweisen, so wie dieselben durch Beispiele, die aus der Erfahrung und Praxis entnommen worden sind, zu verdeutlichen. — Eine nur oberflächliche Ansicht des Werks aber wird alles Gesagte als vollkommen richtig darthun.

Obiges Werk, dessen deutsche Bearbeitung einem ausgezeichneten, durch viele derartige Werke dem Publikum schon bekannten Mechaniker anvertraut wurde, erscheint in gr. 4. in sechs Lieferungen in elegantester Ausstattung zu dem so billigen Preise von nur 12 gGr. — 15 Ngr. — 48 kr. C. M. — 54 kr. rh., so daß das ganze Werk, welches auf 18 grossen Foliotafeln Hunderte von Abbildungen, und zwar in schönem Kupferstich, nicht aber in undeutlichen Lithographien, enthält, kaum 3 Thlr. kosten wird. Durch diesen bei einem derartigen Unternehmen noch nie dagewesenen billigen Preis (das französische Original kostet fast 10 Thlr.) hofft der Verleger auch den Unbemittelten dieses ächt klassische Werk zugänglich zu machen und sieht einer allgemeinen Theilnahme um so mehr entgegen, als obiger Subskriptionspreis später jedenfalls bedeutend erhöht werden dürfte.

Bücher-Anzeigen.

Ländliche Hausbibliothek.

(Fortsetzung.)

1) **Belehrende Unterhaltungen für Kinder, die ihre Musestunden gern nützlich anwenden. Herausgegeben von J. P. Pöhlmann. Mit illuminirten Kupfern. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.**

Der rühmlichst bekannte Verfasser beabsichtigt durch vorliegendes Werkchen der Jugend die Stunden der Muse recht angenehm und nützlich auszufüllen, und sie dem Müssiggange zu verwahren, — gewiß den Eltern, welche die Kinder theils aus Zeitmangel, theils wegen anderer Hindernisse nach den festgesetzten Lehr- und Arbeitsstunden nicht selbst auf Geist erheiternde und Herz veredelnde Art beschäftigen können, eine ersehnte Abhülfe. Dieses Buch enthält eine Sammlung ausgesuchter Erzählungen, Mährchen, Legenden, Fabeln, Nachrichten von merkwürdigen Erscheinungen in der Natur und in der Menschenwelt, Räthsel, Lieder und Sittensprüche, die das Interesse der jungen Leser gewinnen, und, von allem Sittenlosen entfernt, ihnen einen so belehrenden Schaz von Kenntnissen beibringen, welcher gewiß zu den freudigsten Hoffnungen berechtiget.

2) **Christlicher Leidentempel, gebaut für Alle, die des Trostes bedürfen, von Eduard Bohn. Nordhausen, bei E. F. Fürst. 1842.**

Diese Schrift enthält verschiedene tröstend-religiöse Gedichte auf mancherlei Fälle des Lebens, und dürfte in jeder Bibliothek ein Pläzchen finden. Nichts Alltägliches wird hier geboten, sondern ganz vorzüglich Erhebendes, das die Seele zur Andacht stimmt, und das Herz mit freudiger Rührung füllt. Die Verse sind kräftig und wohlklingend und auch dem Unbelehrtesten verständlich. Wie sehr wäre zu wünschen, daß jeder Hausvater seiner Familie dieses Werkchen anschaffte!

3) **Die Sagen des Harzes und seiner nächsten Umgebung. Gesammelt und nacherzählt von Gustav Adolph Leibrock. Mit lithographirter Abbildung. Ebend.**

Hoffentlich wird dieses Büchlein nicht nur den Vielen Freunden und Besuchern des Harzes, sondern auch jedem Liebhaber der Sagenwelt eine nicht unwillkommene Erscheinung seyn, und sohin auch unsere Hausbibliothek eine neue Zierde erhalten, welche für die langen Winterabende treffliche Nahrung und Unterhaltung gewährt. — Wer den so wichtigen und köstlichen Sagenschaz des Harzes kennt, muß bekennen, daß er nicht leicht dem eines andern Gebirges nachsteht, und dennoch ist fast keine Gegend Deutschlands, die den Wanderer anzieht, so arm an Sammlungen ihrer Sagen. Leibrock hat es unternommen, uns mit den Wundern des Harzgebietes bekannt zu machen. Und in der That hat er seine Aufgabe so gut geliefert, daß wir ihr volle Zufriedenheit zollen müssen. Die Erzählungen spannen die Neugierde mit jedem Worte, und keine ist darunter, welche diese Spannung vereitelt hätte. Liebe, Gottvertrauen und Heldenmuth, Lohn für standhafte Tugend und Strafe für begangene Verbrechen sind die Hauptzüge in ihnen, und geben uns einen Spiegel des reinen, biedern Volksgeistes, der sich daran erfreut und erhebt. Der erste Theil (Sagen des Unterharzes) enthält: Vorrede. — Einleitung. — Die Sagen von Mannsfelds Gründung. — Graf Hoyers Herkunft und Tod. — Gräfin Elisabeth. — Der Kieselstein. — Mönchsleben. — Die Spinnerin auf dem Arnsteine. — Graf Arno's Fang. — Die drei Becher. — Die Zidianshöhle. — Der Schaz im Brunnen der Burg Anhalt. — Der Mägdesprung. — Die Teufelsmühle. — Die Teufelsmauer. — Die drei Jungfern. — Die Schäferthürme in Quedlinburg. — Bode und Holzemme. — Die Siebenspringe. — Die Roßtrappe. — Die Goldkrone im Bodekessel. — Der Reinstein. — Der Sargberg. — Das Grab unter den Linden. — Die Bielshöhle. — Die Haarburg. — Prinzessin Ilse.

4) **Will sich der Hausvater einen schönen und nüzlichen**

Kalender

kaufen, so empfehlen wir ihm den bei J. E. v. Seidel in Sulzbach erscheinenden, welcher, mit vielen Bildern verziert, sich durch unterhaltenden Inhalt verschiedenster Art, beliebt macht. Er kostet nur etliche Kreuzer.

(Fortsezung folgt.)

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

X. Jahrgang. Nro 7. 13. Februar 1843.

Inhalt: Mittheilungen der Ergebnisse fortgesezter Pflanzen-Naturalisations-Versuche. — Einige Winke für jene Landleute, welche eine Getreide-Scheuer zu bauen haben. — Rezension.

Mittheilungen der Ergebnisse fortgesezter Pflanzen-Naturalisations-Versuche

des

Freiherrn von Kottwiz zu Nimptsch

im Herbste 1842.

Die diesjährige zu den ganz ungewöhnlichen Erscheinungen gehörende Trokenheit, welche mitunter das Austroknen von Brunnen, Gräben und kleinen Bächen, namentlich in der hiesigen Gegend, zur Folge hatte, veranlaßte mich zu mancherlei Beobachtungen bei verschiedenen, theils von mir angebauten, theils wild wachsenden Vegetabilien, um in Erfahrung zu bringen, auf welche derselben die grosse Dürre mehr oder minder nachtheilig einwirke.

Der von einigen Landwirthen sehr gerühmte, und daher auch von mir angebaute Bastardklee ♃ (Trifolium hybridum) misrieth gänzlich, so wie blauer Meliloten-Klee ⊙ (Trifolium Melilotus coerulea.) Das chilische Reisgewächs ⊙ (Chenopodium Quinoa. Der gemeine Eibisch ♃ (Althaea officinalis) verdorrte bis an die Wurzel, und mußte, um wieder frisch auszuschlagen, dicht über der Erde abgeschnitten werden; wogegen der hanfartige Eibisch ♃ (Althaea canabina) und der Narbonenser Eibisch ♃ (Althaea narbonensis) üppig vegetirte, zahlreiche Samen und Stengel von 8 bis 9 Fuß Länge hervorbrachte. Kartoffeln gewährten gegen frühere Jahre nicht den halben Ertrag; auch waren die Knollen ganz ungewöhnlich klein. Junge Stekzwiebeln verschiedener exotischer Arten, statt unter sich zu treiben, und taugliche Zwiebeln für den Küchenbedarf zu liefern, schossen in Samen, so wie noch mancherlei Gewächse ähnlicher Art. Auf die Vegetation brasilianischer Runkelrüben, der Trittmadam und des Hanfes aus Piemont, der nur zum Theil die Länge von 6 bis 7 Fuß erreichte, wirkte die grosse Dürre ebenfalls nachtheilig, so wie auf verschiedene exotische Gehölze und Blumen-Gewächse, namentlich Sonnenrosen; — ganz besondere Nachtheile aber erwuchsen meinen Grasepläzen, zumal den hochliegenden, wogegen die Luzerne ♃ (Medicago sativa) üppig vegetirte. Erbsen und Bohnen, von denen ich eine beträchtliche Anzahl verschiedener, zum Theil noch seltener und sehr gerühmter exotischer Arten kultivirte, wurden theilweise von Giften befallen und sezten mich dadurch ausser Stande, richtige Schlußfolgerungen über ihre mehrere oder mindere Tragbarkeit und Tauglichkeit zu ziehen. Russische Wiken verdorrten, und die Erträge meiner Gurken waren gegen frühern Jahren sehr unbedeutend. Weniger Nachtheile äusserte die Dürre auf das Gedeihen meiner Kürbisse, welche mitunter pro Stük 60 Pfund wogen und einiger im freien Lande erbaute Melonen. Der Vegetation folgender Gewächse aber verursachte die grosse Trokenheit gar keine Nachtheile, als: dem weichhaarigen Frauenmantel ♃ (Alchemilla pubescens); der Wiesenplatterbse ♃ (Lathyrus pratensis); dem Steinklee ⊙ (Trifolium Melilotus officinalis); dem Muhar ⊙ (Setaria germanica); der knolligen Platterbse ♃ (Lathyrus tuberosus); dem weißblühenden ungarischen Klee ♃ (Trifolium panonicum); dem Mannahirse ⊙; der syrischen Seidenpflanze ♃ (Asclepias syriaca); der roth, weiß und schwarz blühenden Schwalben-Wurz ♃ (Asclepias pulchra, Asclepias vincetoxicum, Asclepias nigra); der Goldwurz ♃ (Asphodelus luteus); der rothgeflekten Sommer-Endivie ⊙; dem weissen mexikanischen Mais ⊙, nebst ähnlichen Maisarten; dem Hornmohn ♂ mit

rothen und mit gelben Blumen (Glaucium fulvum und Glaucium flavum); der Monarda didyma ♃ und fistulosa ♃; der Madia sativa ⊙; der Rhabarber ♃; der Engelwurz ♃ (Angelica Archangelica); dem englischen Senf ⊙; der kleinen weissen ⊙, und der grossen weissen Wike ⊙; dem italienischen Melilotenklee ⊙ (Trifolium Melilotus italicus); dem Süßholz (Glycirrhiza glabra); dem großblumigen Flachs ♃ (Linum grandiflorum); dem Kreuzdorn ♄ (Rhamnus catarticus); dem Seekreuzdorn ♄ (Hippophäe rhamnoides); der englischen Pimpernelle ♃ (Potevium sanguisovba); der breitblättrigen Wike ♃ (Lathyrus latifolius); der orientalischen Zakenschote ♃ (nicht Zukerschote) (Bunias orientalis); dem Attich ♃ (Sambucus Ebulus); jungen Exemplaren des Hirschkolbensumach's ♄ (Rhus typhinum); der virginischen Schlangen-Osterluzey ♄ (Aristolochia serpentaria); jungen Maulbeerbäumen und dem Wein, welcher leztere ganz ungewöhnliche Erträge gewährte, beinahe so viel Trauben als Blätter hervorbrachte, auch begann ein Theil desselben, bei schon erfolgter Traubenreife wieder zu blühen. Freistehende 7 bis 8 Jahre alte Pfirschenbäume, trugen nicht minder sehr zahlreiche Früchte. Zu meiner nicht geringen Verwunderung gewährten aber sogar noch unversezte in meiner Baumschule stehende, erst 3 und 4 Jahre alte Pfirschenbäume schon einige Erträge.

Bei dieser Gelegenheit kann ich auch nicht unterlassen, auf eine, nach meinen Erfahrungen den Obstbäumen sehr zuträgliche, ihre Vegetation und den Fruchtertrag ungemein fördernde Düngung von Ofenruß aufmerksam zu machen. Zu diesem Behufe zieht man um den Baumstamm, einige Zoll von demselben entfernt, eine kleine Rinne, thut hierin nach Verhältniß der Stärke des Baumes eine grössere oder kleinere Quantität gedachten Russes, bedekt ihn hierauf mit Erde, wozu man sich der aus der Rinne gebrachten bedient, gießt sodann den Baum gut an und wiederholt dieses Verfahren nach Verlauf einiger Jahre. — Zu Anlegung künstlicher Wiesen, welche auch bei troknen Jahren erfreuliche Erträge guten Viehfutters, sowohl grün als getroknet gewähren würden, ist der Anbau von Poterium sanguisorba ♃ mit Lathyrus pratensis ♃, Alchemilla pubescens ♃ und Lathyrus tuberosus ♃, zu empfehlen, so wie zu Erzielung eines guten Grünfutters, doch nicht im Gemenge, sondern jedes Futterkraut für sich, von Medicago sativa ♃, Trifolium panonicum ♃, Lathyrus latifolius, und Bunias orientalis ♃.

Trifolium panonicum erreicht eine weit beträchtlichere Länge wie der gewöhnliche hier zu Lande angebaute weisse Klee, trägt ausserdem ganz ungewöhnlich grosse Samenköpfe, und verdient also schon der grossen Samenerträge wegen einer vorzugsweisen Beachtung. Von diesem Klee, den ich blos als Zierpflanze kultivire, und den Samen desselben von dem Handelsgärtner Herrn Seidel aus Dresden bezog, besize ich leider nur einige Stauden. Alchemilla pubescens gehört unter die vorzüglichsten zur Vermehrung und Verbesserung der Milch bei milchenden Kühen wesentlich beitragenden Futterkräuter. Lathyrus latifolius und Bunias orientalis gewähren pro Jahr mehrere sehr ergiebige Schnitte, so wie nicht minder Medicago sativa. Von Lathyrus latifolius ließ ich a. c. ein Beete zu Samen stehen; die Länge der stark verzweigten, von unten an bis oben auf mit zahlreichen Samen-Schoten besezten Ranken, betrug durchschnittlich 8 Fuß. Der Samen-Ertrag war ausserordentlich, und zweifle ich nicht, daß er so gut wie der bei andern Futterwiken zur Fütterung des Viehes verwendet werden kann. Englischer Senf von vorzüglicher Schärfe, gewährte einen Ertrag von 1330 Korn, indem ein Stengel pro Durchschnitt 190 Schoten mit 7 Körnern hervorbrachte. Der Samen-Ertrag der Madia sativa, dessen Samenbenüzung zu Oel, so wie die seiner jungen Pflanzen zur Gründüngung genügend bekannt ist, stellte sich auf 728 Korn. Ein Stengel trug nemlich im Durchschnitt 14 Blumen mit 52 Samen. Linum grandiflorum, ein stark staudendes Gewächs, welches wegen der ausdauernden Eigenschaft seiner Wurzel, nicht wie der gewöhnliche Lein (Linum usitatissimum) gerauft, sondern geschnitten wird, trieb durchschnittlich pro Staude 16 Stengel mit 40 Knoten à 5 Korn und gewährte daher einen 3200fälti-

gen Körnerertrag. Zu den Gewächsen aber, welche ganz ungewöhnliche Samenerträge hervorbringen, gehört der sogenannte Hornmohn ♂ Glaucium fulvum und Glaucium flavum, den man bis jezt nur seiner schönen, theils rothen, theils gelben Blumen wegen, in Ziergärten anbaut, der indeß, wenn sich der Same desselben zu Oel benüzen liesse, woran ich, nach damit angestellten Versuchen, nicht zweifle, wohl einen Plaz auf dem Felde verdienen würde. Eine Staude desselben trieb nemlich pro Durchschnitt 12 Stengel, mit 50 schwanzartigen Schoten à 528 Samen und gewährte daher einen Ertrag von 316,800 Korn. Sollten auch bei der Ernte, da der Samen leicht ausfällt, und nicht ganz gleichmässig reift, $\frac{2}{3}$ desselben verlorn gehen, so würden dennoch 135,600 Korn davon geerntet werden. Althea canabina und Althea narbonensis, sind stark staudende, alle Jahre frisch aus der Wurzel schlagende, eine grosse Menge starker, holziger, und wie schon früher gesagt, 8 bis 9 Fuß lange Stengel hervorbringende Gewächse, die sich wie Reisig eingehakt, zum Brennen benüzen lassen, und daher in holzarmen Gegenden als Stellvertreter des Reisiges angebaut werden sollten. Auf einem Morgen könnten alle Jahre mehrere Schoke von dem hier in Rede stehenden, bei erfolgter Austroknung gut brennenden holzigen Gewächsen gewonnen werden, wozu auch wüste Pläze, Dorfauen, Berglehnen, Grabenränder und dergleichen mehr zu benüzen wären, ohne dem Getreide tragbares Land zu entziehen, und wodurch man sich ein gleichsam gefundenes recht taugliches Brennmaterial verschaffen könnte. Zu Erzielung von Flachs verdiente als Stellvertreter des gewöhnlichen Leins (Linum usitatissimum) die Asclepias pulchra angebaut zu werden, indem dieses Vegetabil einmal ausgesät, keine weitern Kulturkosten veranlaßt, da es alle Jahre von der Wurzel frisch ausschlägt, nur selten mißräth, und der Bast seiner gegen 3 Fuß Länge erreichenden Stengel einen sehr ergiebigen und guten Flachs gewährt. Unter die dem allgemein beliebten Spargel an Geschmak sehr nahe kommenden, ihn an Zartheit sogar noch übertreffenden Gewächse, gehört die rothgeflekte Sommer-Endivie; dieselbe treibt circa 3 Fuß lange Stengel, auch darüber, welche nach erfolgter Schälung, Zerstükelung und Einwässerung in Salzwasser, wie Spargel, Mohrüben u. s. w. zubereitet werden und äusserst schmakhafte Zugemüse gewähren. Ein Anbau der für Pharmaceuten, Droguisten, Conditoren, Destillateure ꝛc. so nuzbaren Angelica Archangelica, ein nach meinen Erfahrungen nur wenig Kulturkosten, Wartung und Pflege erforderndes Gewächs, verdient meines Dafürhaltens auch einen stärkeren Anbau, als man bisher ihm widmete, so wie nicht minder Glycirrhiza glabra, welches noch ausserdem beinahe auf jedem Erdreich, auf Berglehnen, Kies und schlechtem Sande gedeiht, eine Menge langer Wurzeln hervorbringt, die man bekanntermassen zu vielfachen nüzlichen Bedürfnissen verwendet und bis jezt dennoch meist von dem Auslande bezieht.

Sambucus Ebulus. Alle Theile desselben sind offizinell; seine Beeren benüzt man zum Blaufärben des Leders und zu Bereitung eines Saftes gegen Gichtübel. Die eigentlichen Standorte dieses Gewächses sind feuchte Pläze und Sümpfe, demohngeachtet aber gedieh es zu meiner nicht geringen Verwunderung troz der grossen Dürre dieses Jahres, auf einem sogar hochliegenden Aker meines Gartens ganz vortrefflich, wurde mehr denn manneshoch, und trug eine beträchtliche Anzahl grosser Trauben mit schönen Beeren. Dasselbe gewährte der Rhamnus catarticus. Aus diesen Beeren wird ein schönes Saftgrün bereitet, dessen man sich zum Färben des Leders, des Papiers, so wie der Rinde zum Gelb- auch zum Braunrothfärben bedient; das Holz verwendet man zu Furniren, und mancherlei zierlichen Drechsler-Arbeiten. Eines vorzugsweisen Anbaues, dürfte jedoch seiner mancherlei sehr nüzlichen Eigenschaften wegen Hippophäe rhamnoides verdienen. Derselbe läßt sich sowohl baum- als strauchartig ziehen, wächst schnell und gewährt ein zierliches Ansehen, denn die schmalen Blätter desselben sind meergrün und silberweiß, die Blüten gelb und die Beeren feuerfarben; seine Blätter und Zweige färben das Tuch schwarzbraun, die Beeren färben gelb, auch werden sie als ein saures Gewürz und zu Bereitung eines diken Saftes benüzt, welcher den Fischen einen angenehmen Geschmak verschafft.

In Rede stehende Holzart bindet ferner den Sand, verhütet Versandungen und Durchbrüche sandiger See- und Flußufer, läßt sich nach meinen Erfahrungen sehr leicht durch Steklinge vermehren, und gibt, mit langen Dornen versehen, vortreffliche Einfriedungen. Das Holz ist weiß und wird in der Regel zu Anfertigung von Schachteln und Stöpseln benüzt. Eine Pflanzung von circa 100 Exemplaren ein- und zweijähriger Hirschkolbensumachs (Rhus typhinum) in und ausserhalb meiner Baumschule, zeigte troz der grossen Dürre dieses Jahres eine bewunderswerthe Vegetation. Ausgewachsen erreicht dieser Sumach eine Höhe von 20 bis 25 Fuß und eine Stärke von 8 bis 10 Zoll im Umfange; an den Spizen der Zweige trägt er wohlriechende, pyramidenförmig stehende Blumen, welche Beeren von einer angenehmen Säure hervorbringen, die sich als Stellvertreter der Citronensäure zu Punsch u. dgl. mehr benüzen läßt; auch bedienen sich der Beeren noch ferner die Hutmacher zu Anfertigung einer schönen schwarzen Farbe, mit Alaun vermischt. Die Blätter und andere Theile dieses Baumes dienen zum Gerben des Leders, so wie das gelbgeflammte Holz zu kleinen Tischlerarbeiten.

Zu Bekleidungen von Lauben verdient die Aristolochia serpentaria ihres schnellen Wuchses und der schönen grossen herzförmigen Blätter wegen, einer besonderen Empfehlung, so wie zu Rabatten-Einfassungen der Isop ♃ (Hyssopus officinalis), welcher unter der Scheere gehalten, ganz die Stelle die Buchsbaums ♃ (Buxus sempervirens) vertritt, den strenge Winter nicht selten vernichten, die dem Isop aber keine Nachtheile bringen, welcher noch ausserdem zu Thee in Apotheken und zu Gewürze benüzt wird.

Die Ergebnisse meiner unter Jahresfrist angebauten exotischen Getreidearten, waren recht befriedigend, zumal bei den über Sommer, früh im Jahre ausgesäeten, welche die spätern Aussaaten an Ertrag und Gewicht weit übertrafen, wie dieß besonders augenfällig die Hymalaia-Gerste zeigt.

Die gewonnenen Samen-Erträge habe ich Einem Wohllöblichen Direktorio des schlesischen landwirthschaftlichen Central-Vereines, zu dessen fernerweitigen Benüzung zugestellt, so daß ich deren nicht noch anderweitig verabreichen und auf Gesuche, welche dieserhalb bei mir eingehen sollten, keine Rüksicht nehmen kann.

Baron von Kottwiz.

Einige Winke für jene Landleute, welche eine Getreide-Scheuer zu bauen haben.

Die Scheuern der Landleute haben manche Fehler, welche dem darin aufbewahrten Getreide nachtheilig sind. Wir wollen hier einige aufzählen, damit Diejenigen, welche gerade eine neue Scheuer bauen, oder die alte überbauen sollten, sie vermeiden könnten.

1. Die Scheuer soll mit keinem andern Gebäude in Verbindung, sondern von allen Stallungen, Schupfen und Wohngebäuden möglichst entfernt, doch immer im Hofraum der Wirthschaft seyn, damit Diebe nicht unbemerkt sich in selbe einschleichen können. Die Entfernung von allen andern Gebäuden ist deßwegen nothwendig, damit sie, wenn in erstern Feuer entsteht, nicht auch die Scheuer mitverbrenne, in welcher der Reichthum des Bauern durch lange Zeit aufbewahrt sich befindet. Darum ist es sehr gut, wenn die Scheuer mit hohen Bäumen um und um besezt ist, auch in dem Zwischenraum zwischen der Scheuer und den übrigen eigenen oder nachbarlichen Gebäuden so viele Bäume als füglich Plaz haben, ausgesezt sind, weil Bäume am Besten gegen eine nahe Flamme schüzen. Nur darf man die Bäume auch nicht den Gebäuden zu nahe, sondern wenigstens 4' davon entfernt sezen, damit die Wurzeln nicht in die Grundmauern wachsen, und diese, wenn der Baum durch Stürme bewegt wird, dadurch nicht gelokert werden. Als Schuzwehr gegen nachbarliche Flammen, muß man hochstämmige Obst- oder wilde Bäume wählen.

2. Die Grundfläche der Scheuer, und zwar sowohl der Tenne als auch der Banfen darf niemals tiefer seyn, als der Fuß- oder Feldboden ausserhalb der Scheuer, sonst würde sich die Feuchte in die Scheuer ziehen und wenigstens die unterste Lage des Getreides verfaulen. Darum fehlen Diejenigen, welche, um mehr Raum in den Banfen für das Getreide zu gewinnen, sie durch Ausgra-

bung vertiefen. Es ist vielmehr zu wünschen, wenn Tenne und Banſen etwas höher als die äussere Grundfläche liegen. Damit aber die Banſen groß genug sind, muß man die Scheuer lieber länger, breiter und höher bauen.

3. Selbst wenn die Grundfläche der Banſe im Vergleich mit dem auswärtigen Erdboden nicht tiefer liegt, wird sich in ihr dennoch etwas Feuchte halten, weil diese aus der angrenzenden Erde, auf welche es regnet und schneit, eingesaugt wird. Die Landleute pflegen deßwegen vor der Ernte, nachdem die Banſen gereinigt sind, Holzreisig in die Banſen zu legen, damit das Getreide nicht auf den feuchten Boden zu liegen kömmt. Wer diese fast alljährliche Arbeit nicht scheut, das Reisig nicht zu kaufen, nicht zu stehlen braucht, mag das immer thun. Ausserdem ist es räthlich, die Banſen mit gut ausgebrannten Ziegeln oder mit solchen Steinen auszupflastern, welche nicht schwizen, wodurch zugleich ein Verlust an Körnern ganz vermieden wird.

4. Gehörige Luftzüge sind ein höchst nothwendiges Erforderniß bei den Scheuern und vorzüglich in den Banſen, damit das eingebrachte Getreide, welches, es mag noch so troken eingeführt seyn, dennoch nach der Einfechsung sich etwas erhizt und schwizt, austroknet. In dieser Beziehung wären hölzerne Scheuerwände allerdings die besten, weil zwischen den aufgeschrotteten Hölzern, durch die Eintroknung derselben sich überall Luftzüge von selbst bilden, und eine hölzerne Wand immer trokener ist, als eine gemauerte. Aber ein solcher Holzbau wäre die unsicherste Verwahrung unsers Eigenthums gegen Diebe und Feuer. Darum ist es weit gerathener, die Wände der Scheuer aus Stein oder der Trokne wegen lieber aus Ziegeln zu bauen. In diesen Mauern müssen aber und zwar an allen drei Seiten jeder Banſe mehrere Luftzüge, das heißt: Oeffnungen angebracht seyn, durch welche die äussere Luft eindringen und durch das Getreide ziehen kann. Insbesondere muß man gleich 1 bis 2 Schuh hoch über der Grundfläche, in Klafter weiter Entfernung Luftlöcher machen, welche etwa 8 Zoll hoch und breit sind, damit die einströmende Luft sich gleich über den Boden der Banſen, wo sich die meiste Feuchtigkeit aufhält, verbreiten kann. In der Mitte der Mauerhöhe werden abermals in klafterweiter Entfernung Luftzüge gemacht, welche 2 bis 3 Schuh lang und 6 Zoll breit sind. Bei allen diesen Luftzügen ist aber zweierlei zu beobachten:

a) Sie dürfen nicht in gerader Linie, durch die Mauer geführt werden, sonst könnten böse Menschen brennende Lunten, Schwämme durch die Luftlöcher bis in das Getreide mittels Steken hineinschieben und aus Rache oder Raubsucht die Scheuer anzünden. Ist die Scheuermauer aus Stein, somit meistens 2 Schuh dik, so müssen diese Luftlöcher schief in die Mauer und zwar dergestalt angebracht seyn, daß in der Hälfte der Mauerdike die Richtung dieses Luftloches abgebrochen und auf die entgegengesezte Seite geleitet wird. Hat aber die Scheuer dünnere Ziegelwände, so müssen dem ungeachtet diese Luftzüge in einer schiefen Richtung geführt werden, was nicht schwer ist, wenn der Maurer die dazu nöthigen Ziegeln schief behakt.

Jedes Luftloch, groß oder klein, muß daher durch die Mauer, wie man zu sagen pflegt, zik — zak, nemlich in dieser gezeichneten Richtung gehen: Λ. Nach dieser Richtung kann Niemand durch das Luftloch etwas von aussen bis in das Getreide steken.

b) Diese Luftlöcher müssen an der innern Seite mit einem befestigten Drahtgitter verwahrt seyn, damit Mäuse und Körner fressende Vögel in die Scheuer sich nicht einschleichen.

5. Wer eine neue Scheuer baut, muß sie in gehöriger Grösse bauen; er muß also berechnen, wie viel er in den fruchtbarsten Jahrgängen von jeder Getreidegattung zu fechsen hoffen kann, und darnach die Länge, Breite und Höhe der Banſen dergestalt bestimmen, daß lieber mehr als zu wenig Raum für die reichlichste Fechsung vorhanden sey. Man rechnet, daß auf ein Schok Getreidegarben, im Durchschnitt ein Raum von $1\frac{1}{4}$ Kubik-Klafter oder 270 Kubik-Fuß nöthig sey. Unter einer Kubikklafter versteht man einen Raum, der 1 Klft. lang, eben so breit und hoch ist, unter einem Kubikfuß versteht man einen Raum, der einen Schuh lang, breit und hoch ist.

6. Breite Scheuern sind immer besser als seichte. Man kann auf der Tenne mehr Getreide

zum Dreschen auflegen, man braucht das Getreide nicht zu nahe beim offenen Scheuerthor zu legen, wodurch beim Dreschen zu viele Körner ins Freie springen und verloren gehen, man kann das Getreide bei einem weitern Wurf besser reinigen, wenn die Scheuer eine gehörige Breite hat. Unter 6 Klftr. sollte keine Scheuer breit seyn.

7. Es ist besser, wenn die Scheuer an der Tenne zwei entgegengesezte Thöre hat, damit der abgeladene Wagen nicht zurükgeschoben werden muß, sondern beim zweiten Thor herausfahren, und damit man nach der verschiedenen Lage der Felder zu jedem Thor mit den Garben in die Scheuer fahren kann.

8. Auch ist es gut, wenn das eine Thor gegen Aufgang, das andere gegen Untergang gelegen ist, weil in dieser Richtung die meisten Winde bei uns sind. Der durch Winde in der Scheuer vermehrte Luftzug troknet das Getreide besser aus, und trägt auch bei, daß die Getreidekörner beim Wurf und beim Fegen besser gereinigt werden.

9. Oberhalb der Tenne wird, wie bekannt, ein schütteres Brukwerk von Brettern oder dünnern Spornhölzern angebracht, auf welches gewöhnlich die Hülsenfrucht — Erbsen, Linsen, Wiken — abgeladen werden. Dieses Brukwerk muß so hoch angebracht werden, daß der vollbeladene Erntewagen darunter bequem fahren kann, und daß die von den Dreschern aufgeschwungenen Dreschflegel es nicht erreichen. Es ist weit zwekmässiger, dieses Brukwerk aus fest angenagelten und nahe an einander gefügten Brettern, als aus weit von einander gelegten beweglichen runden Hölzern herzustellen. Denn zwischen den leztern fallen die ausröhrenden Körner auf die Tenne und verunreinigen das ausgedroschene Getreide, auch sind schon öfter Drescher von diesem Brukwerk, welches böhmisch Patra genannt wird, auf die Tenne mit grosser Beschädigung herabgefallen, da die beweglichen Balken ihnen keinen sichern Tritt gewähren, und die weit auseinander gelegten Zwischenräume bilden, welche dem oben schreitenden Drescher wegen der Bedekung durch die Hülsenfrucht nicht sichtbar sind, und durch welche er somit leicht herabfallen kann.

10. Wird den Dreschern das Tabakrauchen auf keine Art geduldet, und eben so wenig gestattet, daß sie sich bei strenger Kälte Kohlen im Topfe zur Erwärmung mitbringen; sind die Wände der Scheuer gemauert, und die Luftlöcher in der angegebenen Art angelegt, daß durch dieselben kein Feuerfunke hineingebracht werden kann, so bedroht die Scheuer keine andere Feuersgefahr, als jene des Blizes, und der nachbarlichen Flamme. Gegen den Bliz schüzen die von Sachverständigen zwekmässig auf dem Dachfirst angebrachten metallenen Blizstangen mit ihrer metallenen Ableitung bis in die Erde. Auch hochstämmige nahe Bäume, welche höher als das Scheuerdach sind, schüzen gegen das Einschlagen des Blizes in die Scheuer selbst, da dieser am wahrscheinlichsten in den nahen höchsten Gegenstand fährt. Um aber gegen nachbarliche Flammen die Scheuer so wie jedes andere Gebäude zu schüzen, ist es nothwendig, selbe, nach der Vorschrift der Geseze mit Taschen oder Schiefer einzudeken, auf welchen die auffallenden Funken und Feuerbrände verlöschen müssen. Ist gleich die erste Anschaffung solcher Dächer schon auch wegen dem grössern Verbrauch der Dachlatten kostspieliger, als ein Schindel- oder Strohdach, so bringt sich doch diese Auslage durch den Schuz gegen Feuersgefahr reichlich ein.

11. Selbst wenn die Scheuer keine tiefe Lage hat, muß man doch bemüht seyn, das oberflächige durch Regen, Schnee, Dachtraufen oder durch den Zufluß aus höhern Gegenden sich um die Scheuer sammelnde Wasser in Gräben, mit welchen die Scheuer umgeben werden muß, aufzufangen, und von der Scheuer abzuleiten. Insbesondere ist dieß an den beiden Scheuerthoren nothwendig, da an dieser Seite so leicht eine, durch starke Regen sich ansammelnde Wassermenge auf die Tenne eindringen, und von da sich selbst in die Bansen ergiessen könnte, was überhaupt, insbesondere aber während dem Abdrusch grossen Schaden verursachen würde.

12. Endlich beherzige jeder Bauführer die wichtige Regel: keinen Bauplaz zu wählen, keinen Bau anzufangen, ohne sich vorher über den Plaz, über den ganzen Bauplan mit einem ehrlichen sachkündigen Baumeister berathen zu haben. Un-

verständige Maurer, Pfuscher, die unter dem Vorwande, wohlfeiler zu bauen, sich in das Vertrauen der Landleute so leicht einschleichen, bauen aus Unwissenheit immer am Theuersten und Schlechtesten. Auch bei der Wahl des Baumaterials sey man nicht geizig, sondern wähle das Beste. Nur dann kann man sagen, man baue nicht blos für sich, sondern für Kinder und Kindeskinder, und nur ein solcher Bau ist in der Wahrheit der wohlfeilste.

Dr. Kalina v. Jäthenstein.

(Aus dem Belehrungs- und Unterhaltungsblatt für Böhmen.)

Rezension.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker. Herausgegeben von William Löbe.

Mit 20 lithographirten und illuminirten Tafeln. In fünf Heften zu 12 Ngr. oder 42 kr. rh.

Bei dem grossen Umschwunge, welchem gegenwärtig alle praktischen Lebensinteressen durch eine lebendige Wechselwirkung der Theorie und Praxis, der Wissenschaft und des Lebens entgegengehen, ist es auch eine würdige Aufgabe, die Landwirthschaft immer mehr von der starren Gewohnheit und den mechanischen Handgriffen loszumachen und ihren Betrieb auf die wissenschaftliche Erkenntniß und die daraus hergeleiteten Grundsäze zurükzuführen. Es gibt kein Gewerbe, keine Kunst, in welcher noch gegenwärtig die Ausübung mit so geringer Kenntniß und Einsicht des Gegenstandes betrieben wird, als es in der Landwirthschaft geschieht, und so sonderbar dieß auch bei dem nicht unbedeutenden Umfange der landwirthschaftlichen Literatur scheinen möchte, der Grund davon liegt in dem Mangel an Hülfsmitteln, die dem mit gewöhnlicher Elementarbildung versehenen Landmann und Landwirth für seinen Beruf und für die rationelle Ausbildung in demselben zu Gebote stehen.

Die vorliegende Naturgeschichte ist dazu bestimmt, eine solche Lüke in der technischen Literatur auszufüllen. Dieselbe hat die Natur fremder Länder nicht zu ihrem Gegenstande, sie will keine vollständige Uebersicht der Schäze entfalten, welche unsere Erde darbietet, sondern sie will ihre Leser mit allen den natürlichen Gegenständen näher bekannt machen, die für das technische Gewerbe, besonders aber für die Land- und Hauswirthschaft wesentlich sind. Von diesem praktischen Gesichtspunkte aus behandelt sie zunächst das Thierreich; der Leser empfängt eine aus der Wissenschaft geschöpfte Belehrung über die Haus- und alle andere Thiere, welche der Haus- und Landwirthschaft entweder zum Nuzen oder zum Schaden gereichen können. Eine vorausgeschikte allgemeine Naturgeschichte des Thierreichs hat die Darstellung der innern und äussern Organisation der Thiere zum Zwek und weist dabei auf die Allmacht des Weltschöpfers hin. Das Nemliche ist auch bei dem Pflanzenreiche der Fall, wo zuerst der Bau und die einzelnen Bestandtheile der Pflanzen, ihre innere Organisation ꝛc. geschildert wird und dann die verschiedenen Pflanzen insofern einer Darstellung und Bearbeitung unterworfen werden, als die technischen Gewerbe, die Forstwissenschaft, die Haus- und ganz besonders die Landwirthschaft daran Interesse nehmen müssen. Eine dritte Abtheilung umfaßt die für den Landbau äusserst wichtige und in weiterem Kreise bisher so sehr vernachlässigte Bodenkunde nach den Grundsäzen und wissenschaftlichen Entdekungen, wie dieselben in der neuesten Zeit aus der Zusammenwirkung von Chemie, Mineralogie und Physik hervorgegangen sind. Ein vierter Abschnitt endlich führt die Leser selbst in die physikalischen Wissenschaften ein und macht sie mit den Gegenständen aus der Naturlehre bekannt, die für sie bei einem gründlichen Betriebe des Gewerbes und der Land- und Hauswirthschaft unentbehrlich sind.

Die dem Texte an den entsprechenden Stellen beigefügten illuminirten Abbildungen des Thier-, besonders aber des Pflanzenreiches, zeigen schon auf den ersten Blik, daß sie ebenso geschmakvoll als naturgetreu entworfen, und ausgeführt sind.

Die Redaktion.

Bücher-Anzeige.

Bei Goedsche et Comp. in Chemnitz ist erschienen und durch alle Buchhandluugen des In- und Auslandes zu haben:

Geschichte Napoleons von der Wiege bis zum Grabe.

Für alle Völker deutschen Sinnes und deutscher Zunge in Wort und Bild.

Bearbeitet nach den anerkannt besten Quellen der deutschen und französischen Literatur von

C. T. Heyne.

Zwei Bände mit 53 Kupfern.

Obgleich wir fast alle Werke besizen, die seit 25 Jahren aus deutschen Pressen über den grossen Mann hervorgegangen sind, so liessen wir uns doch auch noch obiges kommen, und wir geben dem Verfasser gerne das Zeugniß, daß sich sein Werk vor allen bisher gelesenen rühmlich auszeichnet. Die Vorzüge desselben bestehen hauptsächlich in der originellen Auffassung und Behandlung des Stoffes, wie ihn noch kein Vorganger ergründete. Er sezte sich vor, die zwei wesentlich verschiedenen Elemente in Napoleons Laufbahn zu berüksichtigen, nemlich Napoleon als Retter Europa's vor dem wilden Geiste der französischen Revolution, aber dann dennoch zum Versuch der Welteroberung hingerissen durch die der französischen Nation selbst im Guten eigenthümliche Excentricitat zu schildern; dieß hält er für das einzige Mittel, seine beispiellose Erhebung und seinen gleich beispiellosen Sturz so zu erklären, wie es sich für die deutsche Nation ziemt, — anerkennend alles Großartige und Gute, das in Napoleon lag, nicht verkennend, welche eigenthümliche Gefahr ihm sein Standpunkt als Herrscher der Franzosen brachte, und scharf bezeichnend, daß er nur dadurch, weil er der Fürst dieser Nation geworden, sich getrieben, hingerissen, ja gezwungen fühlte, an fremder Nationalität gerade zu freveln.

In diesem Sinne erzählt der Verfasser dem deutschen Volke, dem biederen, gerechten, die Thaten und Schiksale Napoleons. Noch leben Krieger, deutsche Krieger aus jener wundergleichen Zeit, die unter Napoleon, die gegen Napoleon gesiegt. Sie gehorchten, als sie jenes, als sie dieses thaten, ihren Herrschern. Die Interessen Deutschlands schienen einige Zeit Anschluß an Napoleon zu fordern, die Zeit brachte die Entwikelung, das französische Element war dem grossen Kaiser über das Haupt gewachsen, da mußten die Deutschen, wenn sie Deutsche bleiben wollten, ihre tapferen Schwerter gegen den Franzosenfürsten kehren. Sie erwarben Ehre unter, sie erwarben Ehre gegen Napoleon. Alles Erhabene, was die Deutschen seit der französischen Revolution bis zur Beendigung des grossen Krieges vollbracht, bezieht sich, freundlich wie feindlich, auf diesen grossen Namen.

Ja, groß ist der Name Napoleon; er übt mit Recht eine zauberische Gewalt über alle Gemüther. Selbst seine ernsten Feinde, die ihn so lange bekämpft, die Alles daran gesezt, ihn zu stürzen, denen die Vorsehung endlich den Sieg über diesen ersten Schlachtenfürsten aller Zeiten verlieh, sind versöhnt; denn »ein mächtiger Vermittler ist der Tod«, wie Deutschlands edelster Dichter singt. Alle gestehen jezt, daß nur ein solcher Geist, nur ein Geist, dem Gott selbst das Siegel der Majestät auf die geweihte Stirne drükte, daß nur Napoleon das wüthende Ueberschwellen jenes anarchischen völkerverschlingenden Elementes, das die ersten Jahre der französischen Revolution geleitet und so lange Zeit durch die gewekte, blinde, rohe, Alles zerschmetternde Naturgewalt gesiegt hatte, dergestalt eindämmen und einzwängen und seinem ordnenden Willen so unterwerfen konnte, daß Europa wenigstens der Gefahr entrissen wurde, in ein Chaos zu zersplittern, wo das Recht auch nicht einmal dem Namen nach herrschte und sogar der heilige, der civilisirende Einfluß des Christenthums mehr als bedroht war.

»Sie sind groß wie die Welt!« rief einst der edle Kleber, nicht Napoleons persönlicher Freund, in einem Augenblik der Ueberwaltigung durch dessen ausserordentliche Wundergaben aus, und das dankbare Europa wiederholt noch: »Er war groß wie die Welt!« Was Napoleon stürzte, was ihn verdarb, das lag nicht in seiner Person, das lag hauptsächlich darin, daß er, hingerissen von Dankbarkeit für die Nation, die seinen Genius erkannt und ihn auf den Thron gehoben hatte, nicht mehr sein wollte als Franzose, während sein Beruf der des Reformators der Erde war. So wurde er durch eine großartige Dankbarkeit zu dem Gedanken verleitet, Frankreich über Alles zu sezen, Paris zur Hauptstadt der Welt zu machen, wodurch er ganz Europa nothwendig den Krieg erklärte, weil sich dieses wohl den grossen Mann, aber um keinen Preis die »grosse Nation« gefallen lassen wollte.

Von diesem Gesichtspunkte aus führt uns der Verfasser in Napoleons nähere Geschichte ein, und in diesem Sinne verwendete er die Materialien. Er hielt den grossen Mann, wie er es verdiente, fortwährend groß, aber er zeigt ihn uns nicht durch französische Brillen. Ihm schien es in dem Grade, als es unmöglich ist, Napoleon aus der deutschen Geschichte wegzustreichen, unerläßlich und nothwendig, eine Geschichte dieses Mannes für das deutsche Volk zu schreiben. Möge deßhalb dieses Werk auch vorherrschend deutsche Aufmerksamkeit finden!

Die Redaktion.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 8. 20. Februar 1843.

Inhalt: Sendschreiben an den achtbaren Bauernstand Bayerns, vorzüglich Niederbayerns, enthält eine neue einfache landwirthschaftliche Buchführungs-Methode.

Sendschreiben *)
an
den achtbaren Bauernstand Bayerns, vorzüglich Niederbayerns,
enthält
eine neue, einfache und den merkantilischen Normen entsprechende landwirthschaftliche Buchführungs-Methode, nebst Fingerzeigen zu passenden Ableitungen.

(Von J. B.)

An die gemeinten Leser.

„Gott zum Grusse!"

»Seitdem ich mich, auch nur im Kleinen, »mit Garten- und Akerbau zu beschäftigen »anfing, war mir eine genaue Berechnung »Dessen, was jede Produktion koste und »einbringe, das Wichtigste.«

Thaer.

Ihr empfanget in diesen Blättern durch mich ein kleines Buch, einen interessanten Wegweiser mit beliebig angenommenen Namen von Personen und Ortschaften. Der Bücher gibt es in unsern Tagen, wie bekannt, gar so viele, gute neben schlechten. Dieses hier, unansehnlich und klein, hat gewiß manche Vorzüge vor andern Werken. Es ist wohlfeil, Euch zu Liebe, einfach und klar (in einer Zeitung) geschrieben. Leset es oft, ja recht oft und mit aller Aufmerksamkeit, indem Ihr darnach trachtet, es in Eurer Wirthschaft einzuführen oder vielmehr nachzuahmen. Vergesset aber dabei nicht, daß eine einzelne Linie, ein besonderer Artikel keinen Ausschlag gibt und willenlose Leute und Ignoranten keine Stimme haben! Und wann Ihr nur Ein Jahr nach dieser meiner Anleitung Euer gesammtes Hauswesen gebucht habet, dann werdet Ihr meine uneigennüzigen Worte für wahr anerkennen, mir für mein Bemühen reichlichen Dank wissen. In diesem Leben will ja Alles gelernt seyn: die gelehrtesten Männer, denen die Vorsehung Wohlstand und Unabhängigkeit zu Theil werden ließ, sammeln täglich noch neue Kenntnisse, um — Andern zu nüzen; warum sollet Ihr Eures eigenen Nuzens wegen nicht auch noch Einiges lernen? Der Handwerksmann reist in die Fremde, um Kunstgriffe und Vortheile zu ersehen: erfasset Ihr das Gute der Heimat und lernet glüklich seyn! Irgend Ein Glük liegt Jedem nahe, nur muß er es auch ergreifen. Dieses Glük für Euch liegt in der Buchführung oder geordneten Aufzeichnung der häuslichen Geschäfte.

Benüzet also meine Winke, liebe Leser! Ihr werdet es einst gewiß nicht bereuen. —

Erste Abtheilung.

Inhalt. Einfachste Theorie des Buchhaltens überhaupt und des landwirthschaftlichen insbesondere. Auch Fingerzeige zu Ableitungen.

§. 1.
Vom Nuzen geordneter Verzeichnung aller häuslichen Angelegenheiten.

»Ueberhaupt scheint es, als ob unsere »Vorfahren sich mehr, als ihre Nachkommen bemühet haben, Regeln der »Klugheit zu sammeln.«

Günther.

Wenn manche Land- und Gewerbsleute in einer Zeit, welche allerdings Jedem grosse Lasten auflegt und Verantwortlichkeiten zuschrieb, zu Grunde gehen, d. h., erst in Schulden gerathen

*) Ist ein modifizirter Auszug aus einem Manuscripte „der bayr. Bierbrauer als eigener Buchhalter in Hinsicht auf seine Brauerei, Schenke, Oekonomie und seinen Handel", dessen Herausgabe auf zu grosse Hindernisse stieß.

und hierauf nach und nach zur Gant reif werden; so ist bestimmt eine Hauptursache davon die, weil sie sich über tägliche, wochentliche, monatliche und jährliche Arbeiten, Einkünfte, Auslagen und Darlehen nicht verständigen, obwohl sie das Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt haben, auch Söhne und Töchter zur Aushülfe und immerhin Zeit dazu hätten. Ein Nichts notirender Landmann benimmt sich beinahe wie ein Handwerksbursche, welcher seinen Wochenlohn am Sonntage zum Fenster hinauswirft; denn er beachtet die grosse Wahrheit nicht: „Man kann nicht wohlhabend werden und glüklich seyn, ohne Alles ordentlich einzuschreiben."

Ueberhaupt ist der Nuzen, ja die dringende Nothwendigkeit buchhälterischer Vorkenntnisse zur Anfertigung eines passend-geordneten Einschreib-Buches in Folgendem vielermassen ersichtlich.

1) Liegt die Nothwendigkeit überhaupt schon an und für sich vor Augen. Warum so viele ermunternde Stimmen bei dem sonst so lenksamen Gemüthe des klarsehenden Land-Volkes einen nur höchst geringen, ja beinahe gar keinen Anklang fanden, das liegt theils in der Unbekanntheit mit den hiezu erforderlichen Grundsäzen, theils im Mangel fortgesezter Aufmunterung hiezu, theils in der falschen Annahme, als ginge das Hauswesen ohnehin den rechten Weg, theils in der irrigen Meinung, ein ordinärer Prozent bedürfe solcher Aufzeichnung nicht, theils aber auch in der Unklugheit vieler Rathgeber selbst. Sie haben Euch Zumuthungen gemacht, die Ihr bisher mit Recht nicht einginget; sie haben in diken und theuern Büchern Euch mit unverständlichem Kram belästiget und zurükgeschrekt, und wieder Andere haben leere Fingerzeige für Euch in den Druk gegeben. Schwer ist allerdings der Mittelweg zu finden; schwer ist es, Groß- und Kleingütlern zugleich zu entsprechen — und doch hege ich grosse Hoffnung, durch gegenwärtiges Werkchen obigem Uebel für längere Zeit abgeholfen zu haben, wenn Ihr nur einigermassen das Eurige dabei thun wollet. Und das wollet Ihr ja, indem Ihr Euch dieß Buch ankauftet (diese Zeitung haltet).

2) Ein solches Einschreibbuch hat für Euch einen Haus- oder Familienwerth. Ihr findet nicht nur selbst grosses Vergnügen darin, da Ihr zu jeder Stunde viele Arbeiten, alle Saaten und sämmtliche Geldangelegenheiten ganz genau einsehen und Euch darüber ausweisen könnt; sondern auch Eure Kinder und Enkel werden Euch solche Ordnung in Aufzeichnung sehr danken, daraus Eure Verdienste erkennen, Euch nachahmen, Eure Erfahrungen und Bemerkungen benüzen, Eure Zeit besser begreifen, vor Schaden gesichert werden und bleiben.

3) Mancher Streit unter den Familiengliedern, eben so mit Andern, würde, wenn er nicht zum Voraus schon ganz unterblieben wäre, gewiß einfacher und billiger geschlichtet worden seyn, wenn man Schwarz auf Weiß hätte vorlegen können, als so geschehen mußte. Wer also den Frieden liebt, der notire seine Angelegenheiten! Gleichgiltigkeit hierin verriethe nicht allein einen gewissen Grad von Leichtsinn, sondern auch von Gewissenlosigkeit.

4) Unser Geschlecht ist jezt — und das kann kein ruhiger und redlicher Beobachter läugnen — durchgängig galloppirend oder exzentrisch. Früher Genuß des öffentlichen Lebens, unüberlegte Modesucht, Gaumenlust u. dgl. Uebel drohen gänzliche Zerstörung des Wohlstandes unter dem so ehrenwerthen Bauernstande. Wollt Ihr keine schwachen Familienväter, keine nachlässigen Hauswirthe, keine gewissenlosen Leute seyn, so müßt Ihr nach Kräften diesem Gebrechen, diesem Krebsschaden der Zeit, entgegenwirken. Diesem Uebel, welches Euch gewiß schon manchen Kummer und viele unerfreuliche Auftritte wird bereitet haben, könnt Ihr am Ersten abhelfen, wenn Ihr genau Alles aufschreibet und verrechnet. Dann werdet Ihr und die Eurigen aus dem Kassabuche einsehen, wie Viel hätte erspart werden können und sollen, und wie Viel Kleiderpracht und Genußsucht von

dem mühevoll errungenen und den Elementen und Naturkräften gleichsam abgelauerten Verdienste an den Erzeugnissen absorbirt oder gleichsam vernichtet haben. Von diesem Zeitpunkte an werdet Ihr neubekehrt werden und am Ende Eurer Tage sagen können: „Ohne geregelte Benüzung unserer Schreibe-Bücher wären wir jezt arme Greise, so aber hinterlassen wir unsern Kindern und Verwandten einen schäzenswerthen Vorrath für die Zeit der Noth und der Drangsale.“

5) Zu solchem Eintragen, dem dankvollsten Geschäfte, wäre wohl keine Zeit geeigneter, keine dem häuslichen Sinne förderlicher, keine zu neuer Thätigkeit und Ordnung zugleich ermunternder, als die der Nachmittage an bestehenden und abgewürdigten Feiertagen. Nehmet Eure Kinder nach dem Gottesdienste zu Euch hin, berathet und notirt! dann verfallen sie nicht so leicht auf Müssiggang, Spielsucht und Ausschweifung. Es muß Euch einleuchten, daß solche Familienversammlungen Eure Ruhe, Eure gegenseitige Liebe, Euren Wohlstand ganz besonders in jeder Woche erhöhen müssen. Solcher Güter wegen soll man so geringe Mühe des Buchens nicht scheuen!

6) In vielen Haushaltungen fallen Veruntreuungen und Vernachlässigungen vor — durch das Gesinde. Diese Nachtheile werdet Ihr nur rechtzeitig entdeken und für die Zukunft verhüten, wenn Ihr Alles notirt oder in Eure Einschreibbücher kurz und einfach traget. Es kostet das nach gegenwärtiger Anleitung bei Weitem weniger Mühe, als Ihr jezt glauben möget; denn eben der Vereinfachung an Schreiberei wegen habe ich diese Worte wohlmeinend an Euch gerichtet. Benüzet sie nur ohne Scheue! Ihr werdet mir bald dafür Dank wissen.

7) Zum klaren Ueberblike in Schäzung des Durchschnittsertrages werdet Ihr durch Nichts, ausser durch Führung eines solchen Notizbuches gelangen. Wer wird aber sorglos und blind in den Tag hineinleben? Wer arbeiten, ohne seinen Erfolg zu kennen? Ein kluger Landmann gewiß nicht, und Thoren dürfen nie unsere Muster werden; darum schaffte man auch z. B. die Hofnarren ab. Wenigstens am Ende der einzelnen Jahre sollte jeder Oekonom sein Resultat (Ergebniß) wissen, auf daß er ein neues Jahr beginne, dessen Tage Glük hoffen lassen. Wie traurig Unordnung ein Haushalt des Staates sogar endigen könne, sagt uns ein älterer Schriftsteller in den Worten: „Wie erschreklich sind die Folgen, die aus einer unordentlichen Wirthschaft mit dem Staatsvermögen entspringen! Land und Leute, ganze Staaten können und müssen zu Grunde gehen, wenn die Finanzen nicht in der beßten Ordnung verwaltet werden.“

Wann der Landmann seine Auslagen aus der Wirthschaft selbst, d. h., mit eigenen Produkten bestreitet, so ist dieß, da er sie zu Geld machen könnte, eben so gut zu notiren, wie baare Geldumsezungen. Daß sich diese Notizen nicht den kaufmännischen Normen entsprechend thun liessen, ist ein unhaltbares Vorurtheil, und hierin gleichen manche landwirthschaftliche Autoren dem buchhändlerischen, welch Leztere früher immerhin eine Möglichkeit von Annäherung an's Kaufmännische läugneten, bis in neuester Zeit Ackermann, Fritsch, Haystein u. A. das Gegentheil nachwiesen.

8) Durch solche Betrachtung Eures Besizes, Eurer Mühen und Eures Erwerbes würdet Ihr in der Folge der Zeit zugleich spekulativer, d. h., Ihr würdet ganz offenbar weniger am gebrechlichen Alten haften, sondern eher zu neuen und einträglicheren Versuchen und Unternehmungen Euch wenden. Mancher Eurer Nachbarn ist dadurch schon schnell reich geworden, gesteht es nur! Jede Zeit hat ihr Gutes und Schlechtes in sich: der Kluge meidet Dieses und behält sich Jenes. Ich beweise es durch ein schlagendes

Beispiel.

Ein Standesgenosse von Euch, der rechtschaffene Bauer L.. in D — d. kam öfter zu den Dultzeiten nach Passau. Hier kaufte er sich auf mein zufälliges Anrathen eine zwar schon etwas alte, aber ziemlich gut behandelte landwirthschaftliche Buchhaltungsanleitung bei einem Antiquar (Händler mit alten Büchern). Längere Zeit traf ich hier mit dem Genannten nicht mehr zusammen, als ich selbst auf einer Ferienreise in sein Dorf kam. Wir besprachen Verschiedenes und kamen auch auf jenes Buch, das ich bei ihm längst für vergessen hielt. Allein das war anders. L.. sprach mit ganzer Lebhaftigkeit von der Nüzlichkeit dieses Buches, zeigte mir, wie er sich Alles aufgeschrieben habe und aus dem Geschäftsplane und der Einleitung dazu gar manchen Vortheil geschöpft hätte. „Zwei Hauptstüke“, rief er aus, „verdanke ich Ihrem Rathe: daß ich viel sparsamer die ganze Wirthschaft führe, und daß ich nicht mehr an dem alten Gebrauche ängstlich hange, sondern durch wohlüberlegte Versuche meinen Gutsertrag auch jährlich erhöhe.“ Solche Erscheinungen haben viel Lohnendes.

Seht die Menge Vortheile! Und ich wüßte deren noch gar viele anzuführen, wenn es der vorgestekte Raum eines Sendschreibens in einer Zeitung noch gestattete.

Wir werden nun freundschaftlich etwas Anderes besprechen! Doch noch Eines vorerst! Ewig ist das einfältige Geschwäz zu vernehmen von den Vorzügen der Praxis oder Ausübung vor denen der Theorie oder verständigen Belehrung; gerade, als sollte ein Mensch zuerst die Leute vergiften, und dadurch erst Arzt und klug werden. Laßt Euch durch solche Reden von Kurzsichtigen nicht täuschen, es ist nur der einzige Weg der richtige: Wann die Kenntnisse begriffen und aufgenommen sind, dann erst ist der Ausübung eine glükliche Zukunft möglich.

* Ueber Handel, Handelskunde, Handelswissenschaft u. dgl. mögen Lektüre, Umgang und Schulen nachhelfen! —

§. 2.

Von den nothwendigsten Vorbegriffen.

Wenn Jemand ein Buch führen oder seine häuslichen und Geschäftsangelegenheiten in ein bestimmtes Buch (Schreibbuch) nach Regeln der Vernunft, des Herkommens und der Ordnung eintragen will, so bedarf er zu dessen Erleichterung wohl mancher Kunstausdrüke. Der Kaufmann von Fach muß deren vielerlei und im Hinblike auf den Verkehr am Meisten inne, wohl inne haben. Für Euch, meine lieben Bauersleute! aber genügt hinlänglich das folgende. Mit Euerm gesunden Verstande, wenn er von gutem Willen unterstüzt wird, werdet Ihr sehr leicht diese so lange Euch geheimgehaltene Kunst — eine wahre Kunst, und viel vornehmer, als manche andere — begreifen und benüzen.

1) Ein Buch nennt man auch jedes dauerhaft gebundene Schreibebuch. Solche Bücher sollen in Großformat oder ganzem Bogenformat (Folio genannt) gebunden und können äusserlich mit einem Titelschildchen versehen seyn. — Auch Bändchen zum Zuschnüren, oder Schliessen können daran angebracht seyn. Solches räth Euch übrigens auch schon der Buchbinder.

2) Ein Buch anlegen heißt, dasselbe gehörig herrichten; ein Buch führen, es nach einer gewissen Aufgabe beschreiben; ein Buch abschliessen, in ihm nach einer richtigen Verfahrungsweise das Endergebniß herstellen; ein Buch kollationiren (spr. kollazioniren), dessen Richtigkeit vergleichen; kontroliren, eine Gegenrechnung halten.

3) Vom Worte „Buch“ kommen auch die Ausdrüke Buchhalten oder in ein solches Schreibebuch kunstgemäß eintragen, und als Buchhalter gilt Der, welcher in dasselbe einträgt. Buchhalter (Geschäftsführer) muß nun der Bauer selbst seyn. Ist's auch öfter der Kaufmann aus guten Gründen. Der Buchhalter ist die erste Person in einem Schreibzimmer (Contore) unter dem übrigen

Personale und soll die meisten Kenntnisse und die zuverlässigste Erfahrung (Qualifikation) besizen.

Ein ausgezeichneter Schriftsteller drükt sich hierüber so aus: »Unter Buchhalten versteht man im allgemeinen Sinne jede nach einem gewissen Plane eingerichtete Rechnungsführung über irgend einen Haushalt. Im eigentlichen Sinne, wie wir diese Rechnungsführung hier in Betracht zu ziehen haben, ist das Buchhalten eine nach gewissen Regeln geordnete Verzeichnungsart, bei welcher der Zwek zum Grunde liegt, die Führung eines Geschäftes, so wie die Geschäfte selbst, sowohl im Einzelnen als im Zusammenhange richtig und klar darzustellen, um dadurch sich und, wenn es der Fall erheischt, auch Andern vom Geschäftsgange während einer gewissen Zeit Rechenschaft geben und den Stand des Geschäftes ausmitteln und wissen zu können.«

Thiele, Anltr. d. H. I. 221.

Es gibt eine einfache Buchführung, welche wir uns vorgesezt haben, und eine doppelte, welche schwieriger und durchaus nicht für unsern Zwek nothwendig ist. Der Unterschied beider Methoden ist an Büchern, Scripturenbehandlung und Abschluß zunächst kennbar.

4) Diese Bücher, welche alle Geschäfte von Kauf, Tausch, Verkauf, Zahlung, Bestellung, Verwendung und Verlust enthalten, sind nun

a. entweder paginirt nach Seiten, oder

b foliirt nach Blättern, vielmehr Doppelseiten.

Das ist aber nicht Tag und Nacht, auch nicht Gutes und Böses, es ist nur ein guter und erleichternder Unterschied.

Wenn ein Buch von Seite zu Seite beschrieben wird, wie man die Lesebücher bedrukt findet, so nennt man es paginirt, und die Seiten (Paginae) laufen in regelmässigen Numern oder Zahlen fort, erscheinen nur Einmal, also 1., dann 2., dann 3 u. s. w.

Sind aber zwei aufliegende Seiten gleichbeziffert, erscheint also jedes Zahlzeichen zweimal z. B. 1. 1 — 2. 2 — 3. 3 — u. s. w., weil sie sich nach Inhalt und Raum enge aufeinander beziehen, so nennt man sie foliirt und so eine Seite dann Folium. — Vgl. §. 3, A. Ausnahme!

5) Was nur für einzelne Artikel und Personen bestimmt ist z. B. für einen Schmied, oder für Roggen-Ertrag, weil man ausscheiden will und muß, das nennt man eine Rechnung oder ein Conto; sind es mehrere: Conti. In solche Rechnungen zerfällt das sogenannte Hauptbuch, wie aus dem praktischen Theile zu ersehen ist.

* Conto stammt aus dem Italienischen; doch sind Conticino und Conticello »eine kleine Rechnung« bei uns nicht üblich geworden. Bedient Euch nur des deutschen Ausdrukes »Rechnung«! — Wirft man die Frage auf, ob ein Handelsbeflissener in Deutschland die italienische, oder französische Sprache zunächst erlernen soll, so lautet die Antwort zu Gunsten der ersteren; denn aus ihr stammt die gesammte Terminologie oder Kunstsprache der Handelswissenschaften. Sie ist übrigens nicht so leicht, als man gewöhnlich meint. — Die gewöhnlichen Arbeitszettel und Rechnungen werden nur paginirt, oder mit der Debetseite an Kunden ausgestellt.

6) Was einem foliirten Buche, oder einem Conto zugeht, eingeht, das kommt auf seine linke Seite zu stehen, wird also unter

Einnahme — kaufmännisch Soll betitelt —

geschrieben, und diese ist die Debetseite; was die betreffende Person oder der obenstehende Artikel hergibt, leistet, das nennt man

Ausgabe — kaufmännisch Haben betitelt —

und wird auf die rechte Blattseite oder Creditseite geschrieben. Doch kann man dafür auch sagen: Mehrung und Minderung, Zugang und Abgang u. s. w.

Der Kauf ist mannigfaltig z. B. in Bausch und Bogen, auf Zeit, Zug um Zug, auf Lieferung, auf Probe, durch Kommission, auf Besicht. —

Der Unterschied (die Differenz) zwischen der bald grössern Einnahms-, bald grössern Ausgabensumme heißt auch

Rest, oder nach der Kunstsprache Saldo (brutto und netto),

und eignet sich, wie das Cassabuch klar zeigt, allein zum Vortrage in neue (laufende) Rechnung z. B.

Früchteconto 1842.

Ertrag (Soll)		Abgabe (Haben)	
1. Jäner. 18 Sch. Weizen getroschen à 10 fl. Annahme .	180 fl. — kr.	6. Januar. 6 Sch. Weizen auf der Schranne à 12 fl. baar abgesezt	72 fl. — kr.
(Vortrag:)	180 fl. — kr.	☞ Saldo	108 fl. — kr.
24. Jan. Vortrag vom Vorjahre c.	108 fl. — kr.	Stimmt also (überein) . .	180 fl. — kr.

Der Saldo steht dem zufolge

a. auf der alten Seite bei der kleinern Summe;

b. in der neuen auf der alten Seite (Soll, oder Haben);

c. stellt sodann den Zahlen nach (numerisch) Summengleichheit her, was man das Stimmen nennt; und

d. muß sich richtig in Baarem oder an Waaren vorfinden.

Dieser Saldo darf das Vor- und Dießjährige nicht vermengen, nichts Fremdartiges enthalten, nicht in unrechter Rubrike stehen und unrichtig nicht berechnet seyn.

Einen solchen Posten, wie der zu 180 und 72 fl., nennt man auch eine Scriptur; in der Mehrheit sagt man die Pöste. Die Fürwörter pflegt man gerne wegzulassen z. B. Zahle st. zahle ich, zahlte st. er zahlte u. s. w. Ist aber nicht nothwendig, eher verwerflich.

Uebrigens sey jede Scriptur im Allgemeinen kurz, ordentlich und genau. Kurz der Sprache nach, ordentlich in Ansehung der Schrift, genau hinsichtlich der Zeit, des Betrages (der Summe) und der Schlußbehandlung. Darin besteht ihr Inhalt.

Was einer Person, oder einem Artikel auf der einen Seite übrig bleibt, heißt als Ueberschuß, wenn es Geld betrifft, Baarschaft; wenn es Thiere betrifft, Bestand; wenn es Produkte und Geräthschaften (Utensilien) betrifft, Vorrath. Das Wort Saldo paßt am Oeftesten; das Zeichen = oder „gleich" taugt für alle Fälle.

7) Eine Zusammenstellung von Besiz und Forderungen, Activa genannt, gegenüber den Ausständen, Passiva genannt, nennt man Ergebniß, Resultat, Bilanz, wie aus dem Inventar in der zweiten Abtheilung zu ersehen ist. Der Aktivrest oder das aktive Vermögen ist unser wirkliches Vermögen; das Passive Feld sind unsere Schulden. Sind diese zu groß, so entsteht ein Defizit. Eine solche Herstellung des wahren Vermögensstandes hat zu geschehen

a. monatlich im Cassabuche; und

b. jährlich über sämmtliches Vermögen.

Die jährliche Zusammenstellung nennt man Schlußbilanz. Jene wird blos durch den Saldovortrag angedeutet, diese erfordert eine förmliche Zusammenstellung. Ohne diese Hervorhebung und Uebersicht bliebet Ihr, theure Leser! in Ungewißheit.

* Bankerott ist mehr verschuldete Insolvenz; Falliment aber mehr durch Andere.

8) Als Hilfswissenschaften sind dem Landmanne (Realitätenbesizer) nöthig

a. die bürgerliche niedere Rechnungskunst, und zwar nur Weniges derselben; dann

b. noch hie und da Einem des Briefschreiben.

Alle Zweige der kaufmännischen Geschäftsbildung nennt man Contorwissenschaft, die Briefschreiberei Correspondenz. Vergl. Leuchs, Bleibtreu, Jöcher u. A.

☞ Söhne, welche für bedeutendere Geschäfte und den Handelsstand sich vorbereiten wollen, haben hiefür die beßte Gelegenheit an den bayerischen Gewerbeschulen. Innerhalb Jahresfrist

schon können sich solche Knaben eine Menge brauchbare Kenntnisse dort sammeln. Handelsleuten, Bierbrauern u. A. aber wird bei dieser Gelegenheit bekannt gemacht, daß der Verfasser dieses Sendschreibens zu umfassenderer Vorbildung und wissenschaftlicher Unterweisung gründlichen Unterricht privatim in der kaufmännischen Arithmetik, Correspondenz, in der Wechsel- und Geldkunde, im einfachen und doppelten Buchhalten und in einigen alten und neuern Sprachen ertheile, auch binnen 10 — 12 Monaten einen Curs abzuschliessen hoffe. Mehrseitiges und ehrendes Vertrauen ist ihm bereits zu Theil geworden. —

Anmerkungen.

1. Die kaufmännische Buchhaltungskunst, die vollkommenste von allen, ist schon sehr alt. Die italienische erfand der Mönch Lucas Paccioli im Jahre 1494, nachdem man längst willkürlich buchte; und seitdem hat man hierin viele Verbesserungen vorgenommen und sie verbreitet. Besonderes Aufsehen erregte 1796 der Engländer Johns (fr. Dschahns.) — Der kaufm. Buchhaltung unterwarfen sich bereits alle übrigen Methoden.

2. In Deutschland gibt es für die grösseren Handlungen drei Hauptklassen von Buchhaltungen: die kaufmännische, die der Buchhändler und die der Landwirthe. Es liegt nicht im Zweke, hierüber Mehr auszuführen. Doch mag für gebildetere Leser Stevin's Urtheil beifolgen: Mercatori rationes clarae et explicatae quasi ad oculos perpetuo versantur, non tantum, quae summa a debitoribus creditoribusque, verum etiam mercium ab institoribus sibi reliqua sit, quid lucri, quid damni in singulis generibus fecerit, quae omnia compendiose et solerter cognoscit. (Hypomnemata mathematica.)

3. Der Handel, welcher in den ältesten Zeiten in blossem Tausche bestand, ist entweder Groß-, oder Kleinhandel, und sein Name ändert sich nach der Waare, daher Eisen-, Tuchhandel u. s. w. Ein Hauptbebel des deutschen Handels wird der Zoll-Verein werden, wozu als erfreuliches Seitenstük die Münchnerkonvention zur Herstellung gleicher Münzen zu betrachten ist. — Die Absezung einer Waare in ganz kleinen Portionen nennt man den Minutoverschleiß. — Der Commissionshändler übernimmt die Waaren von Andern auf Rechnung und gegen Vergütung oder Provision.

4. Hinsichtlich des Ranges im Kaufmannsstande überhaupt ist zu bemerken, daß der Kaufmann in den Städten, der Handelsmann vorzüglich in den Märkten, und der Krämer hauptsächlich auf dem Lande sich befinde, obschon man sich nicht sehr strenge an diese Abtheilungen hält. Obenan stehen die Buchhändler, welche durch wissenschaftliche Kenntnisse glänzen.

5. Die Eintheilung der landwirthschaftlichen Buchführung in stehende und laufende kann hier nicht berüksichtiget werden. Eines und das andere Hiehergehörige wird noch später zur Sprache kommen. Trefflich legte dieß z. B. Zeller auseinander.

6. Für Selbstbelehrung in dem rein Oekonomischen können wir Euch Bauern allen die Werke von Veit und Zierl bestens empfehlen. Ihr könnt sie von jeder Buchhandlung beziehen. — In kaufmännischer Beziehung rathen wir für die Buchhaltung Fort, für Correspondenzen Schleier, für Arithmetik Feller und Odermann, für Wechselkunde Heinemann, über Maß und Gewicht die Flügel'schen Curszettel, über das Börsenwesen Friedleben, als sehr praktischen Plan den von Gsell.

(Fortsezung folgt.)

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der Ritter und sein Liebchen.

Ein Ritter ritt einst in den Krieg,
Und als er seinen Hengst bestieg,
Umfing ihn sein feins Liebchen:
»Leb' wohl, du Herzensbübchen!
Leb' wohl! Viel Heil und Sieg!

Komm fein bald wieder heim in's Land,
Daß uns umschling' ein schönres Band,
Als Band von Gold und Seide;
Ein Band aus Lust und Freude,
Gewirkt von Priesterhand!«

»Ho, ho! Käm' ich auch wieder hier,
Du, Närrchen, du, was hülf' es dir?
Magst meinen Trieb zwar weiden;
Allein dein Band aus Freuden
Behagt mit nichten mir.« —

»O weh'! so weid' ich deinen Trieb,
Und willst doch, falscher Herzensdieb,
In's Eh'band dich nicht fügen!
Warum mich denn betrügen,
Treuloser Unschuldsdieb?« —

»Ho, ho! du Närrchen, welch ein Wahn,
Was ich that, hast du mitgethan,
Kein Schloß hab' ich erbrochen;
Wann ich kam, anzupochen,
So war schon aufgethan. —

»O weh! so trugst du das im Sinn?
Was schmeicheltest du mir um's Kinn?
Was mußtest du die Krone,
So zu Betrug und Hohne
Mir aus den Loken ziehn? —

»Ho, ho! Jüngst flog in jenem Hain
Ein kirres Täubchen zu mir ein.
Hätt' ich es nicht gefangen,
So müßten mir entgangen
Verstand und Sinnen seyn.«

Drauf ritt der Ritter hop sa sa;
Und strich sein Bärtchen trallala!
Sein Liebchen sah ihn reiten,
Und hörte noch von weiten
Sein Lachen ha ha he! —

Traut, Mädchen, leicht'n Rittern nicht!
Manch Ritter ist ein Bösewicht.
Sie löffeln wohl und wandern
Von Einer zu der Andern,
Und freien Keine nicht.

Bürger.

Patriotisches.

Prospektus und Einladung zu Subscriptionen.

Bereits haben wir das Gedenkbuch der Festlichkeiten Bayerns bei der hohen Vermählung Ihrer KK. HH. unsers allgeliebten Kronprinzen Maximilian mit Maria, k. Prinzessin von Preussen und zwar mit begeisterten Gefühlen patriotischer stets wachbarer Anhänglichkeit durchlesen so wie mit Freude vernommen, daß selbst in der neunten Sizung der Kammer der Abgeordneten die Bitte des Sammlers, solche in das ständische Archiv aufzunehmen, unter Ausdrükung des Dankes der hohen Kammer gewährt wurde. Aber, selbst zur Vermehrung des Interesse dieser patriotischen Sammlung, müssen wir bemerken, daß diese Sammlung bei Weitem noch nicht erschöpft, und insbesondere der poetische Theil noch zu lükenhaft sey, wahrscheinlich wegen der grossen Eile, und des grossen Umfanges und der zu geringen Bekanntmachung dieses Vorhabens. Welcher Patriot, welcher Deutsche vergnügt sich nicht, wenn er jene unübertrefflich schöne Sammlungen durchgeht, welche in ähnlichen Fällen z. B. zur hohen Vermählung Ihrer Majestäten des Königs von Preussen mit Elise königl. Prinzessin von Bayern i. J. 1823 theils in Augsburg, theils in Leipzig erschienen, wo die Gedichte, die höhere geistige Blüte eines Volkes, insbesondere auch aus Bayern, weit reichhaltiger erfreut hat, als daß solche nicht auch gegenwärtig, wo sie wahrlich nicht weniger der köstlichsten Blumen erzeugt, ja selbst den Herbst in einen wahren ewigen Frühling umgewandelt hat, fleissiger gesammelt und aufbewahrt werden sollten. Poesie erhebt und verewigt, wie die Religion, die ursprünglichen geistigen Kräfte der Menschen; sie erbaute auf die Töne der Orpheuse Städte; bezähmt Löwen und Tiger und zog den Himmel zur Erde nieder. Ohne Poesie würde kein Mentor, Ulysses, Mäzenas, kein Homer, Horaz, Klopstock, kein Apoll, keine Musen, keine Walhalla seyn. Poesie verewigt allein das Schöne und Gute! Ohne diese höhere Geisteslust lebt der Mensch nur zeitlichen, thierischen Vergnügen. Es bildete sich daher neuerlich ein Verein, um für diese schöne Sammlung einen Nachtrag zu liefern. Wer noch Beiträge hat und wünscht, wende sich an den Verein unter der Addresse: an den bayerischen Eilboten in München, so wie die Namen der Subscribenten als patriotische Theilnehmer diesem Nachtrag einverleibt werden. Je eher und zahlreicher die Beiträge und Subscriptionen, woran sich wohl auch Preussen freundlich anschliessen wird, eingehen, desto eher und herrlich geschmükter wird die Ausgabe besorgt werden. Eine die Kosten übersteigende Einnahme wird gegen öffentliche Rechnung zu einem patriotischen Zweke zu verwenden verbürgt. Es werden daher alle Patrioten zu ihren Beiträgen und um schnelle Sammlung von Subscribenten freundlichst ersucht.

München. Greger.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 9. 27. Februar 1843.

Inhalt: Sendschreiben an den achtbaren Bauernstand Bayerns, vorzüglich Niederbayerns, enthält eine neue einfache landwirthschaftliche Buchführungs-Methode. (Fortsetzung.)

Sendschreiben
an
den achtbaren Bauernstand Bayerns.
(Fortsetzung.)

§. 3.
Eintheilung, Namen und Zahl der Schreib-Bücher, dann Form und Einrichtung derselben betreffend.

Man theilt die Einschreibbücher, welche, wenn sie ordentlich geführt werden, Beweiskraft besitzen, seit Langem in der Kaufmannssprache

a. in Haupt- und
b. in Nebenbücher (Auxiliarbücher); und noch ist es unentschieden, welches von den Büchern überhaupt das wichtigste und entscheidendste seyn soll.

Zu jenen, den Hauptbüchern, gehören die wichtigeren, geordneteren und reineren; zu diesen, den Nebenbüchern, die Bücher zweiten Ranges, welche aber darum keineswegs unwichtig, oder überflüssig genannt werden dürfen, und welche die Hauptbücher unterstüzen, also das Buchführen erleichtern.

Die Zahl der Bücher, für Anfänger allerdings eine Lebensfrage, läßt sich allgemein und zum Voraus nicht bestimmt angeben. Sie richtet sich nach einzelnen Vorschriften des Staates und Prinzipals, nach der Buchführungsmethode, nach dem Gegenstande und seiner Verwendung und nach dem Umfange und der Mannigfaltigkeit eines Geschäftes. Anders nach abgegrenzter Beziehung.

Der Landmann hat als Hauptbücher zu halten:

1) Ein Cassabuch für alle baaren Einnahmen und Ausgaben. Es ist foliirt;
2) ein Hauptbuch, welches in einzelne Rechnungen (Conti) zerfällt und ebenfalls foliirt ist. Es weiset am Ende Gewinn, Verlust, Bestand, Vorrath und Ausstände nach.

Als Nebenbücher bedarf der Landmann wieder zweier Bücher. Sie sind

1) ein paginirtes Memorial *) oder Bemerkungsbuch für die fortlaufenden Geschäfte, welche nicht baar abgemacht werden; und
2) ein Briefcopirbuch, worin er, sollte er öfter Briefe zu schreiben haben, alle abgehenden Briefe niederlegt (etwa ordentlich aufsezt), um später deren Inhalt noch genau erfahren zu können. Die einlaufenden oder ankommenden Briefe von Andern werden blos aufbewahrt, nicht aber eingeschrieben, wie in manchen Ländern dem Kaufmann anbefohlen ist. Eure Hände müssen überdieß mit Schreibereien verschont bleiben.

Das Waarenbuch, ein drittes Nebenbuch, ist für Euch nicht erforderlich; noch weniger ein Facturen-, Verfall-, Speditionsbuch u.dgl. Der Ausspruch einiger Autoren: „Je mehr Hülfs-Bücher und Conti, desto genauere Uebersicht" ist daher nicht ganz wahr.

Grosse Vereinfachung.

Für jedes dieser Bücher nehmet, Oekonomie-

*) Verwandte Namen sind: Cladde, Primanota, Journal u.a. Hier gilt der in grammatischer Hinsicht ausgesprochene Saz von Boniface: La rareté d'une expression n'en doit point faire condamner l'usage.

Besizer, 1 Buch ordinäres Schreibpapier, lasset diese 3 bis 4 Buch Papier in Ein grösseres Buch fest binden und bewahret dieses **Einschreibbuch** sorgfältig am wichtigsten Plaze Eurer Wohnungen auf! Schenket diesem einzigen Bande dann und wann ein freies Stündchen, und Eure neue Aufgabe ist gelöset. — **Liniren** oder rubriziren müsset Ihr Euch das Buch **selbst**, wie Ihr das braucht; die zweite Abtheilung dieses Buches sey Euch dabei Anhaltspunkt! — Zum Abtroknen ist Löschpapier (Fließpapier) geeigneter, als Streu-Sand.

Das **Format** oder die Gestalt des Buches ist **Folio**, d. i., die Höhe und Breite, wie das Papier an sich ist. Quart (1 Bogen in 4 Theile geschnitten) ist nicht brauchbar, da zu oft linirt und umgeblättert werden muß, auch mehrjährige Rechnungsüberblike dabei erschwert würden. — Das **Papier** sey fest (nicht zu fein), die **Tinte** gut; **Bleistiftlinien** würden bald unkenntlich und russen.

Nähere Erklärung obiger 4 Bücher.

A. In das **Cassabuch** werden notirt alle in die Cassa gelegten und von ihr ausbezahlten Gelder, welche nur dem Landmanne selbst zur Verfügung (Verrechnung) stehen sollten.

Anwendung in besonderen Fällen.

Also **links** werden notirt: das jährlich baar eingelegte Betriebskapital, alle Zugänge durch Verkauf, alle Zurükzahlungen, aller baarer Schadenersaz und alle Nuzzinsen;

rechts dagegen sind einzuschreiben: alle Auslagen für Anschaffungen, alle Lied- und besonderen Arbeitslöhne, alle Abgaben, alle Kleidungs- und Nahrungs-Kosten, alle Tilgungen von Handwerks-Forderungen und alle Schuldzinsen.

Seltenere Vorkommnisse können aus der Natur des Angeführten leicht abgeleitet werden. NB. Aller Eingang ist nicht Gewinn. —

Aus den Memorialsposten und reinen Baarzahlungen geschehen und bestehen die **Uebertragungen ins Hauptbuch**. Nehmet also zuerst das Memorial von Posten zu Posten durch, befragt sie gründlich und traget in die Hauptbuchs-Rechnungen, was dahin gehört; dann geht zu dem Cassebuche über, und zwar zuerst zu dessen linken, dann rechten Seite! Würden jedoch die Pöste nach anderer Art (s. Mem. ☞) übergetragen, so bliebe sogleich nur die Cassa zum Uebertrage. Die einmal vorgenommenen Pöste könnt Ihr zur grössern Deutlichkeit, wie weit Ihr bereits gekommen, und um durch das Herumblättern nicht irre zu werden, **vorstreichen**, d. h., mit Bleistift (auch Tinte) links draussen durch \ anzeigen. Wenn die Monatstage — die Monate selbst folgen schon genau — nicht nach der Reihe folgen, so soll Euch das gar keine Grillen machen; es ist kein Fehler.

Ausnahme nebst Rath.

Da in Haushaltungen oft täglich, selbst bei möglichster Ansammlung kleinerer Beiträge zu grösseren Summen, Auslagen unverschiebbar nothwendig werden und auch einzuzeichnen sind, dagegen die gewöhnlichen Einnahmen nur zu gewissen Zeiten lebhafter sich ergeben, also leicht links ganze Seiten leer bleiben könnten, während die rechte Seite doch vollbeschrieben werden müßte: so thut man nach allgemeiner Zustimmung ganz gut, wenn man die bekannten 2 Rubriken (Abtheilungen) „Einnahmen" und „Ausgaben" auf **eine einzige** Seite neben einander bringt, wie die folgende Tabelle zeigt; wodurch das Foliirte scheinbar aufhört, Plaz erspart wird und kein leerer Raum sich ergibt. Doch müsset Ihr, verehrte Leser, sehr Acht haben, damit Ihr nicht eine Soll-Summe unter Haben, und umgekehrt eine Haben-Summe ins Soll traget! Das Schriftliche bedarf überhaupt grösserer Beachtung, als das Gewöhnlich mündliche.

Cassabuch — Januar 1842.

		Einnahmen. fl.	kr.	Ausgaben. fl.	kr.
2.	— Die Casse erhielt als Einlage	50	—	—	—
3.	Dem Knechte A. Haber geliehen	—	—	10	—
4.	Von der Schranne gelöset	50	12	—	—
	* Das Quantum ins Memorial und Produktenconto.				
5.	Für Wagnerarbeit l. R. bezahlt	—	—	12	30
		100	12	22	30
	Saldo .	—	—	77	42
	Monat Februar 1842.				
1.	An Vortrag vom Monat Januar u. s. w.	77	42	—	—

* Kobatz strich die einzelnen Geldposten durch (ab) und zählte vor dem Saldo, wie im Journal der Doppio, die Debitoren und Creditoren, was nicht erforderlich, noch üblich ist. — Die meisten Nachahmer von Thaer setzen die Bezugsconti bei; dieser ließ auch öfter Gegenseiten, welche wenigstens den Saldo aufzunehmen haben, ganz leer. —

B. Ins Memorial *) oder Gedenkbuch, d. i., in das Buch der Geschäftsnotizen, damit man sich diese nicht im Kopfe mühsam zu merken habe, gehören — nach fortlaufenden Tagen, so wie sich Etwas ergab — einseitig oder paginirt:

Gebrauch dieses Buches. Alle wichtigeren und Ergebnisse (Ernten etc.) enthaltenden Arbeiten (blos übersichtlich und ohne Geldanschlag der nach Jahres- und Monatslohn Arbeitenden); alle schwebenden Geldangelegenheiten, d. h., jene, welche nicht sogleich baar geleistet werden; alle Aenderungen des Gutes durch Mehrung und Minderung; alle Inventarszugänge; alle Saaten und Ernten; alle ausgeliehenen und geborgten Sämereien; Holz- u. a. Lieferungen u. s. w. Nicht aber gewöhnliche Geschäftsverrichtungen; keine Geldsachen und Correspondenzen.

Sollte ein Landmann nachhaltige Nebengewerbe treiben, welche aber seinem Hauptberufe nicht Abbruch thun dürfen, so vermische er sie mit den Oekonomie-Notizen und lege im Hauptbuche um 1 Conto mehr an, z. B. ein Frachtconto, oder ein Handelsconto, oder ein Ziegeleiconto etc. Hinsichtlich der Accordarbeiten sehet II. Abtheilung, II., 2. Januar!

Die Striche der Pöste-Absonderung sind erst nach dem jedesmaligen Eintragen zu ziehen, weil die eine Scriptur mehr Raum fordert, als eine andere. Ihr habt also blos die Linien von oben herunter unter der einzigen obersten Doppellinie vorauszuziehen, dann Seiten- und Guldenzeichen aufzutragen. — Sehr nützlich wird es seyn, wenn zugleich, wie es hier geschah, kürzere Bemerkungen über Witterung, Güte (Qualität) der

*) Das Memorial ist in Frankreich das beweisfähigste Buch, über die Urkundenbeweise mag in „Samhaber's Rechtsweg in Bayern" und Mahir's Handbuch nachgelesen werden; über die Buchhaltungsvorschriften nach dem preussischen Landrechte lieferte Meißner Auszüge; den Societätsvertrag bearbeitete Roback.

Produkte, besondere Vorfälle, Sendungsgelegenheit u. dgl. beigegeben werden.

NB. Einfacher, wenn auch durchaus nicht räthlicher, ☞ wäre die unbedingte Weglassung aller Geldposten aus dem Memoriale, wenn a) die Cassaskripturen etwas umständlicher verzeichnet würden, b) beim Uebertragen dann dieß auch berüksichtiget werden wollte und c) die Abgänge sogleich ins Hauptbuch geschrieben kommen könnten. Dahin gehören z. B. im zweiten Theile einige Pöste vom 4. Januar.

Anm. Wo etwa (den Gewinn vermehrend) öfter Milchverkauf, wie in der Nähe von Städten, in Märkten und an Ortschaften von vielen Häuslern Statt findet, notire man die Erträgnisse (etwa mit Kreide, oder auf einem Nebenpapiere) wochentlich auf und bringe sie dann überhaupt 1) links in die Casse, und monatlich 2) rechts in den Viehconto! — Die Pöste zerfallen in einfache und komplizirte, eine Eintheilung, welche Ihr eben nicht zu beachten braucht. Pöste, welche andern gegenübergestellt werden, nennt man Gegenpöste. — Gallus suchte in seinem Journal das Mem., Cassab. und eigentliche Journ. zu vereinigen, indem er eine tabellarische Form von 10 Klassen annahm.

C. Das Briefcopirbuch bedarf keiner weitern Erörterung, und ist das Formular (Schema, Muster) am Ende zu vergleichen.

Bemerkt wird noch, daß die bürgerlichen Briefe ganz einfachen Gesezen unterliegen: Der Titel sey entsprechend, der Eingang neu und passend, der Context oder eigentliche Brief wohlgeordnet und wie alle übrigen Theile grammatikalisch richtig, der Schluß eine geeignete Wiederholung und Empfehlung. Die kaufmännischen Briefe erstreken sich im Allgemeinen auf erhaltene oder gegebene Gelder, Anfträge, Mahnungen, Verträge, Empfehlungen, Wechsel, Warnungen, Unfälle und Tadel. Sie unterscheiden sich a) durch eigenthümliche Diction oder Form im Ausdruke; b) durch allgemeine Kürze, hauptsächlich im Titel und Eingange; c) durch besondere Artigkeit; d) durch Hinweisung auf frühere Briefe, Belege, Verbindungen und Handelsbücher; e) durch üblichere Nachschriften u. dgl. Dabei ist grosse Aehnlichkeit ersichtlich. Sie gehören in die Klasse der gemischten Briefe.

D. Das Hauptbuch zerfällt, wie schon öfter erwähnt worden ist, in lauter Conten. Jedes ist für eine ganze Seite anzulegen, damit zugleich zwei, drei und mehrere Jahresgeschäfte dort, unter einander und blos durch Querlinien jährlich abgesondert, Plaz finden können. Man hüte sich dabei vor der Contenwuth so vieler Schriftsteller, welche aus falscher Genauigkeitsliebe heillose Dinge schrieben.

Nöthigste Zahl der Conten des Hauptbuches eines Oekonomen.

Ihr braucht höchstens 5 Conten und etwa noch 1 Uebersicht. Diese sind 1) Ein Mobilienconto. Solches hat blos die Möbels- und Geräthesumme nach dem Werthe links, dazu alle Anschaffungen aufzunehmen; rechts alle gänzlichen Abnuzungen, Verkäufe, Veruntreuungen und Verluste, jedoch ohne Nuzungsprozente für Ertrag und Abnuzung. Das Inventar oder die Aufzeichnung kommt vor dem Memoriale (auf dessen erstem Blatte) zu stehen. Sehet hierüber im Memoriale selbst nach! 2) Ein Produktenconto. Links alle Erträgnisse sammt dem für 1 Jahr durchschnittlich angenommenen oder fixen Preise; rechts alle Saaten, aller Verbrauch für Vieh und Haus, aller Schrannenabsaz, alle Vertroknungen und Verderbnisse. 3) Ein Viehconto. Links alle Thiere nach dem Schäzungswerthe und aller Zugang durch Kauf und Nachzucht; rechts aller Absaz und Unfall. 4) Ein Unkostenconto. Links alle Kosten für Familie, Gesinde, Vieh, an Steuern, Zinsen u. s. f.; rechts wieder der Gesammtbetrag von Absaz, dann Vorrath, Vieh und Pro-

{dukten. Aus dem Reste ergibt sich der
{Profit. 5) Ein Schuldenconto.
Sehet hierüber die Schemen! Das Wenigste
{oder Minimum von diesen Conten
{ten sind 4.

So oft für das Hauptbuch 3 Blätter nöthig werden, bedarf man für das Cassebuch deren 5 und für das Memorial 9 Blätter.

Demnach sind für genauere Anlegung folgende Verhältnißzahlen richtig:

So oft das Hauptbuch	3 —	die Casse	5 —	das Memorial	9 Blätter,
" " " "	12 —	" "	20 —	" "	36 "
" " " "	24 —	" "	40 —	" "	72 "

Daß man es jedoch hierin nicht genau errathen könne, indem die Schrift selbst schon zu sehr entscheidet, versteht sich von vorne herein. Ich wollte Euch für das Rubriziren nur einen kleinen Anhaltspunkt vorzeichnen; befriedigt er Euch nicht, so haltet nur jedem Buche 24 Bogen bevor. Das Liniren soll jedenfalls auf den beiläufigen Bedarf eines vollen Jahres sich erstreken. Rothe Tinte ist keineswegs erforderlich. Manches kann schön seyn, aber nicht erforderlich.

Die grösseren Bücher der Kaufleute haben Register (Alphabete, Repertorien) zum Nachschlagen.

Mehr Conten können nur ausnahmsweise nöthig werden, z. B. ein Essigconto, Ziegeleiconto ꝛc. *) Wer Vorstehendes begriff, kann sich sehr leicht auch andere Rechnungen anlegen. Aber, wie gesagt, Vereinfachung thut hier ganz besonders Noth. Daß man ältere Thiere und Waaren in künftigen Jahren immer wieder etwas geringer schäzen (taxiren) müsse, erklärt sich von selbst. Wie viel solche Thiere und Produkte dann werth sind, das versteht Ihr selbst am Besten und das läßt sich nicht lehren.

Gespräch.

Darüber hatte ich mit einem k. Pfarrer, einem Freunde aus meiner Knabenzeit, vor 2 Jahren ein interessantes Gespräch. Es dient Euch zur Lehre und Ermunterung, Ihr werdet es ohne Zweifel wissen wollen — nun es stehe hier! freilich nur in den Grundzügen, in der einfachsten Wiederholung.

Ich. — Ihr schöner Beruf, Ihre Ueberlegenheit an gründlichen Kenntnissen und Ihr verdientes Ansehen würden ohne Zweifel sehr geeignet seyn, dem Volke noch in einer andern Beziehung aufzuhelfen, zu seinem wahren Menschenglüke beizutragen.

Herr Pfarrer. — Wie noch? (Bereits sprachen wir Viel von Luxus, Beschränkung und Anderm.)

I. — Dadurch, daß Sie, hochwürdiger Herr Pfarrer! dieser Menschenklasse, ich meine den kraftvollen, redlichen Bauernstand, etwa zunächst den unermüdlichen Elementarlehrern, den eifrigen Gemeindevorstehern und den tonangebenden Gastwirthen Anleitung gäben, ihren gesammten Verdienst und alle ihre Ausgaben gehörig zu Papier zu bringen, damit diese dann den verständigeren Bauern wieder mittheilten. Denn die überaus nüzlichen technischen Schulen unsers lieben Vaterlandes sind vor der Hand noch zu unbekannt, und an den Lyzeen wird ein Unterricht in der so allgemein nothwendigen Buchhaltungskunst vermißt *).

Hr. Pf. — Das leuchtet mir sehr wohl ein und ist mein alter eigener Wunsch; aber wenn ich meinen Bauern mit dem bunten Kram von Büchern, mit der Breite der meisten Autoren, besonders der gewöhnlich Staatsgüter betrachtenden landwirthschaftlichen, mit den barbarischen Benennungen

*) Bei Gründung einer Fabrik, sagt Leng, hat der Unternehmer, bei welchem wir das nöthige Capital und die erforderlichen Kenntnisse voraussezen, zu berüksichtigen 1) die Haupt- und Nebenmaterialien; 2) das Werkzeug; 3) die Werkstätte; 4) den Fabrikationspreis; 5) den Absaz.

*) Der rechte Weg dürfte (salvo meliori) der geschichtlich-encyklopädische seyn; und Schleier hat hierüber in seinen merkantilischen Streifzügen beherzigenswerthe Worte gesprochen. — Einst, z. B. Jobel 1737, brachte man diese Kunst in Verse; Gerth schrieb 1840 eine Buchhaltung für Kinder!!

und Klassifikationen käme, da würde ich am ersten Tage meiner Vorlesungen schon ein Paar Duzend Leichen einzusegnen haben.

J. — Da müßten Ew. Hochwürden sich nur mit einer ganz einfachen Methode an diese Personen machen. Man hat ja auch in Schulen kleinere und grössere Geschichtsbücher, Grammatiken rc. Und, ohne Schmeichelei, unter Ihren Händen würde jedes Lehrbuch ganz gewiß zum tauglichen werden.

Hr. Pf. — So viel ich aus der kaufmännischen resp. buchhälterischen Literatur kenne — und ich habe mich darin wohl etwas umgesehen — hat noch keiner unserer neuern Autoren diese Aufgabe entsprechend gelöset; weil Manchem es um Prahlerei, Manchem um ein gutes Honorar zu thun war, die Versuche des Einen waren unreif, der Andere liebte zunächst Widerlegung und Streit.

J. — Allerdings nüzen auch grössere Werke (Abhandlungen); aber haben Sie Geduld, es wird doch noch gelegenheitlich ein einfaches Handbuch ans Licht treten. Verbreiten Sie zuerst den Kern, empfehlen Sie mehr die Sache! Das Wie ist schwer für Viele zu bestimmen. — Das eigene Interesse, die Liebe zum Fortschreiten, das Begehren des reinen Ausweises und die Sicherung vor Nachtheil würde gewiß so viel überwiegendes haben, daß die meisten Gewerbsleute Bücher führten (und man könnte vor der Hand mit ziemlich Unvollkommnere zufrieden seyn), wenn nicht gar so oft Unkunde in den Weg träte. Aus diesem so wichtigen Nationalwohlsgrunde können Elementar- und Gewerbsschulen nicht genug empfohlen werden.

(Bereits besizt der Hr. Pfarrer diese meine Arbeit; sein Urtheil wird mir das wichtigste seyn.)

§. 4.

Die wichtigsten Lehrsäze des Buchens.

Ihr habt nun, meine Theuern! einen grossen Theil der einfachen Buchführung, wie Ihr sie braucht, gelesen, hoffentlich auch begriffen. Ehe jedoch zum Buchen selbst geschritten werden kann, sind noch zu erklären, um Euch recht gründlich zu belehren, oder wie Nebler (I. 12) sagt: „Dinge, die unauflöslich schienen, werden hell dastehen";

I. die Fragen, welche Jeder sich beim Buchen für einzelne Fälle zu stellen hat;
II. die Grundsäze des Buchens überhaupt;
III. des Buchführers Geschäfte im Allgemeinen.

Beherziget auch dieses Wenige noch, und Ihr habt gewonnen Feld, wozu ich Euch von Herzen Glük wünsche.

Nothwendige Zerlegung.

I. Die Fragen, welche sich der Buchende zu stellen hat, ehe er einen Posten bildet und einträgt, sind:

a. Wer gab? Dieser ist der Creditor oder Gläubiger und kommt in seinem Conto auf die rechte Seite, in unserm Gegenconto und auf dem foliirten Empfangbuche auf die linke zu stehen. In den paginirten Büchern erhält er das Wort hat, haben z. B.

Anton Weber in Neßlbach . . Hat:
Lieh mir 2 Scheffel Roggen à 7 fl. . . 14 fl.

Wenn also A dem B. gibt, so ist Jener Creditor, Dieser Debitor. Der Debitor wird belastet, der Creditor erkannt. Dieses findet Statt und Anwendung für Waaren, Geld, Wechsel und Schriften (Dokumente) aller Art. — Man sagt auch für Einen Soll und Hat, für Mehrere Sollen und Haben; lateinisch: Debet, Debent; Credit, Credunt. In den Aufschriften sind jedoch Soll und Haben am Ueblichsten.

b. Wer erhielt? Dieser ist der Debitor oder Empfänger, als augenbliklicher Schuldner angenommen, z. B.

Anton Weber in Neßlbach . . Soll:
Lieh ihm (oder: Empfing von mir 10 Scheffel Weizen à 10 fl. . . . . 100 fl.

c. Was erhielt ein Buch, oder Conto? Darnach richten sich Diese, wie oben bereits angegeben ward. Dem nach kommt das Geld in das Cassabuch, Pro-

bukte schreibt man ins Memorial und Hauptbuch; auf Borg gekauftes Vieh kommt ins Memorial und jedenfalls später auch ins Viehconto, nach der Bezahlung auch ins Cassabuch u. s. f.

d. **Wann geschah dieß?** Diese Zeit ist jedesmal genau anzugeben. Die Jahreszahl und der Monat stehen gewöhnlich oben an, das Datum oder der Monatstag links herunter. Die Formulare beleuchten dieß.

e. **Wie ward gegeben und empfangen?** Hier sind Maß, Gewicht, Gelegenheit und Bedingungen zu berüksichtigen, z. B. 10 Scheffel Hirse, 20 Pfund Flachs, durch den Straubingerboten, mit frachtfreier Lieferung.

f. **Zu welchem Preise?** Dieser ist entweder bestimmt für den einzelnen Fall (limitirt), oder für eine bestimmte Zeit (fix) angenommen. Der **einzelne** Fall ist nach dem Handel überhaupt, wie eben die Käufer am Hause oder in der Schranne sich mehr oder minder freigebig zeigen (Stand der Nachfrage); unter **bestimmter** Zeit ist einmal der angenommene Preis für 1 Jahr, oder der für 1 Stük Vieh, oder der für die Güte eines einzelnen Produktes.

Ableitungen.

Darnach kann sich nun schon zum größten Theile mancher andere Geschäftsmann ein Hauptbild für seine nur etwas abweichende Bücherform machen.

Er muß aber 1) das Vorherstehende bereits gut inne haben; 2) gut Lesen, Schreiben und Rechnen können; 3) sein Geschäft selbst wohl kennen; 4) gesunden Menschenverstand besizen.

Dann merke er sich noch:

„Creditoren und Debitoren sind in allen Ständen und Geschäften von gleicher Beziehung und „Behandlung; sowohl in den paginirten, als auch „in den foliirten Büchern. Einiger Unterschied „ergibt sich nur nach den Gegenständen. So z. B. „sagt der Wirth von einer Bierschuld, der Spal„ter von Hopfen, der Bäker von Mehl, der Mau„rermeister von Kalkanschaffung u. s. w. Die „Büchereinrichtung ist beinahe durchgängig gleich, „nur die Contennamen *) ändern sich, nicht aber „deren Einrichtungen. Der Preis hat keinen Ein„fluß auf Ableitungen, weil er der Form und dem „Wesen nach als unwesentlich betrachtet werden „muß. Zeit und Empfang sind in aller Bezie„hung von gleicher Natur, also auch gleich zu be„handeln. Sie können weder erschweren, noch „Gegebenes unbrauchbar machen, noch den Nuzen „schriftlicher Aufzeichnung schwächen. Und ist ein „kleiner Unterschied hie und da ersichtlich, so ist „nicht zu übersehen, wie auch nicht Jeder gleichen „Rok trage, nicht gleichen Vortrag übe."

Grosse Vereinfachung

zeigt sich hier wieder in Vermeidung von Geheimnißkrämerei, Verminderung der Bücher und Conti, Unterlassung der Bezugs-Conti und irreführenden Rubriken und durch Aufhebung fremdartiger Spaltung.

Hoffnung.

Ihr werdet also ferner nicht mehr Anstand nehmen, Eure Angelegenheiten zu Papier zu bringen, und sohin einen bedeutenden Schritt zu Euerm Glüke vorwärts thun. Lasset es auf so kleine Mühe dabei nicht ankommen, Euch nachhaltiges Glük und wahre Freuden zu bereiten! Alle 8 Tage nur 1 Stunde dürft Ihr ja doch einer so wichtigen Sache widmen. Wer Ordnung in seinem Hause hat und die Geschäfte gut zu vertheilen weiß, der wird auch nicht über Zeitmangel zu klagen Ursache finden.

*) **Zöcher** theilt die unpersönlichen in Haupt- und Hülfsconti; **Schiebe** überhaupt in Prinzipal-, Personen- und materielle Conti; **Zellner** in Haupt-, Hilfs- und Nebenconti. Das alte Erratenconto.

(Fortsezung folgt.)

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ein neuer Missions-Verein.

Laut öffentlichen Blättern beabsichtiget die Handels-Konsulta in Triest einen Schifffahrtsversuch, nach Afrika, unterstüzt von zur Theilnahme dazu bereits aufgefordert wordenen Gelehrten, um Deutschlands Handel, besonders jenen der österreichischen Monarchie auch dahin zu lenken. — Vielleicht schliessen sich diesem nur freudige Sensation erregenden Vorhaben selbst Regirungen an, und geben vereint mit Privat-Gelehrten der orientalischen Kompagnie eine wahrhaft germanische, wo nicht endlich einmal gar eine europäische Bedeutung, und dem »Himmelsbrief,« in dieser Zeitschrift Nro. 11. Jahrg. 1841 enthalten, jene segnende Wirkung, die Religion und Vernunft in gleichem Grade gut heissen. — Immerhin läßt sich von diesem großartigen Vorhaben in mancherlei Beziehung, z. B. auf vergleichende Landwirthschaft, Gärtnerei, Obstbaumzucht, Viehzucht ꝛc. ꝛc. ein erfreuliches, vielleicht auch — Künstler — ansprechendes Resultat, heilbringend für Deutschlands Handel, u. s. w. im Voraus, und zuversichtlich erwarten.

Anregung zur Errichtung einer Eisenbahn- und Dampfschifffahrts-Zeitung.

Die Initiative zu eben bezeichneter Zeitung gab mir dieser Tage die Numer 1. „des Zollvereinsblattes", ausgerüstet mit würdiger Gediegenheit, und dessen Tendenz auch der Absicht vorgedachter Zeitung seiner Zeit, und besonders alsdann zusagen dürfte, wenn einmal der Ludwigs-Kanal ein vollkommen wirksames Leben geäussert haben wird. — In diese Zeitung dürften sich auch nüzliche Vorschläge über die Verbesserung des Eisenbahnen- und Dampfschifffahrts-, über gegenseitigen Handel Deutschlands, und — zum Ausland, und über das Beförderungs-Wesen der Gewerbe und Industrie, über Handels-Kammern, und über Handels- und gewerbliche Waarenverkaufsdepots, dann Mittheilungen über neue Erfindungen, Reise-Anekdoten, über historische u. dgl. Funde, entdeket bei Herstellungen neuer Eisenbahnen, oder bei Grabungen neuer Kanäle — (worauf ich schon im Jahr 1835 in dieser Zeitschrift bei dem Artikel: „landwirthschaftlicher Gukkasten" — aufmerksam machte) eignen; und darin auch (zeitweise —) darauf Bedacht genommen werden, nüzliche Winke zur Entschädigung der durch neue Eisenbahn-Anlagen, wie immer — in ihren frühern Verhältnissen und Renten verkürzt Werdende, aufzunehmen ꝛc. ꝛc. — Doch! dieses Alles werden schon Einsichtsvollere näher erörtern, und vielleicht — selbst in den ältern Leipziger Sammlungen, z. B. über Handels-, Gewerbe-, und Industrie-Kammern, und derlei Verkaufsdepots u. s. w., manch nüzlichen Wink — auffinden. —

Vor 400 Jahren wurde die Asche des zu Konstanz verbrannten Märtyrers Johann Huß in den Bodensee gestreut. Jezt geht Huß, Feuer und Dampf speiend, auf dem See um. Eines der neuesten Dampfschiffe trägt jezt den Namen »Johann Huß.«

Dieser Tage bettelte in Pesth eine Mutter mit ihrem todten Kinde auf den Armen um Almosen, damit sie es begraben lassen könne.

Der Stiefelwichsefabrikant Warren in London hat jezt 20,000 Pfd. jährliche Renten und verdankt dieß nur dem grossen Absaz seiner Waare durch Ankündigungen in Form von Novellen, Anekdoten ꝛc, wozu er einen Dichter eigens hielt und ansehnlich besoldete.

Droschken.

Die Droschken, sie machen uns Alle ganz gleich,
Da ist Niemand arm, da ist Niemand reich;
Denn wer nur zwölf Kreuzer zum Zahlen wohl hat,
Der fährt wie ein Prinz ganz bequem durch die Stadt.

Zuerst eine Köchin, — nach ganz kurzer Zeit
Da fährt eine Dame in seidenem Kleid,
Und weiter ein Mezger, die Muld' in der Hand,
Hierauf ein Mamsellchen, gepuzt und galant.

Jezt fährt ein Herr Bankier mit vornehmer Mien',
Berechnend die Course von Augsburg und Wien,
Hierauf ein Schuhsliker mit Schuhen in der Hand
Und dann ein Professor, »Lumen-Mundi« genannt.

Nun fährt ein Herr Doktor in Eil' durch die Stadt,
Der in Allem zwei Kranke zur Praxis nur hat,
Dann ein Advokat (er ist Anwalt zugleich),
Ein Duzend Prozesse die machen ihn reich.

Jezt kömmt eine Säng'rin — die trillert gar schön,
Sie fährt in die Prob', weil's gmein ist, zu geh'n.
Und dann ein Herr Lieutenant mit Schwert und mit Helm,
Ein Blücher im Krieg' — in der Liebe ein Schelm.

Die Droschken, sie machen uns alle ganz gleich,
Da ist Niemand arm, da ist Niemand reich:
Denn wer nur zwölf Kreuzer zum Zahlen wohl hat,
Der fährt wie ein Prinz ganz bequem durch die Stadt.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

X. Jahrgang. Nro. 10. 7. März 1843.

Inhalt: Sendschreiben an den achtbaren Bauernstand Bayerns, vorzüglich Niederbayerns, enthält eine neue einfache landwirthschaftliche Buchführungs-Methode. (Fortsezung.)

Sendschreiben
an
den achtbaren Bauernstand Bayerns.
(Fortsezung.)

§. 5.
(Fortsezung.)

II. Der wichtigste Gegensaz für den Buchenden liegt jedenfalls in Soll und Haben; aber die wichtigsten Grundsäze sind für ihn nachfolgende.

a. Wählet die gehörigen Bücher und rubrizirt sie entsprechend!

b. Traget nach den gegebenen Fragen in das rechte Buch, auf die vorschriftmässige Seite, für die entsprechende Person, nach richtiger Zeit und im wahren Betrage!

c. Streichet unnöthig keinen Posten durch (und in dem Cassa- und Hauptbuche gar nie!), sondern suchet ihn abzuschreiben, d. i., notirt ihn dort, wo er sein Conto hat, damit sich die Sache selbst ausgleicht. Wenn z. B. Einer 10 Scheffel Roggen baar verkauft, so notire er es im Memorial, ohne die Summe hinauszuschreiben, so:

„6. Februar. Dem N. N. 10 Sch. Roggen à 8 fl. verkauft"

Blieb der N. N. schuldig, so bilde man den Posten mit Soll und schreibe man die 80 fl. in die Guldenrubrike hinaus, als:

„6. Februar. Dem N. N. 10 Sch. R. à 8 fl. auf Credit gegeben . 80 fl. — kr.

Zahlte Derselbe, so wird diese Summe auf der linken Seite des Cassabuchs notirt, als:

Soll — 16. Febr. — An Baarzahlung von N. N. für die am 6. d. ihm geborgten 10 Sch. Roggen erhalten . . . 80 fl. — kr.

Ueberdieß kommt dieses Geschäft noch kurz ins Produktenconto; und dadurch ist es abgeschrieben, nemlich durch die Casse ist der Ausstand getilgt, durch das Produktenconto Vorrath und Profit geregelt;

nur nicht anschaulich genug.

Es können also sehr viele Memorialspöste durchstrichen werden müssen, da wir keine Personenconti für einzelne Personen annahmen, nicht annehmen durften. Man theilt nemlich die Conti nach den Aufschriften in Personen- und Sachenconti (lebende und todte.) Wenn also A uns 100 fl. lieh, welche im Memoriale ausführlicher, aber kurz im Cassabuche (links) notirt werden müssen, so kann dieser Posten beim Zurükzahlen durchstrichen werden, obwohl auch mit kurzen Worten bemerkt werden dürfte, wofür dann unten einiger Raum (Spatium) zu lassen wäre. Das Durchstreichen hat einfach so zu geschehen, daß der Text lesbar bleibt, als:

Februar 1842.

10.	Lieh mir Herr Trieter hier auf unbestimmte Zeit, zu 4 pCt. u. gegen Schuld-Schein in Gegenwart des N.	100	—

Oder:

10. Lieh mir u. s. w.

NB. Zahlte ihm die Schuld am 9. März 1842 zurük.

Ersteres ist bei Weitem vorzuziehen; besser, als die zweite Art ist auch eine Bemerkung an der Seite, wofür aber dann eine eigene Rubrike gelassen werden muß, wie sie auch in unserm Musterbeispiele (Schema) ausgeführt wurde.

d. Die Pöste sind durchaus rein und mit Vermeidung alles Aenderns (Rasuren) niederzuschreiben, im Memoriale auch, wie vorliegt, durch einfache Querlinien abzusondern. Die Monatstage werden besser stets geschrieben, wenn auch die nemlichen öfter wiederholt erscheinen, als:

Februar 1842.

2.	Eine Kuh gekauft ꝛc.
2.	Den Knecht N. auf Holzkauf geschikt u. s. w.
3.	Durch Restitution vom Herrn Pfarrer Getreide erhalten u. dgl.

e. Bedienet Euch der kürzesten und deutlichsten Sprache! Ihr müßt Euch hier nichts Gelehrtes vorstellen. Kurz und einfach, daß es Jedermann verständlich ist, soll Alles niedergeschrieben werden!

Hier sollte ich Euch freilich recht ängstlich einbinden, ja keine Fehler zu machen; allein hierin will ich wiederholt meine Billigkeit zeigen. Das Erste ist und bleibt der Ausdruk, das Zweite die Orthographie oder Rechtschreiblehre, das Dritte die Kalligraphie oder schöne Handschrift. Das Wort muß passen und soll gutdeutsch seyn. Ihr sollet also Egge, Sense, Kalb, Magd ꝛc. schreiben, nicht aber Arn, Sengst, Kalbl, Mensch u. s. w. Auch muß das Einzutragende in einen ganzen Saz gebracht werden z. B. Der Knecht Andreas Kraft wurde mit 30 fl. bezahlt. Mit der Rechtschreiblehre wird es nach und nach schon weiter gelingen. Schreiben noch so viele studirte Leute unrichtig, namentlich in Bezug auf die Unterscheidungszeichen, mit Euch kann man's hierin unmöglich genau nehmen. Die Schönschrift sey, wie Ihrs eben lerntet. Man legt auf sie beim Handelsstande ein zu grosses Gewicht. Es ist gut, aber keine Glükseligkeitsbedingung, daß man schön schreibe. — Als bestehende Ausdrüke hat der Kaufmann auf der linken Seite foliirter Bücher das Vorwort An, auf der rechten Für oder Per. Ihr braucht Euch eben nicht nothwendiger Weise dieser Wörtchen zu bedienen; doch gibt Euch manchmal schon die Natur der Sache sie ein z. B.

An N. N. schulde ich geliehene 100 fl.;
„ N. N. habe ich die mir heute geliehenen 2 Sch. Hirse nach 6 Monaten wieder (in natura) zu ersezen.
Für N. N. bezahlte ich baar 100 fl. oder: Dem N. N.
„ N. N. abschläglich bezahlt 100 fl. oder auch: An N. N.
(Pr.) Per N. N. an Getreide abgegeben . . . —

f. Zählet richtig die Summen, und zwar zuerst auf einem Nebenpapiere, damit Ihr nicht ausstreichen dürft, was Ihr falsch zähltet; habt Ihr aber gefehlt und den Fehler entdekt, so gebet nicht gleichgiltig darüber hinweg! Selbst der mehr Erfahrene wird manchmal durch Uebereilung zu Irrthümern, aus Unkunde zu Mißgriffen verleitet.

Die Fehler aber verbessert man durch Abänderung (Berichtigung) in neue Scripturen und Summen, welches man mit einem fremden Ausdruke heißt:

Storniren.

Dieses besteht darin, daß man — nachdem das Herausreissen von Blättern nicht gestattet werden kann und zum Umschreiben sich nicht immer Nebenplaz fände — den Fehler so bemerkt, daß die Angaben und Summen doch wieder richtig erscheinen.

Die Fehler können entweder das Memorial, oder das Cassebuch, oder das Hauptbuch betreffen.

Fiel der Fehler im Memoriale vor, so braucht man den Posten blos durchzustreichen, und gehört er einmal ins Memorial, ihn neuerdings nach späterem Datum und der Bemerkung des Stornirtseyns richtig einzutragen; jedoch zur klaren Hervorhebung kann man ihn mit einem + vorzeichnen oder mit einem andern, aber stets gleichen Zeichen versehen z. B.

+ 10. Juli. Statt des Postens vom 1. Januar u. s. w.

Die übrigen 2 Bücher werden stornirt, wie folgt. Gesezt ein Landmann nimmt 30 und 50 fl. ein, dagegen gebe er 10 fl. aus, er irre sich aber und buche also:

Soll 1. Cassebuch — Januar 1842. 1 Haben.

		fl.	kr.			fl.	kr.
1.	An Viehverkauf gelöset .	30	—	2.	Getreide abgesezt zu . .	50	—
				4.	Für den Sattler bezahlt .	10	—
	(so verbessere er:)						
6.	An irrthümlich rechts gebuchter Einnahme	100	—				

und so hat nun durch die Scriptur vom 6. dieß geholfen werden können und müssen, und zwar durch Verdoppelung der Summe; denn dadurch sind

1) die fälschlich rechts gebuchten 50 fl. getilgt, und
2) die noch nöthigen 50 fl. auf der betreffenden Stelle angemerkt,
3) ist also die wahre Summe hergestellt, da der Saldo immer 70 ist, nemlich

a) 30 und 50 geben 80, ab 10 = 70; } b) 130 ab 60 = 70 fl.

* Ab bedeutet abgezogen; besonders Rabatt, Abschlag u. dgl.

Das Vergleichen von Rechnungen, wobei das Richtige mit Punkten bemerkt wird, nennt man das Punktiren. Hiezu helfen gewöhnlich Mehrere zusammen; bei Euern kleinern Geschäften kann das ein Einziger auch leicht vornehmen. —

Mit diesen Leitesäzen seyd Ihr nun wieder weiter in Eurer Einsicht gerükt. Ehe wir zum dritten Theile derselben übergehen, mag noch ein Blik geworfen werden auf

Sonst und Jezt.

Unsere Zeit und namentlich unser Vaterland Bayern haben neben vielen andern Vorzügen auch Das voraus, daß man leichter Mittel findet, etwas Nüzliches zu erlernen, und daß die Buchhaltungs-Kunst zu einem wesentlichen Theile Gemeingut der Menschheit zu werden beginne.

Heute zu Tage kann man sich an den technischen Schulen, bei Privatlehrern und aus geeigneten und wohlfeilen Büchern (Anleitungen) das Erforderliche leicht aneignen, den Söhnen beibringen lassen. Ihr braucht dann Andere nicht mehr für und gegen Euch rechnen und schreiben zu lassen, Ihr könnet nicht mehr beliebig in Zahlungs-Angelegenheiten altmodisch behandelt werden. Jene Zeiten, da dieß geschehen konnte, sind — Gott sey Dank! — vorüber; Ihr sollt ferner Eure Familienangelegenheiten gleichsam allein in Händen haben. Notirt daher fleissig!

Einst, ja noch vor 20 Jahren, war es nicht so. Die Buchhalterei war nicht nur sehr ungleichförmig, sondern auch ohne feste Hervorhebung ihrer Hauptlehren; auf Euern Stand ward gar nicht Rüksicht genommen. Einsicht konnte Der, welcher (Laie) nicht zum Handelsstande gehörte, gar nicht nehmen. Man warnte noch vor Kurzem, Anleitungen in unrechte Hände gelangen zu lassen. Damals konnte der ehrenwerthe Landmann freilich nicht wissen, wie viel Lohn an seinem Schweiße klebe. Und so kann jezt Schande werden, was es früher nicht war. —

§. 6.

(Beschluß.)

III. Man hat für ordinären Haushalt Tabellen vorgeschlagen: sie machen aber mehr Arbeit und gewähren weniger Uebersicht. Man halte sich also an das regelmässige Buchhalten.

Die wichtigsten Verrichtungen eines Buchführers sind die untenstehenden.

a. Die ungesäumte Eintragung in die Bücher. Diese hat mindestens wöchentlich zu geschehen und erstrekt sich auf Memorial, Cassebuch und Briefcopirbuch. Die Art und Weise ist bereits erklärt.

b. Die monatlichen Abschliessungen. Diese sind 1) des Memorials durch doppelte Querlinien, aber ohne Zusammenstellung und Summenaddition; 2) des Cassebuches durch Herstellung des Saldo und dessen Vor- und Uebertragung in den neuen Monat,

c. Der jährliche Abschluß des Haupt-Buches durch Ausscheidung der Saldi und durch Uebersichtherstellung.

§. 7.

Erklärung einiger Zeichen,

welche öfter vorkommen und auch dem Landmann zu kennen nöthig sind. Einige derselben werden Euch schon bekannt seyn.

Em. Mß. Qt. = Eimer à 60 Maß à 4 Quart.

Bll. Rß. Bch. Bg. = Ballen à 10 Riß à 20 Buch à 24 Bogen.

Ztr. Pfd. Lth. = Zentner à 100 Pfd. à 32 Loth.

Sch. Mz. = Scheffel à 6 Mezen.

3' 4'' 5''' = 3 Fuß 4 Zoll 5 Linien.

Jhr. Mt. Tg. = Jahr à 12 Monate à 365 Tage.

$\frac{o}{o}$ = Procent (pCt.) oder der Zins vom Hundert, bis 5 erlaubt.

S. = Seite; manchmal auch die Hinweisung: siehe!

Fol. = Folium (Blatt.) Wird oft für Seite mißbraucht.

rtl. = Reichsthaler (1 fl. 30 kr., anders nach Beziehungen.)

$\frac{2}{3}$ = 2. März. Die obenstehende Zahl (Zähler) bedeutet den Monatstag, die untenstehende

(Renner) den Monat. Ihr werdet dieß schon öfter auf Rezepten bemerkt haben.

= Dukaten; auch Zuker; N° = Numero oder Zahl, à (bis.)

Gr. = guter Groschen (4½ kr. bayrisch.)

Sgr. = Silbergroschen (preussisch), 30 per Thaler à 12 dl.; β = Schilling.

Ngr. = Neugroschen à 10 dl.; N. S. = Nachschrift (P. S.)

Mk. = Mark oder 16 Loth Silber, oder 24 Karat Kerne Gold.

C. M. = Conventionsmünze, wo unsere 24 fl. nur 20 fl. gelten, wie in Oesterreich.

Cont. = contant oder baar, das Gegentheil von Borg (Credit.)

eff. = effectiv, wirklich, nicht eingebildet (Münzen.)

fl. = Guldensuß nach 1 Mark fein (ohne schlechten Zusaz.)

a. C. = a Conto auf Rechnung, Abschlag; à condition auf Bedingung.

Mze. = Münze, rheinisch, der bayrische 24 fl. Fuß; Mt. = Monat.

W. W. = Wienerwährung (Scheine, 1 fl. c. 28 kr.); W. Z. = Wechselzahlung.

S. E et O. = „Irrthum vorbehalten", in Rechnungen.

c. = circa, beiläufig, in Voranschlägen und Commissionen.

br. = brutto, Waare sammt Umschlag; das Gegentheil ist netto oder reine Waare; Pr. = Preis; „kostender" Pr. ist undeusch.

a. c. = laufendes Jahr; a. p. = verflossenes Jahr; à zu (Werth des Einzelnen); O. M. = Ostermesse.

L. S. = Ort des Siegels; f. Z. = seiner Zeit.

Deb. Cr. = Debet und Credit oder Soll und Haben.

ddo. = vom (Monatstag); ddo = detto, desgleichen; dt. = dedit, bezahlt.

Co. = Compagnie, Verbindung mit Andern z. B. Treber et Co.

l. R. = laut Rechung; Ldr. = Louisdor.

u. s. = ut supra, wie oben; fco. franco, frei; p^r p^r = aus Vollmacht; schk. = Schok.

§. 8.

Recapitulation und Fragen, auch Stoff.

A. Recapitulation oder wiederholende Zusammenstellung.

Die Buchhaltung oder vielmehr das pünktliche Aufzeichnen und Zusammenstellen aller Geschäfte, Einnahmen und Ausgaben ist für den Landmann in unsern Tagen ebenfalls unerläßlich und ausführbar geworden, und diese kleine Mühe bringt ihm und den Seinigen sehr grosse Vortheile, wie bisher gezeigt worden ist. — Der Landmann bedarf aber nicht vieler künstlicher Vorbegriffe und Erklärungen; ganz einfach ist seine Sprache und Aufzeichnung. — Eben so kann er mit 4 Buch Papier, in einen einzigen Band gebunden, Alles, wenigstens etliche Jahre hindurch, buchen. Dieses Buch kostet ihn höchstens 52 kr. Die einen Theile desselben sind foliirt, die andern paginirt; jedes Einzelbuch hat seine bestimmten Gegenstände. — Wer die gehörigen Fragen sich zu stellen versteht, die Grundsäze des Buchens weiß, und die Buchhaltereigeschäfte im Allgemeinen gründlich kennt, wird keiner ferneren Belehrung bedürfen und ist auch im Stande, davon für andere Gewerbe Ableitungen zu machen z. B. für einen Schmied. — Solche Anleitungen standen in der Vorzeit dem Wollenden nicht zu Gebote. —*

* Welche Vorschläge (Systeme) die bisherigen Schriftsteller machten, wie sie mehr oder minder wirkten und was hinderlich war, das anzugeben führte uns zu weit und würde Euch vielleicht langweilen.

B. Fragen zum Nachdenken und gründlicheren Verstehen.

Welchen Nuzen hat eine gut geführte Aufzeichnung der Berufsgeschäfte und Geldangelegenheiten für den Landmann?

Was bedeuten Buch, Folium, Seite, Conto, Saldo, Baarschaft, Bestand, Vorrath, Aktiva, Passiva, Bilanz?

Wie vieler Schreibbücher bedarf der Landmann, wie sind sie eingerichtet und was soll in jedes gebucht werden?

Welche Fragen hat man sich beim Buchen zu stellen?

Welche Grundsäze stellt die Buchhaltungskunde obenan? *

Was war bisher der grösseren Verbreitung buchhälterischer Kenntnisse entgegen; welch ein Unterschied findet sich zwischen der Vorzeit und Gegenwart in dieser Beziehung?

Welche Haupteinrichtungen und Hauptgeschäfte obliegen einem Buchhalter?

* Spezialfragen anderer Art sezten Ausführlichkeiten voraus, z. B. über Debetausscheidungen u. dgl. Auch verlangten sie Erklärer oder ausführlichere Erklärungen. Vor der Hand genüge also dieses!

C. Besonderer Stoff zum Nachdenken und als Vorübung.

Es wird ein Pferd zum Schmiede geführt, ausgeliehen, von einer Krankheit befallen (mit Kosten.) — Man wusch 3 Sch. Weizen, sie ergaben 2½ Sch. und werden ausgesäet; durch ungünstige Witterung wird die Saat verderbt, man baut nochmal 1 Sch. nach. Ein Dienstbote wird zu 36 fl. gedungen, er bleibt nur 15 Wochen und macht zu 1 fl. 48 kr. Schaden, der ihm entzogen wird. Dafür tritt ein anderes ein und erhält 1 fl. 12 kr. Drangeld, der sich aber nach 2 Tagen wieder entfernt, ohne seinen ferneren Aufenthalt bekannt werden zu lassen. — Der Schmied N. hat Rechnung für 36 fl. 48 kr. geliefert. Er erhält 1 Sch. Roggen zu 8 fl. 12 kr. auf Abschlag. — Wenn die Abgaben 15 fl. 30 kr. betrugen, aber auch (in natura) in natürlichen Lieferungen zum Theil geschahen, was ist zu buchen? — Der Aker Nro. 19 ward für 400 fl. verkauft, ein anderer zu 300 fl. gekauft, die Gerichtskosten betrugen 5 fl. 48 kr.

Nüzliche Beigabe.

Man kann für jedes Buch hinsichtlich dessen Verwendung sichernde Leitesäze aufstellen.

a. für das Memorial: „Waarengeschäfte — eigentliche Waaren und Produkte wollen der schriftlichen Sicherung (Deponirung) und Erleichterung wegen aufnotirt seyn."

b. Für das Cassebuch: „Dieses Buch hat seine ausschließliche Wirksamkeit in den Baarzahlungen, welche aus einer Casse gehen und dahin zurükkehren."

c. Für das Hauptbuch: „Das Resultat bezüglich unserer Kunden und unsers gesammten Vermögens soll zusammengereiht und ungeschmükt erscheinen, wie eine Antwort mit Ja oder Nein!"

d. Für das Briefcopirbuch: „Was wir eingingen und erklärten, soll zu allen Zeiten genau angegeben und nachgewiesen werden können."

e. Für die ganze Buchführung: „Eine ordentliche Eintragung ist eine Quelle der Freuden und des Wohlstandes."

Diese Säze sind Eurer ganzen Aufmerksamkeit würdig und fanden bereits ihre praktische Erklärung; und daraus werdet Ihr ersehen haben, daß der Zwek der Buchhaltung sey: Besiznotirung, Geschäfteaufzeichnung, Creditangabe, Schuldensammlung, Baarkaufsverzeichnung, Tauschaufnahme, Heimfallsnotizen, Vorrathsausscheidung, Schadenherstellung und am Ende Gewinnermittlung. Seht, welche Menge von Gründen über Wichtigkeit und Nuzen dieser Kunst! Das sind wahre Leitesäze.

Daran reiht sich mit Recht die Fragestellung nach den einzelnen Büchern, wenigstens für den Anfänger wichtig.

1) Beim Memoriale: Ist Alles, was nicht baares Geld betrifft, notirt? — Sind die schwebenden Schuldposten angegeben? — Ist der Scriptureninhalt vollständig? — Ist jeder Posten mit dem Datum versehen und abgestrichen? — Ist das zu Tilgende durchstrichen?

2) Beim Cassabuche: Ist von baarem, oder von Gelde überhaupt die Rede? — Wer gab und erhielt? Ists also Einnahme, oder Ausgabe? — Wie groß ist die Summe? — Wann geschah die Baarzahlung? — Ist von einer neuen Eintragung, oder vom Saldo und Uebertrage die Rede? — Ist die Casse rein, oder mit andern Conten und Büchern in Verbindung? — Ist (beim Cassestürze) der Saldo genau vorhanden? —

3) Beim Hauptbuche. Ist aus Memorial und Cassebuch Alles übertragen? Ists ins

rechte Conto notirt? — Sind Debitor und Creditor rechtmässig angeführt? — Sind Zeiten und Summen richtig? — Und ☞ welchen Erfolg habe ich nach 12 monatlicher Thätigkeit in meiner Wirthschaft erzielt?!

Anm. Ueber Vertheilung des Bodens mag Kreyssigs Urtheil hier stehen: „Landbau, Fabrikatur und Entwikelung der Menschen-Kräfte schaffen Beschäftigung und Nahrung für die Menschen in demselben Verhältniß, als ihre Zahl zunimmt, nur dann, wenn alle in freier, ungehinderter Wechselwirkung stehen; die freie Menschenkraft muß sich also dem freien Boden und den freien andern Gewerben nach ihrem eigenen Drange und nach ihrem eignen Bedürfniß in den Schranken gleicher Rechte anschliessen, wenn sie ihre Bestimmung zur Beschaffung aller Bedürfnisse der Erhaltung, der Entwikelung und des dauernden Wohlseyns der Menschen erfüllen soll. Hemmungen in diesem nothwendigen Verkehr sind Hemmungen der Produktion, des Erwerbes und einer richtigen Entwikelung unsers Geschlechtes, die nur Nothstand, Sittenverderbniß und Familien- und öffentliches Elend zur Folge haben können."

Wer einen Hasen laufen sieht,
Doch ihn nicht schiessen kann —
Der ist wohl nicht ein Sonderling,
Doch auch kein Jägersmann.

Wer weiß, daß Schulden Lasten sind,
Und sie nicht buchen kann —
Der ist, was uns're Sach' betrifft,
Gewiß erst halber Mann.

J. P. B.

Zweite Abtheilung.

Inhalt. Landwirthschaftlicher Geschäftsplan und dessen Ausführung.

Geschäftsplan.

Einfache, neue Methode — auf Einen Monat — für den Bauernstand — als sein erster Versuch.

Zur nöthigen Vereinfachung — weil man Kleines leichter begreift, besser übersieht und sicherer anwendet — wurden 6 Classen verschiedener Geschäfts-Vorfälle gewählt. Ihr werdet Euch daran nicht stossen, wenn ich, den gewöhnlichen Beginn beachtend, auf die Jahreszeit nicht Rüksicht nahm und dieser Einfachheit wegen im Winter säen und zugleich ernten ließ; denn es handelt sich hier ja nicht um Behandlung und Verbesserung des Akerbaues, und sonst hätte ich Euch ein viel bogenreicheres und kostspieligeres Buch liefern müssen, jedoch am Ende wäre Euch nicht viel mehr damit geholfen gewesen. —

Es behandelt diese Abtheilung nun — ich möchte sie die 6 Quellen des Wohlstandes nennen — folgende Stüke.

I. Das Inventar;
II. Die Feldarbeiten — wozu z. B. auch Lieferungen paßten;
III. Die Aussaat und Ernte — ihnen entsprechen auch Borg und Miethe;
IV. Den Zug- und Abgang an Vieh;
V. Den Ein- und Verkauf — auch für Darlehen;
VI. Die Abgaben und Unkosten, nebst Verbrauch (Viktualien für Menschen, dann Viehfutter.)

Demnach eignen sich hiefür in übersichtlichen Beispielen:

Zu I. Aenderungen an Besiz, Beischaffungen, Zugang rc.
„ II. Ernten, Saaten, das Eggen, Mähen, Heuen, Graben, Holzfällen rc.
„ III. Es wird Roggen gesäet, Hirse gejätet (gegraset), Weizen gedüngt, Getreide geschnitten, Heu heimgeführt u. dgl.;
„ IV. 1 Pferd, 3 Kühe, 4 Schafe werden gekauft, halb baar; 3 Kälber und 2 Ochsen verkauft;
„ V. Holz, Stroh, Tuch, Leder, Werkzeuge werden in N. eingekauft; in der Stadt werden Stroh, Heu, Flachs, Eier und und Obst abgesezt.
„ VI. Steuern, Assecuranz, Lohn bezahlt, 1 Pferd fiel, 1 Wagen sammt Heu verbrannte rc.

(Fortsezung folgt.)

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Wie die That, so der Lohn.

Ein Rentier in der Rue d s Maireaux zu Paris wurde neulich auf eine nie erhörte Weise für sein Benehmen gegen ein Mädchen bestraft, das er verführet hatte. Die Unglükliche kam spät Abends zu ihm und flehte um ein Asyl bei ihrer Niederkunft. Der Verführer warf sie auf die Strasse und schloß die Thür hinter ihr zu. Hier traf sie einen Fremden, der sie weinen sah, sich nach dem Vorgefallenen erkundigte und die Hülflose zu einer Hebamme führte, wo er ihr Aufnahme verschaffte und Alles im Voraus bezahlte. Am verwichenen Sonntage kam Herr R**, Morgens 6 Uhr, vom Balle nach Hause und fand die Thüre seines Zimmers offen. Die Pendule war verschwunden, Tische und Schränke waren erbrochen und Silberzeug, wie ein Theil der Banknoten in seinem Schreibtische verschwunden. Im Spiegel stekte ein grosses Blatt Papier, auf welchem geschrieben stand:

Rechnung für Herrn R**, Rentier, von Jobineau, Dieb.

»Entbindung eines Mädchens und sonstige unumgängliche Auslagen	150 Francs.
»Wikelzeug u. s. w. für das Kind	60 »
»Sechs Monate für die Amme im Voraus bezahlt	120 »
»Unkosten für Hebung des Geldes, für falsche Schlüssel u. s. w.	100 »
Summa:	430 Francs.

»Obige Summe, theils in Sachen, theils in baarem Gelde richtig erhalten. Jobineau, Dieb.«

Seume, der gute, ehrliche Seume ward einst von einem Bettler um eine Gabe angesprochen. Höchst unglüklicher Weise konnte er aber zur selbigen Stunde nicht über Einen baaren Pfennig kommandiren. Halb scherzend, halb bitter über sein Geschik, sprach er zum Bettler: »Kann er mir ein Viergroschenstük wechseln?« »Ja, mein schöner Herr!« — »Nun, da hat er mehr im Vermögen und sollte mir etwas geben, denn ich habe gar nichts.« Mit diesen Worten verließ er den Bettler, der zweifelhaft schien, ob er dieser Offenherzigkeit Glauben schenken dürfe, oder nicht.

Der Geist.

Der Tag entwich in Thetis Schooß;
Ich ging mich zu erfrischen
Am lautern Bach, der silbern floß,
Voll Ruh' im Dunkeln, in Gebüschen.

Die Wachtel schlug; die Nachtigall
Sang mir mit süsser Kehle,
Gehört vom sanften Wiederhall,
Lust und Entzükung in die Seele.

Schnell schreket mich ein weisser Geist,
Der durch die Sträucher blinket! —
Das Schreken, das mich aus mir reißt,
Weicht, als der Geist mich ruft und winket.

Die Stimm' entdekte den Betrug,
Der Geist war Philaminde!
Wir küßten uns, so wie die Wachtel schlug,
Wir seufzten wie die Abendwinde!

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. G. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

X. Jahrgang. Nro. 11. 14. März 1843.

Inhalt: Sendschreiben an den achtbaren Bauernstand Bayerns, vorzüglich Niederbayerns, enthält eine neue einfache landwirthschaftliche Buchführungs-Methode. (Fortsetzung.)

Sendschreiben
an
den achtbaren Bauernstand Bayerns.

(Fortsezung.)

Die allgemeine Ausscheidung in Soll und Haben wurde noch in der ersten Abtheilung behandelt. Wem das noch dunkel blieb, der blättere nochmal zurük und überlese jene Zeilen wiederholt! Jedenfalls wird es anfänglich nothwendig werden, diese Anleitung beim Buchen zur Hand zu nehmen; denn sie soll Euch ein sicherer Rathgeber, ein Leitfaden, ein redliches Handbuch seyn.

Anweisung.

Die nun folgenden bestimmten Geschäftsvorfälle werden immer wieder in 2 Stüke abgetheilt. Das erste enthält den Stoff oder das Thema aus den wirklichen Lebensverhältnissen; dann folgen die wesentlichen und verwandten Erklärungen, einige Male einwurfserörternd, als Buchungsregeln.

Nehmet also von Gedankenstrich zu Gedankenstrich den Stoff vor, denket zuerst für Euch selbst reiflich darüber nach, vergleichet dann die angefügten Buchungsregeln und endlich das Ausgeführte selbst! Damit verbinde ich den

Wunsch,

daß Ihr nicht zu sehr eilet, durch Zweifel, da Manches doch später zur Sprache kommt, Euch nicht abschreken lasset; wenn Ihr gefehlt haben sollet, nicht sogleich das Ganze aufgebet: sondern meine Anleitung beiziehet, die Geschäftsvorfälle mit Eurer Angelegenheit vergleichet, die Fragen und Lehrsäze wohl beachtet, auch Euch mit Andern berathet, da Ihr ohnehin auf Kirchenwegen und in Gemeindeversammlungen Euch öfter treffet.

I. Vom Inventare.

Ein Inventarium enthält in jeder Beziehung 1) den gesammten baaren und sächlichen Vermögensstand (Activa), 2) den Schuldenstand (Passiva) und 3) die Ausscheidung des reinen Vermögens (Activ-Rest). Am Deutlichsten wird es Euch durch ein Muster werden. Jede Abziehung beim Rechnen nimmt denselben Gang; denn habe ich 10 fl. und bin 4 fl. schuldig, so besize ich eigentlich nur 6 fl. rein, aufgeführt werden aber alle die 10 fl., indem die arithmetische Aufhebung im Buchhalten nicht Eingang finden konnte, sondern durch den Saldo lieber die größere Summe hergestellt blieb.

(Beispiel.)

Inventur.

Ich N. N. besize den Edelhof zu Schwannenkirchen, k. Landgerichts Hengersberg in Niederbayern.

Mein Besiz besteht in Folgendem:

a. Mein Wohnhaus Nro. 5, denn Stallungen, Scheuer, Speicher und Schuppen sind werth c. . . . . 3000 fl. — kr.

b. Der Viehstand ist:

4 Pferde à 80 fl. — 320
6 Kühe à 30 fl. — 180
12 Schweine à 6 fl. — 72
Kleinvieh zu . . . — 30
. . . . 602 fl. — kr.

c. Waldung betreffend:

16 Tagwerk à 80 fl. Kat.-Numer 14, gibt 1280
2 Holzäker à 50 fl. „ „ 7—8, „ 100
. . 1380 fl. — kr.

d. Aeker und Wiesenbesiz.

Aeker { 5 Tagw. Nro. 1 — 5 à 50 fl. — 250
6 „ „ 6 — 9 à 40 fl. — 240

Wiesen { 7 „ „ 10 — 17 à 60 fl. — 420
8 „ „ 18 — 21 à 80 fl. — 640
. . 1550 fl. — kr.

e. Geschirre zu . . . . 210 fl. — kr.

* Müsset Euch natürlich Alles einzeln an dieser Stelle notiren, z. B. Eggen, Pflüge, Rechen, Flechten (Kreuzen), Siebe, (Reutern), Sensen, Drischeln u. s. w. Alles nach Zahlen und Summenwerth.

f. An Vorrath findet sich:

c. 10 Ztr. Heu à 1 fl. — 10
c. 28 Sch. Korn à 8 fl. — 224
c. 25 Sch. Weizen à 10 fl. — 250
c. 10 Sch. Haber à 5 fl. — 50
c. 30 Sch. Erdäpfel à 1 fl. — 30
. . . . 564 fl. — kr.

Also beträgt mein Vermögen . . . . 7306 fl. — kr.

☞ Aber davon sind meine Passiva abzuziehen, und zwar:

Auf erste Hypothek schulde ich zu 4 pCt. und unter Annahme ½ jähriger Aufkündung an Alois Kert, Brauer in Zenting . 1500 fl. — kr.

Demnach bleibt mir als reines (nicht: baares) Vermögen die Summe von . . . . 5806 fl. — kr.;

denn 5806 und 1500 geben wieder obige 7306 fl. —

So würde es, das Inventar, auf das erste Blatt des Memorials (auf die ersten Blätter bei grossen Wirthschaften) vorzutragen oder einzuschreiben seyn, wenn Euer Besiz gerade der nemliche wäre. Ihr werdet Euch also, da dieß nicht der Fall ist, die Gutsabtheilungen jedoch ganz passen, Eure Besizungen und Forderungen nach Euerm Bestande schön zusammenstellen, dann erst geht das eigentliche Eintragen der fortlaufenden Geschäfte an. Ihr sollet das Inventar durch Doppellinien absondern.

1. Januar 1842.

Stoff. Als Vorrathsgeld (Urkauf, Cassaeinlage, Betriebscapital) lege ich die Summe von 100 fl. baar in eine bestimmte, verschließbare Lade (etwa im Schlafzimmer.)

Buchungsregeln. Das Inventar, welches sich stets ändert, wird alljährlich im Memorial vorgetragen. Das Geld der Einlage kann mehr, oder weniger seyn. Alle Zugänge und Wegnahmen sind genau zu notiren; denn wenn Jedes den Schlüssel dazu hat und beliebig Geld daraus wegnehmen kann, ohne Etwas dem Haus-Vater davon anzuzeigen, dann ist diese ungeregelte Notirung umsonst geführt — dann weiß man ja am Ende nicht, was gewonnen und verloren worden ist, und deßwegen sollte man hauptsächlich buchen. Leget etwa für gar kleine Einzelausgaben die Summe von 4 — 6 fl. eigens und notirt dann: „Für kleinere verschiedene häusliche Ausgaben bezahlt 6 fl." Einer Unordnung hierin wäre mit einer Werkstätte zu vergleichen, worin jeder Geselle auf seine Faust arbeitete, ohne dem Meister gehörige Anzeige zu machen. — Zu jenem Gelde lege man auch die Einschreibbücher und alle andern wichtigeren Papiere, z. B. Hypothekbriefe, Steuerbücher, Rechnungen, Briefe ꝛc. — Die Kaufleute pflegen bei Geschäftserrichtungen und Anwesensübernahme ihre Geschäftsfreunde davon in Cirkulären in Kenntniß zu sezen, und von den Waaren Preiscourants mitzutheilen. — „Für den Kaufmann, mehr noch wie für jeden andern Geschäftsmann ist es unumgänglich nothwendig, daß er zu jeder Zeit schnell berechnen und klar übersehen könne: 1) wie viel Vermögen er besizt und worin es besteht; 2) wie viel und an wen er zu fordern hat; 3) wie viel und wem er schuldig ist; 4) welchen Gewinn, oder Verlust er an den gemachten Geschäften gehabt hat." Courtin.

II. Haus- und Feldarbeiten betreffend.

2. Januar 1842.

Stoff. Heute wird die Wiese Nro. 15 gemäht, gibt c. 6 Ztr. Heu. — 2 Knechte und 2 Mägde dreschen 4 Sch. Roggen à 8 fl. fixer Jahresannahme. — Es werden 20 Klafter 3 schühiges weiches Holz à 3 fl. geschlagen (in 4 Tagen), — wonach sich auch die verwandten Geschäfte richten.

Buchungsregeln. Die Arbeiten ohne eigentliche (sofortige) Produktenergebnisse werden nicht notirt, weil dieß Euch zu viel Arbeit verursachte und eine solche Specifikation oder einzelne Aufzeichnung auch nicht erforderlich ist; ausser wenn diese Arbeiten a) mit Erträgnissen und b) mit besonderen Auslagen verbunden sind. Dann aber Alles ins Memorial, oder auch in die Casse. — Man merke sich auch den Lagerungsplaz an! — Allenfallsige Vorschüsse in das Memorial (Soll) und in das Cassebuch geschrieben! — Briefe kommen ins Briefcopierbuch. — Maß, Gewicht, Preise und Personenzahl, hier nur beiläufig angenommen, richten sich nach einzelnen Gegenden, Ortschaften und Betrieben. — Anders verhält es sich mit Akkordarbeiten, z. B. Lieferung von Steinen zu Brüken und Häuserbauten, Baksteinbrennereien für Bestellungen, in Holzverschiffung u. dgl. In solch selteneren Fällen leget Euch ohne Weiteres in Eueren Büchern ein oder mehrere eigene Blätter an, worauf Alles zusammengestellt, aber von der übrigen Rechnungsführung gesondert bleibt, bis etwa auf den Cassazuschuß, Schadenersaz, oder das Gewinnergebniß z. B. a) Schulholz-Lieferung übernommen . . . .
b) Geldmittel im Ganzen hiefür verwendet . . . .
c) die einzelnen Auslagen hiefür betrugen . . . .
d) einzeln wurde vorgeschossen und bezahlt . . . .
e) Zusammenstellung 1) der Auslagen, 2) der Bezahlung . . . . . . f) Herstellung des reinen Gewinnes. — Solche gesonderte Rechnungsführungen müssen gehalten werden 1) wenn man in Compagnie (mit Andern) handelt; 2) wenn man für Andere Geschäfte vollzieht; 3) wenn man Andern Rechenschaft abzulegen hat; 4) in Geheimnissen.

III. Von den Saaten und Ernten.

3. Januar 1842.

Stoff. Auf den Aker Nro. 1. werden gesäet 4 Mezen Weizen, zu 10 fl. pr. Scheffel.

Günstige Witterung. — Vom 2. dieses Monats die 4 Sch. Roggen (Korn) aufgespeichert (auf den Getreideboden gebracht.) — Der Aker Nro. 4 gibt 20 zweispännige Fuhren Roggen.

Buchungsregeln. Die heimgebrachten (und ausgedroschenen) Früchte werden im Memoriale (und Hauptbuche) bemerkt, ohne den Werth hinauszusezen, was zur leichteren Memorials-Uebersicht und einfachen Zusammenstellung förderlich ist. — Körner und Stroh kommen ins Produktenconto, weil sie Geldeswerth haben; Kleinigkeiten aber, z. B. Spreu (Agen), bleiben unverrechnet, selbst wenn sie im Memoriale notirt worden seyn sollten, was natürlich nicht nöthig ist. — Der Dung mag ebenfalls nicht angeschlagen werden, ausser beim Verkaufe, wodurch er baares Geld trägt, was dann ins Cassebuch eingetragen werden muß; im Memoriale aber nicht, denn dort ist ja vom ganzen Dungvorrath und Abliefern keine Rede, ihm ist keine Rechnungs-Aufmerksamkeit für fortwährend geschenkt. Im Allgemeinen ist also der Dung ein Vermittlungsprodukt der schwankenden Jahrespreise. Anders verhält sichs in grossen administrirten Gütern und einer künstlicheren (doppelten) Buchführung. — Kraftanwendung von gedungenen (verbrüderten) Leuten und eigenen Zugthieren (Gespann) braucht nicht annotirt zu werden. — Die Aeker und Wiesen muß man entweder, wie Gebäude, nach Numern eintragen, oder sie nach den auf ihnen haftenden Namen buchen. Man kann also eben so gut die Hofwiese, der Kraut-Aker, der Taneschoken, das Wiesel (Wieschen), das Bergwäldchen ꝛc. schreiben, wie Numer 117 ꝛc.

IV. Vom Viehstande.

4. Januar 1842.

Stoff. Eine Kuh an Mezger Ferm hier zu 36 fl. baar verkauft; 1 detto an Denselben zu 40 fl.; 1 Mt. Credit. — 1 Pferd von Rolees hier baar gekauft mit 70 fl. Beschreibung dieser Stüke. — 1 Pferd fiel (krepirte), werth c. 80 fl. — Eine Kuh wirft 1 männliches Kalb. — 1 Stier von Zant in Walhof zu 50 fl. gekauft, 1 Mt. Ziel, Drangeld nicht.

Buchungsregeln. Alle Viehzugänge und Viehverkäufe werden im Memoriale notirt, alle Baarkäufe und Drangelder auch in dem Cassebuche, später im Viehconto. — Die Unglüksfälle ins Memorial, später ins Viehconto und Unkosten-Conto des Hauptbuches. — Die Auslagen für Thierarzt und Wasenmeister einmal in die Casse, (das Cassebuch) dann ins Unkostenconto. — Die Credit- oder Borgsachen erst ins Memorial, bei der Erlegung in die Cassa, später ins Hauptbuch! — Getauschtes käme ins Memorial und Inventar; etwas anderes, wenn Daraufzahlungen (Ergänzungen) geschehen und mehrere Stüke umgesezt wurden. — Sollten durch Beischaffung (Transport) besondere oder dem Extrakosten entstehen, so sind diese sogleich zum Posten selbst jedesmal zu schreiben. — Der Kaufmann nennt solche Auslagen Spesen, woher auch die Spesenrechnung ihren Namen hat. — Vom Calculiren.

V. Käufe betreffend.

5. Januar 1842.

Stoff. An Brand hier 6 Sch. Korn à 10 fl. baar abgelassen. — Von Dach hierorts 3 Sch. Hirse (Brein) baar gekauft. — 15 Kl. 3' lange und weiche Scheiter à 3 fl. 30 kr. an Rain in Hörzolting baar abgesezt. — 2 Eggen à 1 fl. 36 kr. gekauft, dem Schmiede Heiß hier 4 fl. bezahlt.

Buchungsregeln, Einnahmen und Ausgaben in das Cassebuch, das Abgesezte und Eingebrachte für Inventarsberichtigung und die Conten im Hauptbuche auch vor der Hand im Memorial zu berichten. — Schmiede, Wagner u. dgl. Arbeiter kommen jedoch meist nur zu Neujahr zu buchen vor. Nun könnte man die Anschaffungen und Reparaturen unannotirt lassen; allein es ist rathsamer, sich den Preis sagen zu lassen und einzutragen, am Ende aber die Jahresrechnung zu vergleichen und die Summe ins Cassebuch zu tragen, von dem aber die Summe auch im Unkostenconto aufzunehmen.

Sollte durch Umsezen von Münzen ꝛc. sich ein Unterschied ergeben z. B. es werden

a) für 120 fl. Zwanziger eingelöset, und 1 fl. 12 kr. wäre Agio mehr zu zahlen; so ist 1 fl. 12 kr. unter den Ausgaben (rechts) eigens zu notiren und gibt Schaden oder Unkosten.

b) Dagegen verkaufe Einer in Wien für 500 fl. Getreide, so geben diese bei uns 600 fl., es sind also die 100 fl. einzeln ins Debet zu sezen und bringen Nuzen, wobei der Einkauf zu bedenken ist.

c) Sind schlechtere Münzen oder auch bessere eingenommen worden, so gehören Profit und Schaden neuen Scripturen an.

d) Wenn sich in der Cassa, oder in einem Conto ein kleiner Unterschied (Differenz) zeigt — bei grösseren müßte man nachsuchen und storniren —, so bemerke man dieß so:

1) Creditsaldo von 156 fl.
Aber es fanden sich aus Versehen vor 155 fl. 12 kr., daher: für Baardifferenz — fl. 48 kr. = 156 fl.

2) Debetsaldo von 155 fl. 12 kr.
Aber es finden sich 156 fl. — kr., also: An Differenzbeigabe — fl. 48 kr. = 156 fl.

Die kleinere Summe anzuführen und arithmetisch die Operation niederzuschreiben, ist nicht mehr üblich; so wie es für Euch nicht paßt, für Unfälle ein eigenes Zufallsconto zu errichten. Dagegen ist das Stroh (s. oben III.) für jährlichen Durschnitt zu berechnen und dann a) dem Vieheconto, oder b) dem Unkostenconto, oder c) der Casse und d) dem Produktenconto beizuschreiben.

VI. Ueber Abgaben und Verbrauch.

6. Januar 1842.

Stoff. Steuern 6 fl. an das k. Rentamt bezahlt. — Den Knechten Klam und Mühl, jedem 24 fl. den Lohn für $13\frac{41}{42}$ bezahlt. — 5 Sch. Roggen für den Hausverbrauch gegeben. — Seife zu 1 fl. 30 kr. gekauft.

Buchungsregeln. Alle baaren Geldsachen wieder in die Cassa. — Den Verbrauch an allen Victualien ins Memorial, dann monatlich (oder vierteljährlich auch) ins Hauptbuch. — Treten Dienstboten aus, so bemerket die gegebenen Zeugnisse auch im Memoriale, um später es noch wissen und benüzen zu können. Baare Anschaffungen ins Cassabuch, dann ins Hauptbuch.

Schlußwort.

So ist jezt alle Schwierigkeit überwunden, alle Aufgaben sind gelöset; Euer Geschäft möglichst vielseitig auf wenigen Blättern besprochen und durchgeführt. Klar dürfte Alles nun Euch vorschweben. Freuet Euch, und gehet auch den ausgeführten Geschäftsplan zu Eurer Ueberzeugung durch! Hunderte Eures Standes sind noch nicht so glüklich, ihr Hauswesen, wie Ihr, zu beschreiben und damit zu heben. Darum

dankei dem Herrn!

Nun will ich Euch noch zu grösserer Bequemlichkeit und leichteren Benüzung der Buchungs-Regeln in vorkommenden Anstandsfällen ein kleines Register über vorstehende 6 Tage hier angeben. In Euerm Geschäfte habt Ihr ein solches Register nicht anzulegen. Die neben den Wörtern stehenden Zahlen bedeuten die Tage; steht also z. B. Schmied 6, so bedeutet dieß, daß Ihr unter VI. oder 6. Januar nachzulesen habt. Sind mehrere Numern neben einem Worte, so sind auch die mehren Tage nachzulesen.

Ausgeführter Plan.

Dafür

kommt in Euer Buch, indem die erste Abtheilung blosse Belehrung (Theorie) war, der nächstfolgende Titel: Einschreibbuch.

Einschreibbuch.

Nro. 1.

Vom 1. Jäner 1842 bis . . . . *)

---

*) Hieher käme später die Zeit, wann das Buch vollgeschrieben und mit einem neuen fortgesezt worden wäre, was erst nach mehreren Jahren nöthig würde und Nro. 2, dann 3 u. s. w. hiesse. Auch die vollgeschriebenen Bücher müssen noch sorgfältig aufbewahrt werden. — Ein zweites Buch bekommt öfter auch blos einen Buchstaben z. B. A. B u. s. w.

Dieses Einschreibbuch enthält Seite 1 bis . . . *)

Betreff:

Edelhof zu Schwannenkirchen, k. Landgerichts Hengersberg in Niederbayern.

---

*) Sollen angemerkt werden, damit man heraus-gerissene Blätter sogleich vermiste. Man notire nur oben an den Spizen die fortlaufenden Seiten-Ziffern; das thut den Folien, welche über den Linien und stärker niedergeschrieben zu stehen kommen, keinen Eintrag. — Unter dem Worte Betreff notirt sich auch ein ganz ordentlicher Landmann die Lasten, welche auf dem Gute haften, später vielleicht auch den durchschnittlichen Jahresertrag. —

Memorial.

»Wer im Sale kauft
»Und sich mit Thoren rauft,
»Und borget ungewaschen Kleid —
»Der findet bald sein Leid.«

Freidank.

Memorial — Jahrgang 1842.

Jäner. Seite 1.

		fl.	kr.	
1.	* Hier müßte das bereits vorne angeführte Inventar vom Gute Edelhof zu Schwannenkirchen niedergeschrieben werden. Die Nebensummen hätten vor den Geldrubriken z. B. 1 Kuh 80 fl., 1 Kalb 3 fl.; die Gesammtbeträge aber in dieselben zu kommen z. B. .	83	—	Hier könnten [illegible] geordnete Posten auszustreichen, die entsprechenden Bemerkungen angebracht werden. Wer das Durchstreichen vorzieht, hat daher diesen Raum und die Schlußlinie zu vermeiden. S. §. 5, II. C.
2.	Die Wiese Nro. 15 geheut, gab c. 6 Ztr. gutes Pferdeheu. NB. Ist im nächsten Herbste etwas zu düngen, auch der Graben zu reinigen.			
2.	Bis 5. d. Mts. werden 20 Klftr. weiches Holz (auf dem Frauenberge, . . Fuß lang . .) geschlagen. Preis à 3 fl. — Sind für den Verkauf bestimmt.			
3.	4 Mezen, à 10 fl. per Scheffel, auf dem Aker Nro. 1 gesäet. Günstiges Wetter; ganz gegen die Bauernregel.			
3.	Die 4 Scheffel Roggen vom 2. d. Mts. auf den Kasten gebracht. — Bildet den Haufen Nro. 5. * Könnte auch schon unterm 2. d. angeführt werden.			
3.	Weizenernte von Nro. 4., thut 20 zweispännige Wägen. Eignet sich zur Saat und zum höchsten Preise. * Kommt im Produktenconto erst vor, wenn er ausgedroschen ist.			
4.	1 Kuh — Plaßmutter genannt — an Ferm baar verkauft.			
4.	Joseph Ferm hier . . . . Soll: Gab ihm ab 1 fette Kuh — die sogenannte Schwarze — 1 Monat Credit, zu . . . . * Ist im Viehconto sogleich für bezahlt angenommen.	40	—	* Aus diesen Säzen sind nun Activa und Passiva, so wie das Schuldenconto, leicht zu formiren oder zu bilden.
4.	1 Pferd von Matthias Rolers hier gekauft ꝛc.			
4.	1 Pferd — Beschreibung und Ursache — fiel.			

(Schluß folgt.)

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der dießjährige Fastnachtsochs der französischen Hauptstadt geht wieder aus dem Stalle des berühmten Cornet hervor. Das Prachtvieh wird vom Mezger Rolland aus Caen jedoch nicht zu Fuß nach Paris gebracht, sondern es hat die Ehre in einem eigens dazu gemachten Prunkwagen die Reise zurükzulegen. Zugleich bringt Herr Cornet, Frankreichs größter Künstler im Ochsenmästen, zehn Kameraden jenes Großochsen mit, die gleichfalls Hr. Rolland gekauft hat, dem Vernehmen nach das Stük zu 4000 Franks. Der Fastnachtsochs wird am Samstag vor Fastnacht in Paris eintreffen und im Schlachthause Du Roule dem närrischen Publikum seine Herrlichkeit zu zeigen das Vergnügen haben.

Der Morgen im Walde.

Ein sanfter Morgenwind durchzieht
Des Forstes grüne Hallen,
Hell wirbelt der Vögel munt'res Lied,
Die jungen Birken wallen.

Das Eichhorn schwingt sich von Baum zu Baum
Das Reh durchschlüpft die Büsche,
Viel hundert Käfer im schattigen Raum
Erfreu'n sich der Morgenfrische.

Und wie ich so schreit' in dem lustigen Wald,
Und alle Bäum' erklingen,
Rings um mich Alles singet und schallt,
Wie soll' ich allein nicht singen?

Ich singe mit starkem, freudigen Laut
Dem, der die Wälder säet,
Der droben die lustige Kuppel gebaut,
Und Wärm' und Kühlung wehet.

Egon Ebert.

Literarische Neuigkeit für Spinnfabriken.

Bei B. F. Voigt in Weimar ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Theoretische und praktische Elemente der Maschinen-, Flachs- und Hanf-, wie auch Werg-Spinnerei von N. Choimet, Spinnerei-Direktor. A. d. Französ. über und mit Zusäzen von Dr. C. H. Schmidt. Mit 74 Figuren. 8. $2\frac{1}{4}$ Rthl. od. 4 fl. 3 kr.

(Bildet auch den 128. Band des Schauplazes der Künste und Handwerke.)

In England wie in Frankreich ist noch sehr wenig über Maschinen-Flachsspinnerei geschrieben worden und nichts, was einigermassen in ein Detail einginge. Die Veröffentlichung unterblieb bis jezt, weil sie noch zu wenig bekannt war und von Denen, die sie verstanden, noch zu sehr als Geheimniß behandelt wurde. Um so willkommener muß daher zu einer Zeit, wo die Maschinenflachsspinnerei in Oesterreich, Preussen, Bayern, Württemberg und Belgien sich gedeihlich zu entfalten beginnt, dieses Werk eines erfahrenen Spinners seyn, in welchem er durch die speciellsten Ertragsberechnungen nicht allein beweist, daß dieser Industriezweig eine Kapitalrente von 21 bis 25 Prozent abzuwerfen vermag, sondern auch Denen, welche eine solche Spinnerei anzulegen beabsichtigen, mit den trefflichsten Rathschlägen, welche sich auf lange Erfahrungen stüzen, behülflich an die Hand geht. Das Verhältniß der nothwendigen Maschinen zu einer vollständigen Reihe für Flachs- und Wergspinnerei, die einzuführende Geschäftsordnung und Buchführung, so daß eine fast tägliche Uebersicht des ganzen Geschäfts möglich wird, sind darin genau und faßlich angegeben; endlich sind auch die Spinn-Systeme für die verschiedenen Feinheitsnumern der Garne, wie sie der Verfasser durch die Erfahrung geprüft hat, aufgestellt, und es ist überhaupt nichts angegeben, was der Verfasser nicht selbst mit Erfolg ausgeführt hat.

Gicht und Rheumatismus.

In Commission bei C. B. Polet in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Untrügliches Mittel gegen Gicht und Rheumatismus. Von Cadet de Vaux, praktischem Arzte in Paris.

Neue, vermehrte Auflage.

Wer mit den Höllenqualen der Gicht und des Rheumatismus bekannt ist, den wird es nicht wundern, daß von diesem Werke binnen wenigen Wochen Tausende von Exemplaren verkauft wurden, und es ist dieses wohl der günstigste Beweis von der Wirksamkeit des Cadet de Vaux'schen Mittels, welches eben so einfach in seiner Anwendung als sicher in seiner Heilkraft ist, und es haben sich bereits Tausende dadurch von den schreklichsten Schmerzen selbst befreit, wie sich dieß durch eine zahllose Menge der gelungensten Kuren unwidersprechlich bewährt hat.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 12. 21. März 1843.

Inhalt: Sendschreiben an den achtbaren Bauernstand Bayerns, vorzüglich Niederbayerns, enthält eine neue einfache landwirthschaftliche Buchführungs-Methode. (Schluß.)

Sendschreiben an den achtbaren Bauernstand Bayerns.
(Schluß.)

Jäner. Seite 1.

		fl.	kr.
4.	Die „Schweizerin" wirft ein männliches Kalb, c. . . . fl. werth.		
4.	Carl Zamt in Walhof . . . . . . Hat: 1 Stier von Zamt, 1 Mt. Ziel, gekauft zu . . .	50	—
5.	An Michael Brand hier 6 Sch. Roggen à 10 fl. baar abgelassen. Holte es selbst und gab Hoffnung zu fernerer Abnahme.		
5.	Von Dach 8 Sch. Hirse à 3 fl. baar gekauft und heimgeführt. Kastennumer . . .		
5.	15 Klafter weiches Holz à 3½ fl. an Rein zu N. baar abgesezt. — Wenns geborgt wäre? . . .		
5.	2 Eggen angeschafft rc.		
6.	5 Sch. Roggen à 8 fl. angenommenen Jahrespreises in das Hauswesen geliefert.		
	Februar 1842. (So würde fortgefahren z. B.)		
1.	Eine Föhre auf der Waldung Nro. 70 an den Tischlermeister N. zu N. zu 11 fl. verkauft; Drangeld 2 fl. 42 kr. Wird in nächster Woche geschlagen (gefällt) werden und ist unentgeldlich zur N'schen Mühle zu führen u. s. w.		

Die Ausscheidung in Soll und Haben auch durch zweierlei Rubriken ist durch den Text oder Vortrag selbst überflüssig gemacht, und eine solche stritte gegen das Wesen paginirter Bücher überhaupt und des Memorials insbesonders. — Vergleichet auch die Anweisung zum Memorial §. 3. B.!

II. Cassabuch.

»Geld soll man halten so auf Erd',
»Daß nicht der Knecht Dein Meister werd'.
Brand.

Soll (oder Debet) 1. Jäner

		fl.	kr.
1.	Als Betriebscapital eingelegt	100	—
4.	Von Ferm für 1 Kuh eingenommen	36	—
5.	Von Brand für Roggen (Korn) empfangen	60	—
5.	Von Rein für Holz gelöset	52	30
		248	30
	(Im Februar dann:)		
1.	An Kassebestand verblieben vom vorigen Monate die . . . . . u. s. w.	106	48

* Der Querstrich (Securitätsstrich) wird gemacht, damit durch Einschiebsel Nichts verfälscht werden kann. — Die Namen fallen mehr auf, wenn man sie mit lat. Buchstaben schriebe; wers nicht leicht kann, unterlasse es! — Der Herr (Chef spr. Schef) einer Handlung heißt Prinzipal, seinen Diener nennt man Commis (spr. Kommih); in der Rechnung jedoch heißt er Capitalconto. Würden Mehre in Eine Rechnung gebracht, so schriebe man: Conto für Verschiebene (oder Conto pro Diverse) D. i. von kleineren Beträgen.

1 3 4 2. — 1 Haben (oder Credit.)

		fl.	kr.
4.	Für 1 Pferd von Ignaz Matthias Rolens hier ausbezahlt .	70	—
5.	„ 3 Sch. Hirse an Dach baar erlegt	9	—
5.	„ 2 Eggen ausgelegt	7	12
6.	„ Steuern entrichtet	6	—
6.	„ 2 Knechte (Namens N. und N.) Lohn ausgezahlt à 24 fl. .	48	—
6.	„ Seife bezahlt, laut Rechnung	1	30
		141	42
	Noch vorhanden als Saldo .	106	48
	Giebt wieder .	248	30

* Hier geschieht kein Vortrag. — Wenn ein Gegenstand schon im Memorial vorkam, worin genau Person, Charakter, Zeit, Gegenstand, Ort und Summe anzuführen sind, so bedarf hier der Gegenstand nicht mehr so genauer Verzeichnung, also kann z. B. blos geschrieben werden: „Dem Schmied Heiß hier bezahlt . . 10 fl.“ u. s. w. — Doppelte Geldrubriken für a) innerlich aus- und b) zu äusserst inländische Geldwährungen (Plazvaluta), wie sie von Kaufleuten öfter angelegt werden, sind für den bayrischen Landmann nicht nothwendig. Er nimmt höchstens österreichisches und preussisches Geld in Abweichungen ein, deren Werthe in Beziehung er ohnehin ganz gut anzugeben weiß.

III. Hauptbuch.

»Ja und Nein scheidet die Leute.«
Sprichwort.

Zugang 1. | Producten.

			fl.	kr.
Januar.	1.	Bestehender Vorrath, laut Inventars, zu .	564	—
	2.	Von Nr. 5. Heu, 6 Ztr. à 1 fl., beträgt	6	—
	2.	4 Sch. Roggen gedroschen, à 8. fl. beträgt	32	—
	2.	20 Klafter Scheiter, à 3 fl. gemacht	60	—
	2.	3 Sch. Hirse angekauft à 3 fl.	9	—
* Und so folgten bei Euch die 12 Monate; aber ein zweiter Monat wird erst hergeschrieben, wann der erste bereits vollendet und Alles Einschlägige hieher übertragen ist, z. B.		Erzeugnisse und Ankauf zu .	671	—
		Jahrgang 1843.		
	1.	An Vorrath vom Vorjahre . . . . u. s. w. —	516	—
Jänner. Februar. März. » » April. rc.	1. 6. 7. 3. 10. 18.	Woneben die Productenpöste oder Scripturen, nebst den Werthen in die Rubrike zu stehen kämen, wie in Obigem verfahren worden und zu ersehen ist. — Der Vorrath ist alljährlich abzustreichen (s. Conto 4!), um den wahren Producten-Werth leichter zu übersehen; und Produkten-Ankäufe, wie obige 9 fl., können nicht mit aufgenommen werden. Sie geben wohl größern Vorrath, wurden aber gekauft, geben also keinen Nutzen dem Felde nach.		

Conto 1842. | 1. Ausgang.

			fl.	kr.
Jäner.	3.	4 Mezen à 10 fl. auf Nro. 1 gesäet	2	30
	5.	6 Sch. Korn an Brand à 10 fl. baar verkauft	60	—
	5.	15 Kl. Holz verkauft für	52	30
	6.	5 Sch. Roggen à fl. ins Hauswesen, macht . . . 1	40	—
		Abgesezt und verbraucht für	155	—
		Noch vorhanden für	516	—
		+ Nach dem Masse und fixen Preise aber für	..	..

*) Der Vorrath für 1843 kommt a) ins Inventar ausgeschieden oder speziell; b) aus Productenconto (links) blos nach der Summe und überhaupt. Damit Ihr nicht für jederartige Saat eigene Conto anzulegen braucht, aber doch den Vorrath findet, nehmet eine Schiefer-Tafel oder ein Nebenpapier, schreibet Euch zuerst Ernte und Ankauf nebst Preis an, zieht hierauf Verkauf und Verbrauch ab, sodann habt Ihr den Vorrath z. B.

Ernte . . .	Sch. zu . .	fl. — 415.
Abgang . . .	Sch. zu . .	fl. — 217.
Vorrath . . .	Sch. zu . .	fl. — 198.

+ Wenn wir Produkte höher, oder niedere, als zum festgesetzten Preise jährlicher Annahme absetzen, so muß eine 2. Vorraths-Scriptur, wie diese, gebildet werden, weil sonst ein Irrthum entstände. Denn wenn ich 2 Sch. besitze, zu 10 fl. gerechnet, und 1 Sch. zu 15 fl. verkaufe; so habe ich nicht am Ende ½ Sch. zu 5 fl., sondern noch 1 Sch. zu 10 fl. vorräthig, was allein dem Inventare zusagt. Der Vortheil, oder Rükschritt wird auch in der Cassa fühlbar, wird demnach nicht verschwiegen.

2. Viehconto (od. Thierconto.)

			Mehrung. fl.	kr.	Minderung. fl.	kr.
Jäner.	1.	Bisheriger Stand, Werth	602	—	—	—
	4.	1 Pferd gekauft für	70	—	—	—
	4.	1 Kalb erhalten, c.	4	—	—	—
	4.	1 Stier gekauft zu	50	—	—	—
	4.	2 Kühe verkauft zu	—	—	70	—
	4.	1 Pferd krepirte, Werth	—	—	80	—
		Erster Werth	726	—	—	—
		Schäzung an Verkauf	—	—	70	—
		Unfall zu	—	—	80	—
		Gegenwärtiger Stand	576	—	—	—

* Diese 4 Reihen in der Herstellung sind stets beizubehalten. — Macht man den Einwurf, daß dem Futterbedarf keine Berechnung zu Theil ward, so antwortet Folgendes: »Diese Methode ist einfach, Körner und Stroh können in Produkten- und Unkosten-Conto ohnehin in Anschlag und die Arbeiten und Nuzungen (an Nachzucht, Milch, Fleisch, Dung u. s. w.) ersezen die Futter- und Pfleg-kosten der Hausthiere hinlänglich. Ueberdieß ist hier die Aufgabe, mehr den Standwerth, als den einzelnen Nuzen herauszustellen.«

3. Mobilien-Conto (oder Geräthconto.)

Empfang. fl.	kr.	Abgang. fl.	kr.

Hier sind nur

a) links der Vorrath und die neuen Anschaffungen;

b) rechts dagegen (unter Abgang) die Verlüste und Abnüzungen niederzuschreiben.

Der Unterschied kommt ins Inventar, weil es sich dort um den wahren Vorrath handelt. Die Differenz kann nicht Nro. 4 ungetheilt angeführt werden, indem sonst eine Auslage gleichsam verschwiegen würde und die Cassa im Vergleiche mit diesem Conto, worin weniger Empfang herausgehoben worden wäre, zu kurz käme z. B. 1842

a) angeschafft für . . 150 fl.

b) verbraucht für . . 40 fl.

c) wahrer Vorrath für . 110 fl. Kämen die Unkosten 40 fl. unter Nro. 4, so wären

1) 40 fl. eigentlich nicht die vollständigen Jahres-Unkosten,

2) die Summen dieses Conto und der Cassa ungleich;

man lasse also dieses Conto nach unserer Weise bestehen! Es paßt für das Inventar und zur Uebersicht der Gutsbedürfnißübersicht am Besten. —

4. Unkostenconto.

			Soll. fl.	kr.	Haben. fl.	kr.
Jäner.	4.	1 Pferd krepirte	80	—	—	—
	5.	2 Eggen gekauft zu *	7	12	—	—
		* Eigentlich die Empfangssumme von Conto 3; also nicht das Einzelne und nicht der alte Vorrath. Nach Beispiel unter Conto 3 also 150 fl.				
	6.	An Knechtlohn ausbezahlt	48	—	—	—
	6.	An Seifengeld bezahlt	1	30	—	—
	6.	An Getreide für das Hauswesen	40	—	—	—
	6.	An Steuern entrichtet	6	—	—	—
		Unfälle und Auslagen überhaupt	182	42	—	—
		Bleibt fürs nächste Jahr *	—	—	7	12
		* Gilt obige Bemerkung; daher hieher die Vorrathssumme käme, nach vorigen Exempel 110 fl., wodurch die 40 fl. Verlust wirklich gebucht sind.				
		Viehnutzung	—	—	70	—
		Producten-Ertrag c.	—	—	156	—
			—	—	593	12
		Profit von c.	411	30	—	—

NB. Unter Nro. 4. gehören auch alle Auslagen für Trunk, Kleider, Zinsen, Prozesse u., daher ist der Profit hier nur beiläufig (c.) angegeben. Es würde sich für jetzt eigentlich gar kein Profit ergeben, da der Vorrath vom Vorjahre (564 fl.) nie mitgerechnet werden darf, also nur vor der Hand die 6 fl., 32 fl. und 60 fl. gerechnet werden konnten. Aber es würde anders nach einem vollen Jahre sich ergeben, daher diesmal allein die gesammte statt der Jahressumme entschuldiget werden mag. — Unglücksfälle tragen auch die einzelnen Conti. — Von Anschaffungen gelten stets nur die diesjährigen, welche dann für nächstjährige Inventare zu den älteren gezählt werden. —

5. Schuldenconto.

	Passiva. fl.	kr.	Activa. fl.	kr.
Dieses hat nur Der zu führen, welcher überhaupt öfter borgt, viele Außenstände begründet u. dgl., um leicht zu sehen, wie er stehe. Doch dürfte der gewöhnliche Landmann es ohne Bedenken ganz weglassen. Das Memorial sondert diese Posten ohnehin ab. — Unter die Activa gehören die Schulden, welche wir Andern gewähren; was wir selbst schulden, ist unter die Passiva zu setzen. Vergleichet auch den Anhang Nro. 1. Conto 3! — Die Eintragung hätte immer sogleich mit den monatlichen Ueberträgen zu geschehen. Da muß im Jahre hindurch wieder Zahlungen geleistet werden, so müßten (z. B. Obiger N. zahlte zurük; oder: Obigem N. abschläglich bezahlt) diese auf der Gegenspalte bemerkt werden; es kommen also die Activatilgungen unter die Passiva, und umgekehrt die Passivatilgungen unter die Activa.				

1. Uebersicht, 1842.

		Activa. fl.	kr.	Passiva. fl.	kr.
Raum für	Hausrath zc.	3000	—	—	—
Bücher	Vieh zu	576	—	—	—
oder	Waldung für	1480	—	—	—
Conti	Aeker und Wiesen zu	1550	—	—	—
statt	Geschirre von	217	12	—	—
der Monate.	Vorrath von c. +)	516	—	—	—
	Cassebestand in	106	48	—	—
	Activa =	7446	—	—	—
	Ab die Passiva zu	—	—	1500	—
	Activrest von	—	—	5946	—

+) Ist die Scripturensumme zu setzen. Was auch in Conto 4 gilt.

2. Uebersicht 1843.

Anm. Dieses vereinfachte Inventar ist keineswegs Jedem unerläßlich. Bei ausgedehnten Geschäften gewährt es einen fortschreitenden Ueberblik, ohne vieles Nachschlagen nöthig zu machen; dann gleicht es als eine Art Bilanz aus. —

IV. Briefcopirbuch.

Anm. Nur, um ganz Unerfahrenen ein Muster, nicht ohne nützliche Neuheit, zu liefern, ward dieses 4. Buch etwas ausgeführt. — Die Kaufleute halten sich auch Wechselcopirbücher. — Die Geschäftsbücher stempeln zu lassen, wie z. B. in Frankreich und Spanien, ist bei uns nicht vorgeschrieben. — Ueber das Gebrechliche der kaufm. Correspondenz spricht Schiebe (I. 384 des Univers); jedoch trat dagegen Schleier vertheidigend auf. —

Briefcopiere.
1842.

Nro. 1.

Herrn A. Lobil,
Handelsmann zu Winzer
über
die Scheiter in Edermanning.

Geschrieben 3. Januar,
abgeschikt 4. Januar.

(Hier folgte nun der Brief ganz wortgetreu.)

* = Raum für allenfallsige Anmerkungen z. B. Erledigt ꝛc.

Nro. 2.

Herrn G. Riedel,
Melbler in R —
über
Getreidepresse.

Anm. Nach der Kaufmannssprache heißt der Briefschreiber Correspondent oder Adressant; Der, an welchen der Brief gerichtet ist, Adressat; der untere Theil des Briefes heißt Fuß; Nachrichten bezeichnet man mit avisiren oder Avis geben; Versendung gibt man durch Expedition; ein Hausname heißt Firma, ihn führen firmiren; Nachnahme ist das sogleich vom Boten eingezogene Geld; ein Postschein oder Rezepisse soll die Sicherheit der Briefe erhöhen, noch mehr das Recommandiren. Statt des Titels sezt man überhaupt P. T., oder P. P., oder S. T. Gewöhnlich heißt es einfach:

Herrn Lobil in Winzer

Schwannenkirchen den
3. Januar 1842.

Auf Ihr Werthes vom 29. v. Mts. und 31. habe ich das Vergnügen zu erwiedern ꝛc. . . —

Am Ende (etwa auf den lezten 2 Blättern des Buches à 6 Buchstaben per Seite) könnte dann das Register angebracht werden, blos den Anfangsbuchstaben nach alphabetisch, z. B.

Register:

A.
Augel Nro. 6. 15. 28.
Amtig » 3. 11. 23.

B.
Bielig Nro. 4. 18. 31.
Burschel » 12. u. s. w.

Dadurch wäret Ihr in den Stand gesezt, nach längerer Zeit noch aufzufinden, was Ihr schriebet. Wer höchst selten schreibt, mag dieses Buch aufgeben, obwohl es auch ihm keinen Schaden brächte.

Oekonomen!

Hier habt Ihr in Zeitungen nun mein kleines Werk vollständig vor Euch, der Curs ist durchgemacht. Wohl Euch, wenn Ihr vom Nuzen und von der Brauchbarkeit desselben überzeugt seyd! Ich wünsche gar sehr, kein eitles Unternehmen vollzogen zu haben. Vergesset nicht, daß aller Anfang schwer sey, und daß das Neue auch in unserer Natur gar leicht einen widerstrebenden Punkt finde. — Lebet wohl und zufrieden! —

Drukfehler-Berichtigungen. Seite 58 in der ersten Spalte lese man: Produzent statt Prozent; S. 59 Spalte 2 Hepstein statt Haystein; S. 61 Spalte 1 Schiebe statt Thiele; S. 63 Spalte 1 spr. statt fr. S. 67 Geldgröße statt Geldposten; S. 71 Spalte 2 Zeller statt Zellner; S. 76 Spalte 2 Rieß statt Riß; S. 77 Spalte 1 Karal Geld statt Kerne; S. 79 Spalte 2 Zu statt Zug; S. 84 Spalte 1 verbröderten statt verbrüderten; S. 84 Spalte 2 Herzolting statt Herzelting.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. G. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

X. Jahrgang. Nro. 13. 28. März 1843.

Versuche, Erfahrungen und Mittheilungen über Flachsbau.

Durch viele Jahre im sogenannten Waldviertl, wo allenthalben Flachs gebauet wird, mich befindend, hatte ich Gelegenheit, alle Manipulationen, die mit dem Flachse vorgenommen werden, zu beobachten, und schreibe hier schlicht und einfach weiter, was ich, in Verbindung mit darauf einschlagender Lektüre, mehrjährig gesehen, erfahren und als das Beste erkannt habe. —

Vom Samen.

Sehr viel hängt beim Flachsbaue vom Samen ab, der ausgestreuet wird. Der sogenannte Rigaer Flachs- oder Leinsamen, aus der Stadt Riga kommend, auch Tonnenflachssamen genannt, weil er in Tonnen verschickt wird, dürfte wohl der vorzüglichste unter allen seyn, da von ihm der Lein gewöhnlich 1 Elle, oft auch 2 Ellen hoch wird. Indessen kömmt derselbe bis hieher zu theuer, und ist deßwegen hier nicht im Gebrauche. Hierorts wird daher immer der hier oder in der Gegend erzeugte Leinsame zum Anbauen genommen. Nur muß man nie auf ein Feld den darauf selbst erzeugten Samen werfen, sondern denselben möglichst zu wechseln suchen; am Besten ist es, man verkauft seinen selbst gewonnenen Leinsamen, und kauft dagegen einen von einer etwas entfernten Gegend. Den kein Same bauet sich leichter und eher aus, als der Leinsame. «Man kaufe aber nur stets guten, reinen und untermischten Samen. Der Leinsame, soll er gut seyn, muß voll, jedoch nicht großkörnig, hell, glatt, glänzend und braun seyn. Man kann von einem solchen Samen nicht viel auf der Hand halten, weil er vermög seiner Schlüpfrigkeit überall hinabrollt. Im Wasser sinkt er bald zu Boden, und wenn er auf glühende Kohlen geworfen wird, so muß er Feuer fangen und knistern. —

Wann der Lein gebauet werden soll, läßt sich im Allgemeinen mit Bestimmtheit nicht angeben, gewöhnlich gibt das Ausschlagen der Buchen den Leuten das Signal dazu, welches gewöhnlich Ende April zu geschehen pflegt. Ich möchte einen andern Zeitpunkt als den besten zum Leinbauen angeben, nemlich dann, wenn die Winterfeuchtigkeit noch nicht gänzlich aus dem Aker gewichen ist. Freilich wäre diese Feuchtigkeit gar nicht nöthig, wenn bald nach eingelegtem Samen, ein warmer Regen käme, der nicht über 24 Stunden anhielte. Da aber darauf nicht zu rechnen ist, so muß man das Sichere wählen, und die Winterfeuchtigkeit nicht ganz ausgehen lassen, weil durch zu grosse und lange Trokenheit der Leinsame ungleich aufgehet, und dann nie in der Stauche ein gleicher Flachs zu bekommen ist. —

Der Lein darf nicht zu dicht und nicht zu dünne ausgesäet werden. Der kleinkörnige muß dünner, der großkörnige dichter ausgestreuet werden. Ein verständiger Säemann weiß dieses durch den Augenschein und durch das Angreifen mit der Hand zu beurtheilen. Ist der Lein zu dicht, so legt er sich bei einem Regenwetter, und hat dieses noch vor der Blütezeit Statt, so verdirbt er; wird er zu dünn gesäet, so wird er zu stark in den Stengeln, bekömmt keine zarten und feinen Haare, und man gewinnt nur spröden und groben Flachs. Tritt zu einer zu dünnen Besamung ein trokenes Jahr, so werden die Wurzeln zu sehr ausge-

troknet, der Flachs bleibt kurz oder er wird ganz ausgebrennt. Selbst ein wenig Regen helfen da wenig, weil Wind und Sonne bei einem zu dünn stehenden Lein bald wieder alle Feuchtigkeit wegnehmen. Ist aber der Flachs gerade so dicht, daß er sich selbst Schatten macht, so bleibt die Feuchtigkeit lange im Aker, Wind und Sonnenschein können nicht nachtheilig einwirken, und die Fasern des Flachses werden viel zarter und feiner. —

Bei rechter Besamung, gutem Erdreiche und günstiger Witterung ist auch das Wachsthum des Flachses erstaunlich. Ich habe es Einmal selbst beobachtet, daß ein Flachsstengel unter diesen Umständen in 8 Tagen 10 Zoll hoch gewachsen ist, was auf einen Tag mehr als einen Zoll ausmacht. —

Wer viel Lein bauet, und nicht viele Leute zur Verfügung hat, dem ist zu rathen, daß er nicht allen Lein auf einmal anbaue, damit er nicht auf einmal zum Jäten und Ausraufen heranwachse, welches Alles zur rechten Zeit geschehen muß und nicht lange verschoben werden darf.

Akerland.

Der Lein fordert einen lokeren Boden, damit er seine Wurzeln gehörig ausbreiten könne. Thonerde mit Kalkerde und lokerm geringen Sand gemischt, ist dazu am Tauglichsten. Unter der Düngung halte ich ausser der Kalkdüngung, die aber hierorts der Kostspieligkeit wegen nicht angewendet wird, die Bestreuung des Akers mit ausgelaugter Seifensieder-Pottasche für die erspriesslichste. Der Boden darf nicht zu kalt, nicht zu dicht und zusammenklebend, auch nicht zu troken seyn, denn der Flachs liebt Feuchtigkeit, obwohl ihm zu viele Nässe auch nicht zusagt. —

Das Akerland muß schon im vorhergehenden Herbst tief und gut umgeakert, und im Frühjahre vor dem Anbaue abermals gut gepflüget, und so der Boden mürbe und loker gemacht werden. Der Same wird auf den frisch geakerten Boden gestreuet und sofort eingeegget. Wer aber die Leute dazu, und nur ein kleines Flachsland hat, der thut besser, wenn er statt der Egge den Rechen gebraucht, weil die Egge denn doch nicht so gut jedes Samenkörnchen unterbringt, und die Zugthiere mit jedem Tritte einen Theil des Akers fest treten. —

Beim Pflügen im vorherigen Jahre werden schmale, hohe Beeten gemacht, auf daß der Frost alle Erdtheile durchgehen und mürbe machen könne. Beim Pflügen vor der Aussaat aber müssen die Beeten breiter werden, damit die dem Lein so sehr zusagende Feuchtigkeit besser zurükgehalten werden könne. Hauptsächlich muß man besorgt seyn, solche Furchen zu ziehen, und mit solchen Gräben das Akerland zu durchziehen, daß im Falle eines heftigen oder länger dauernden Regens das Abwaschen und Abschwemmen des Akers verhindert werde, wodurch nicht nur der Same, sondern auch das gute Erdreich verloren ginge. —

Jäten, Ausraufen und die fernere Bearbeitung des Flachses ein anderes Mal in der Fortsezung.

Joseph Schelnberger,
Stadtpfarrer zu Zwettl in Niederösterreich.

Wohlfeiles und naturgemässes Mittel, die Obstbäume von Raupen und andern schädlichen Insekten frei zu halten.

Es ist kein neues Mittel, das wir unsern Lesern hier empfehlen wollen, sondern ein altes, ja das älteste und darum auch wohl- und überall bekannte, aber — immer noch nicht genug beachtete, und darum wohl werth, daß es immer wieder von Neuem empfohlen werde. Dieses natürliche und wohlfeile Vertilgungsmittel der mehr als 50 Arten von Raupen, (ohne die vielen anderen schädlichen Insekten zu nennen), welche für unsere Obstbäume und ihre Früchte oft so schädlich werden, sind: die Gartenvögel. Unter diesem Namen verstehen wir alle diejenige Arten von Vögeln, welche in der Nähe unserer Wohnungen, besonders aber in den Gärten sich aufhalten, und theils in denselben nisten, theils ihre Nahrung daselbst suchen, welche in Insekten, ihren Eiern und Larven, und besonders in Raupen bestehen. — Wir wollen Dasjenige mittheilen, was uns kürzlich ein Freund aus seiner Erfahrung

darüber geschrieben hat, indem wir der Meinung sind, daß Beispiele und Erfahrungen in diesen Dingen grössern Nuzen schaffen, als alle theoretische Beweise.

„Als ein grosser Vogelfreund lasse ich mir angelegen seyn, besonders die Gartenvögel zu hegen und zu schüzen; ich sammle deßwegen jeden Sommer verschiedenen Samen und streue im Winter jeden Tag, wenn die Erde mit Schnee bedekt ist, an einen bestimmten Ort Nahrung für verschiedene Vögel, wo sie sich in kurzer Zeit mehr und mehr sammeln und an den Ort gewöhnen, so daß, wenn das Frühjahr eintritt, sie diesen Ort nicht wieder verlassen, sondern in der Nähe ihre Wohnungen bauen. Auch habe ich im Winter 1841, wo so manches Vögelein Hungers starb, einmal 18 solcher Vögel gefangen, in einem leeren Zimmer gefüttert und mit dem Einbruch gelinderer Witterung wieder frei gelassen. Nun konnte man aber auch in unserm Garten und dessen Umgebung eine Menge Vogelnester finden.

Rings um uns her auf weite Entfernung hin wurden die Bäume von den Raupen dermassen zerfressen, daß sie wie die Besen da standen, aber auf unserem Gut war auf den Bäumen nur ein einziges Raupennest zu finden. Ueberall mußte man Taglöhner anstellen, welche die Bäume von den Raupen reinigen sollten, was aber nur augenbliklich und unvollkommen geschehen konnte: wir hatten unsere Taglöhner schon im Winter angestellt, welche, nachdem sie ein kleines Mahl erhalten hatten, sogleich von einem Baum zum andern hüpfend, die Raupen-Eier — ihre Lekerbissen — als Nachtisch aufsuchten und verzehrten. Was ihnen im Winter in den Eiern nicht zufiel, wurde als Raupe im Frühjahr den Jungen zugetragen. Unsere Arbeiter waren gewiß wohlfeiler und zuverlässiger, als die unserer Nachbarn, denn man kann lange viele solcher Vögel füttern, bis so viel verfüttert ist, als ein einziger Taglöhner in einem Tage ißt, dann ist erst noch der Taglohn erspart. Aber geschüzt müssen diese Vögel auch werden, besonders im Frühjahr, sonst hilft die Winterfütterung nicht viel. Das Wegfangen durch Menschen, Kazen, Marder, Raubvögel muß so viel möglich verhindert werden. Auch ist es gut, wenn ihnen durch Gehäge und Gärten, Wiesen &c. sichere Orte verschafft werden, wo sie nisten können.

Die Kazen erkletterten die Bäume und nehmen die Alten mit den Jungen weg, oder sie lauern im hohen Gras, Gebüsch u. dgl. den nach Speise suchenden Vögeln auf. Daher sollten in der Nähe von Obstgärten, um der Vögel willen, keine Kazen gehalten werden, da ja die in denselben sich aufhaltenden Mäuse auf andere Weise sich fangen lassen. Auch die Marder erschleichen, namentlich nächtlicher Weise, die Bäume und Gehäge und fangen Alte mit den Jungen. — Unter die Raubvögel, welche den Gartenvögeln so gefährlich sind, muß namentlich auch die Elster gezählt werden. Wo sich eine Familie dieser Vögel niedergelassen hat, wird man in Bälde wenig Singvögel mehr treffen, denn sie suchen dieselben in der ganzen Umgebung auf und nehmen Alles, eigentlich scherzend weg, namentlich auch die Eier, wo hingegen die eigentlichen Raubvögel nur einen einzigen Vogel auf einmal erhaschen.

Bei dieser Verfahrungsweise hat man nicht nur den Nuzen, die Raupen und andere schädliche Insekten vertilgt zu sehen, sondern man hat sich auch auf die wohlfeilste Weise eine natürliche Musikbande engagirt, deren liebliche Gesänge so ganz geeignet sind, nicht nur Herz und Mund jeden Hörers auch für solch freudiges Lob Gottes zu öffnen, sondern auch besonders den Landwirth, wenn ihm seine schwere Arbeit Schweiß und Seufzer erpreßt, aufs Freudigste zu ermuntern und mit neuem Arbeitsmuth zu erfüllen!“

Ein Düngmittel, welches, so zu sagen, Wunder wirkt.

Wer Obstbäume, Weinstöke oder auch Hopfen sezt und dazu je ein Paar Hände voll von einer solchen Art Wollabfälle mit einlegt, die keine öligen Theile enthalten, welche der Fäulniß widerstehen, der wird bald ein ganz ausserordentliches Gedeihen dieser so begüteten Gewächse, ja ein wahres Wunder sehen und Mühe und Kosten mehr als zehnfach vergolten finden.

Auch dergleichen schon länger gepflanzte Gewächse, wenn man eine, oder nach Umständen ein Paar Hände voll dieser Abfälle um die Wurzeln herum gebreitet eingräbt, werden alsbald, wie durch Zauberkraft, in höchst fruchtbare Vegetation kommen. Man würde also sehr wohl thun, wenn man sich immer eine Quantität von diesem Dungmittel vorräthig hielte, das leicht zu transportiren und pr. Zentner zu 10 fl. zu haben ist bei Sebastian Hager zu Vilshofen in Niederbayern.

Sankt Gotthard.

Im k. Landgerichte Hengersberg, früher Vilshofen, liegt das Pfarrdorf Schwannenkirchen, gewöhnlich Hofmarkt genannt. Der Boden der Pfarrei ist im Ganzen ziemlich gut, reichlich lohnt er den Schweiß des Landmanns; und ein gesegnetes Klima hält grosse Sterblichkeit sehr ab, indem die Gegend an ein Bergrüken gleichsam gelehnt und wieder die Donau beinahe einen halben Bogen nicht ferne von der Pfarrgrenze zu ziehen von der allmächtigen Gotteshand angewiesen ist.

Schwannenkirchen selbst, dessen Kirche dem heil. Laurentius gewidmet ist, zählt 22 Häuser (darunter 1 Wirth, 1 Krämer, 1 Binder (Böttcher), 1 Schmied, mehrere Schuhmacher und Weber, 1 Salpeter-Fabrikant bis c. 1824. 1 Bauer rc.) und liegt auf einer Anhöhe mit guter Fernsicht. Es kann wenig Interesse gewähren, Einzelnes der Art den Lesern vorzuführen; aber ein Dorf dieser Pfarrei hat besondere Wichtigkeit. Daher übergeben wir die Geschichte des alten Schweinachgaues, wozu Herr Klempfl bedeutende Zusammenstellungen geliefert hat.

Reichersdorf, eine ganz kleine Viertelstunde westlich von Schwannenkirchen, ist nemlich der Ort, worin St. Gotthard geboren wurde und die Knabenjahre verlebte. Ein heiliger Mann und gar trefflicher Verkünder der evangelischen Wahrheit — dessen Andenken hiedurch nur berührt werden soll. Gewiß werden sich manche Herzen daran erbauen.

St. Gotthard war der Sohn einer recht christlichen Bauernfamilie; und es ist ein neuer Beweis, daß zur Frömmigkeit weder hohe Geburt, noch Reichthum und andere unsichere Vorzüge erforderlich sind. Noch immer heißt das Gut das Gottlgut; und als Knabe trat ich oft in dieses Haus, woraus der göttliche grosse Mann hervorging.

St. Gotthard hatte — abgesehen von seiner unermüdlichen Thätigkeit, seiner Berufung und Auszeichnung — sich meiner Knabenseele durch 3 Hauptwunder unverlöschlich eingeprägt, und noch hänge ich mit warmer Seele dieser Erinnerung an. Tausende, die jenes Dorf betraten, mögen gleicher Gefühle theilhaftig geworden seyn.

Man vergebe mir, wenn ich, ohne mein Blatt mit Citationen und trokenen Beweisstellen anfüllen zu wollen, hier mich über jene 3 Wunder kurz erkläre.

Nachdem St. Gotthard öfter Schafe geweidet, ging er eines Morgens hinaus, seine freundliche Heerde neben ihm. Am Wege, wo nördlich eine Pfüze, südlich Sumpf zu sehen, und dazwischen kein Auge Anderes vermuthen sollte, stand ein alter Eichenstamm. An demselben mochte der fromme Knabe gebetet haben, als er, vielleicht gen Himmel das vertrauungsvolle Auge gerichtet, mit seinem Hirtenstabe auf den Stamm der Eiche stieß, und siehe — ein Quell sprang hervor, des schönsten Wassers unerschöpflich. Es mag noch so trokene Jahreszeit seyn, es mag Regengüsse geben, stets gleich voll ist der Brunnen des klarsten Wassers. Ich trank oft daraus; denn die frommen Nachkommen bauten eine ganz kleine Kapelle darüber, man betet dort gerne und trinkt hoffnungsvoll und im schönsten Andenken aus dem Brunnen, den der Allerhöchste durch Knabenhand, aber durch fromme Knabenhand gründen ließ, auf daß Du, stolzer Weltmensch! lernest, daß Tugend über Weisheit sey.

Als St. Gotthard grösserer Knabe ward, siehe da, da kam er nach dem nahen, herrlichen Kloster Niederalteich, um dort zu ministriren, zu beten, sich mitunter im höchsten Wissen, in göttlicher Offenbarung unterrichten zu lassen. Es war der Weg über die „alte Donau“, die von

Seebach herunter gegen Hengersberg und nach Niederalteich strömt, zu machen. Weder Brüke, noch Steg führte damals hinüber. Ein Schwacher, Lebensfüchtiger hätte gezagt, aber St. Gotthard nicht. Er ging trokenen Fusses hinüber. Wem ist St. Peters Gang auf dem Meere nicht bekannt? So geschah lange die Wanderung unsers St. Gotthard.

In Niederalteich hat der fromme Knabe gerne dem Ministrantendienste sich gewidmet. Er mochte manchen Wunsch äussern, aber wohl schwerlich seinen einstigen Rang auch nur im Geringsten ahnen.

Einmal gingen bei einer feierlichen Anstalt die Kohlen aus. St. Gotthard vergaß im Eifer der Bedienung auf das Kohlenpfännchen und eilte fort, um die Kohlen zu holen — im Chorhemdchen. Er nahm sie ein, und er hatte in der That der Pfanne nicht nöthig. Der Chorrok brannte nicht durch, und so brachte er seine Gluth, ein Exempel späterer Heiligengluth (göttlichen Eifers), wohlbehalten bis zum heiligen Altare.

Und so siehst Du ihn, freundlicher Leser! auf dem Altarblatte des Hochaltares in Schwannenkirchen abgezeichnet, gemalt. Und das Gemälde soll von einem Benediktiner in Niederalteich — bekanntlich hat dieser Orden gar Vieles geleistet und manch vortrefflichen Mann aufzuweisen — herstammen; und Deß freue ich mich doppelt, da auch ich dieser Pfarrei durch Geburt und innige Liebe angehöre. —

Wer sollte dabei — sogenannt gelehrter Abhandlungen vergessend — nicht an die göttliche Vorsehung und zugleich an den Werth eines tugendhaften Wandels mit allem Ernste denken?

Und wenn man heute zu Tage so gerne Alterthum und Gegenwart schildert, lobet und vergleicht, so möge auch meine Feder entschuldiget werden, wenn ich den Verwandteren dem Boden nach einen heiligen Mann wiederholt vorführe, der in so schönem Lichte dasteht, in so unbeschreiblicher Frömmigkeit glänzt. Man mag loben Künste und Erfindungen, Wissenschaft und Bauten, Fortschritte und Recht; aber man wolle auch nicht so engherzig seyn, Anderes von öffentlicher Besprechung auszuschliessen.

Auch der Gute bedarf Rath und Beispiel, nicht blos der Politische oder Andersgesinnte. Darum diese Zeilen. B.

Zur Stiftung einer ewigen Messe am heiligen Grabe.

Die „Historisch-politischen Blätter" haben im vorletzten Hefte zu Beiträgen für Stiftung, wenn nicht einer täglichen, so doch wenigstens einer wochentlichen hl. Messe in der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem eingeladen; dieselben verbinden dabei den Wunsch, daß künftig bei den Spenden für Jerusalem auf Bildung eines Kapitals zu obigem Zwek Bedacht genommen werde, „damit so das heilige Opfer Christi auf seinem Grabe für unser Volk und unser Land dargebracht werde — pro Germania Catholica — für die Erhaltung unseres katholischen Glaubens, für die Erleuchtung unserer irrenden Brüder, für die Aussöhnung der Streitenden, mit einem Worte, für die wahre Einigung Deutschlands, nicht durch ein blos äusserliches, politisches Band, sondern durch das heiligste Band Eines Glaubens, das sich an den Höchsten, an den Ewigen, an Gott anknüpft." Diejenigen frommen Wohlthäter, die bei ihren Gaben eine besondere Intention oder Meinung verbinden wollen, mögen solches bei der Uebersendung bemerken, damit durch die Herausgeber der „Hist. pol. Blätter" mit den frommen Spenden auch die Wünsche und Anliegen den Hütern des hl. Grabes zukommen können. Gewiß, jedes fromme Herz hat in seinem Leben schon den heissen Wunsch in sich getragen, den Boden zu betreten, wo Jesus für uns gelebt und gestorben, und an seinem Grabe zu beten; hier ist also dem frommen gläubigen Sinne Derjenigen, welche nicht selbst hinpilgern können, die Gelegenheit gegeben, doch ihre Wünsche an die heiligste Stätte des Erdbodens gelangen und von da mit dem flehenden Gebete des opfernden Priesters zu dem Allmächtigen hinansteigen zu lassen. Und wie erhebend ist es nicht für Jeden, dem das deutsche Vaterland werth und theuer ist, zu wissen, daß „in der Fremde, in der Ferne, wo der Sultan herrscht und der Pascha gebietet," für

Deutschlands Heil, und gewiß mit Erfolg, täglich das allerreinste und heiligste Opfer dargebracht werde! Selbst der König von Preussen im Vereine mit England hat ein anglikanisch-preussisches Bisthum in Jerusalem zur Verbreitung des protestantischen Glaubens im heiligen Lande gegründet; soll dagegen der fromme Eifer deutscher Katholiken kein Scherflein mehr vorräthig haben, um Das zu ersezen, was dort der Staat und die Macht der Fürsten zu Wege gebracht hat? Wenn auch kein Bisthum, so doch eine heilige Messe! Und wer weiß, ob nicht mit der Gnade Gottes aus Kleinem Grosses entstehen könne, besonders wenn heiliger Eifer das Samenkörnlein pflegt! Und wie es auch sonst dem Rathschlusse Gottes gefallen möge, so liegt immerhin ein grosser Trost in dem Gedanken, daß alle deutschen Katholiken am heiligen Grabe sich im Gebete für des Vaterlandes Wohlfahrt umarmen; und ein solches Band des Glaubens und der Liebe, an der heiligsten Stätte der Welt gewebt, wie sollte das nicht bindernde anziehende Kraft in sich haben! — Die mehrerwähnten Blätter zeigen dabei zugleich an, daß sie von einem Wohlthäter, der schon mehrere großmüthige Gaben dem Grabe Christi zugewendet hat, neuerdings die Summe von 525 fl. erhalten haben, „die den Anfang der deutschen heiligen Stiftung in Jerusalem machen wird“, und hoffen von der religiösen und vaterländischen Gesinnung unseres Volkes, daß bald noch viele andere folgen werden.

(Augsburger Postzeitung.)

Der Landmann muß vor Allem Religion haben.

Nur wer glaubt, oder noch anders bezeichnet, wer Religion hat, kann zum ewigen Leben eingehen, wie Jesus selbst einst uns erkläret hatte. Die Menschen kümmern sich heute gar so sehr um Vieles; und aus irdischer Betrachtung haben sie ganz Recht. Anders stellt sich diese Thätigkeit, fragt man um die wahre Aufgabe.

Der Landmann hat viele Sorglichkeit der Zeit angenommen; doch ist er von spekulativ bösen Säzen noch am Wenigsten angestekt; ihm wird also auch die Rükkehr zum festeren Glauben zuerst möglich seyn.

Und warum soll der Bauer so sehr nach Religion trachten? Aus vielen Ursachen; kurz gesprochen, aus nachstehenden.

1) Ein Mensch ohne feste Religion ist überhaupt ein gefährliches und unglükliches Geschöpf. Da der Landmann wenig Vermögen, aber viel Arbeit und Kreuz zu dulden hat, so soll er sich dieses Glükes nicht selbst berauben. Er soll trachten, sich mit seinem lieben Vater im Himmel gut zu vertragen.

2) Ohne Religion hat kein menschliches Werk Glük und Segen je erlebt. Wer bedarf aber mehr des himmlischen Segens, als der Landmann? Alle seine Früchte sind den Unfällen ausgesezt; läßt Gott ihm nicht Gnade zukommen, so ist es um Früchte und Landmann geschehen.

3) Was mehr werth ist, das soll man zuerst aufsuchen, nicht wahr, meine Lieben? Nun sind aber Unglaube, Stolz, Sünde ꝛc. nichts Gutes; Haus und Leben sind vergänglich — aber nicht so die Tugend. Also sollet Ihr, brave Landleute, nur darauf bedacht seyn, an Frömmigkeit täglich reicher zu werden; Eure Kleinen zur Tugend anzuhalten, das Sittsame empfehlen, Eure Gesinde in Zucht und Zaum zu halten!

Diese 3 Stüke sind es zunächst, welche ich Euch wollte zu Herzen führen. Das thut zuerst Noth.

Ohne festen Glauben, reine Sitten,
Bist bei Guten nicht gelitten,
Und der Himmel will Dich nicht —
Gräuel wär'st dem Angesicht
Des Vollkommensten, des Herrn.
Darum bete, büsse, dulde gern;
Zieh' in Gottesfurcht die Deinen groß,
Dann erwartet Dich ein gutes Loos.

—δ—

Alte Weisheit.

1) Wohl angefangt ist halb gefochten.
2) Wann Gewalt kommt, geht das Recht auf Krüken.
3) Jedem daucht seine Eule ein Falke zu seyn.
4) Klingende Meinungen die besten.
5) Der Schwabe wird doch schwabeln dürfen!
6) Wer die Zeit versäumt, hat das Nachsehen.
7) Manche ist Jungfrau und im Herzen Weib.
8) Wer einen Andern jagt, wird selbst müde.
9) Lamm, Lamm! ist des Wolfes Vesperglocke.
10) Guter Prediger, so seine Lehre befolgt.
11) Des Mannes Mutter ist der Frauen Teufel.
12) Er ist mild auf der nehmenden Seite, auf der andern aber Gebhart.
13) Ein Mann kann machen, daß ihn seine eigenen Hunde beissen.
14) Der Liebe Lust währet so lange, als ein Löffel von Brod.
15) Küsters Kuh darf auf dem Kirchhof grasen.
16) Jugend wild, Alter mild.
17) Krumm Holz gibt auch gerades Feuer.
18) Beschaffen Glük kommt oft und dik. —

Mohar-Heu-Samen.

Dieser unter den Landwirthen in Oesterreich noch wenig bekannte Heu-Same wird in Ungarn sehr häufig gebaut, und wäre wegen seiner Ergiebigkeit und sonstigen guten Eigenschaften gewiß empfehlungswerth.

Das in Ungarn unter den Namen: Mohar, borköles, muhár, deutsch: Mauchert, Mochert, Fench, Fennich, Hirsengras, wilde Hirse, Waldhirse, Weinhirse; nach Koch: Setaria italica, auch Panicum germanicum, wird im Frühjahre im frischgerissenen Feld wie Kleesamen dicht gesäet, wächst sehr schnell, und kann besonders auf feuchten Gründen 3 auch 4 Mal gemäht und als vorzügliches Pferdeheu eingebracht werden; ist aber auch für Kühe ein kostbares Grünfutter, und da es ordentlich, so zu sagen, unter der Sense nachwächst, so dürfte es in nassen Jahren auch 5 — 6 Mal zum Einfüttern gemäht werden können.

Als Heu ist es ein saures, für Pferde sehr nahrhaftes — aber grün als Gras, und wenn man es nicht zu hochstämmig werden läßt — insbesondere aber in Gegenden, wo gewöhnlich im sogenannten süssen Boden süsses Heu wächst, ein prächtiges süsses Kuhfutter.

Höchst empfehlungswerth ist es durchschnittlich in Oesterreichs Gefilden für Parks und Obstgärten statt dem schlechtfütternden Raigras. Hier gewähret es alle erdenklichen Vortheile. Während nemlich unter und um den Obstbäumen das so so sehr wuchernde Moos kein besseres Gras keimen und emporkommen läßt, wird durch Anbau dieser Hirse das Moos gänzlich vertilgt, und da der Boden umgebrochen werden muß, wird der Moosrasen gestürzt und dienet gleichsam der nüzlichen Aussaat als Düngung.

Der Mohar-Same ist aber auch eine Lokspeise für alle Gattungen Singvögel; Parks und Obstgärten werden sich in Kurzem stark bevölkern, von diesen lekern und so nüzlichen Thierchen. Wehe dann den Raupen! ihre Feinde singen sie zu Tode; und der Garteneigenthümer genießt die Lust, dem Vertilgungskriege unter himmlischer Musik beizuwohnen, und sein schönes Obst selbst zu essen oder zu verkaufen.

Um diesen Zwek zu erreichen, darf das Mauchertgras nur zwei Mal als zartes Grünfutter gemähet werden, dann läßt man es in Samen übergehen; es wird endlich nach dem Hafer, wenn nemlich der Same reif ist, abgemäht, eingebracht, gedroschen, der gewonnene Same, so viel man zur Aussaat braucht, bis zum nächsten Frühjahre aufgehoben, mit dem übrigen wird das Federvieh gefüttert oder verkauft, das Stroh hingegen, als äusserst nahrhaftes Häkerling dienet zu Pferdefutter.

Diesen, so wie Steyrer und französischen Luzerner Kleesamen, von lezter Fechsung Raigras- und Esparsette-Samen, bekommt man zu billigen Preisen in der M. Berkowitsch'schen Handlung auf der alten Wieden zum schwarzen Adler Nro. 471 in Wien.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Im nachfolgenden

Heftigen Briefwechsel

mag der geneigte Leser seine Geduld und seinen Scharfsinn üben.

Zahlbach 20. 7ber.

Ich habe niemals gezkelt, daß Sie die 3stigkeit haben werden, nachdem Sie 1t meine Freundschaft mißbraucht, nach einmal bei mir anzuklopfen. Ich sage Ihnen aber, daß Sie hin4o die Verzung meiner ganzen Familie tragen werden. Das 5rankenstük mögen Sie behalten; Sie können aber nicht ver9en, daß ich es ihnen geborgt. Was Sie mir von Ihrem Aufsaz sagen, so ist die 6empel genügend für Ihre0tramontanen Charakter; 7eiden kann ich aber nicht. Ich meinestheils 40te vielmehr auf die Ehre, von Leuten bew100 zu werden, deren 1/2theil nur 1/4pel großartig seyn mag. Morgen werde ich Ihnen ein grosses Schiffs1000en, um sich daran zu hängen. Lassen Sie Sich aber wieder bei mir sehen, so schlage ich Ihnen die 10' ein.

Christoph IIIfuß.

Antwort.

8theuerer Freund! man sieht wohl, daß 7ebelt waren, als Sie mir Ihren Brief geschrieben. Ich bin 16 und Krächzen von mißbrauchter Freundschaft herzlich müde, wie auch die 6entrische Wesen in Ihrem Styl, der nur 40uner paßt, mit denen Ihr Stamm vielleicht eng ver2gt scheint. Ihre Behauptung vo0tramontanem Wesen ist weder 9och schön. 3ben Sie aber den Spaß nicht zu weit; man könnte Sie sonst für einen Volksver4er halten. Ich habe jez 100 nicht Zeit, auf Alles 1ugehen, was Sie mir schreiben. Sie sprechen von einem 5rankenstük, darau5rage ich Sie, ob Ihnen meine Frau nicht 1/6ler Trauben geschikt, die Sie zu bezahlen vergessen. Das grosse Schiffs1000' ich Ihnen zurük mit der Bemerkung, daß, wenn Sie mein 100appt, er Ihnen Ihr 11ertiges Geschmier vergelten und 7nachrichtigen wird, wie sehr ich Sie zu ver8en weiß.

Lorenz VIIsprung.

Böse Augen.

Ja tausend Augen
Könnt' auf Reisen man brauchen
Nur die da nicht bliken,
Sondern blos drüken —
Die Hühneraugen,
Zum Gehen nicht taugen.

Eberwein.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 14. 4. April 1843.

Die Kürbisse,

als ein gesundes und sehr nahrhaftes, auch eben so wohlfeiles Futter, besonders für Schweine, und darum fast das einzige Mittel zur Beförderung der Schweinezucht, auch nicht minder ein vorzügliches Hülfsmittel, bei dem Milchvieh mehr und fettere Milch und Butter zu erzeugen, und im Allgemeinen, um dem oftmaligen Futtermangel zu steuern oder dem hie und da noch schlechten Futterwachs Ersaz zu leisten.

Die Kürbisse ist eine unserm Vaterlande ganz einheimische und bekannte Pflanze. Man findet sie aber nur in wenigen Gegenden angepflanzt. Sie scheint daher noch nicht in die Reihe solcher Produkte zu gehören, welche die vaterländische Landwirthschaft mit kennbaren Vorzügen in ihr Gebiet aufgenommen hat. Auch ich wußte früher ihr, ausser dem Oele, das aus ihrem Kern, und dem Syrupe, der aus ihrem Fleische bereitet werden kann, keine weiteren gemeinnüzigen Vortheile abzugewinnen. Besondere Zufälle haben mich zu weitern Untersuchungen über diese Pflanze veranlaßt, und diese dann mich zur Ueberzeugung gebracht, daß die Kürbisse als ein so wichtiges Produkt betrachtet werden können, wodurch fast einzig und allein der noch in vielen Gegenden unseres Großherzogthums zurükstehenden Schweinezucht aufgeholfen; dem Geldausflusse in andere Länder zum Ankauf fremder Schweine abgeholfen, der Nuzen bei dem Milchvieh durch mehr und fettere Milch und Butter gesteigert, dem so oftmaligen Futter-Mißwachs gesteuert, und dem schlechten Futterwachs Ersaz geleistet werden kann, daß benannte Pflanze deßhalb wirklich als ein so vortreffliches Produkt oder Kulturzweig erkannt und betrachtet werden darf, welches in das Gebiet vaterländischer Landwirthschaft aufgenommen zu werden verdient. Und dieß um so mehr, weil diese Pflanze nicht nur den vorbeschriebenen vielfachen Nuzen gewährt, sondern auch darum, weil sie leicht zu pflanzen, nur geringe Pflege und Wartung erfordert und wenige Kosten verursacht, und weil sie mit ihrem schnellen Wuchse, mit ihrer Befruchtung oder Ergiebigkeit bereits alle Pflanzen des deutschen Bodens übertrifft, deßhalb es auch jedem Landmanne, der nur weniges Feld besizt, möglich ist, auf einem kleinen Stüklein Feld hinlängliches Futter für Schweine, für eine Schweinezucht oder für sein Milchvieh zu verpflanzen.

Wie mich Zufälle zu diesen Ueberzeugungen führten, will ich umständlicher und spezieller, wie folgt, erläutern:

Ich pflanzte die Kürbisse mehrere Jahre in meinem Garten als Lauben oder Bögen zur Gartenzierde, so zu sagen nur aus Liebhaberei, zwar wohl mit Wissen, daß sie vom Hornvieh, noch mehr aber von Schweinen gerne gefressen werden. Allein sie als einen allgemeinen Futterartikel bei dem Hornvieh oder bei den Schweinen tagtäglich anzuwenden, getraute ich mir nicht, weil ich diese Frucht für zu kühlend und beim häufigen Gebrauch für ungesund und schädlich hielt. Nun der erste Zufall. Es trat im Jahr 1838 auch hier, wie in manchen andern Orten, die Seuche (der sogenannte Milzbrand) unter den Schweinen ein. Man empfahl als Gegen- oder Vorbeugungsmittel allgemein Kühlfütterung von unreifem Obst und Grundbirnen. Diese Produkte waren aber zur selben Zeit noch gar jung und klein, und man zog sich bei der Gewinnung derselben für diese Ernte zu grossen Schaden zu, darum nahm ich denn Zuflucht zu meinen Lauben und Bögen im Garten, und gab die Kürbisse als die mir bekannteste kühlende Frucht, die damals schon in der Grösse einer

Kegelkugel waren, statt der gepriesenen Kühlfütterung von Obst und Grundbirnen, meinen Schweinen täglich mehrmals zu fressen. Dabei sah ich denn bald ein, daß dieses Futter den Schweinen so beliebt und behaglich wurde, daß sie nachher kein anderes ohne Kürbisse mehr fressen wollten, aber an Wachsthum sehr zunahmen, und auch wirklich von der Seuche verschont blieben, während die Schweine meiner Nachbarn links und rechts, oben und unten im Orte und in andern Orten ungeachtet der gepriesenen Obst- und Grundbirnenfütterung fielen und zu Grunde gingen.

In der Ueberzeugung von einem sichern Mittel gegen den Milzbrand und von einem gesunden und nahrhaften Futterprodukt für Schweine bepflanzte ich dann im Frühjahr 1839 ein Stük Feld neben meinem Hause, etwa 15 Ruthen groß, mit Kürbissen; der Boden von guter Art war ihnen sehr zuträglich und noch dazu begoß ich sie mit Güllen und behakte sie zweimal jedesmal nach dem Begiessen.

Nun schon Anfangs Juli zeigten sich in Menge Kürbisköpfe zum Theil in Blüten und zum Theil schon wie Kegelkugeln, ich fing dann sogleich an, 4 Schweine täglich zu füttern und hatte für dieselben bis zum späten Herbste Futter im Ueberfluß. Diese 4 Schweine wuchsen sehr schnell und bekommen bis zum Alter von einem Jahr jedes über 200 Pfd. Viele andere Schweine im Orte und in dieser Gegend gingen wieder an der Seuche darauf.

Im Frühjahr 1840 pflanzte ich das nemliche Stük Feld, jedoch um etwa 10 Ruthen vergrössert, wieder mit Kürbissen an, konnte in Mitte des Monats Juli wieder anfangen, davon zu füttern. Die Menge ließ mir über die Fütterung von 4 Schweinen noch einen grossen Vorrath auf den Winter erübrigen. Allein wie das Sprichwort sagt: „Der Sparer muß einen Zehrer haben“, traf bei mir ein; nemlich ein zweiter Zufall. Es brach am 4. Oktober die Maul- und Klauenseuche bei meinem Vieh aus. Der Umstand, daß das Vieh wegen Zungenkrebs kein hartes Futter mehr kauen konnte, führte mich auf den Gedanken, dem Vieh Kürbisse absieden und Brei reichen zu lassen, um es dadurch vor Hunger zu wahren. Ohne Mühe brachte man dem Vieh diesen Trank bei, einige soffen es von selbst, und in 2 Tagen frassen sie schon die Kürbisse roh, am vierten Tage Abends war die Seuche ganz ohne weitere Spuren verschwunden.

Ich sezte die Fütterung mit rohen Kürbissen bis zum Ende meines Vorraths ohngefähr 50 Tage fort und sah mein Vieh im besten Wohlstande; besonders sezte mich die Zunahme und die Fettigkeit der Milch und Butter von den Kühen sehr in Erstaunen. Die Butter wurde der fetten aus der Schweiz ganz ähnlich.

Im Frühjahr 1841 habe ich mein Kürbisfeld zu $\frac{1}{4}$ Morgen groß zubereitet und angepflanzt, und die mehr feuchte Witterung verhalf mir für 3 Schweine und 7 Stük Hornvieh vom 1. August bis Mitte Dezember zu einem Futterüberfluß, ich hatte schönes Vieh, Butter oder Schmalz im Ueberfluß und konnte schwere Schweine einschlachten. — Die Bauart oder die Anpflanzung der Kürbisse mag jedem Landwirthe bekannt seyn, da sie nicht von besonderer Art oder Kunst ist, und ich will hierinfalls nur aufmerksam machen, daß der Same erst in warmen Frühlingstagen, wenn kein Reif oder Frost mehr zu befürchten ist, eingelegt werde, das Einlegen oder Steken aber nicht über einen Zoll tief und nicht näher als 8 — 10 Fuß von einander geschehe; das Begiessen mit Güllen (am Besten mit Schweinsgülle), so wie das Behaken frühzeitig, gleich wenn sich die Herzblättchen entfaltet haben, vorgenommen werde, weil die Pflanze sich schnell verbreitet und dann nicht mehr daran gearbeitet werden kann; endlich daß die Kürbisse, welche man auf den Winter zum Füttern oder zum Samen aufbewahren will, vollkommen reif seyn müssen, troken eingebracht, und nicht an feuchten Orten aufbewahrt werden.

Mahlspüren.

Franz Joseph Urnau,
Schullehrer.

Empfehlung eines altbekannten Mittels, den Reif für Feldfrüchte unschädlich zu machen.

Die Erfahrung, daß der in den Gebirgsgegenden für die Agrikultur als Geissel hinlänglich bekannte Reif durch Begiessung mit Wasser vor Sonnen-Aufgang, größtentheils für Feldfrüchte unschädlich gemacht werden könne, gehört schon seit längerer Zeit nicht mehr zu den Tagesneuigkeiten; dagegen aber ist es in der That zu den Seltenheiten zu rechnen, daß ungeachtet dieser anerkannten Wahrheit davon so wenig Gebrauch gemacht wird.

Der Landmann belauscht so oft mit bangen Gefühlen den Wechsel der Witterung; sieht die Gefahr für seine dem Froste unterliegenden Feldfrüchte, wenn nach einem kalten Regen oder Nordwinde der Feind Reif heranzunahen drohet; erwartet seine Ankunft mit immer steigender Aengstlichkeit, ohne nur einen Schritt zu thun, um diesen Feind unschädlich zu machen; hofft, wenn das Uebel wirklich schon da ist, immer noch auf einen günstigen Verlauf, und gewöhnlich sind, während er hofft, seine mit dem Schweiße des Angesichtes gedüngten Früchte, der Raub einer unheilbringenden Stunde.

Nicht selten ereignet sich der Fall, daß in hohen Gebirgsgegenden dieser Schaden mehrere Jahre nach einander minder und verderblicher sich einstellet; allein der arme Landmann, statt von den durch die Vorsehung gebotenen Mitteln zur Beseitigung dieser natürlichen Plage Gebrauch zu machen, bleibt leidend in seiner unerschütterlichen Lethargie versunken, und dürfte noch lange darin versunken bleiben, wenn ihn nicht heilsame Ermahnungen dahin bringen, daß er am Ende auf andere Gedanken geleitet, zu besserer Einsicht gelangt. —

Es dürfte also Entschuldigung finden, wenn die bis jezt verachtete alte Erfahrung in diesem Blatte neuerdings zur allgemeinen Beachtung empfohlen wird.

Vorauszusehen ist es zwar allerdings, daß man immer nachfragen wird, wie es denn wohl möglich sey, sämmtliche Feldfrüchte in den Stunden der Gefahr zu begiessen; allein wenn nur guter Wille zur Erhaltung des schwer erworbenen Eigenthums vorhanden ist, so werden sich nach Umständen gewiß auch allenthalben dienliche Mittel finden lassen.

So z. B. wären zu diesem Behufe die nun allgemein bekannten Handfeuerspritzen allenthalben anzuempfehlen. Fleissige Forscher haben es bereits ermittelt, daß ein einziger starker Mann mit einer einfachen Handsprize, auf welche ein gewöhnlicher Sprizkannenkopf gesezt wird, in der Stunde sehr leicht anderthalb bis zwei Joch und noch mehr in der Art mit Wasser zu besprizen im Stande sey, daß er dadurch der nachtheiligen Wirkung des Reifes genügend entgegen tritt. —

Wenn man nun bei jeder Landwirthschaft eine oder mehrere solcher Handfeuersprizen anschaffte, welche sich zur Zeit der Feuersgefahr sowohl als auch zur Zeit der Gefahr für Feldfrüchte gleich gedeihlich zeigen würden: so wäre es ein Leichtes, wenigstens die werthvolleren Feldfrüchte, z. B. den Mais, Flachs u. s. w., wenn nicht ganz, doch zum Theile dem Verderben zu entziehen, und schon ein einziger gelungener Versuch würde die Auslage für diese doppelt nüzliche Anschaffung mehrfach ersezen. —

Wie leicht könnten bei einer Landwirthschaft, wo es an arbeitenden Händen und Zugvieh nicht mangelt, in den vom Reif bedrohten Morgenstunden, an jene Stellen, wo sich gefährdete Grundstüke befinden, Fässer mit Wasser geführt werden, während ein Paar Arbeiter sich mit ihren Handsprizen, durch das weibliche Dienstgesinde unterstüzt, mit der Besprizung der Fruchtpflanzen beschäftigten, und sich so mit ein Paar Stunden ungewöhnlicher Arbeit jenen reichen Segen erhielten, welchen unthätige Grundbesizer aus unverzeihlicher Nachlässigkeit hinopfern.

In Stadt-, Markt- und Dorfgemeinden, wo sich ausgedehntere Löschanstalten mit grossen Feuersprizen befinden, könnten durch gemeinschaftliche Zusammenwirkung mit noch leichterer Mühe ganze Feldstreken der verderblichen Einwirkung des Reifes entzogen werden, und der daraus für das

Land erwachsende Nuzen dürfte sogar nicht zu berechnen seyn. —

Dieß ist natürlich nur ein Vorschlag, der bessere Hülfsmethoden nicht ausschließt, und soll blos als Fingerzeig für jene dienen, die dadurch aufgemuntert, guten Willen genug besizen, der Sache reiflicher nachzudenken. J. M.

Ueber die Konservation des Holzes.

In Deutschland ist bereits seit einigen Jahren die Thatsache bekannt worden, daß sich Holz dadurch dauerhafter machen läßt, daß ein eben abgehauener Stamm, noch vertikal stehend, mit seinem untersten Ende in eine verdünnte Auflösung von holzsaurem Eisen oder dergleichen gestellt wird, wodurch dann diese Auflösung ziemlich schnell von dem Holze in seine Saftgänge aufgesogen wird. Durch diese Imprägnirung ist denn das Holz mehr gegen Fäulniß ꝛc. geschüzt. Auch ist vorgeschlagen, in den noch stehenden Holzstamm schräge Löcher zu bohren und diese mit der gewählten Lösung zu füllen, wobei dann ebenfalls, aber etwas langsamer ein Aufsaugen derselben in das Holz Statt hat. Da man zwar Obiges durch Versuche dieser Art bestätiget gefunden hat, aber auch die Ausführung mehrere Schwierigkeiten dargeboten, so theilt die Redaktion des Bergwerkfreundes nach den Annales des mines folgende Notiz mit, welche, falls sie sich bestätigen sollte, diese für den Bergbau wichtige Anwendung erleichtern würde.

Statt durch die lebende Auffaugungskraft das Holz mit einer konservirenden Flüssigkeit durchdringen zu lassen, kann man dieses durch einfache Infiltration nach folgender Manier bewirken.

Man schneidet das frisch gefällte Holz, ziemlich gleichgültig in welcher Jahreszeit, in Stüke von verlangter Länge; stellt diese Baumstüke vertikal und bringt an ihrem obern Ende wasserdicht gemachte Leinwandsäke an, welche als Behälter dienen, in welche fortwährend von der Auflösung des Salzes, welches man gewählt hat, um dem Holze die neuen Eigenschaften mitzutheilen, nachgegossen wird. In den meisten Fällen dringt die Flüssigkeit schnell durch das obere Ende ein, und fast gleichzeitig läuft der Saft ab. Bei einigen Holzarten, welche grosse Gasquantitäten einschliessen, beginnt dieses Abfliessen erst, wenn alles Gas ausgetrieben ist, aber dann läuft der Saft ohne Unterbrechung ab. Die Operation ist beendigt, wenn man am untern Ende der Holzstüke Flüssigkeiten auffammeln kann, welche vollständig identisch mit denen sind, welche man auf das obere Ende aufgegossen hat.

In den meisten Fällen enthält der abfliessende Saft nur einige Tausendtheil feste Körper, obgleich das Holz mehrere Prozente lösliche Theile einschließt.

Die leichtesten Holzarten sind nicht, wie man leicht schliessen möchte, die, welche sich am Leichtesten durchdringen lassen. Die Pappel widersteht viel länger als die Buche; Hagedorn und Weide länger als Birnbaum, Ahorn und Maßholder.

Vortheilhaftes Viehfutter.

Ein vom Rindviehe sehr gern gefressenes Futter verdient bei dem durch die Dürre vorigen Sommers an vielen Orten herbeigeführten Futtermangel gleichfalls Beachtung. Man überschüttet nicht allzu kurz geschnittenes Stroh mit einer Mischung von Wasser und Melasse, welche man aus Rübenzukerfabriken sehr billig beziehen kann, und läßt das Ganze in weinige Gährung übergehen. Bei einem Zusaze von etwas Getreideschrot tritt solche in 4 — 5 Tagen ein. In diesem Zustande wird das Futter dem Viehe vorgesezt. Auf ein mehrere Eimer haltendes Faß mit Häksel kann man 4 — 5 Pfund Melasse und eine Hand voll Geschrot nehmen.

Eisen.

Wie unendlich der Werth des Eisens durch Bearbeitung und Veredlung des rohen Stoffes sich steigert, geht aus Nachstehendem hervor. Zwei Loth Roheisen haben an sich eigentlich gar keinen Geldwerth, wir wollen aber etwa einen Kreuzer annehmen. Zu Stahl verarbeitet, wie man ihn

etwa zu feinen Springfedern gebraucht, kosten 2 Loth ungefähr 15 Kreuzer. Weiter verarbeitet gibt diese Unze Stahl mehr als 2000 Fuß feinen Draht, und kosten dann schon mehr als 150 Gulden; wird dieser Draht zu Uhrfedern verarbeitet, so lassen sich etwa 7650 Uhrfedern aus demselben machen, von denen jede ungefähr einen Gulden werth, so daß sich also der Preis von einem Kreuzer durch Bearbeitung der 2 Loth Eisen auf nahe an 8000 Gulden gesteigert hat.

Annoncen eigener Art.

Ein Schneidermeister in Leipzig erließ in kurzer Aufeinanderfolge nachfolgende Bulletins in einem dortigen Blatte:

I. Manifestation. Das Unglaubliche geschieht: man fährt in einer Stunde sieben deutsche Meilen, ja, man ist auf dem Punkte, in einem Tage durch die Luft nach Paris zu gelangen, wie Herr Leinberger erfunden. Aber eine bei Weitem würdigere Aufgabe für den Zeitgeist war es: in Zeit von sechs Stunden einen Mann aus dem Zustande der Natur in den Nimbus der Zivilisation zu kleiden; denn einen neuen Frak eine Stunde früher oder später? an dieser Frage kann die ganze irdische Laufbahn eines Jünglings hängen. Der Unterzeichnete verpflichtete sich demgemäß, in Zeit von sechs Stunden einen vollständigen Anzug aufs Eleganteste, aufs Kunstfertigste und — was mehr sagen will — aufs Billigste herzustellen. Dieß ist der Triumph der Industrie; es ist die Glorie des Jahrhunderts. Schneidermeister Hoyer.

II. Das Atelier des Schneidermeisters Hoyer in Auerbachs Hof in Leipzig, empfiehlt sich dem europäischen Publikum in dem schönen Bewußtseyn, keiner Selbstempfehlung zu bedürfen, um als groß dazustehen.

III. Praktische Philosophie. „Kleider machen Leute“, das ist eine alte Wahrheit. Und die Kleider macht der Schneider, das ist auch eine alte Wahrheit. Folglich macht der Schneider die Leute. Das ist eine einfache Logik, die kein Kant, kein Fichte und kein Schelling über den Haufen raisonnirt. — Nun gibts aber verschiedene Leute, wie es verschiedene Kleider gibt, und verschiedene Kleider, weil es verschiedene Schneider gibt. Der eine Schneider macht gemeine, lumpige Kleider, und das macht gemeine, lumpige Leute, der andere macht solide, ehrbare Kleider, und das macht solide, ehrbare Leute. Nur Wenigen ist es gegeben, noble Kleider, und also noble Leute zu machen. Die nobelsten aber macht der Schneidermeister Hoyer in Leipzig, Auerbachs Hof.“

IV. Widerlegung. „Das Kleid macht nicht den Mann“ ist eins von den albernen Sprichwörtern, welche den Menschen nur von der Sonnenbahn der Wahrheit in das dunkele Labyrinth des Irrthums und der Lüge führen. Was ist ein Mann mit einem schlechten Kleide? Ein Stük Holz mit dem Beile zugehauen, nichts werth, als daß man es in den Ofen werfe. Aber wenn es der Tischler polirt und zurichtet, so wundert Ihr Euch über das kostbare Stük, so daraus geworden. Darum geht zum Schneider, seht wie er polirt und zurichtet, und aus Klözen feine Leute macht. Am Feinsten polirt der Schneidermeister Hoyer in Leipzig, Auerbachs Hof“

V. Parabel. Die Welt ist eine Schneiderwerkstätte. Der Meister regirt allmählig und führt mit unerbittlicher Strenge das Szepter, die Scheere, und schneidet zu nach den unerschütterlichen Gesezen des Schiksals, der Mode. Sein Altar ist der Nähtisch, und was abfällt vom Altare, sinkt in den Abgrund des Betruges, in die Hölle. Seine Priester sind die Schneidergesellen, sein Volk die Kunden. Er ist ein gerechter und christlicher König: Hoch und Niedrig werden mit gleichem Masse gemessen, Alle müssen gleiche Preise bezahlen, und die da richtig bezahlen, kommen am Tage des Gerichts, zur Messe, wenn das grosse Schuldbuch geschlossen wird, zur Rechten ins Credit als Schafe, und die Bösen, die bösen Zahler, bleiben zur Linken stehen im Debit als Böke. Freunde einer grosartigen Weltanschauung werden eingeladen, sich meiner Schneiderwelt zu bedienen. Alles grosartig, aber billig. Schneidermeister Hoyer in Leipzig, Auerbachs Hof.

VI. Rekommandation. „Wo in aller Welt nehmen Sie nur die Wize her, Herr Journalist?“ — „„Ich schüttle sie aus den Aermeln.““ — „Das müssen ganz besondere Aermel seyn; ich möchte auch so ein Paar haben.“ — „„Dann gehen Sie nur zum Schneidermeister Hoyer in Leipzig, Auerbachs Hof.““

VII. Der Schneidermeister Hoyer zeigt an, daß er heute keine Annonce einrüken läßt.

Die wahre Geschichte.

Ein amerikanischer Schiffskapitän befand sich mit seinem Schiff auf einer Fahrt nach Ostindien, als ihn, mitten auf dem Meere, ein Unwohlseyn befiel. Der Schiffsarzt befürchtete einen schlagflußähnlichen Zufall; „wir müssen“, sagte er zu den Passagieren und einigen andern Schiffsleuten, „alle Mühe anwenden, um den Kapitän heute nach Tische gut zu unterhalten, daß er nicht in seinen gewöhnlichen, tiefen Mittagsschlaf verfällt, der ihm dießmal, bei der grossen Hize sehr gefährlich werden könnte.“

Man that, was man konnte; Jeder erzählte eine Geschichte, aber die meisten derselben klangen wie Lügen, oder waren gar ungereimt. Einer erzählte von einem 300jährigen Wein, den er getrunken haben wollte. „Das ist noch nichts“, sagte der Schiffskoch. „In meiner Vaterstadt wurde einmal ein verschütteter Keller aufgegraben, da fand man Bouteillen, auf denen die Jahrzahl 900 stund; die sind also 900 Jahre alt gewesen.“ „Und wie schmekte der Wein?“ fragte der Kapitän. „Es war keiner mehr darinnen“, sagte der Koch.“ — Der Schiffschirurg erzählte hierauf mehrere schrekliche Geschichten von der Wirkung des tollen Hundsbisses. Unter Anderm berichtete er, daß vor etlichen Jahren eine Herrschaft mit ihrem Wagen auf einem Hügel, unweit Glasgow, vor dem Posthaus gehalten habe. „Die Pferde waren ausgespannt, die Herrschaft hatte sich eine porzellanen Schüssel mit Krebsen in den Wagen geben lassen und wollte frühstüken, da kam ein toller Hund und biß in ein Rad des Wagens, und der Wagen wurde so wüthend, daß er mit der Herrschaft davon lief, gerade den Berg hinunter; die Leute, die darinnen saßen, kamen alle um, nur die porzellanene Schüssel mit den Krebsen blieb unversehrt, weil der Krebs ein kaltblütiges Thier ist, denn der tolle Hundsbiß nichts anhaben kann.“

„Ei so lüge du!“ rief der Kapitän ganz unwillig und wollte von seinem Size aufstehen, da sprach einer von den Passagieren: „Herr Kapitän, gedulden Sie Sich nur noch einige Minuten. Ich sehe, daß Sie den Unwahrheiten feind sind; ich will Ihnen eine ganz wahre Geschichte erzählen, die ich selber erlebt habe.“ Hierauf erzählte der Mann von einer Schiffahrt, die er einst, gerade in der schlimmsten Jahreszeit, von England aus nach Canada gemacht habe. Er beschrieb mit grosser Lebendigkeit einen heftigen Sturm, der das Schiff dem Untergange nahe brachte. „Endlich“, so fuhr er fort, „naheten wir uns den Bänken von Neufoundland. Zum ersten Male schien wieder die Sonne, ich stund am Bord, schaute nach dem Land hinüber und spielte mit meinem Ringe; er fiel mir hinab ins Meer. Der Ring war mir sehr werth, nicht nur wegen des kostbaren Steines, den er enthielt, sondern als Geschenk meiner Braut; ich war sehr betrübt über seinen Verlust. Wir vollendeten glüklich unsere Reise und kehrten jezt zurük. Auf der Heimfahrt kamen wir wieder in dieselbe Gegend des Meeres, in der ich meinen Ring verloren hatte. Ich fühle mich gedrungen, die Angel auszuwerfen; ein ziemlich grosser Fisch beißt an; ich ziehe ihn herauf an Bord, schneide ihn auf, und — was meinen Sie, daß ich in seinem Leibe gefunden habe?“ — „Nun, den Ring? sagte der Kapitän. — „Nein, bei meiner Ehre“, sprach der Passagier, „nichts als die blossen Eingeweide.“ Der Kapitän lachte und seine Schlafstunde war glüklich vorbeigegangen.

Weißt du recht nur zu erzählen,
Wirds an Hörern dir nicht fehlen.

G. H. v. Schubert.

Der Diensteifer.

Auf ein Dorf im Gebirge war ein neuer Schulmeister gekommen, welcher sichs gar angelegen seyn ließ, jeden vermeintlichen „Mißbrauch“, der sich unter seinem alten Vorgänger eingeschlichen hatte, aufzuspüren und auszufegen. In jener Gegend hat der Schulmeister die Verpflichtung auf sich, ein genaues Verzeichniß über alle junge Burschen seines Ortes zu führen und sie, sobald sie im 18ten Jahre militärpflichtig werden, beim Landgericht anzuzeigen, damit ihre Namen, mit denen der andern Landeskinder von gleichem Alter, im Monat Mai zur Auslosung kommen können. Eines Tages kam der Schulmeister zu einer abgelegenen Hütte, welches zu seiner Dorfgemeinde gehörte. Er begehrte ein Glas Milch; ein altes Mütterchen brachte sie ihm. — „Ihr wohnt hier so ganz allein mit Eurem Manne?“ fragte er. — „Nicht doch“, erwiederte die Alte, „wir haben unsern Jack (Jakob) bei uns.“ — „Wie alt ist nun Jack?“ — „Er ist wohl nahe an 20 Jahren.“

Das ist sicherlich wieder einmal ein Mißbrauch, der sich unter meinem alten Vorgänger eingeschlichen hat, dachte der Schulmeister; er eilte nach Hause, schlug die Namensverzeichnisse der jungen Bursche nach, und richtig, es war so wie er vermuthet hatte: nirgends war des Jakob Braun, des Sohnes des Kohlenbrenners Niklas Braun gedacht. Schon am andern Tage ging er ins Landgericht. „Herr Landrichter“, sagte er, „da können Sie abermal sehen, wie noth es that, daß an mein Amt ein thätiger Geschäftsmann kam; mein Vorgänger hat nicht einmal die Verzeichnisse der Konscriptionspflichtigen ordentlich geführt; wie es scheint aus Parteilichkeit hat er manche junge Leute, die das rechte Alter hatten, gar nicht aufgeführt, noch weniger angezeigt. So unter andern einen gewissen Jakob Braun, der schon im 20sten Lebensjahre steht und vollkommen gesund ist. Sie können den Namen gerade noch zu der Auslosung brauchen.“

Noch in derselben Woche kam ein Sergeant zum Schulmeister, welcher diesem anzeigte, daß den Jakob Braun das Loos getroffen habe; derselbe solle schon am andern Tage in der Stadt sich einfinden, um unter die Rekruten eingereiht und mit ihnen exerzirt zu werden.

„Da muß ich Sie“, sagte der Schulmeister, „schon bitten, Herr Sergeant, daß Sie mit mir gehen; dann können Sie den Burschen gleich mit sich nehmen. Die Leute sind mir hier etwas aufsäßig wegen meiner Geschäftsthätigkeit und die Wohnung liegt weit ab vom Dorfe.“

Die Beiden kamen zur Hütte. — „Ist Euer Jack zu Hause?“ fragt der Schulmeister die alte Mutter. — „Ja wohl, Herr“, antwortete diese. — „Dießmal“, so fähet jener fort, „habe ich Euch gerade keine angenehme Nachricht zu bringen; Euren Jack hat das Loos getroffen; er muß Soldat werden und noch heute zur Stadt, um exerziren zu lernen.“

„Jack Soldat werden und exerziren? das geht ja unmöglich an“, sagt das Mütterchen. — „Macht nur nicht erst viele Umstände“, ruft der Schulmeister ganz im Eifer, „laßt auf der Stelle den Jack herbeikommen.“ — Die Alte öffnet eine Thüre; „heraus Jack“, ruft der Schulmeister, „du mußt Soldat werden“, und der Esel, welcher Jack hieß, als jetzt das helle Tageslicht durch die geöffnete Thüre in den Stall hineinfiel, antwortete laut J..a, J..a.

Wenn den Esel trifft die Reih'
Laß vom Amt ihn lieber frei.

Derselbe.

Das Kandidatenexamen.

Ein englischer Kandidat wurde von seinem Examinator gefragt: „Unter welchen Umständen erbaute Hiel von Bethel die Mauern des zerstörten Jericho von Neuem?“ — Der Kandidat rückte an seinem Halstuch, nahm eine vornehme Miene an und sagte: „Mein Herr, Sie vergessen, daß ich kein Maurer bin, sondern ein Gentleman (Edelmann).“

Wer die Dummheit will verdeken,
Pflegt sich hinter'n Stand zu steken.

Derselbe.

Bücher-Anzeige.

In der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg ist so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Der belehrende bayerische Secretair.

Ein Hand- und Hilfsbuch

für die

Geschäfts- u. Gerichtsverhältnisse des Bürgers mit besonderer Berüksichtigung Bayerns.

Inhalt.

I. Eine Anleitung zur Abfassung von Bitten, Vorstellungen und Eingaben. II Ein vollständiger Briefsteller. III. Belehrung über die Abfassung von Verträgen aller Art, so wie von Testamenten und Codicillen. IV. Ueber Hypotheken, die bayerische Hypotheken- und Wechselbank, Staatspapiere und Actienwesen, Wechsel und andere ins Handels- und Verkehrwesen einschlagende Aufsäze. V. Eine faßliche Auseinandersezung des bayerischen Criminal- und Civilprozesses. Im Anhange die in Bayern geltenden Rechte, das Stempelgesez, die Namen und Titulaturen aller bayer. Civil- und Militarstellen, sowie die Erklärung der im Geschäfts- und Amtsstyle gebräuchlichen Fremdwörter.

Mit mehr als 800 Formularien.

Von

einem praktischen Geschäftsmanne.

636 Seiten gr. 8. Preis broschirt 1 fl. 30 kr.

Wer nur einen Blik auf nachstehende des hier beschränkten Raumes wegen unvollständige Inhalts-Anzeige wirft, wird sich überzeugen, daß noch kein ähnliches mit so vieler Umsicht bearbeitetes und darum für Jedermann brauchbares, für Viele aber ganz unentbehrliches Buch erschienen ist. Der Preis ist der allgemeinen Zugänglichkeit wegen im Verhältnisse sehr niedrig gestellt.

Einleitung. — Allgemeine und besondere Bemerkungen über Einrichtung der Eingaben an Stellen und Behörden — über Briefe, Titulaturen und Adressen. — I. Abth. Bitten, Vorstellungen, Eingaben an Stellen und Behörden, 50 Formularien. — II. Abth. Briefe über die verschiedenartigsten Fälle des Lebens: als Glükwünschungen und Antworten, 82 Formularien. — Bittbriefe in Militär- und Civil-, Zahlungs-, Pacht- ꝛc. Angelegenheiten, 30 Formularien. — Anzeigebriefe über Verlobungen, Heirathen, Entbindungen, Todesfälle, Beförderungen, Geschäftsveränderungen, Glüks- und Unglüksfälle nebst Antworten, 57 Formularien. — Trost- und Beileidsschreiben an Eltern, Schwiegereltern, Söhne, Töchter, Verwandte, Geliebte ꝛc, 18 Formularien. — Mahn- und Erinnerungsbriefe, 18 Formularien. — Empfehlungsschreiben und Antworten, 19 Formularien. — Ermahnungs-, Verweis-, Beschwerde- und Vorwurfsbriefe, 14 Formularien. — Entschuldigungs-, Rechtfertigungs- und Abbittbriefe, 18 Formularien. — Einladungsbriefe zur Hochzeit, Taufe, Feste, zu einem Kranken u. s. w. und Antworten, 17 Formularien — Danksagungs-Briefe für erhaltene Anstellungen, Unterstüzungen, Hochzeitsgeschenke, Anerbietungen, Zahlungsfristen, erwiesene Gastfreundschaft u. s. w., 27 Formularien. — Liebesbriefe und Eheanträge und Antworten darauf, 20 Formularien. — Freundschaftliche Briefe und Briefe vermischten Inhalts, als: Anfragen, Erkundigungen, Aufträge, Bestellungen, Berathungen, Belehrungen, Ablehnungen, in Prozeß und in andern amtlichen Gegenständen, 65 Formularien. — Handlungsbriefe: Offerten, Bestellungen, Ein- und Verkaufs- und Versendungsanzeigen, Avise, über Geldangelegenheiten, 41 Formularien. — III. Abth. Verträge und andere Rechtsgeschäfte. Vormundschafts- und Testamentarschaftsangelegenheiten, über Häuser, Güter, Gärten, Vieh-, Güter- ꝛc. Tausch, Miethen, Pachtungen, Erbzins. Lieferungen, Spiele, Wetten, Darlehen. Verpfändungen, Bürgschaften, Abtretungen, Leibzucht oder Leibgedinge, Schenkungen, Erbschaften, Eheverträge nach allgemeinen und fränkischem Landrechte, Einkindschaftsverträge, Testamente, Codicille, Vermächtnisse, Testamentsvollziehung, Erbschaftsantretung, Verzichtleistung, Legate, Sicherheitsleistungen, Inventarien, Theilungen, allgemeine und spezielle Vollmachten, Vergleiche u. s. w, 140 Formularien. — IV. Abth. Hypotheken, b. Hypotheken- und Wechselbank, Staatspapiere und Aktienwesen, Wechsel, Handelsbillete, Creditbriefe, Assignationen, Verzichte, Reverse, Mortifikationsscheine, Quittungen, Frachtbriefe, Zeugnisse, Rechnungen, 28 Formularien. — Anzeigen für öffentliche Blätter von Verlobungen, Heirathen, Entbindungen, Todesfällen, Dienst-, Kapital-, Kauf-, Verkauf-, Mieth-, Pachtgesuchen, Nachrichten, Einladungen, Empfehlungen, Warnungen, Aufforderungen u. s. w., 50 Formularien. V. Abth. Bemerkungen über den bayerischen Strafprozeß, Civilprozeß, Merkantil- und Wechselprozeß. Besondere Competenz- und ausserordentliche Rechtsverhaltnisse. Anhang: die verschiedenen in Bayern geltenden Rechte, das Stempelgesez Verzeichniß der obersten Civil- und Militärstellen und eine Erklärung der im Amts- und Geschäftsstyle gebräuchlichen Fremdwörter.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

X. Jahrgang. Nro. 15. 11. April 1843.

Wia weit's net Oana bringa ko!

Da Hanns, der hot wos kürst brocht;
Zon Kürasier z'erscht hob'n s' en g'macht,
Drauf is a Reitknecht woar'n im G'schloß,
Jatz hoaßt a Jean und gibt enk's groß.
Beim Grafen stedt a hoch in Gnod',
Der nennt en schlechtweck Kamerod;
Und d' Gräfin — no, da Bua is aa
So g'schling, als wann a d'rachselt wada,
Und sauba wia von Milch und Bluat,
Drum gilt a aa sein Bazen guat
Aa bei da Frau; er oba hot
Net z' viel Respekt voar beiden grod,
Und wann a von kloan Graferl redt,
So sogt a: unsa Bua, grod sched;
Und Diendln schaut a schia net on:
Wia weit's net Oana bringa kon!

Jos. Ans. Pangkofer.

Das Angenehme und Schöne der Landwirthschaft.

»Glüklich der Mensch, der in friedlicher Hütte
Froh sein geerbtes Gefilde bestellt,
Immer verbleibend in genügsamer Mitte,
Fern der wilden verworrenen Welt!«
(Ludwig, König von Bayern.)

So wie der Landwirthschaft, vom Standpunkte der Nüzlichkeit und Ehrwürdigkeit betrachtet, unter allen Berufsarten anerkannt, der Vorzug gebührt, so ist sie nicht minder die reinste Quelle vielfacher Vergnügungen, unschuldiger Freuden, edler Genüsse und Annehmlichkeiten.

Nichts dient mehr dazu, das Gemüth zu erheitern und den Kreis unserer geistigen Genüsse zu erweitern, als die Betrachtung der Oekonomie der Natur. Von jeher waren auch die edelsten und trefflichsten Menschen immer grosse Freunde der Natur, und weilten gerne in ihrem Heiligthume. Und in Wirklichkeit, wo könnte der denkende Geist und das edlere Gemüth auch mehr Nahrung, mehr Schwung, mehr Trost und Erquikung finden, als in dem Schoosse der still-waltenden, wundervollen Natur!

Hier in der Natur steht nun der Landmann als Arbeiter in der grossen Werkstätte Gottes, und von der Erde, der Alles ernährenden Mutter, gewinnt er durch Arbeit und Mühe, Das, was Allen zur Erhaltung des Lebens nothwendig ist.

Man muß äusserst verhärtet und verwahrlost seyn, wenn in uns der Anblik des frohen, thätigen und kräftigen Landmannes, der sein harmloses Tagwerk verrichtet, nicht vergnügende Gefühle erregt. Wir sehen da den Menschen der Natur so nahe, so nahe das Kind seiner Mutter. Wir sehen die wichtigsten Arbeiten auf die einfachste Art vollbringen, und den schlichten Landbewohner für die Erhaltung glänzender Paläste, für Könige und Mächtige, für Gelehrte und Künstler, für Alle ohne Unterschied sorgen, ohne stolz darauf zu thun, ohne deßwegen übermüthig zu werden. Wir sind Zeugen von der Macht des Menschen über die Natur, welche er zwingt, ihm Früchte zu liefern. Wir sehen, wie die Menschenhand unfruchtbare Gegenden in reizende und fruchtbare Gefilde umzugestalten vermag.

Der Freuden und Vergnügungen sind es viele, welche die Ausübung der Landwirthschaft, die Kultur dieses der Menschennatur so ganz entsprechenden Berufes gewährt. Er führt uns so nahe unserm Ursprunge, unserer Mutter — der Erde,

stellt uns die Natur von ihrer reizenden Seite dar, zeigt uns ihre erquiksendsten Kräfte in voller Wirksamkeit, erdrükt alles Leidenschaftliche in uns, bringt Ruhe und Harmonie in die Seele. Der Keim, der sich durch unsere Fürsorge entwikelt, die Pflanze, die unter unserer Aufsicht gedeiht, die Frucht, die unter unserer Pflege reift, das Thier, das uns zu Gebote steht und Nuzen schafft, der frohe Anblik des Arbeiters im Felde, die Abhärtung und Kraft, die Fülle der Gesundheit, welche uns durch vernünftige Thätigkeit in diesem Berufe gewährt wird, sind unläugbar Quellen reiner Vergnügungen und Annehmlichkeiten.

Cicero, der grosse Staatsmann, Philosoph und Redner, der die Herzen der Römer lenkte, sagt in seinem Buche „über das Alter“, wo er von den Beschäftigungen und Vergnügungen redet, welche die Tage desselben verschönern können: „Ich finde unglaubliches Vergnügen an den Freuden des Landlebens. Kein Alter hindert an ihrem Genusse, und sie scheinen mir dem Leben des wahren Weisen am Nächsten zu kommen.“ Lebhaft schildert er das Vergnügen, welches die Beobachtung des Wachsens und Reifens der Saat, besonders auch die Pflege des Weinstoks, die Baumzucht, der Gartenbau, das Wässern und Düngen der Aeker und Wiesen, das Pflanzen und Pfropfen gewähre. Er führt das Beispiel eines Königs an, der die Stillung seines Heimwehes darin suchte, daß er seine Aeker, Wiesen, Gärten und Weinberge pflegte. Publius Scipio, der die Schiksale der Staaten wog, und Kaiser Diokletian, der 25 Jahre ununterbrochen kräftig regirte, entsagten freiwillig ihrer Würden und verlebten ihre lezten Tage bei der Landwirthschaft.

Der erste römische Dichter, Virgil, macht selbst von dem Leben des geringen Landmannes folgende Schilderung: „Der Landmann, im niedrigen Stande geboren und hart erzogen, der Genügsamkeit zum Reichthum und Armuth zum Schuze hat, einfältig, gerecht in seinen Handlungen, rein im Gewissen, unangestekt von Sünde, ungestört von Furcht, der bei geringen Mitteln, wenigen Bedürfnissen, in Arbeit sein Geschäft und zugleich sein Vergnügen findet; dieser genießt in einer einzigen Stunde mehr Freude, als ein ganzes Leben, dem zur Macht verdammten Elenden gibt. Von Gesundheit aufgewekt, steht er mit dem Tage auf, und geht an seine Arbeit. Gegen Hize und Kälte, die uns Feige in Ohnmacht legen, durch beständige Gewohnheit abgehärtet, erträgt er ohne Klage, Das, wovon wir glauben würden, sterben zu müssen. Seine Mahlzeit ist kurz, und einfache Kost seine Speise. Seinen Durst löscht er mit klarem Wasser, und er verlangt keine Brühen, weil der Hunger sein Koch ist. Wenn der Thau fällt, und die Sonne hinter dem Berge hinabsinkt, wenn alle Feuer in den Hütten auf einmal angezündet, das Abendessen ansagen, und von ferne in sein schmachtendes Auge schimmern; so geht er heim, ißt mit seinen nervigen Kindern die reinliche Speise, die sein zärtlich Weib gegen seine Ankunft zubereitet hat, und mit Freundlichkeit würzt.“

Mühsame Arbeiten und Beschwerlichkeiten mannigfacher Art bringt zwar dieser Beruf und die Ausübung desselben auch mit sich. Er erfordert Ausdauer in Kälte und Hize, in Wind und Wetter, und mannigfache zufällige Störungen der Natur, können den Landwirth schwer heimsuchen. Aber sind nicht auch solche Anstrengungen, solche Beschwerlichkeiten und widrige Störungen und Zufälle ein kräftigrs Mittel, ein Gegengift gegen Verweichlung, Entnervung und Ausschweifungen? Stählt sich nicht unsere Natur im Kampfe mit Hize und Kälte, mit Wind und Wetter, erhöht sich nicht unsere sittliche Kraft und befestigt sich nicht unser religiöser Glaube am Meisten im Andrange solcher widriger Zufälle, die uns unverschuldet treffen? — Lassen wir hierüber einen Mann sprechen, der im Rufe eines vortrefflichen Gelehrten, eines edlen Menschen und des ausgezeichnetsten Landwirthes lebte. Es ist dieses der verstorbene Thaer. Er sagt: „Das Landleben hat bei allen Annehmlichkeiten so viel Einförmiges und bei aller Geschäftigkeit doch solche Stunden der Langweile, daß dem lebhaften Kopfe solches kaum genügen kann, wenn er sich nicht mit einem andern Studium beschäftigt. Unter allen ist keines angemessener für ihn, wie das der Natur. Er kann der glüklichen Neigung in der Naturwelt

zu leben, ihre erhabene Geseze zu erforschen sich auch mehr wie jeder Andere hingeben, indem er sie ohne seinen Geschäften einen Abbruch zu thun befriedigen und fast immer damit vereinigen kann. Wenn uns die moralische Welt und die gesellschaftlichen Verhältnisse fast nur den widrigen Anblik des Widerstrebens gegen die ewig beseligenden Geseze der Vernunft darbieten, wodurch sich Schmerz und Elend über die Erde verbreitet, so zeigt uns die Natur nur um so mehr Ordnung und Einheit, je tiefer wir eindringen. Das beseligende dieses Anblikes genügt nicht nur dem Gemüthe, sondern erwekt auch den Glauben, die ewige Weisheit, welche ihre Werke in der materiellen Welt unsern Augen offen darlegt und die Materie in immer neuen Gebilden erscheinen läßt, werde auch in der geistigen Welt Alles nach einem Plane, zu einem harmonisch Ganzen geordnet haben, dessen Vollendung der Ewigkeit vorbehalten ist. Dieß Gefühl wird, wenn gleich nur dunkel, beim Landmanne lebhafter als beim Städter, weßhalb man auch beobachtet hat, daß bei akerbauenden Nationen immer mehr und reinere Religiosität herrschte, als bei Denen, die Krieg und Handel zu ihren Geschäften machten."

„Da vielleicht kein Gewerbe so vielen Zufälligkeiten und manchen Unglüksfällen ausgesezt ist wie die Landwirthschaft, so ist, um ein glükliches Leben dabei zu führen, bei der erforderlichen Thätigkeit, doch eine gewisse Ruhe des Gemüths eine nothwendige Bedingung. Der Landwirth muß jedes unverschuldete Unglük, oder jede verfehlte Erwartung, sobald er deren Folgen durch gehörige Vorkehrung möglichst gemildert hat, verschmerzen und vergessen können, entweder vermöge eines gewissen Phlegma, oder indem er sich höhere Trostgründe, die Philosophie oder Religion ihm geben, vorstellt."

In der That, wie viele würdige Männer haben nicht immer im Betriebe der Landwirthschaft, im Landleben eine Erquikung, eine Erholung und Stärkung gefunden, die ihnen weder der Reichthum noch die Ehre der Höfe geben konnten.

Das Land ist allzeit die sichere Freistätte der Männer gewesen, die den Unbestand des Glükes erlitten, und ihre Erfahrung hat diesem Aufenthalte und dieser Beschäftigung Lobsprüche genug verschafft. Welch edler Gefühle und Sittlichkeit unmittelbar ansprechender Beschäftigung kann auch der Mensch sich widmen, als dem Akerbau, dem Urstande der Menschheit.

Sonach ist die Landwirthschaft für ein Gewerbe, ihre Ausübung für einen Beruf zu erklären, der ungeachtet seiner Mühen und seiner Beschwerlichkeiten, die mannigfachsten Vergnügen und Annehmlichkeiten zu gewähren im Stande ist, wie kein anderes Gewerb, kein anderer Beruf es kann.

In Wirklichkeit wüßte ich mir nichts Angenehmeres und Glüklicheres zu denken, als einen wohlhabenden Landwirth, der bei einem gehörigen Grad von Geistes- und Herzensbildung die Würde und den Werth seines Berufes fühlt, und das Schöne und Angenehme herauszufinden weiß.

Aber ein gewisser Grad jener Bildung wird dazu erforderlich seyn, um all dieß erkennen, fühlen, schäzen und geniessen zu lernen; denn von beschränkten Köpfen und stumpfen Seelen ist kein Streben nach Vervollkommnung zu erwarten, und von dem von Unwissenheit und Rohheit befangenen Menschen kein wahrer Lebensgenuß denkbar.

Georg Fillinger.

Geschichte des Fleischerhandwerks.

Bei B. Fr. Voigt in Weimar ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

G. P. F. Thon,
weiland Justizamtmann zu Ilmenau,

das Fleischerhandwerk
mit
allen seinen Nebenzweigen
und zwar

dessen Begriff und Geschichte, Handgriffe und Vortheile beim Schlachten, Gewichtsschäzung des Schlachtviehes, Kennzeichen des kranken Viehes, Schächten der Juden, Ausschlachten und Verkauf des Fleisches, Wurstbereitung, Aufbewahrung des Fleisches in frischem Zustande, Troknen, Einsalzen, Räuchern, Einsäuern, Einzukern, Benüzung der Knochen, Wurstgift.

In der zweiten gänzlich umgearbeiteten Auflage
herausgegeben
von
Friedr. A. Reimann,
Stadtkämmerer zu Buttstädt.
Mit 2 lithographirten Foliotafeln.

Es wäre zu umständlich, den Leser mit aller erwiesenen Prästanz dieses gemeinnützigen Werkes bekannt zu machen, dessen sich nicht sowohl Fleischer, als auch Hausfrauen u. s. w. bedienen sollten, da es sehr viel Neues und Einschlägiges in die Kochkunst enthält, wie schon der Titel anzeigt. Wir müssen gestehen, daß uns die Reichhaltigkeit des Inhalts sehr überrascht hat, indem er Alles in sich faßt, auf was er nur immer Anspruch machen könnte. Sehr belehrend und anziehend ist darin die Geschichte des Fleischerhandwerks von den ältesten bis auf unsere Tage. Wir theilen sie hier unsern Lesern mit. Kein Haus, keine Wirthschaft soll zu finden seyn, worin nicht dieses Buch eigenthümlich vorhanden wäre.

Schon zu den Zeiten Homers, unseres alten griechischen Dichters, findet man Spuren vom Schlachten; auch kannten die Römer die Schlachthäuser schon zur Zeit der Konsulate.

Die nach unserer Zeitrechnung anzunehmenden ersten Menschen kleideten sich in Thierfelle, es mußte also schon bei ihnen das Schlachten der Thiere bekannt seyn und durch die Opfer wurde ebenfalls das Schlachten nöthig. Die Alten schrieben das erste Schlachten der Thiere dem Hyperbius, einem Sohne des Mars, zu und Prometheus soll den ersten Ochsen getödtet haben. Zu Athen soll unter dem Erechtheus der erste Ochse getödtet worden seyn.

Daß die Menschen schon vor der in der Bibel beschriebenen Sündfluth das Fleisch der Thiere gegessen haben, daß also zu jenen Zeiten schon Thiere geschlachtet worden sind, ist aus der Bibel bekannt.

Als nun Moses den Staat der Israeliten bildete, liebte er die Fleischspeisen so sehr, daß er deren Genuß auf alle Weise zu befördern suchte. Die Israeliten kamen aber aus einem Lande, wo das Essen gewisser Fleischarten ein Greuel war, wo sich viele, welche an die Seelenwanderung glaubten, aus diesem Grunde des Fleischessens gänzlich enthielten. Auch aus diesem Grunde war dem Moses daran gelegen, daß seine Israeliten nicht vom Fleischessen abgebracht würden, weil die Aegyptier sich desselben aus Aberglauben enthielten.

Aus Aegypten hatte sich die Enthaltsamkeit vom Fleisch in mehrere umliegende Gegenden verbreitet; sogar eine Sekte der Juden in Aegypten, die Essener, nahm von den Aegyptiern diese Art Heiligkeit an. In Aegypten hatten zwar die Israeliten Fleisch gegessen, so daß sie nachher, als sich die Noth bei ihnen einfand und sie diesen Genuß entbehren mußten, nach 2. B. Mos. 16, V. 3. 4 und 4. B. Mos. 11, V. 4, darnach ein inniges Gelüste hatten. Aber wahrscheinlich hatte endlich die egyptische Moral doch bei ihnen wieder überhand genommen. Um diesem vorzubeugen, empfahl Moses bei jeder Gelegenheit das Fleischessen und gab seine Abneigung gegen den Genuß der Vegetabilien deutlich zu erkennen.

Moses, als ein sehr verständiger und umsichtiger Mann, wußte recht gut, daß ein Volk, das nur von Wurzeln und Kräutern lebt, nie zu einer vorzüglichen Leibesstärke komme, daß aber Leibesstärke zur Tapferkeit führe; ihm, als Heerführer des jüdischen Volkes, war aber daran gelegen, vorzüglich starke und tapfere Leute zu haben, um ein fremdes Land, wo er sich festsezen wollte, mit dem Schwert in der Hand erobern zu können. Er verband daher seine diätetischen Vorschriften mit der Religion, um ihnen dadurch mehr Kraft zu verschaffen: zu dem Ende verordnete er Opfer und bei denselben Opfermahlzeiten. Nur das Fett wurde auf dem Altare verbrannt oder geopfert und dem Priester wurden die angewiesenen Stüke als Deputat abgegeben, das Uebrige verzehrte der Opfernde mit seinen dazu eingeladenen Gästen.

Aus alle dem geht nun hervor, daß das Schlachten der Thiere damals eine Hauptbeschäftigung und nur nach ärztlichen Begriffen manche Thiere für unrein erklärt und von dem Schlachtvieh ausgenommen wurden.

Geht man in der Geschichte weiter zu den Griechen, so scheint es, als wenn bei diesen das Gewerbe der Fleischer noch nicht Statt gefunden habe, wenigstens nicht zur Zeit Agamemnons. Der Held des Homers verrichtete das Zerhauen des Fleisches selbst, es war dieß damals ein die Würde der Grossen nicht entehrendes Geschäft und die Unentbehrlichkeit des Fleisches verschlang jeden Gedanken von Niedrigkeit, die man bisweilen damit verband.

Bei den Römern gab es, in ihrer Hauptstadt Rom, schon zwei Korporationen der Fleischer, deren Kinder diese Profession nicht aufgeben durften, wenn sie nicht auf den Vermögensantheil, den sie mit jener Korporation gemeinschaftlich besassen, verzichten wollten. Eine dieser beiden Korporationen gab sich blos mit dem Schlachten der Schweine ab, wie in den jezigen Zeiten die Spekhändler; die andere beschäftigte sich mit dem Ochsenschlachten. Beide Korporationen hatten schon ihre Schlachthäuser, wie jezt.

Die Römer hatten schon ihre Fleischpolizei und führten selbige auch bei den von ihnen besiegten Gallieen ein.

Zu Paris befand sich seit Menschen Gedenken eine Korporation von mehreren Fleischerfamilien, in welche kein Fremder gelassen wurde; die Kinder beerbten, in Ansehung dieses Gewerbes, ihre Eltern, die Seitenverwandten ihre nächsten Blutsfreunde. Diese Fleischer hatten das Recht, unter sich ein Oberhaupt (maitre de Bouchiées) zu wählen und neben diesem noch einen Schreiber und Prokurator. Diese Beamtete besorgten die Angelegenheiten dieser Korporation und entschieden über alle Streitigkeiten in erster Instanz. Ihr Privilegium wurde im J. 1560 von Heinrich II. bestätigt und es erhielt sich dergestalt bis 1673, daß alle diese untergeordneten Gerichtshöfe dem Gerichtshofe des Chatelets einverleibt waren.

Wenn bisweilen die französischen Fleischer das Land in Vieheinkaufs-Angelegenheiten durchreisen mußten, da wurden sie von den persönlichen Lasten und Leistungen des Staates befreit. Man erleichterte ihr Gewerbe auf jede mögliche Weise. Heut' zu Tage haben in Frankreich die Fleischer zwar nicht mehr dieselben Vortheile, jedoch geniessen sie vor anderen Gewerben manche Befreiungen.

Die erste Fleischbank zu Paris befand sich ohnweit des Vorhofes der Lieben Frauenkirche. Die Zerstörung dieser und der am Marktplaze befindlichen Fleischbank wurde durch die Mordthaten veranlaßt, welche unter der Regirung Karl VI. ein Fleischer, mit Namen Caboche, begangen hatte. Seine Bestrafung erfolgte nach einem Edikte des Königs im J. 1416, vermöge dessen die Fleischbank am Marktplaze, welche das grosse Schlachthaus genannt wurde, eingezogen, ihre Privilegien zurükgenommen und mit anderen Fleischbänken vereinigt wurden. Dieser Befehl wurde zwar exekutirt, aber 2 Jahre nachher nahm man das Edikt zurük und ließ dagegen die neu erbauten Schlachtbänke wieder abbrechen. Zu jener Zeit waren in Paris nur vier solche Schlachthäuser, da sich aber die Stadt mit jedem Jahre vergrösserte, wuchs auch zugleich die Anzahl der Fleischbänke, so daß dermalen sich die Anzahl derselben über 250 beläuft.

Die vielen neuen Anlagen von Schlachthäusern, welche jedoch unter sich isolirt waren, erregten eine Menge Streitigkeiten, welche man auf keine andere Weise schlichten konnte, als dadurch, daß man die sämmtlichen Schlachtereien in ein einziges Korps vereinigte. Man führte diese Vereinigung durch Patente aus, welche der grössere Theil der Fleischer selbst ausarbeitete, und nannte sie Handwerksstatuten, Innungen. In denselben wurde verordnet, daß:

a) kein Fleischer das Meisterrecht erlangen konnte, der nicht eines Meisters Sohn ist, oder der nicht, wie ein Lehrling, 3 Jahre gedient und das Einkaufen, Verkaufen, Ausschlachten und Fleischverkaufen während der 3 folgenden Jahre besorgt hat;

b) daß das Korpus alle 2 Jahre 4 Geschworne erwähle;

c) daß Derjenige, welcher Meister werden will, in Gegenwart der Meister einen Ochsen, einen Schöps, ein Kalb und ein Schwein schlachte;

d) daß bei 10 Thlr. Strafe kein Fleischer ein Schwein schlachten dürfte, welches in Delnie-

verlagen oder Barbierswohnungen oder in Krankenhäusern gemästet worden ist;

e) daß die Geschwornen das Schlachtvieh jedes Mal genau untersuchen und sorgfältig wachen, daß genug Fleischvorrath vorhanden sey, bei namhafter Strafe;

f) daß bei 10 Thaler Strafe kein Fleisch von solchen Ochsen verkauft werden dürfe, welche mit dem Ausschlage behaftet gewesen sind;

g) daß das von dem Donnerstag oder Samstag herrührende Fleisch jedesmal vor dem Verkaufe durch die Geschwornen besichtigt werden muß, bei Vermeidung einer Geldstrafe;

h) daß kein Meisterssohn vor dem 18. Jahre, kein Fremder vor dem 24. Jahre das Meisterwerk suchen darf.

Diese Handwerksstatuten sind vom 22. Dez. 1589 datirt, von Heinrich IV. 1594 bestätigt und auf Nachsuchen der Fleischer 1630 mit einigen Veränderungen abermals erneuert worden.

Es sind zu Paris zur Sommerszeit in jeder Woche 3 Märkte, am Montage, wo nichts verkauft wird als Kälber, zur Winterszeit hingegen ist nur ein Markt am Freitage.

Ohne Zweifel ist das eigentliche Geschäft des Schlachtens, wenn man es ohne besondere Zunft betrachtet, so alt als das Fleischessen und Schlachten der zahmen Hausthiere zu diesem Zweke.

In Deutschland liessen ehemals die Land- und Hauswirthe das Schlachten für ihren Hausbedarf, nach dem Verhältniß ihrer Viehzucht, durch ihre Knechte verrichten. Die Landwirthschaft der alten Deutschen aber bestand anfänglich fast ganz allein in der Viehzucht. Sie assen das Rind-, Schaf- und Schweinefleisch gern, lebten von der Milch der Kühe und Schafe, kleideten sich in die Felle und Häute derselben und waren überhaupt freigeborne Leute, die ihre Knechte und Leibeigenen hatten, welche das Vieh hüteten und warteten, auch das Schlachten verrichteten. Daher war dieses anfänglich das Geschäft der Knechte und nachher solcher Leute, die doch mehr in die Kathegorie der Knechte zu rechnen, nemlich der Bauern und Dienstleute, die zu den adeligen Gütern gehörten. Als endlich auf dem Lande hier und da ein Freigelassener sich auf den Viehhandel legte und das Schlachtvieh von Andern schlachten ließ, so geschah solches auch durch die Knechte und diese waren daher ihre Gehülfen und Gesellen.

Als neue Städte erbauet und gestiftet wurden, die Städtebewohner und Bürger aber ihre Viktualien größtentheils vom Lande bezogen, brachten diese Landfleischer mit ihren Knechten das Fleisch in die Städte. Sehr wahrscheinlich ist diese Handthierung des Schlachtens anfänglich, als sich schon mehrere Handwerke gebildet und in die Städte gezogen hatten, wegen der ihr eigenthümlichen Unsauberkeit nur auf dem Lande getrieben und nur von Bauern und Knechten besorgt worden. Eben daher kommt es, daß die Fleischer bis auf den heutigen Tag kein geschenktes Handwerk haben und daß ihre Gesellen nicht, wie bei andern Handwerkern, Gesellen, sondern Knechte, Fleischer-Knechte genannt werden. Alles Dieses beweist, daß die Profession der Fleischer zwar sehr alt, jedoch erst in neuern Zeiten in die Städte gezogen worden ist, daß sie also in dieser Absicht viel jünger, als die alten geschenkten Handwerke sind. Da indessen die Städte sich immer mehr ausdehnten und die grosse Menschenmasse derselben täglich frisches Fleisch nöthig hatten, sich aber mit dem Einkaufen und Schlachten des Viehes nicht abgeben konnten, so erzeugte dieses die Nothwendigkeit, daß einige Bürger sich auf den Viehhandel legten und die Stadt mit Fleisch versahen, wozu diese ebenfalls ihre Knechte hielten, welche das Vieh auf dem Lande einkaufen, hereinbringen, schlachten und verkaufen mußten. Es wurde nur die Fürsorge der Polizei in Anspruch genommen, um den Städten die erforderliche Reinlichkeit zu erhalten, und so wie die Deutschen den Mangel bürgerlicher Geseze durch die römischen ersezten, so nahmen sie auch die Muster der Polizei von den Römern. Diese hatten ein an der Tiber zu Rom gelegenes, wegen eines darin verübten Mordes konfiszirtes Haus des Macellus den Fleischern zu ihrem Schlachthause eingeräumt, woher man sie nachher Macellarios nannte und bald darauf eine ordentliche Zunft für sie errichtete, welches die erste Fleischerzunft gewesen seyn mag. So wurden in den

deutschen Städten den Fleischern ihre Schlachthäuser vor der Stadt, so viel möglich am Wasser, angewiesen, es wurden nun Ordnungen gemacht, um Betrügereien zu steuern, es wurden Fleischbänke oder Fleischscharren errichtet, Fleischtaxen regulirt und so bildeten sich die Fleischerzünfte auch in den Städten. Da bei dieser höchst wichtigen Angelegenheit die Polizei von mehreren Seiten einschreiten mußte und daher die Polizeibehörden Leute nöthig hatten, welche den Viehhandel, so wie das Schlacht= und Fleischerwesen in seinem ganzen Umfange verstanden, so war es nothwendig, besonders in grossen Städten, z. B. in Nürnberg, aus der Mitte der Fleischer, so wie Bäker, der Brauer und dergleichen wichtigen Zünfte angesehene Meister zu Rathsmitgliedern zu erwählen, daher in vielen alten Städten die Fleischer rathsfähig und von den aus den alten ursprünglichen Zeiten ihnen anklebenden Mäkeln gänzlich befreit erscheinen, da zumal die Fleischer in den Städten gewöhnlich sehr wohlhabende Bürger waren, die nur ihre Knechte zum Einkaufe des Viehes aussandten und dann ihre Schlachtanstalt, wie ein Gutsherr seine Oekonomie, dirigirten.

Daß das heutige Fleischer= oder Mezgerhandwerk seinen Anfang gleichzeitig mit der Entstehung der Städte genommen habe, beweist nicht allein das bisher darüber Gesagte, sondern insonderheit die noch jezt diesem Handwerk eigenthümliche Beschaffenheit. Daß sie aber nicht willkürlich die ersten Zunft= und Innungsordnungen oder Handwerksstatuten selbst errichtet, sondern die Obrigkeiten solche entworfen haben, erhellet auch daraus, daß kein altes Handwerk so frei von den alten Handwerksgebräuchen, Formeln und Pedantereien ist, als das Fleischerhandwerk, auch kein Handwerk so früh schon seinen Handwerksschreiber gehabt hat, als eben dieses, diese Organisation aber Spuren obrigkeitlicher Verfügungen und Anordnungen enthält.

Wenn Sensen oder Sicheln Spalten bekommen,

so löthet man sie am Besten mit Kupfer. Dieß geschieht auf folgende Art: Man legt ein dünnes Plättchen Kupfer oder Messing über die Spalte. Beide Seiten müssen mit schwach befeuchteten Borax bestrichen seyn. Nun erhizt man eine gewöhnliche Schmiedezange zum Weißglühen und ergreift damit das zu reparirende Instrument, so daß der obere Baken der Zange genau auf das mit Borax bestrichene Kupferplättchen kommt. Dadurch schmilzt das Kupfer, und in demselben Augenblike ist auch die Spalte zugelöthet. Dieß Verfahren ist sicher, einfach, schnell ausführbar und verändert den Stahl nur wenig, weil die Spalte selten bis zur Schneide reicht.

Eine Kartoffel=Ernte im März.

Den Versuch, den ein Kaufmann in Frankfurt am Main mit dem Erdäpfelansezen im Monat Juli und August, wovon er im März darauf eine erfreuliche Ernte gehalten haben soll (laut Wienerzeitung vom 27. Juni 1842) angestellt hat, habe ich ebenfalls gemacht. Ich habe nemlich am 2. Aug. 1842 in meinen Garten einige Erdäpfel gelegt, die im Oktober blühten. Die Bearbeitung war wie sonst. Nur ließ ich im November, als die Kälte kam, das Kraut einen halben Schuh ober der Erde abschneiden, und bedekte dann die Erdäpfel mit Laub, troknen Dünger und zulezt einer Schichte Erde. Das Resultat davon weiß ich natürlich nicht, und sehe mit gespanntester Aufmerksamkeit dem Monate März entgegen. Zu seiner Zeit werde ich den Erfolg davon berichten, fürchte aber, daß vielleicht nicht viel herauskommen dürfte.

Gewöhnliche Ziehbrunnen zu dreifacher Benüzung einzurichten.

Die Wiener Zeitung sagt, daß Jemand in Wien eine Vorrichtung erfunden habe, gewöhnliche Ziehbrunnen so mit einem Sprizenwerke zu versehen, daß sie bei Feuersbrünsten augenbliklich als Sprizen verwendet werden können.

Ich bin nun der Meinung, daß eine solche Vorrichtung mit Wendungsröhren versehen, auch manchem Gartenbesizer einen grossen Vortheil zur Befeuchtung des dürren Bodens gewähren müßte, so wie auch für Leinwandbleicher und andere Zweke Zinsen tragen dürfte. L. M.

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Das Stabat Mater.

Aus dem römischen Meßbuche.

Bei dem Kreuz mit nassen Wangen,
Wo ihr liebster Sohn gehangen,
Stand sie trostlos und allein.
Und in dem beklemmten Herzen
Drangen sich die Todesschmerzen
Gleich dem Dolche blutend ein.

O wie kläglich, wie betrübet,
Stand des Sohns, der sie geliebet,
Auserwählte Mutter da!
Todesangst sinkt auf sie nieder,
Da sie die zerrissenen Glieder
Ihres liebsten Jesu sah.

Wer soll bei so herben Peinen
Nicht mit der Mutter weinen?! —
Und wer fühlt nicht ihre Noth?! —
Wer erwäget ohne Schauer
Der verlassnen Mutter Trauer
Ueber ihres Sohnes Tod?!

Jesum sah sie fest gebunden
Und zerfleischt mit tausend Wunden,
Für der Menschen Missethat.
Sah den Sohn verschmäht, verlassen,
Dürstend an dem Kreuz erblassen,
Den sie einst gesäuget hat.

Gib, o Mutter! Quell der Liebe
Daß ich mich mit dir betrübe,
Bring mir deine Schmerzen bei;
Schmerzen, die die Lieb' entzünden,
Die mich stets mit Gott verbinden,
Daß ich ihm gefällig sey.

Drüke deines Sohnes Wunden,
So, wie du sie selbst empfunden,
Tief in meinem Herzen ein:
Daß ich weiß, was er in Banden
Und am Kreuz hat ausgestanden,
Laß mich fühlen jede Pein.

Laß mit dir mich wahrhaft klagen
Und ein herzlich Mitleid tragen
Jezt, und bis zum Sterbebett.
Ich will mich zum Kreuze stellen,
Deinen Jammer zugesellen,
Bis mein Geist von hinnen geht.

Jungfrau! der Jungfrauen Zierde!
O durch deine Mutterwürde
Bitt ich, theil' mit mir den Schmerz,
Daß ich mir meines Heilands Leiden,
Seinen Tod und bitteres Scheiden
Immer nehme tief zu Herz.

Ich will auch das Kreuz umfangen,
Und mit seinen Wunden prangen
Aus getreuer Liebespflicht.
Brennen diese Liebesflammen;
Dann wird er einst mich nicht verdammen,
Wenn für mich die Mutter spricht.

Dieß sein Kreuz ist meine Stüze,
Dieß sein Blut kömmt mir zu nüze.
Jesus starb am Kreuz für mich;
Er macht mich zum Himmelserben.
Mutter! wenn es kömmt zum Sterben,
Steh mir bei, ich bitte dich.

Dauer des Eichenholzes.

Der Thron Eduards des Bekenners ist 800 Jahre alt; einer der eichenen Krönungsstühle hat gegen 540 Jahre an seiner gegenwärtigen Stelle in der Westminsterabtei gestanden, und die älteste hölzerne Brüke die man kennt, ist von Eichenholz, jene durch die Vertheidigung des Horatius Cocles so berühmt geworden, die in Rom bereits 500 Jahre vor Christi Geburt existirte.

Jezige Damenschirme.

Herr: Den riesigen Schirm, wie nennen Sie ihn? Fräulein! —

Dame: „Sonnen-Paraplui.“

Herr: Doch dient der Schirm auch im Regen wohl?

Dame: Ja, aber dann heißt er „Regen-Parasol.“

Bauer Latus.

Ein junger Edelmann las die Jahresrechnungen der Einkünfte von den Bauern durch, und da er am Schlusse jeder Seite das Wort „Latus“ fand, glaubte er, das sey auch der Name eines Bauers. Er sagte daher: „Der Bauer Latus gefällt mir am Besten, der bezahlt auf allen Seiten, und so viel als Alle zusammen.

Ein Vorleser

bemerkte, daß ihm ein bedeutender Mann sehr aufmerksam zuhörte, und fühlte sich dadurch geschmeichelt. Nach beendeter Vorlesung trat sogar der aufmerksame Zuhörer an Jenen heran und sagte: Ich bewundere Sie! — Sie machen mich erröthen! — Es ist zum Erstaunen, wie Sie diese kleinen Lettern so ohne merkliche Anstrengung der Augen lesen können.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 16. 18. April 1843.

Inhalt: Der Kleebaum als Futterpflanze. — Benüzung des Buchenlaubes als Futtermaterial. — Ueber den Nahrungswerth verschiedener Futterstoffe. — Gekochtes Viehfutter. — Beobachtung über das Salz. — Skizze über das bayer. Unterrichtswesen. — Stecknadelverbrauch. — Eines der wichtigsten katholischen Werke für den religiösen Bürger und Landmann.

Der Kleebaum (Cytisus Laburnum), als Futterpflanze.

Mannigfaltig ist die Zahl der Gräser und Kräuter, welche seit Adams Zeiten unseren Hausthieren zur Nahrung dienen — in den neueren, für die Wissenschaft mehr günstigeren Epochen hat man diese Pflanzen nicht nur botanisch, sondern auch nach dem Plus oder Minus ihrer Ernährungsfähigkeit in Klassen geordnet. Der Laubfütterung wurde, ungeachtet sie auch den Römern bekannt war, nur wenig und selten gedacht. Am Meisten kam sie in und nach den ausserordentlich heissen und trokenen Jahren 1834 und 1835 zur Sprache.

Alles hatte seine Tendenz blos dahin gerichtet, um irgend, so viel möglich, einen Baum nahmhaft zu machen, dessen Laub an das Vieh verwendet werden könnte. Man nannte die Linden, Hainbuchen, Ulmen, Pappeln, Eschen, Birken, Erlen, und vorsonders die kanadensische Pappel. Der quieszirende Kameral-Forstingenieur Herr Liebich in Prag zeigte der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft im Jahre 1834 an, daß er vierjährige Anbau-Versuche mit einer Waldpflanze vorgenommen habe, welche in Bezug auf Futtergewinn ein höchst befriedigendes Resultat lieferte. Bei Besichtigung der Plantage fand man, daß diese Waldpflanze die Akazie war, welcher vorerst der verstorbene Regirungsrath Medicus in eigenen Heften warm das Wort sprach, und zu deren Anpflanzung nebst andern, auch Meisner (Landwirthschaftskalender, Wien, 1802) sehr viel beitrug. Diese Lobpreisungen verhallten mit der Rükkehr der gesegneteren Jahre. Daß das im Mai und Juni gesammelte Baumlaub von den oben genannten Gattungen bei der Fütterung sehr nüzlich sey, von dem Vieh gerne gefressen werde, und ihm gedeihe, ist bekannt, und ich kann dieß insbesondere dadurch beweisen, daß in meinem Vaterhause, der ganze Rindviehstand von 8 bis 10 Stüken den Winter durch Jahr für Jahr, von 1800 bis 1819 mit dem, in dem Ziergarten zu Kremsier, (welcher, wie bekannt, im französischen Geschmake noch von Weiland dem Fürstbischofe Karl Grafen von Lichtenstein mit ungeheurem Kostenaufwande angelegt ist) durch das Abhauen der Spaliertriebe in den Monaten Mai und Juni, also in der besten Kraft gewonnenen Laube gefüttert wurde. Die Kühe frassen dieses Laub selbst im frischen Zustande sehr gierig, und milchten ungleich mehr, als nach dem vorgelegten Grasfutter; aber noch gieriger frassen sie es gedörrt in den Wintermonaten. Ich kann daher, wenn ich nichts Neues sage, doch die Erfahrung mitbestätigen, welcher Vortheil dem Viehzüchter, der an Futter Mangel leidet, durch das Baumlaub erwächst.

Da jedoch bei einer gut organisirten Forstwirthschaft das Beschnatteln der Forststreken schon an sich unzulässig und gesezlich verpönt ist, so kann von der Benüzung des Baumlaubs bei einem bedeutenden Viehstappel natürlich keine Rede seyn; und wir müssen an Mittel denken, uns das Laubfutter ohne Beeinträchtigung der Waldungen und auf dem kürzesten Wege zu verschaffen.

Dieses Mittel glaube ich in dem Kleebaume, Cytisus Laburnum, zu finden.

Ich habe nebst andern exotischen Sträuchern einige Exemplare dieses Gewächses aus dem Fürst Lichtenstein'schen Garten zu Eisgrub bezogen, und sie hier in Kultur genommen. Der Kleebaum gedeiht hier ohne viele Pflege, selbst im schlechtesten Boden recht gut, und sezt mich in den Stand,

ihn bei grösserer Vermehrung, ohne weiters als ein ergiebiges Futtergewächs benüzen zu können, indem er durch die Zeit der jährlichen Vegetation solche Hauptzweige treibt, daß diese eine Klafterlänge erreichen. Schneidet man sie in der Zeit, wo der rothe Klee zum zweiten Male noch nicht erwachsen ist, und man mit Mischling (Pflanzfutter) Wiken rc. rc., sich nicht aushelfen kann, ab, so kommen die zweiten Triebe hervor, die dichter sind, und üppiger, als die ersten vegetiren, ja es scheint das Beschneiden des Baumes ihm sogar ein absolutes Bedürfniß und Fingerzeig der Natur zu seyn, weil sich sonst bei dem geringsten Winde die Zweige ganz leicht abzubrechen pflegen. Diesemnach wäre ich nicht für das Abstreifen des Laubes, und zwar um so weniger, als die Wurzeln den Zweigen und Blättern fortan viel Saft zuführen, diese viel ausdünsten, weßhalb eine Vertroknung der Säfte nicht Statt findet, die Aeste und Zweige nicht an Dike zunehmen, die Fibern der Blätter sich von jenen der Zweige nicht trennen können, daher selbst bis zum Froste, welcher natürlich durch das Ausdehnen des Saftes und Zersprengen der Fibern ihrem Wachsthum eine unbedingte Grenze sezt, fortvegetiren, und geschmeidig und zart bleiben. Hiernach sieht man, daß Pferde, Rinder und Schafe die Blätter und Zweige sehr gierig fressen, und weil sie vollsaftig und angenehm sind, eben so ihre Nahrungsfähigkeit, als auch die Mittel zur Milch-Vermehrung nachweisen. Einen Versuch über das genaue Nahrungs-Verhältniß mit andern Futterstoffen habe ich wegen der geringen Menge, und wegen der Absicht, dieses Gewächs vorerst zu vermehren, nicht vornehmen können.

Der Kleebaum gehört zur siebzehnten Klasse und dritten Ordnung des Linnéschen Pflanzensystems, und hat ein auf einem bis zwei Zoll langen, gemeinschaftlichen Stiele stehendes, dreiblättriges, ovales, glatrandiges, anfänglich lichtes, unten etwas wolliges, später dunkelgrünes, glänzendes, dem üppigen Klee ähnliches Laub, welches oft im frechem Wuchse, gleichfalls Anomalien des Klees von vier und fünf Blättern an einem gemeinschaftlichen Stiele trägt. Die Blattknospen sind herzförmig, stark vorgedrükt und weißlichgrau. Die Blütezeit ist der Juni, wo die Blumen von lichtgelber Farbe an der Seite der Aestchen auf Stielen in herabhängenden länglichen Traubenbüscheln erscheinen, die dann die schwarzen Samen-Körner, den Phaseolen ähnlich, in Schotten tragen, und in jedem Herbste reif werden. Die Rinde des Baumes ist grün und glatt, im Alter gräulich, an den Spizen der Zweige behaart — das Holz ist bei jungen Stämmchen gelblich, bei älteren schwärzlich und sehr fest.

Da, wie oben erwähnt, das Wachsthum bis zum wirklichen Eintritt des Winters dauert, und dieser die Blätter und Spizen der saftvollen Zweige tödtet, so ist nichts räthlicher und besser, als die jüngsten Triebe nicht stehen, sondern auch zur Verfütterung abnehmen zu lassen.

Das Troknen der Zweige braucht nicht nach Art des gewöhnlichen Laubfutters in Büscheln, wohl aber nach der Kleeheu-Manipulation zu geschehen.

Der Kleebaum macht hinsichtlich des Bodens keine besonderen Ansprüche, liebt aber mehr thauige Lagen und mehr feuchte als trokene Witterung. Ich bin der Meinung, daß, wo der Baum einmal steht, er fast unvertilgbar ist, — und haben die Zweige bei ungewöhnlich strenger Kälte auch viel gelitten, so treibt er im Frühjahre dennoch wieder vielfältige Lobden aus.

Die Vermehrung geschieht durch a) Samen, b) Ableger, und c) durch Steklinge (Schnittholz). Die Ende März oder Anfangs April vorzunehmende Saat und die Ablegung der Aeste im Frühjahre, wo der Saft in den Bäumen zu zirkuliren beginnt, ist bekannt. Zu Steklingen nimmt man im Frühjahre, ausgereifte ein- oder zweijährige Zweige von 1½ Schuh Länge, sezt dieselben etwas schräge auf drei Augen, vier bis fünf Zoll von einander entfernt in die Erde ein, und begießt sie fleissig, bis sie anwachsen.

Mit mehr Sicherheit läßt sich auf das Fortkommen der Schnittlinge rechnen, wenn dieselben durch zehn oder zwölf Tage zur Hälfte des Reises in ein mit Wasser gefülltes Gefäß gestellt werden, wo sich die Knospen zu lösen und an dem

im Wasser gestandenen unterm Theile des Steklinges die Schale hie und da aufspringt, kleine, einem Aufsaze ähnliche, weisse Erhabenheiten zum Vorscheine kommen, die später nach Tagen sich zu Wurzeln ausbilden.

Diese sich also entwikelnden Steklinge werden nun behutsam eingesezt, und so oft es die Umstände erheischen, begossen.

Die Kultur des Kleebaumes scheint grosse Vortheile zu versprechen — und ich glaube, daß der kleinere Landwirth, dessen Viehstapel gering, und die produktiven Grundstüke unbedeutend, oder schlecht sind, durch das Laub dieses Gewächses grosse Aushülfe erlangen könnte, zumal, wenn die unkultivirt gelegenen, als Hutweide katastrirten Gründe oder Gräben, und die Grenzen der Aeker und Wiesen damit bepflanzt würden.

Um früher zum Ziele zu kommen, ersuche ich alle Landwirthe und Geschäftsfreunde recht inständig, mit der Anpflanzung des Kleebaumes Versuche zu machen, und die sich ergebenden Resultate gefällig zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Andrichau am 30. März 1841.

Ferdinand Stieber,
Dominikal-Repräsentant, kor. Mitglied mehrerer ökonomischen Gesellschaften.

Benüzung des Buchenlaubes als Futter-Material.

Daß mehrere Laubarten von unsern Obst- und Waldbäumen viele kräftige Nahrungstheile enthalten, und sowohl vom Rind - als Schafvieh recht gerne gefressen werden, ist ein Gegenstand, welcher von den meisten unserer Landwirthe bisher viel zu wenig beobachtet worden ist, woran nur lediglich die Befürchtung wegen der grossen Sammlungskosten schuld seyn mag.

Bei meiner jüngsten Anwesenheit in dem fürstlich Löwenstein'schen Spessart machte ich bei einer Buchenwald-Durchforstung den Versuch, wie hoch sich wohl die Sammlungskosten eines Zentners Buchenlaubes berechnen werden, und ich fand, daß eine Person in einer Stunde 75 Pfund Laub brechen kann.

Nimmt man nun an, daß ein Arbeiter, wozu größtentheils Kinder verwendet werden können, täglich 24 kr. Taglohn zu 10 Stunden Arbeit erhält, so kann derselbe täglich 750 Pfund Buchenlaub sammeln, — und rechnet man hiezu das Abhauen und Zusammentragen der Aeste, so wie das Ausbreiten des Laubes zum Troknen, auch auf einen halben Taglohn zu 12 kr., so stellt sich der Kostenbetrag für 750 Pfd. grünes Laub auf 36 kr., wonach also der Zentner auf 5 kr., und wenn solches zur Hälfte eintroknet, auf 10 kr. sich berechnet.

Wer die Futterkraft des Buchenlaubes noch nicht näher kennt, der darf nur einige Blätter zerkauen, und er wird dabei etwas so Angenehmes, Markiges und Kräftiges finden, welches er bei vielen andern Futtermaterialien vermissen wird, und jedenfalls dürfte anzunehmen seyn, daß das Buchenlaub alle unsere Stroharten an Futterkraft übertrifft, und sich zu Heu, wie 1 zu 2 verhalten wird, wornach also der oben bemerkte Kostenbetrag zu 10 kr. pr. Zentner keinesfalls als hoch erscheinen dürfte.

Die Gewinnung dieses Laubes könnte am leichtesten dadurch bewerkstelligt werden, wenn alle Durchforstungs - oder gänzliche Abtriebshiebe schon im August, wo das Laub noch in voller Kraft steht, vorgenommen würden, wobei dann mit Sammlung der Blätter immerhin bis Mitte Oktober fortgefahren werden könnte.

Daß jedoch alles Laub gewöhnlich erst dann sich von den Zweigen ablöst, nachdem es vorher seine lezte Kraft den Aesten zugeführt hat, ist ein Umstand, der den Beweis liefert, daß das in vollem Safte stehende Laub weit mehr Futterkraft enthält, als solches, welches von selbst vom Baume abfällt, weßwegen also auch die Sammlung des Laubes möglichst bald vorzunehmen ist.

Buchenbäume, die ziemlich licht stehen, schon mehr ausgewachsen sind und Früchte tragen, geben mehr und kräftigeres Laub, als solche, die in ganz dichtem und jungem Stande befindlich sind.

An älteren Buchen sind die Zweige ganz mürb, und können mit der größten Schnelligkeit mit den bloßen Fingern abgebrochen werden. An jungen

16*

Buchen, besonders aber an solchen, die schon mehr in Dichtungen stehen sind die Zweige zäher, und werden am Besten über ein Messer abgebrochen. Die Blätter hieran stehen in einer weitern Entfernung an den Zweigen, und gewähren überhaupt nicht eine solche ergiebige Futtermasse, als wie die von alten Buchen.

Die an den Blättern befindlichen Holzzweige in der Stärke einer schwachen Federkiele, werden von dem Viehe ganz verzehrt, und sind auch deßwegen an den Blättern zu belassen, weil hierdurch sowohl die Sammlung, als auch das Troknen und Ernten besser von Statten geht.

Bei nur einigermassen warmer Witterung ist dieses Laub binnen 2 Tagen vollkommen troken, und kann dann ohne alle weitere Befürchtung des Verderbens geerntet werden, welches am Besten bewerkstelligt werden kann, wenn das Laub gleich am Plaze in Büschel gebunden wird.

Wertheim.

Haill.

Ueber den Nahrungswerth verschiedener Futterstoffe.

Eine richtige Zusammensezung des Futters ist für das Gedeihen des Viehs von höchster Wichtigkeit; eine solche ist aber nur dann möglich, wenn man den Nahrungswerth, welchen die verschiedenen Futterstoffe für das Vieh haben, kennt. Da nun voriges Jahr, wegen der sehr grossen Trokenheit und dem daraus erfolgten Futtermangel sehr verschiedene Futtermittel zur Anwendung empfohlen wurden, deren Nahrungswerth vielen unserer Landwirthe unbekannt seyn dürfte, so führen wir in Nachfolgendem den Nahrungswerth verschiedener Futterstoffe, verglichen in gleichen Gewichtstheilen mit gutem Wiesenheu, auf.

Nach der Annahme Pabst's sind mit 100 Pfund Wiesenheu gleich:

1. Dürrfutter.

a.	Gewöhnliches gutes Wiesenheu	100	Pfd.
b.	Kleeheu	100	„
c.	Luzernheu	100	„
d.	Esparsetteheu	90	Pfd.
e.	Wikenfutterheu	100	„

2. Grünfutter.

a.	Klee, Luzerne, Esparsette, gute Grünwiken, Buchweizen, Futterroggen	425	Pfd.
b.	Geringe Luzerne, gewöhnliche Wiken, Raps, Gras	475	„
c.	Mais	275	„
d.	Spörgel	325	„
e.	Topinamburstengel und Blätter	325	„
f.	Runkelrübenblätter	600	„

3. Stroh.

a.	Weizen- und Dinkelstroh	300	Pfd.
b.	Roggenstroh	350	„
c.	Gerstenstroh	200	„
d.	Haberstroh	200	„
e.	Gutes Erbsen-, Linsen-, Wikenstroh	150	„
f.	Topinamburstengel (gut eingekommen)	150	„
g.	Guter Kaff, Brühls aller Art	100	„
h.	Rapsschoten	200	„

4. Laub.

Getroknetes von Pappeln, Linden :c. 125 Pfd.

5. Wurzelwerk.

a.	Kartoffeln	200	Pfd.
b.	Runkelrüben	250	„
c.	Kohlrüben	250	„
d.	Wasserrüben	450	„
e.	Möhren	250	„
f.	Topinambur	250	„
g.	Kopfkohl	500	„

6. Körner.

a.	Weizen	40	Pfd.
b.	Roggen	50	„
c.	Gerste	50	„
d.	Haber	60	„
e.	Erbsen, Bohnen, Wiken	40	„
f.	Oelkuchenmehl	50	„

7. Kastanien und Eicheln.

75 Pfund.

Gekochtes Viehfutter.

Nachstehende, mit Hornvieh gemachte Versuche haben sehr befriedigende Resultate ergeben. Die Thiere frassen das gekochte Futter mit Begierde, und obgleich ihre Ration vermindert war, schienen sie doch gesättigt und blieben in der Zwischenzeit zwischen den verschiedenen Fütterungen ganz ruhig. Die Versuche fanden Statt mit 34 Stük theils jungen, theils alten Viehes, bestehend in 20 Kühen, 2 Stieren, 6 Ochsen und 6 jungen Thieren beiderlei Geschlechts. Die Kühe erhielten sich während der sechs Monate, daß die Versuche dauerten, stets in gutem Stande, sie waren lebendig, sehr gesund und gaben nach einiger Zeit reichliche Milch, welche bessern Rahm und eine schmakhaftere Butter lieferte. Bei allen dieser Art von Fütterung unterworfenen Thieren ging das Wiederkauen sehr leicht und rasch von Statten, die Excremente waren flüssig und ergaben eine weit geringere Menge nicht aufgelöster vegetabilischer Stoffe, als gewöhnlich. Die Ersparung an Futter war bedeutend und die Ration der 34 Thiere, welche sonst aus 786 Pfund geschnittenen Futters, 2 Drittel Heu und 1 Drittel Stroh, bestand, wurde auf 440 Pfd. reduzirt, so daß man 346 Pfd. ersparte. — Die Versuche mit Schafen waren nicht so glüklich und eine ganze Heerde verschmähte ihre Ration an gekochtem Futter; nur durch den Hunger gezwungen, frassen diese Thiere nach mehreren Tagen etwa ein Viertel ihrer sonstigen Ration, nichts konnte aber ihren Widerwillen überwinden und man mußte diese Fütterung für die Mutterschafe, welche rasch dahin welkten, völlig aufgeben. Hundert Hammel, welche man bei dieser Fütterung beließ, haben nie über die Hälfte ihrer Ration verzehrt. Dieselbe Heerde, die man später mit geschnittenem Futter, das man mit etwas Salzwasser angefeuchtet hatte, ernährte, erhielt alsbald wieder Eßlust und ihre frühere Wohlbeleibtheit. Eine andere Heerde zeigte sich minder heikel hinsichtlich des gekochten Futters, wahrscheinlich weil man sie früher oft mit dem Abfall einer Destillerie gefüttert hatte. Dieselbe Heerde fraß aber eben so gern geschnittenes Futter, das man blos mit Salzwasser angefeuchtet hatte. Die Ersparung bei dieser Art von Fütterung scheint eben so groß zu seyn, wie bei dem gekochten Futter, wodurch man die Mühe des Kochens ersparen würde.

Beobachtung über das Salz.

Das Salz, womit die Speisen täglich gewürzt werden, löst sich nicht in dem Masse auf, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Dieß kann man deutlich sehen, wenn man die übrig gebliebenen Brühen einen oder mehrere Tage aufhebt, um sie wieder zu gebrauchen. Diese gestandenen Brühen sind allemal viel salziger im Geschmake, als der anfänglich nach der ersten Zubereitung genossene Theil derselben war, und es ist somit unbestreitbar richtige Erfahrung, daß die feinen Salztheile sich in der Zeit erst völlig aufgelöst haben. Die Eigenschaft der Schwerauflöslichkeit ist nun einem Salze in höherem Grade eigen, als dem anderen, und je schwerer die Auflösbarkeit des Salzes ist, um so grösser ist der Uebelstand.

Macht man von dieser Erfahrung die Anwendung auf den täglichen Gebrauch, so muß man den Schluß machen, daß in unseren Speisen stets zu viel Salz enthalten sey, obgleich wir es durch die Geschmaksorgane nicht wahrnehmen, und daß sich der Ueberschuß erst später im Körper auflöst und Nachtheil bringt. Ich habe daher die Anordnung getroffen, daß in meiner Wirthschaft stets aufgelöstes Salz in Glasbouteillen vorräthig seyn muß, und daß diese Auflösung in Wasser (dieses Salzwasser) statt des Salzes den Speisen zugegossen wird, und habe gefunden, daß wirklich dadurch merklich weniger Salz verbraucht wird, ohne daß dadurch die Speisen dem Geschmake nach weniger gesalzen wären als früher.

Der Gegenstand scheint mir nicht unwichtig, denn der tägliche Genuß zu vielen Salzes ist gewiß Veranlassung zu mancherlei Uebelständen, worunter auch die Ausschlagskrankheiten der Kinder zu zählen seyn möchten. Auf jeden Fall ist der

Gebrauch des Salzwassers eine Verbesserung in der Hauswirthschaft, auf die ich aufmerksam machen will.

Dr. Rosch.

Skizze über das bayer. Unterrichtswesen.

Unter unsern Lesern befinden sich wohl manche, die nicht wissen, mit welcher liebvollen Gesinnung und Weisheit der Vater des Vaterlandes und Allerhöchstdessen Regirungsorgane für die tüchtige Heranbildung unserer Jugend in der Gegenwart gesorgt haben.

Die bayr. Unterrichtsanstalten sind öffentliche und Privatlehr-Anstalten.

A.

Zu den öffentlichen gehören, 1) die deutschen Schulen, 2) die lateinischen, 3) die Gewerbeschulen, 4) die Gymnasien, 5) die Lyzeen und polytechnischen Schulen, 6) die Akademie, Universitäten und techn. Hochschulen, 7) die theol. Seminare, 8) die mediz. Anstalten der Praxis (Veterinär-, Hebammen- und Baderschulen), 9) das Kadettenkorps. — Dazu schikt man auch noch auf Reisen.

Nach dem Zweke ergibt sich für obige Nummern Nachstehendes: Die deutschen Schulen geben allgemeine Befähigung; die lateinischen bereiten für gelehrte Ausbildung vor; die technischen sorgen für bürgerliche Qualifikation; die Gymnasien sorgen für höhere Sprachwissenschaft; die Lyzeen erstreken sich auf allgemein höheres Wissen; die Universitäten beziehen sich auf den Beruf; die übrigen Institute sind hinlänglich bekannt.

B.

Von Privatanstalten gibt es eine Menge für einzelnen Beruf. Sie sind aber nicht sich selbst überlassen; und an allen wird die moralische und religiöse Richtung geleitet und überwacht.

Man sieht daraus, daß Bayern für den Unterricht eine grosse Quelle von Anstalten, deren Zusammenhang klar am Tage liegt, dem Volke und der Jugend geöffnet habe; nähere Darlegung wäre gegen unsern Zwek. — Wie viele Jahre der Erfahrung dazu gehören, um nur 1 Jahr der Theorie zu ersezen, wissen zwar alle Gebildeteren; aber Das will noch ein grosser Theil des Volkes nicht einsehen. Selbst durch fortgesezte Bemühung mancher Organe wird es Einigen noch nicht klar.

Der Lehrstand ist gewiß ein sehr wichtiger und mühevoller. Was er geleistet, ist im Volke erkennbar, das gewiß in mancher Beziehung Vorzüge besizt.

Wie die Anstalten sich heben, dazu trug Nothwendigkeit und Wohlwollen bei. Die Zeit schafft und vernichtet — durch die Menschen.

Gott segne das Vaterland, seine Lehrer und seine Gelehrten! —

—•—

Steknadelverbrauch.

Aus einer offiziellen Untersuchung ergab es sich, daß in England täglich vierzig Zentner Steknadeln gearbeitet werden. J. B.

Das Buch ist in Rüksicht auf den jezigen Stand der Wissenschaft und Sprache dießmal von einem katholischen Geistlichen ganz neu bearbeitet, jedoch so, daß der fromme Bürger und Landmann hier den alten, allgemein beliebten, treuherzigen Erhard nur in einem neuen schönern Gewande wieder erhält.

Eine Rezension in der katholischen Zeitschrift „Religions- und Kirchenfreund" (Würzburg) empfiehlt das Buch mit nachstehenden Worten:

„Erhard's grosses Leben Jesu Christi hat ein Jahrhundert überlebt, und war in frühern Zeiten fast in allen katholischen Ländern Deutschlands, ganz besonders aber in Bayern, Schwaben, Tyrol, Oesterreich und Steiermark das gewöhnliche Hausbuch katholischer Familien, ohne Bedenken darf es auch in seiner neuen Auflage diesen wieder empfohlen werden, denn es ist ein kostbarer Hausschaz und enthält aus der Glaubens- und Sittenlehre Alles, was dem Christen zu wissen nothwendig oder nüzlich ist; die Darstellung und Sprache ist ganz populär, kräftig und treuherzig, auch dem gemeinsten Manne verständlich; besonders eindringlich und herzlich sind die Gebete, die jeder Betrachtung beigegeben sind, so daß dieses Buch nicht nur zu einem Lese- und Unterrichtsbuche, sondern auch zu einem Gebetbuche für die häusliche Andacht dienen kann."

In dieser Beziehung bietet denn auch der fromme Herausgeber (P. Erhard) sein Buch allen katholischen Hausvätern, besonders unter den Bürgern und Landleuten mit dem Wunsche an, „es in den Häusern einzuführen, gleichsam als einen Hausprediger anzuhören, die guten Lehren zu beherzigen, und mit Gottes Hülfe in Ausübung zu bringen, damit Jesus Christus in uns und von uns gelobt und geehrt werde."

Nachstehender kurzer Auszug des Inhalts-Registers wird jeden katholischen Christen, welchem dieses Buch nicht schon bekannt ist — mit seinem reichen und nüzlichen Inhalte näher bekannt machen.

Inhalt des ersten Bandes. Christus ist der Sohn des lebendigen Gottes. — Von der unbegreiflichen Gottheit. — Von der Erschaffung der Welt, der Erde und der andern Elemente. — Christus ist ein Herr der Engel. — Christus der Erlöser wird den Menschen versprochen. — Von der Erschaffung der ersten Menschen. — Von dem Falle und dem Bußleben Adams. — Von der Sündfluth. — Moses führt das Volk Israel aus Aegypten. — Von den Voreltern Christi. — Mariä Geburt und Kindheit. — Mariä Vermählung mit dem heiligen Joseph. — Christi Advent. — Mariä Heimsuchung. — Geburt Christi. — Anbetung der heil. drei Könige. — Vom Leben Jesu, Mariä und Josephs bis auf Lichtmeß. — Jesu Flucht und Elend in Aegypten. — Leben Christi zu Nazareth. — Christi Lehre im Tempel. — Verborgenes Leben Christi bis in sein 30stes Jahr. — Vorbereitung Christi zum heiligen Predigtamte. — Christi Taufe. — Von der alten Stadt Jerusalem. — Christi Lehre durch Wunderwerke bestätigt. — Enthauptung des heiligen Johannes. — Bekehrung der Maria Magdalena. — Von dem strengen Leben Christi in seinem heiligen Predigtamte.

Inhalt des zweiten Bandes. Christi Leiden und Verfolgung. — Christi Vorbereitung zu seinem bittern Leiden. — Christi Angst am Oelberg. — Christus wird gefangen und zu Annas und Caiphas geführt. — Christi Mitleiden mit Maria und seinen Jüngern. — Christus wird zur weltlichen Obrigkeit geführt. — Von der Geißlung Christi. — Christi Krönung. — Christi Verurtheilung und Kreuzigung. — Von den lezten Worten und dem bittern Tode des Herrn am Kreuze. — Christi Begräbniß. — Von der glorwürdigen Auferstehung. — Christus offenbart seine Auferstehung und Gloria durch verschiedene Erscheinungen. — Von der Himmelfahrt Christi. — Sendung des heiligen Geistes. — Christi Herrlichkeit, erscheint in dem hochw. Sakramente des Altars und durch das Opfer der heiligen Messe. — Christi Herrlichkeit in Maria, in seinen Bekennern und Zeugen, seinen lieben Heiligen, in seinem heiligen Kreuze, und aus den Strafen der Juden. — Geistliche Wallfahrt oder Christi Herrlichkeit an den heiligen Orten. — Zusaz. Von den vier lezten Dingen.

Zu haben in allen deutschen Buchhandlungen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Neue Melkart.

In England, dem Staate der Erfindungen, hat man kürzlich ein Patent ertheilt auf eine neue vortheilhafte Methode, Kühe zu Melken, mittels einer sehr sinnreich konstruirten Maschine.

Tragbare Brütmaschine.

Wenn die Eierhändler jezt auf dem Markte schlechte Geschäfte machen, so können sie auf dem Heimwege sofort aus den Eiern junge Hähne machen. Der Engländer Todd hat eine portative Brütmaschine erfunden, welche aus einem Cylinder von Eisenblech besteht und nur 24 Zoll im Durchmesser und 22 Zoll Höhe hat. Das Verfahren soll sehr leicht seyn und wenige Kosten machen.

Ist's richtig?

Ein englisches Blatt rechnet aus, daß, wenn man alle Nadeln, die jährlich verloren gehen (es werden deren täglich 20 Mill. Stük in England fabrizirt) beisammen hätte, man daraus eine metallene Brüke und aus dem Ueberrest noch eine Pyramide bauen könnte so groß wie die unter dem Namen Kleopatras-Nadel bekannte.

Aufgeschnitten.

Ein Zeitungskorrespondent meldet aus Schweden, daß die Holznoth daselbst schon so hoch gestiegen, daß man anfange, Speisen an Spritflammen zu kochen, ja daß man in Malmö schon Branntwein mit Branntwein brenne!

Seit mehreren Tagen wurde in München ein bekannter Musiker vermißt; als man daher die Thüre seines Zimmers erbrach, fand man einen Zettel mit den Worten: »Ihr sucht mich vergebens.« Wirklich ist derselbe bis zur Stunde nicht zum Vorschein gekommen.

Bücher-Anzeigen.

Wir haben unsere Leser bereits in Nro. 7 d. Bl. aufmerksam gemacht auf die bei Goedsche et Comp. in Chemnitz erschienene und durch alle deutschen Buchhandlungen zu beziehende

Geschichte Napoleons

von der Wiege bis zum Grabe.

Bearbeitet nach den anerkannt besten Quellen der deutschen und französischen Literatur

von

C. T. Heyne.

Eine wahrhaft eigenthümliche, in psychologischer Hinsicht bemerkenswerthe Erscheinung ist der Heißhunger, mit dem alle Schriften über Napoleon, wenn sie nur einigermassen den Bedürfnissen des deutschen Publikums entsprachen, von diesem bisher recht eigentlich verschlungen wurden. Schauen wir aber rundum in dem grossen Büchersaal der Napoleonsliteratur, was erbliken wir? Fast allein nur Erzeugnisse des französischen Geistes, durchdrungen von dessen Schwächen und Einseitigkeiten, keins, das mit deutschem Seherblik dem Mann und seiner Geschichte und der seiner Zeit, die er, oder die Zeit durch ihn machte, in's Antliz zu schauen wagte.

Das vorliegende Werk endlich hat diese Aufgabe gelöset, und wir sind in sehr vielen Zuschriften von Lesern, die auf unsere frühere Anzeige und Empfehlung sich dieses Werk beigeschafft haben, dafür herzlich bedankt, und zugleich ersucht worden, die deutsche Nation durch eine kurz wiederholte Anzeige nochmal allgemein auf dasselbe aufmerksam zu machen.

Es freut uns, daß unser erstes Wort nicht auf dürren Boden fiel und daß wieder einige Deutschland nun aus gleicher Sympathie mit dem Verfasser die an ihm vorüber gezogene Vergangenheit nicht mehr durch französische Brillen, sondern mit seinen eigenen, gesunden Augen sehen will. Nochmal wünschen wir also diesem Werke verdiente Aufmerksamkeit aller Deutschen.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, unsere geehrten Leser ganz vorzüglich auch auf die bei Robert Binder in Leipzig erschienenen

»hinterlassenen Werke Napoleons«

nach den vorhandenen Quellen bearbeitet

von

L. v. Alvensleben

aufmerksam zu machen.

Dieses Werk, in gleichem Formate, wie das oben angezeigte, ist ein Supplement zu allen Geschichten Napoleons, und davon die zweite Stereotyp-Ausgabe in 1. Band mit 16 Bildern und Napoleons Facsimile in allen deutschen Buchhandlungen zu haben.

Der Herausgeber dieser hinterlassenen Werke Napoleons ist bemüht gewesen, Alles zu sammeln, was der Feder dieses größten Mannes unsers Jahrhunderts als abgeschlossenes Ganze entsprang, und um eine trokne Zusammenstellung zu vermeiden, hat er zugleich die Hauptumstände dargestellt, unter denen die einzelnen Abhandlungen in das Leben gerufen wurden, der Zeit, in welcher Napoleon sie schrieb, weil nur dadurch Manches verständlich oder in das gehörige Licht gesezt wird. Es ist unnöthig, mehr zur Empfehlung zu sagen.

Die Redaktion.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. G. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 17. 25. April 1843.

Inhalt: Der deutsche Pilger durch die Welt. — Ein Traum, die Aufhebung der Zahlenlotterie betreffend. — Beitrag zur Behandlung der Weberkarde. — Klein-Kinder-Bewahranstalt. — Eiserne Fensterrahmen. — Ungeheurer Papierbogen. — Einfaches und leichtes Verfahren der Flachs- und Hanfröstung. — Riesenbau.

Der deutsche Pilger durch die Welt.

Wer will um den geringen Preis von 12 ggr. oder 54 kr. rhn. alle fünf Welttheile: Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien durchpilgern? Er bekommt dazu noch gratis einen Kalender mit auf die Reise, eingerichtet für Protestanten, Katholiken, Griechen, Juden und Muhammedaner, nebst einer lithographirten Karte über sämmtliche wirkliche und projektirte Eisenbahnen Deutschlands, Belgiens, Hollands und der angrenzenden Ländertheile, zugleich mit Angabe der durch Dampfboote befahrenen Flußstreken. Daß der Reisende darin auch eine Genealogie der hohen regierenden Häuser finde, versteht sich von selbst, damit er in jedem Lande gleich wisse, wer der Herr desselben sey. Er findet aber in diesem Kalender auch ein Verzeichniß sämmtlicher bedeutenderen Jahrmärkte und Messen, einen Marktkalender, hundertjährigen Kalender, sammt allen nur denkbaren astronomischen und meteorologischen Notizen, reich durchspikt mit unterhaltenden Anekdoten, Sinngedichten und noch vielen andern Siebensachen.

Glaubst du aber, lieber Leser, von diesem Kalender sey hier nur unsere Rede? Nein, der ist ja, wie gesagt, nur eine gratis-Zugabe zum deutschen Pilger durch die Welt. Also mit diesem wollten wir dich eigentlich näher bekannt machen.

Der deutsche Pilger nun ist ein von Hallberger in Stuttgart begonnenes Volksbuch mit vielen Lithographien und Holzschnitten, herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten und Schriftstellern mit Beiträgen von C. P. Berger, Dr. Chr. Birch, Wilhelm v. Chezy, Dr. Wilhelm Hesse, A. Lewald, Hauptmann Pack, Seubert, C. Vorholz und Andern.

Der erste Jahrgang begann 1842, der zweite erschien mit Neujahr 1843; beide Jahrgänge sind à 12 ggr. oder 54 kr. rhn. noch in allen deutschen Buchhandlungen zu haben; und sollten von Rechtswegen bald in allen Händen seyn!

Freilich haben wir ohnehin schon beide Hände voll anderes buntes Zeugs, so daß wir uns davon bereits übersättigt fühlen.

Eben deßwegen empfehlen wir also die gesunde Würze dieses Volksbuches: Hieher richtet eure Blike! Ein Verein ausgezeichneter Schriftsteller bietet hier Ausgezeichnetes, und der Preis von 54 Kreuzern oder 12 Groschen ist bei der Masse Text in Lexikonformat, auf schönem, weissen Velinpapiere elegant ausgestattet, wirklich so beispiellos wohlfeil, daß noch nie ein so billiges Volksbuch aus einer Presse kam.

Denn, wiederholt sey es bemerkt: von einem „Volksbuche", und ja nicht von einem Kalender ist hier die Rede, den wir nur als Beigabe erwähnten. Einzig aber auf dieses Volksbuch wollten wir unsere Leser aufmerksam machen. Mit diesem und in diesem pilgern wir erst durch die Welt, das Leben und Treiben aller Nationen und Völkerschaften wie von einem Panorama nach den Gesichtspunkten aller Zonen erblikend, überall zugleich lehrreich und unterhaltend angezogen durch Erzählungen und Schilderungen, Ansichten und Lebensbildern, von denen wir uns auf jedem Blatte mit neuen Reizen überrascht finden.

Auch die Hausmutter, will sie die weite Reise durch die Welt nicht mitmachen, wird zu Hause bei ihrem Herde manche liebe Auskunft im deutschen Pilger finden; denn er mengt in sich in Alles.

Wir nehmen keinen Anstand, auch für unser Blatt etwa künftig manchen Artikel daraus zur Probe zu geben; gleich jezt schon stellen wir uns zur geschäftigen Hausfrau an den Kochherd und plaudern mit ihr

Ueber Kochgeschirre.

Der Pilger sagt: Während fast in der halben Welt in reinen eisernen Töpfen gekocht wird, herrscht in dem nördlichen Deutschland die sonderbare Gewohnheit, in kupfernen und irdenen Geschirren zu kochen, und wenn hin und wieder seit mehreren Jahren Haushaltungen sich der eisernen Geschirre bedienen, so müssen diese inwendig emaillirt seyn, indem die Frauen in dem Vorurtheile befangen sind, daß es sich in einem eisernen Geschirre ohne Emaille, um deßhalb nicht kochen lasse, weil sonst die Speisen blau oder gar schwarz würden. Vorurtheil kann man diesen Einwand mit Recht nennen, denn wenn wirklich die Speisen sich von dem Eisen färbten, so ist diese Farbe höchst unschuldig und der Gesundheit keineswegs nachtheilig. Uebrigens, sobald das eiserne Geschirr, wie es in Frankreich geschieht, während 8 bis 12 Stunden mit Fett ausgekocht und dann mit scharfer Lauge und Sand tüchtig gescheuert wird, so ist von einem Blau- oder Schwarzwerden der Speisen durchaus nicht die Rede, und es nimmt selbst die Milch keine Spur von Farbe an.

Aus welchem Grunde hat man nun dem Vorurtheile der Frauen gefröhnt, die eisernen Geschirre zu emailliren? Billig sollte über den Erfinder dieser Verfahrungsweise ein strenges Verdammungs-Urtheil ergehen, nicht allein, weil die Emaille nicht lange hält, wenn das Innere des Geschirrs nicht sehr troken erhalten wird, was von dem Dienst-Personal gewöhnlich schwer zu erlangen ist, im Unterlassungsfalle aber die Emaille bald anfängt, sich aufzulösen, und dann das Innere höchst unsauber wird, sondern auch deßhalb, weil zu dieser Mischung Blei genommen worden ist, welches der Gesundheit nur nachtheilig seyn kann. Ehe die eisernen Geschirre emaillirt wurden, verwarfen die Frauen dieselben aus dem oben angegebenen und auch aus dem Grunde, weil sie aus Gußeisen verfertigt und deßhalb zu schwer seyen; allein bei den emaillirten Töpfen sieht man wegen der schönen glänzenden Emaille hierüber weg.

Die Mehrheit kocht aber immer noch in irdenen, und besonders grosse Haushaltungen und Restaurationen in kupfernen Geschirren. Erstere sind aus vielfachen Gründen durchaus nicht gut und zwekmässig. Obgleich im Allgemeinen sehr billig, sind sie dennoch sehr theuer, weil sie äusserst zerbrechlich sind, und wollte man deßhalb eine gehörige Rechnung führen, wie es in der Regel nicht geschieht, so würde sich unstreitig herausstellen, daß eine Haushaltung, welche für diese Ausgabe in einem Jahre eiserne Geschirre anschaffte, während eines halben Menschenlebens weitere Ankäufe zu machen nicht nöthig hätte. Irdenes Geschirr ohne Glasur ist nicht zu gebrauchen; die billigen Ingredienzien zu dieser Glasur sind aber die für die Gesundheit nachtheiligsten; wer steht nun dafür, daß der Verfertiger dieser Geschirre, bei den wohlfeilen Preisen, stets die besten und unschädlichen Ingredienzien anwendet? Die Polizei soll hierüber zwar wachen; — kann man indessen von aussen den Geschirren ansehen, ob zu ihrer Glasur schädliche oder unschädliche Dinge angewendet worden sind? Nur durch chemische Untersuchung kann dieß zu Tage gefördert werden; es müssen sich also erst Fälle ereignen, wo durch solche Geschirre Krankheiten oder wohl gar Vergiftungen sich ergeben haben, ehe die Polizei einschreitet. Die zur Glasur angewendeten schädlichen Ingredienzien wirken auch nicht gleich so heftig, daß durch sie wirkliche Vergiftungen oder auch nur bedeutende Krankheiten erzeugt werden; wir wissen jedoch oft nicht, aus welchem Grunde wir plözlich Kopf- und Magenschmerzen empfinden; mit der Zeit gewöhnt sich der Mensch an Alles, selbst an Giftarten: muß man denn aber alle Vorsicht aus den Augen sezen, und sich eines Gefässes bedienen, von dem man nie mit Gewißheit überzeugt seyn kann, ob es schädlich oder unschädlich ist? —

Was nun die kupfernen und gar messingenen Gefässe betrifft, so können diese nur in Gebrauch genommen werden, wenn sie verzinnt sind. Wird

indessen, zumal bei solchen, deren Oeffnungen nicht zulassen, das Innere genau zu besehen, immer gehörig nachgesehen, ob das Zinn sich nicht abgenüzt hat?

Es ist in der That zu bewundern, wie man es dulden kann, daß fast Jedermann einen sogenannten messingenen Fischkessel in seiner Haushaltung führt, und sämmtliche Blasen, Kessel und Pfannen in Brau- und Brennereien von Kupfer sind. Wenn wir nicht irren, so dürfen sich im Hannöverschen die Brau- und Brennereien nur eiserner Gefäße bedienen. Welche Hindernisse stellen sich daher dem Gebrauche der Kessel, Pfannen, Blasen und anderer Gefäße an geschlagenem Eisen entgegen? Nach unserer unmaßgeblichen Meinung keins; denn, wie schon erwähnt, sind die von geschlagenem Eisen verfertigten Gefäße unläugbar in Betreff der Gesundheit, wegen ihrer Haltbarkeit, Leichtigkeit, wegen des bedeutend geringeren Preises und ihrer schnelleren Erwärmung jedem anderen metallenen Geschirre, und vorzüglich ihrer Gesundheit halber den irdenen Gefäßen bei Weitem vorzuziehen. Reiche und wohlhabende Personen, welchen es auf eine Mehrausgabe nicht ankommt, können sich ja starker porzellanener Geschirre bedienen, welche der Dauerhaftigkeit halber überdieß noch in einem, von feinem geschlagenen Eisen verfertigten Gefäße befestigt werden könnten, wie ein solcher Versuch schon im Kleinen mit glüklichem Erfolge gemacht worden ist. Möge bald eine Zeit kommen, wo aus allen Haushaltungen die irdenen, kupfernen und eisernen emaillirten Gefäße verschwunden seyn werden, zum Heil der ganzen Menschheit.

Ein Traum, die Aufhebung der Zahlen-Lotterie betreffend.

(Wir erhielten diesen Aufsaz schon im vorigen Jahre und legten ihn als Traum bei Seite. Seither hat er einige Bedeutung gewonnen, und wir liefern ihn nachträglich.)

Cadit arbor non uno ab ictu.

Somnia non omnia sunt vana Somnia. — So stehts in einem gewissen Lotteriebüchel, favente fortuna anno 1812 — herausgegeben, und daher, (scilicet) „favente fortuna" wage ich es auch, meinen Eingangs bezeichneten Traum, der aber lang und breit ist, — weil er sich über die ganze Länge und Breite unsers gesammten Deutschlands ausdehnt, mitzutheilen. —

Mir war nemlich in einer der vergangenen Nächte, als befände ich mich in einem grossen Gasthause, wo an einer grossen Tafel über 100 Gäste herum sassen, und über die Aufhebung der Zahlenlotterie ein Langes und ein Breites debbatirten, und freundlich diskutirten, und liebvoll disputirten. Auf einmal aber erhob sich ein kleines, aber kekes Männlein, — und begann seine Rede, wie folgt:

„Meine Herren! — ich bitte um das Wort: — schon über mehr als 5 Stunden, wo nicht noch längers, beschäftigen wir uns mit dem keineswegs zwar unwichtigen Gegenstand der Zahlen-Lotterie-Aufhebung, aber wir kamen bis daher noch an kein genügendes Resultat, und an kein erschöpfendes Ziel und Ende. — Die grosse Frage in der Sache über ein Aequivalent — ist daher noch nicht gelöset. — Einige dieser verehrlichen Herren haben einen Inpost, und dadurch eine Preis-Erhöhung des Koch- und Viehsalzes, Andere eine Erhöhung der Mauth- und Zollgebühren auf Zuker- und Kaffee, und auf andere ausländische, besonders aber und vorzüglich Luxusartikel vorgeschlagen, Mehrere aber waren der Meinung, die Zahlenlotterie noch in so lange, also wenigstens zwei Budgetsperioden hindurch, — und bis zur Ausmittlung eines entsprechenden, Niemanden weder durch Belastung mittels direkten, oder indirekten Steuern- oder Abgaben-Vermehrung, oder sonst beschwerenden Aequivalents, fortbestehen zu lassen, inzwischen aber, und bis zur Erreichung eines 3 Jahre im Voraus schon vorräthig daliegenden Aequivalentes, — und zur Erreichung dieser leztern Absicht, keine Amben und Quinternen, sondern nur Ternen und Quaternen einzig und allein mehr, und diese mit dem Gradations-Stempel für die Gewinner belegt, — ausbezahlen zu lassen. — Andere dieser Herren wollten zu eben gemeinter Tendenz auch noch den zu erhebenden Gradations-Stempel von dem Werthe der

Passagiers = und Frachtgüter der auf Eisenbahnen, oder sonst zu Land und zu Wasser Reisenden hinzu addiren. — Leztlich aber waren Einige dieser verehrlichen Gesellschaftsmitglieder der Ansicht, man sollte nicht blos alle Zahlen=, sondern auch alle Klassenlotterien Deutschlands aufheben, und sich dagegen mit einem dem bayerischen gezwungenen Lotterie-Anlehen v. J. 1812/13, oder dem bei der Erhebung des Landanlehens v. J. 1809/10 gleichkommenden, jedoch freiwilligen Anlehens = und Verloosungs-Plane, allgemeinen Anlehen Germaniens — begnügen, damit auch der Geringste im Staate hiezu einlegen, und dabei gewinnen könnte. — Daß der Staatsreservefond der meisten deutschen Staaten schon seine eigene Bestimmung hat, und daher als Mithülfsquelle zur Formation des Aequivalents kaum, und schwerlich irgendwo in Anspruch wird genommen werden könne, wie Einige dieser Herren meinten, — leuchtet von selbst, ein; — übrigens steht es jeder Staatsregirung Deutschlands frei, auch Mitspielerin, z. B. beim vorgemeinten Lotterie = Anlehen, unter den ihr beliebigen Einrichtungen, Anordnungen, Vorkehrungen und Modifikationen ꝛc. zu werden.

Doch! — meine hochschäzbare Herren, ich will Sie nicht längers mehr mit meinem Vortrage belästigen, beschweren und ermüden, und erlaube mir nur nachfolgende, meine eigene, unmaßgebliche Meinungsäusserung: Unter dem Beirathe ihrer Land-Räthe, ihrer Kreisräthe, ihre Provinzial = oder Landstände wird wohl jede einzelne Staatsregirung die besten Aequivalentsmittel auszumitteln befähiget seyn. — Der Bundestag zu Frankfurt entscheidet sehr leicht und sicher über das allgemeine Aequivalentsverhältniß Deutschlands, und besonders darüber, ob und wann sämmtliche Zahlenlotterien, oder Klassenlotterien aufhören, und was sie in Zukunft surrogiren solle, — oder ob anstatt den Zahlenlotterien in Zukunft nur nebenher eine einzige, allenfalls und vielleicht nach dem Muster der Frankfurter = Klassen = Lotterie gemodelte, Zentral = Klassen = Lotterie Deutschlands, und mit der Verbindlichkeit, die dortigen Einsäze und Gewinne mit geeignetem Gradationsstempel zu honoriren, — und das bisher bei den Zahlenlotterie = Komptoirs verwendet wordene Personale dort ferners beizubehalten, — bestehen solle? —

Gott gebe bei dieser Gelegenheit auch einen gnädigen Hinblik auf die durch neue Eisenbahnen bereits in Schaden gekommene, oder noch ferners in Bedrangniß dadurch verfallende Städte und Märkte, und Privaten, oder für die Zweke anderer wohlthätigen Plane, oder bereits bestehenden Institute; und der Allgütige entferne dabei alle und jede jüdische oder christliche Loose = Mäklerei, alle und jede Agiotage und Stokjobberie!! —

Mir aber, meine Herren, erbitte ich eine günstige, auf Ihre weisere Prüfung gestüzte Antwort.

Diese Antwort hörte Einsender dieses Traumes nicht mehr, sondern er erwachte unter dem Gemurmel der Versammlung: „non cadit arbor uno ab ictu“, und unter dem Rufe: „Vide lit. Verkündiger v. J. 1813 über den Singfond sehr verschuldeter Staaten.“ — —

Beitrag zur Behandlung der Weberkarde.

(Vom Oberlehrer J. H. Schlipf in Hohenheim.)

Die Weberkarde wird von Tuchfabriken und Tuchmachern aufgekauft und benüzt. Sie ist eine zweijährige Pflanze, ist aber deßwegen nicht kostspieliger, weil sie im ersten Jahre eine unbedeutende Fläche im Samenbeet einnimmt.

1) Boden und Klima. Sie liebt besonders einen guten Lehmboden mit tiefer Akerkrume; ein kalkhaltiger Boden sagt ihr gleichfalls zu. Ein leichter Sandboden taugt nicht für sie, weil sie durch Winde leicht umgedrükt wird. Sie kommt in jedem nicht zu rauhen Klima fort. Kalte Winde ohne Schneedeke schaden der Weberkarde den Winter über sehr.

2) Düngung. Die Pflanze liebt einen kraftvollen Boden oder alte Bodenkraft; auch das Begüllen vor oder nach Winter ist erwünscht. Ein zu stark gedüngter Boden liefert zwar viele und grosse Köpfe, aber die Bürsten

verlieren dadurch an ihrer gehörigen Stärke und Festigkeit.

3) Einsaat und Verpflanzung. Die Weberkarden kommen auf zweierlei Art zur Aussaat. Nach der ersten Art wird der Same im Frühjahr so bald als möglich in ein zubereitetes Gartenbeet gesäet. Im Monat August oder September werden dann die Pflanzen in 2 Fuß entfernte Reihen auf den Aker verpflanzt, der durch Pflügen und Eggen wie der Gerstenboden vorbereitet werden muß. Nach der zweiten Art, die aber weniger üblich ist als die erste, wird der Kardensame unmittelbar aufs Feld in der gehörigen Entfernung gelegt oder auch breitwürfig gesäet. In diesem Fall wird Mohn oder Rüben mitunter gesäet, die als Zwischenfrucht im Nachsommer das Feld verlassen. Im Herbste werden die Pflanzen etwas angehäufelt, damit das Schneewasser nicht nachtheilig einwirken kann. Ist der Same gut, so braucht man auf das Samenbeet ungefähr $\frac{1}{2}$ — 1 Pfund Samen, um damit 1 Morgen Weberkarden anpflanzen zu können.

4) Pflege im 2ten Jahre. In diesem Jahre werden die Karden einigemal gefelgt und angehäufelt. Alles stehende Wasser in der Nähe der Pflanzen muß abgeleitet werden. Die Blattwinkeln, wo sich das Wasser ansammelt, müssen in einem feuchten Jahrgang durchstochen werden, damit die Stengel nicht faul werden.

5) Ernte. Sie tritt gewöhnlich im Monat August ein und dauert öfters bis in Monat September fort. Die Ernte beginnt, wenn die Köpfe abgeblüht haben, oder wenn sich unterhalb der Bürsten noch ein schmaler blühender Ring befindet. In einigen Gegenden werden die Bürsten mit einem 6 — 8 Zoll langen Stengel abgeknikt, und dann mehrere Tage noch am Stoke hängen gelassen. In andern Gegenden werden sie aber auch sogleich abgeschnitten, was aber nur bei trokener Witterung geschehen darf. Die abgenommenen Köpfe werden auf einem luftigen Boden getroknet, darauf nach ihrer Grösse sortirt, und dann in Büscheln von 25 bis 50 Stük zusammengebunden.

6) Ertrag. Von 1 Morgen Weberkarden erntet man in Baden ungefähr 50 — 120,000 in Hessen 30 — 80,000 und in Würtemberg 40 — 100,000 Bürsten. Die Preise wechseln von 1 — 3 fl. pr. Tausend Stük. Die Stengel werden zum Verbrennen benüzt.

Die Klein-Kinder-Bewahranstalten,

kürzer und angemessener „Sittenschulen" genannt, welche erst in neuerer Zeit, aber leider noch nicht in sehr vielen Orten errichtet worden sind, sind nicht etwa eine Idee unseres Jahrhunderts, wie Mancher meinen möchte; sondern vielmehr gehört der Gedanke, solche Anstalten zu errichten zweien Weltweisen des Alterthums an, nemlich den beiden griechischen Philosophen Platon und Aristoteles. Der Erstere, der, beiläufig bemerkt, schon Vorschriften gibt über die Erziehung vor der Geburt, welche von unsern bedeutendsten Pädagogen, z. E. von Schwarz, Friedländer und Niemeyer gehörig entwikelt und gewürdigt worden sind, sagt in seinen Gesezen: „Was den Ort der Zusammenkünfte der Kinder betrifft, so sollen Knaben und Mädchen vom dritten bis sechsten Jahre in jedem Stadt-Quartier gemeinschaftlich in den Tempeln sich versammeln, rüksichtlich ihres Betragens aber, ob es bescheiden oder muthwillig ist, von den Wärterinnen beachtet werden. Aber auch diese leztern und alle Kinder sind wieder von Frauen beaufsichtiget, von denen immer Eine jährlich über einen Kinderkreis und dessen Wärterinnen die Obsorge hat. Diese Frauen, welche täglich in den Tempel kommen, bestrafen dann auch Jeden, der da Unrecht thut."

So deutet auch Aristoteles in seiner Politik auf eine vom Staat ausgehende Beaufsichtigung der Kleinen hin, indem nach ihm bestimmte Erziehungsaufseher deren ganze Lebensweise, ihre Spiele und die Mährchen-Erzählung leiten sollen. Er will, daß die Kinder sich vom dritten bis zum sechsten Jahre an den schiklichsten, wo möglich

alles Unsittliche und Unheilige ausschliessenden Orten versammeln, wo sie körperlicher und geistiger Leitung und Einwirkung, ihrem zarten Alter angemessen, theilhaftig werden. Aber auch die sie Leitenden sind der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes wegen einer genauen Aufsicht unterworfen.

Die schon vor zweitausend Jahren entstandene Idee führte erst unsere Zeit ins Leben. Zuerst finden wir in England die Kleinkinderschulen, (Infantschool) und jezt finden sie auch in unserm Vaterlande durch wohlwollende Menschenfreunde immer mehr Grund und Boden. Freilich gilt auch in Bezug auf diese Anstalten der alte Erfahrungssaz: „langsam nur reift das Gute.“ Allen edlen Menschenfreunden, denen der Herr reichen Segen in zeitlichen Gütern mitgetheilt hat, legen wir die Errichtung und Unterstüzung der so heilsamen Kleinkinderschulen ans Herz, und erinnern sie deßhalb an den Ausspruch des Heilandes: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“

Eiserne Fensterrahmen.

In Schottland und Belgien baut man jezt ganze Häuser von Gußeisen; warum sollen wir nicht Manches davon auf unsere Bauten herübernehmen? Unsere hölzernen Fenster bedürfen der Verbesserung, denn sie sind die schwache Seite unserer Bauart. Ein Sachkenner schlägt deßhalb im schwäbischen „Merkur“ Fenster von Gußeisen vor. „Die hölzernen Fensterrahmen“, bemerkt er, „sind oft von kurzer Dauer, namentlich, wenn der Regen sich in ihre Fugen sezen kann, und für keinen Ableitungsweg gesorgt ist. Zudem sind sie bei den theuern Holzpreisen verhältnißmässig theuer. Sind sie etwas dik bearbeitet, so machen sie ein Zimmer düster, trübe. Ist das Holz nicht zur rechten Zeit gefällt worden, so entsteht der Wurm in ihnen; bei Brandunglük sind sie der Zerstörung unterworfen. Das Alles läßt sich bei Fensterrahmen von Gußeisen nicht sagen. Angestrichen, sind sie von ewiger Dauer, machen ein Zimmer hell und licht, da die breiten Rahmschenkel hinwegfallen. Auch schliessen sie fester als hölzerne, folglich sparen sie Brennholz. Bei diesen Vorzügen könnten sie aber sicherlich nicht viel höher zu stehen kommen, wenn auf den Eisenhütten vorräthige Modelle jeder Grösse und Form vorhanden wären, wornach im Vorrath bedeutende Quantitäten dieser Fensterrahmen gemacht würden, um Bestellungen von Glasern sogleich begegnen zu können. Was übrigens auch der Mehraufwand seyn möchte, so entschädigt die Dauerhaftigkeit und grössere Bequemlichkeit.“

Ungeheurer Papierbogen.

In einer Sizung der asiatischen Gesellschaft zu London wurde ein Papierbogen vorgelegt, welcher 60 Fuß lang und 25 Fuß breit war; er ist zu Kamaon in Indien gefertigt worden. Ein Hr. Traill theilt nähere Angaben über das Verfahren bei Bereitung des Papieres mit, das auch die besonders in Indien sehr nüzliche Eigenschaft hat, nicht von Insekten angegriffen zu werden. J. B.

Einfaches und leichtes Verfahren der Flachs- und Hanfröstung.

Da die Röstung zum Zwek hat, die schleimige Substanz durch die faulige Gährung zu zerstören und die Trennung der nuzlosen Substanz von der Hede (Fadensubstanz) zu erleichtern, so wird man mittels der von Herrn Scheid-Weiler, Professor der Botanik, angegebenen Vorrichtung diesen Zwek auf die befriedigendste Weise erreichen. Diese besteht in einem sechs Schuh hohen und breiten Kasten, durch dessen Boden ein Loch geht, in welches ein Stopfer gepaßt ist; 5 oder 6 Zoll über dem Boden befindet sich ein durchlöcherter falscher Boden, durch dessen Löcher die Gährungsprodukte entweichen. Auf diesen falschen Boden legt man eine 3 bis 4 Zoll dike Lage Stroh, auf welches der Flachs oder Hanf so gleich wie möglich, und ohne Zwischenräume zwischen den Stengeln zu lassen, gelegt wird, bis der Kasten zu drei Viertheilen voll ist. — Nach dieser Aufschichtung des Flachses wird eine mit der unteren gleich dike Lage Stroh darüber gebreitet.

Hierauf füllt man den Kasten mit Fluß= oder Regenwasser und verschließt ihn mit einem ebenfalls durchlöcherten Dekel.

Je nach der Temperatur und dem Grade der Trokenheit des Flachses läßt man ihn 24 oder 48 Stunden in Mazeration; dann zieht man den Stopfer aus und tritt, wenn das Wasser abgeflossen ist, den Flachs mit Füssen ein. Der so eingetretene und mit Stroh bedekte Flachs wird, je nach der Temperatur der Luft, mehr oder weniger schnell in Gährung übergeben. Das Wichtigste bei diesem Röstverfahren ist, die Gährung so zu leiten, daß die innere Wärme + 30 bis 36 Gr. R. nie übersteigt. Am ersten Tage ist diese Wärme gleich der Lufttemperatur; am andern Tage steigt sie auf + 20 Gr. und würde bis auf + 70 Gr. fortsteigen, wenn man nicht durch Hineinschütten von 12 oder mehr Eimern kalten Wassers, nach der Menge des zu röstenden Flachses, sie mässigen würde. Wenn die Vorrichtung an einem warmen Orte steht und kalte Winde nicht zutreten können, so muß man gewöhnlich zweimal innerhalb 24 Stunden die Temperatur herunterbringen, wo hingegen, wenn es kalt ist, dieß nur einmal zu geschehen braucht. Man muß von Zeit zu Zeit den Anfangs gleich in die Mitte des Haufens gestekten Thermometer beobachten, damit die Wärme ja nicht über + 36 Gr. R. steigt, indem eine Wärme über + 40 Gr. R. sehr nachtheilig auf die Fadensubstanz einwirken würde. Am dritten Tage zieht man einige Stengel aus der Mitte des Haufens heraus, um zu untersuchen, ob die schleimharzige Substanz schon hinlänglich zersezt sey, und ob die Hede sich von den holzigen Theilen schon loszutrennen anfängt.

Um die schleimige Substanz zu entfernen, breitet man auf die obere Strohlage eine 4 bis 5 Zoll dike Lage Holzasche aus und gießt portionenweise und in geringer Menge Wasser darauf; das in der Asche enthaltene Kali führt die schleimige Substanz vollkommen mit fort, ohne die Hede zu beschädigen; nachdem man zulezt noch einige Eimer Wasser darüber geschüttet hat, nimmt man den Flachs aus dem Kasten, wäscht und troknet ihn entweder an der Luft, oder in einem nur sehr schwach geheizten Ofen. Die Anwendung der Holzasche ist gerade nicht absolut nothwendig; aber die Hede wird durch sie sauberer, und man erhält deren mehr und dagegen weniger Werg. Wenn die schleimharzige Substanz beim Durchziehen eines Flachsstengels durch die Finger noch mit grüner Farbe und klebrig erscheint, so ist dieß ein Zeichen, daß die Röstung noch nicht vollendet ist, und man muß den Flachs noch bis zum andern Tage in dem Kasten lassen. — Indem man die Holzasche einen zweiten Tag anwendet, kann man die Röstung beschleunigen. Man kann das ganze Jahr rösten, vorzüglich wenn man Gelegenheit hat, den Flachs in einer Trokenkammer oder im Bak-Ofen zu troknen. Da das Rösten nur 3 bis 4 Tage dauert, so könnten alle Leinbauer eines Ortes bei diesem Verfahren ihren Flachs in derselben Vorrichtung rösten; die schädlichen und ungesunden Folgen des gewöhnlichen Verfahrens wären vermieden; ein einziger Privatmann könnte sich mit der Röstung für eine ganze Gemeinde beschäftigen.

Riesenbau.

Eins der großartigsten Werke der Wasserbaukunst ist vor Kurzem in den Vereinigten Staaten vollendet worden. Es ist dieß die grosse, die ganze Insel Marhattan, auf der Newyork liegt, mit dem ersten Lebensbedürfnisse versehenden Wasserleitung. Seit 7 Jahren hatte man, bei der mit dem Anbau der von Salzwasser umgebenen Stadt immer wachsenden Verschlechterung des Brunnenwassers, unaufhörlich gearbeitet, den 38 englische Meilen von der Stadt sich ergiessenden Crotonfluß über einen Meeresarm herzuleiten. Dieß ist jezt endlich mit einem Aufwande von 12 Millionen Dollars (18 Mill. preuß. Thlr.) gelungen. Jedes Haus wird nunmehr nicht nur alles Wasser zum Trinken, Kochen, Waschen u. s. w. im Ueberflusse erhalten, sondern auch, wie in Philadelphia, mit einer Badestube versehen werden können, mit geringen Kosten für die Bewohner, aber reichlichem Ersaze der allein durch die Stadt für dieses ehrenvolle und nüzliche Unternehmen aufgebrachten Summen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Die Karten.

Das Kartenspiel kam ohne allen Zweifel aus Italien nach Deutschland, wahrscheinlich schon im Jahre 1300 oder doch um 1310 durch Kaiser Heinrich VII. Lanzknechte. Im Jahre 1329 ward diese so verführerische Unterhaltung den Geistlichen männlichen und weiblichen Geschlechts im Würzburger Sprengel streng verboten. Um so auffallender ist es, daß im südlichen Theile unsers Vaterlandes und an den Grenzen der Schweiz die Karten nicht früher als im Jahre 1377 bekannt wurden. Das Spiel scheint aber daselbst einen reissenden Eingang gefunden zu haben. Wenigstens schrieb gleich in diesem Jahre ein Prediger-Mönch, Namens Johann, ein Buch darüber und dagegen.

Was macht Patrik?

fragte ein Irländer einen Bekannten. — Ach, versezte dieser, der arme Teufel war zum Galgen verurtheilt; aber er rettete sein Leben dadurch, daß er im Gefängnisse starb.

Er und sie.

Will er foner, so will sie süß;
Will er Mehl, so will sie Gries;
Will er flöten, will sie singen;
Will er hüpfen, will sie springen;
Will er Butter, will sie Schmalz;
Will er Pfeffer, will sie Salz;
Ist er warm, so ist sie kalt;
Singt er Baß, so singt sie Alt;
Trinkt er Bier, so trinkt sie Wein;
Sagt er Gans, so sagt sie Schwein;
Hat er Kopfweh, hat sie Schnupfen;
Will er streicheln, will sie zupfen;
Will er fahren, will sie gehen;
Will er sizen, will sie stehen;
Sagt er schwarz, so sagt sie weiß;
Ist er lau, so ist sie heiß;
Ißt er Käse, ißt sie Brod;
's ist ein Leben, helfe Gott!

Das Auge.

In den Augen liegt das Herz,
In die Augen mußt du sehen,
Willst die Mädchen du verstehen,
Werben um der Liebe Scherz.

Merke, was das Auge spricht,
In das Auge mußt du fragen,
Was mit Worten sie dir sagen,
Freund, das ist das Rechte nicht.

O es ist ein lieblich Spiel,
Wenn die Augen sich belauschen,
Forschend ihre Blike tauschen,
Keine Rede sagt so viel.

Sonnenlichtes Farbenschein
Kündet sich dir im Juwele,
Farben aus dem Siz der Seele
Zeigt das Auge nur allein.

Wenn es schwärmt und wenn es lacht,
Wenn es schüchtern freundlich bittet,
Liebend strahlt und feingesittet,
O wie schön's die Mädchen macht!

Drum verleze frevelnd nicht,
Schenkt das Auge dir Vertrauen,
Kannst den Himmel ja nicht schauen,
Trüben Thränen dort das Licht.

Mag die Sternwelt untergehn,
Will darüber wenig rechten,
Darf ich nur in stillen Nächten
Liebchens Augensterne seh'n.

Franz v. Kobell.

Bücher - Anzeige.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 18. 3. Mai 1843.

Die Frühlings-Kuren.
Allen Kranken und Leidenden geweiht.

Der Lenz erscheint, und auf den grünen Auen
Erblühet wieder, was erstorben war,
Wie eine neue Schöpfung ist zu schauen,
Die Welt so schön, als ob sie ein Altar!

Im Frühling, wo die ganze Natur ihr Auferstehungsfest feiert, ist auch der Organismus des menschlichen Körpers am Empfänglichsten für die Nachhülfe zu einer förmlichen, wohlthätigen Wiederherstellung.

Hat der starre Winter die Cirkulation des Blutes gestört, gehemmt und so eine Menge von Krankheitsstoffen nach Innen gedrängt, so ruft dagegen der Frübling im Menschen gleichsam neue Reproduktions-Kräfte in die Cirkulation des Blutes, und man darf der Natur jezt oft nur mit zwekmässigen frischen Kräutersäften nachhelfen, um sich wie neugeboren wieder herzustellen.

Einsender Dieses spricht aus eigener Erfahrung und versäumt seither ja gewiß seine Frühlings-Kur nie. Er kennt bereits seit dreissig Jahren einen Kräutersaft, der ihm damals das Leben rettete, wie ihm voraus gesagt worden: „wenn er nur noch das Frühjahr erlebe und dann einen gewissen Kräutersaft trinken könne, welcher Lunge und Leber heilet, auch wohl von diesen gesunden Theilen allen Schleim, alle daran verhärteten Blutfäserchen wegspült, das Geblüt läutert und verdünnt, überhaupt aus dem Körper das Verdorbene von dem Gesunden sondert, Appetit und Schlaf befördert und dem Magen eine verjüngte Stärke zur Verdauung gibt." —

Das Mittel war von einem alten Kloster-Prälaten und könnte wohl hier mitgetheilt werden. Aber wird es auch für alle Krankheits-Zustände helfen? Es mag wohl einzig gut für das Uebel seyn, an dem Einsender litt; jedoch für alle verschiedenen Störungen der menschlichen Gesundheit möchte er's doch nicht als ein Universalmittel zu empfehlen wagen, und weiß dafür etwas viel Besseres anzurathen. Er hat nemlich seitdem ein Buch kennen lernen, welches mehrfache solche Kräuter-Rezepte enthält, und worin für alle und jede im Buche angeführte Krankheit sowohl für Männer als Frauen eine heilsame Kräutersaftbereitung angegeben ist. Daß dieß Buch grossen Werth haben müsse, beweiset der rasche Absaz desselben, und vielleicht schäzt es mancher Hausvater höher, als alle Apotheken. Als sich's auch Einsender verschrieb, erhielt er es bereits in vierter Auflage! — Das Buch ist in jeder Buchhandlung zu haben und führt den Titel:

Dr. Carl Caspari's
Taschenbuch der Frühlings- und Sommer-Kuren
oder
gründliche Anleitung für Jedermann
zur
richtigen Auswahl und zum zwekmässigsten Gebrauche
der Kräuter-Säfte.
Neu bearbeitet
von
Dr. Jul. Ad. Meißner,
Leipzig 1842.
Verlag von Jm. Tr. Wöller.
Preis: 20 gGr. — 25 Ngr. oder 1 fl. 30 kr. rhn.

Wer sich dieses Buch anschafft und — dabei aber auch seine eigene Natür studirt — der hat

damit gleichsam Doktor und Apotheke im Hause und alle durch Kräutersäfte heilbaren Krankheiten bald aus dem Leibe.

Sollte, wie der Herausgeber in der Vorrede sagt, irgend Jemand glauben, daß durch dieses Buch nur die medizinische Pfuscherei wieder mit etwas Neuem bereichert sey, so würde er die gute Absicht des Bearbeiters gänzlich verkennen. Der Herausgeber erklärt sich vielmehr selbst als den größten Feind des Selbstkurirens von Seiten der Laien und sagt, er habe eben deßhalb aus diesem Buche alle Rezepte verbannt, die in den Händen des Nichtarztes mehr schaden, als nüzen könnten; was daher im Buche stehe, sey um so zuverlässiger anwendbar.

Wie von den Kräutersäften, handelt das Buch auch weiter hinten von den Milch-, Molken- und Kaltwasser Kuren, von den natürlichen und künstlichen Gesundbrunnen und Mineralbädern in ganz Deutschland und den angrenzenden Ländern; endlich aber, was noch eine Hauptsache ist, von dem passendsten diätetischen Verhalten in jeder Krankheit vor, während und nach der Kur.

Es hat dem Einsender bereits sehr gute Dienste geleistet, deßhalb wollte er auch Andere damit bekannt machen und es „Jedermann und jeder Frau“ (wie Saphir seinen Bazar) empfehlen.

Einige Worte über Kaltwasser-Kuren im Allgemeinen.

Sollten einige Leser etwa auch wünschen, den Verfasser des so eben empfohlenen Buches selbst ein Paar Worte sprechen zu hören, um beurtheilen zu können, weß Geistes er eigentlich denn sey? so glaubt Einsender zwei Würfe mit Einem Steine zu thun, wenn er nur das Wenige nachschreibt, was der Verfasser von der Kaltwasserkur sagt. Seine Worte sind diese: „Obgleich die Heilkraft des kalten Wassers nicht in unserem Zeitalter zuerst entdekt, sondern von den ältesten Aerzten schon als ein Universalmittel gepriesen und in einzelnen Fällen mit gutem Erfolge angewendet worden ist, so war doch die äusserliche und innerliche Anwendung des kalten Wassers nie so allgemein verbreitet, als es in neuerer und der neuesten Zeit der Fall gewesen ist. — Die frühere allgemeine Verachtung des kalten Wassers mag wohl jedenfalls ihren Hauptgrund darin gehabt haben, daß es eine zu billige Medizin ist, welche von jeher höchstens für arme Leute, die keine theuren Medikamente bezahlen konnten, bestimmt war. In neuerer Zeit aber, als vorzüglich durch die Homöopathie gleichsam eine Revolution unter den Jüngern des Aesculap angefacht wurde, als die Einen sich zu dieser, die Andern zu jener Partei schlugen, da bildete sich, im Süden durch einen gelehrten, wakern Kämpen dazu ermuthigt, im Norden aber von einem einfachschlichten Landmanne belehrt und unterrichtet, eine dritte Partei, welche weder die Fehler der einen sich aneignete, noch das Gute der andern verschmähete. Zu dieser neu entstandenen Parthei bekennen sich die sogenannten Wasserärzte, und das System, welchem sie huldigen, heißt Kaltwasserheilkunst.

Wie aber von jeher schon das Beste sehr häufig gemißbraucht und dadurch in den Augen Einzelner herabgewürdigt worden ist, wie es von jeher Marktschreier gegeben, welche durch ihre Charlatanerie das Heilsamste und Zwekmässigste zu verunstalten und verderben gewußt, so ist es auch leider mit der Heilkunst mit kaltem Wasser geschehen. Denn nicht genug, daß es Aerzte gegeben hat, welche, ohne vorher zu prüfen, in's Blaue hinein kurirten, das Wasser gleichsam vergötterten und in allen nur erdenklichen Fällen als das einzige Lebenselixir anpriesen, zulezt aber ihre Patienten in purem Wasser ersäuften, so haben sich sogar auch Laien für berufen gehalten, den Aerzten ins Handwerk pfuschen zu können, und, ohne alle anatomische und sonstige Kenntniß des menschlichen Körpers denselben in allen Stüken mit dem der zu ihrem Gebrauche dienenden Thiere, z. B. dem Jagdhunde und Pferde u. s. w. verglichen, und — scheinbar — folgerecht von diesen Thieren auf den Menschen geschlossen, indem sie meinen, was ersteren nüze, könne durchaus lezterem, — dem Menschen — nie schädlich seyn! — ? Dadurch ist allerdings in den Augen vieler Gebildeten dem Wasser viel Eintrag geschehen.

Dem sey aber wie ihm wolle, so viel steht fest, daß unmöglich ein so grosser Ruf, eine so allgemeine Verbreitung und so ausgezeichnete Anerkennung, deren sich die Wasserkuren in so kurzer Zeit zu erfreuen gehabt, auf einem leeren Nichts beruhen könne. Unbestritten bleibt daher immer die ungemein wohlthätige Wirkung, welche das kalte Wasser auf den Organismus des menschlichen Körpers ausübt. — Das Wasser ist zwar keine Medizin, aber es steht dem Heilungsprocesse der Natur kräftig zur Seite, und fördert denselben auf alle mögliche Weise. Darum wird das kalte Wasser gewiß seinen einmal gewonnenen Ruf behaupten, mögen auch die noch an dem Alten Hangenden schreien, eifern und geifern, wie sie wollen; nur darf bei seiner Anwendung nicht Maß und Ziel überschritten, und muß bei seinem Gebrauche stets die goldene Mittelstrasse gehalten werden, wenn es die von ihm gehoffte Wirkung zeigen soll. Denn so viel bleibt auch gewiß, daß nicht alle Körper die von Prießnitz angewendeten Parforcekuren, wenn auch der Körper nach und nach daran gewöhnt werden soll, auszuhalten im Stande sind; so viel bleibt aber auch gewiß, daß in sehr vielen Fällen das kalte Wasser mehr schadet als nüzt, ja vielleicht sogar tödtlich wird, und darum nicht anzuwenden ist."

Nach diesem abgelegten Glaubens-Bekenntnisse lehrt der Verfasser dann den rechten Gebrauch des kalten Wassers, wo es anwendbar ist, dabei erzählt er auch folgende Geschichte: „Ein Freund von mir, jezt ein angehender Dreissiger, den seine Geschäfte täglich an's Schreibepult fesseln, litt vor einigen Jahren an Unterleibsbeschwerden, Verstopfung, Appetitlosigkeit u. s. w., woraus sich zulezt vollkommene Hypochondrie bildete, welche ihn bisweilen so einnahm, daß er beinahe menschenscheu alle Gesellschaft floh, zänkisch und überhaupt unverträglich wurde. Troz aller angewandten, künstlichen Heilmittel wurde das Uebel immer schlimmer, so daß ich um sein Leben besorgt war. Hatte ich in Tagen, wo er gesund war, mich mit ihm über den Gebrauch des kalten Wassers unterhalten, so lachte er mich aus und meinte: „Ein gutes Glas Bier gehe ihm über Alles, er hüte sich vor Wasser, wie vor Feuer." Und dem war auch so — wie er mir später eingestanden; denn in früherer Zeit hat er keinen Tropfen Wasser getrunken. — Jezt aber, als er sich nicht mehr zu helfen wußte, griff er auf mein dringendes Anrathen nach dem von ihm früher so sehr verachteten und verspotteten Wasser. Er trank nun täglich troz des Widerwillens — so oft sich ihm Gelegenheit darbot, wusch täglich den ganzen Körper, vorzüglich den Unterleib, mit kaltem Wasser, sezte standhaft diese Kur fort, und nach Verlauf eines halben Jahres verloren sich die Unterleibsbeschwerden, es stellte sich ein starker Appetit ein und jezt, indem er noch immer fortfährt, kaltes Wasser zu trinken, und sich den ganzen Körper mit kaltem Wasser zu waschen, haben ihn Unterleibsbeschwerden und Hypochondrie gänzlich verlassen. — Und so könnte ich noch unzählige Fälle aus meiner Praxis anführen, in denen sich die Heilkraft des kalten Wassers auf bewunderungswürdige Weise hülfreich erwiesen hat, wenn es dem mir vorgesteckten Ziele bei Bearbeitung dieses Buches nicht zuwiderliefe."

Eben so könnte Einsender noch gar viel Schönes aus diesem Buche herausschreiben, wenn diese Weitläufigkeit dem Raume dieses Blattes nicht zuwiderliefe. Nur, ehe er die Feder weg legt, noch ein Lebehoch der Kräuterkur!!

Monatskalender für den Hopfenbau.

(Nach Gruner.)

Januar. Die Hopfenstangen werden wieder frisch zugespizt, die ganz kurzen und unbrauchbaren mit neuen ersezt. Bei offner Witterung sind die Hopfen-Anlagen abzuräumen und das Land umzugraben, welches zwar im Spätherbst hätte geschehen sollen. Auch wird der erforderliche Dünger jezt angefahren, weil in den folgenden Monaten zu dieser Arbeit die Zeit mangeln würde.

Februar. Ausser den im vorigen Monate schon angegebenen Arbeiten fängt man an, den Hopfengarten zu graben, und wenn die Witterung günstig ist, die alten Stöke zu beschneiden und somit zu verjüngen.

März. Jezt können neue Hopfenanlagen mit Vortheil gemacht werden, jedoch muß der Boden hiezu schon im vorigen Herbst zugerichtet und auch die Löcher gemacht worden seyn. Jedoch kann man mit der Pflanzung selbst noch bis zum folgenden Monat warten, vorzüglich wenn die Witterung noch nicht recht günstig seyn sollte. Eine schmuzig weisse oder bräunliche Raupe, die Hopfeneule, Hopfenvogel, Phal. Noct. Humuli, welche stets in der Erde lebt, thut den Hopfen-Anlagen beträchtlichen Schaden, indem sie die Wurzeln des Hopfens anfrißt. Auf diese ist beim Behaken des Hopfens besonders Acht zu haben.

April. Sobald trokene Witterung einfällt, muß man die im vorigen Jahre um die Hopfen-Stöke angehäufte Erde wegbringen, die untere Erde behutsam auflokern und die verkürzten vorjährigen Ranken ausschneiden, auch alle dießjährigen schwachen Keim wegnehmen, und etwa nur 5 oder 4 der stärksten Fechser geben lassen. Bei dieser Gelegenheit wird jede Hopfenpflanze, bevor sie wieder mit Erde bedekt wird, mit Mist belegt. Ausgegangene und verdorbene Hopfenstöke werden ausgegraben und neue kräftige Keime eingelegt. Bis zu Ende dieses Monats kann man in ein vorher wohlzubereitetes fettes Land noch neue Hopfenanlagen machen. Sollten die Hopfenstöke bei warmer Frühlingswitterung zu Ende des Monats schon stark treiben, so sind die Stangen sogleich beizustekken, und die Ranken an dieselben zu binden, damit sie nicht an der Erde einkriechen.

Mai. Bald zu Anfang dieses Monats muß man alle Hopfenstöke durchgehen, die überflüssigen jungen schwachen Sprößlinge abschneiden, damit die Hauptranken desto stärker werden und mithin die Ernte auch reichlicher ausfalle. Sind im vorigen Monate die zum Anbinden des Hopfens benöthigten Stangen nicht schon beigestekt worden, so muß dieß nun unverzüglich geschehen. Sie dürfen aber nicht zu nahe an die Pflanzen kommen, sondern wenigstens einen halben Fuß davon entfernt. Sobald die jungen Ranken eine Handbreit hoch gewachsen sind, müssen diese an die Stangen geleitet und mit Stroh behutsam angebunden werden. Die Mittagstunden eignen sich hiezu am Besten, indem die Keime nicht so saftvoll als Früh und Nachmittags sind, und mithin nicht so leicht abbrechen. Bei neuen Hopfenanlagen darf das Ausschneiden der jungen und schwächsten Ranken mehrmals unternommen werden.

Juni. Die Arbeiten im Hopfengarten beschränken sich mehrentheils auf das Anbinden der Hauptranken, und das Beschneiden der überflüssigen Zweige.

Juli. Ausser der Fortsezung der Arbeiten des vorigen Monats muß der Hopfen, sobald er abgeblühet hat, abgeblattet und verkürzt werden. Auch hat man dahin zu sehen: daß die Hopfen-Stangen, welche zu loker steken, behutsam wieder angedrükt werden.

August. In der ersten Hälfte dieses Monats wird das Verkürzen und Abblatten fortgesezt. In der andern Hälfte des Augusts hat man genau Acht zu haben; wenn die grünlich gelben Hopfenköpfe eine gelbe Farbe annehmen, und wenn der gelbe Staub zwischen den Schuppen sichtbar wird, so muß Anstalt zur Ernte gemacht werden.

September. Die volle Hopfen-Ernte ist bei trokner und heitrer Witterung zu beschleunigen, damit der reife Hopfen nicht vor dem Aufbewahren verderbe. Nachdem der Hopfen gehörig ausgetroknet ist, wird er in die Fässer oder Kisten eingeschlagen und im Troknen aufbewahrt.

Oktober. Sollte der Hopfen im vorigen Monate wegen Mangel an völliger Reife noch nicht eingeerntet worden seyn, so wird es bestimmt zu Anfange dieses Monats geschehen können. Sobald die Hopfenköpfe gehörig getroknet haben, werden diese in hölzerne Fässer oder Kisten dicht eingepreßt, damit die Luft nicht dazu kann. Die Hopfenstöke werden behakt und mit Erde bedekt. Auch kann man jezt düngen, welches ihm sehr wohl bekommt.

November. Ist man mit dem Behaken des Hopfens im vorigen Monate nicht fertig geworden, so wird dieß Geschäft in diesem Monate fortgesezt. Der Hopfen wird nun bedekt. Hat man die Absicht, eine neue Hopfenanlage zu machen, so muß der Boden hiezu zum Zweitenmal umgraben und der Dünger untergebracht werden.

Dezember. Ist die Erde noch offen, so können die alten Hopfenanlagen geräumt, auch Anstalten zur Anlegung neuer Anlagen gemacht werden. Die benöthigten Hopfenstangen werden besorgt.

Ein neues Frühstük für Kinder!

Vielleicht wird dieser Gegenstand beim ersten Anblike Manchem geringfügig oder gar lächerlich scheinen, und dennoch sind Eltern oft in Verlegenheit, wenn sie ihren Kindern ein unschädliches, und angenehm schmekendes Früh- und Vespermahl wählen sollen. — Ohne daher in die Vor- und Nachtheile einzugehen, welche die Milch, der Gersten- und Mocca-Kaffee, der Holländer- und Himmelbrandthee, die Chocolade und der Caraccas die Cacaobohnen und Schalen, oder die Fleisch-Suppe u. a. m. den verschiedenartigen Kindernaturen gewähren, kann man folgendem Blütenthee seine Anerkennung nicht versagen, welcher hier beinahe gar nicht zu diesem Zweke bekannt ist, wiewohl diese Pflanze im April und Mai in Menge überall frei wächst, und von Jedermann leicht gesammelt und fürs ganze Jahr und auch länger aufbewahrt werden kann. Es ist dieß der Schlüsselblumthee, der durch seinen lieblichen honigartigen Geruch und Geschmak in den gemässigten Ländern der nördlichen Hemisphäre, wo er zu Hause ist, als angenehmes unschädliches und wohlfeiles Frühstük für Kinder, Kranke, und schwächliche Menschen schon lange gebraucht wird.

Die gemeine Frühlingsschlüsselblume, die Primel, der Himmelsschlüssel (Primula veris L.) ist eine ausdauernde Pflanze, die im April und Mai häufig auf etwas trokenen, schattigen, besonders gebirgigen und waldigen Wiesen wächst, und auch an niedrigen feuchten Orten, an Bächen vorkömmt, wo sie durch ihre einblätterige, walzige, fünftheilige, schwefelgelbe, nach Honig duftende Blütenkrone einen lieblichen Eindruk hervorbringt. — Da hier nicht von dem Kraut und noch weniger von der Wurzel die Rede ist, welche durch ihr Aroma, Bitterstoffgehalt und andere Bestandtheile medizinische Eigenschaften besizen, wodurch sie längst als Arzneimittel gebraucht wurden, sondern blos von den Blumen, die durch ihren Honiggehalt diätetische Wirksamkeit haben, so dürfen blos diese zu dem genannten Zweke gesammelt werden.

Zu diesem Ende müssen sie daher, wenn sie die schöne Farbe und das angenehme Aroma behalten sollen, von ihren Kelchen abgelöset, und da der Geruch durchs Troknen größtentheils verloren geht, schnell im Schatten getroknet, und dem Lichte entzogen, am Besten in einem mit schwarzem Papier umwikelten wohlverschlossenem Glase aufbewahrt werden, damit sie nicht Feuchtigkeit an sich ziehen, wodurch sie schimmlich und grün werden. Von dieser Manipulation hängt ihre Güte ab, indem sie dann Jahre lang aufbewahrt werden können. Wer sie nicht selbst sammeln will, kann sie durch den Dürrkräutler leicht beziehen, wenn er sie eigens auf die oben angegebene Weise bestellt.

Soll dieser Thee angenehm seyn, so darf man nur äusserst wenig, beiläufig 1 Kaffeelöffel auf 6 Maß nehmen, worauf man siedendes Wasser gießt, und den Topf wohl zugedekt einige Minuten stehen läßt, um dessen Inhalt dann zu seihen, und mit Milch und Zuker zu geniessen.

Durch Gährung und Zukersaft und Citronen kann man aus diesen Blumen auch einen angenehmen Wein, den sogenannten Schlüsselblumwein bereiten.

Dr. J. v. H.

Ein Gespräch zwischen zwei guten Freunden, pädagogischen Inhaltes.

Freund X. Lieber Freund, ich war unlängst in einer Gesellschaft, wo Jemand über Kinder- und Jugend-Erziehung ungefähr und beiläufig folgende Meinung aufstellte: „Einen andern Unterricht müssen Kinder aus den höhern Ständen, und einen andern Kinder aus den geringern Ständen erhalten; ganz anders müssen Jünglinge und Jungfrauen aus den höhern Ständen, und wieder anders Söhne und Töchter aus den niedern Ständen unterrichtet werden; eine andere Aufklärung muß der gesittete oder höhere Stand, und eine andere der geringere

Stand erhalten. Jedes Alter und jeder Stand muß seine eigene Moral und seine eigene Philosophie haben.“ Was denken Sie von dieser Meinung?

Freund K. Ich fühle mich weder berufen, noch weniger befähiget, hierüber ein Urtheil fällen zu dürfen, und fällen zu können; — doch bin ich der unmaßgeblichen Ansicht, aber weit davon entfernt, Kopfhänger, oder Fanatiker, — oder gar Frömmler, Gleißner, und Heuchler ꝛc. bilden zu wollen, Ihnen hier aus der 82ten Seite der Piece v. J. 1828: „Ueber das gegenwärtige Schiksal der Oekonomie-Pfarrer in Bayern“, folgendes, und wie mir gedünket, für jeden, besonders aber für den höhern Stand, — und für jedes Alter Anpassendes, mittheilen zu dürfen: „Unser Zeitalter leidet bekanntlich noch an einer andern (moralischen) Krankheit. Soll diese nicht noch mehr um sich greifen, und den Völkern Europas allgemeines Verderben bringen, so ist es hohe Zeit, daß man im Ernste dagegen die nöthigen Maßregeln ergreife. Da gibt es aber nur ein Radikalmittel: Daß man nemlich zur göttlichen Religion Jesu Christi und seiner Kirche zurükkehrt, und durch Verbreitung wahrer Religiosität in ihrem Sinne und Geiste die Wunden zu heilen sucht, welche durch die Abirrung von derselben der menschlichen Gesellschaft geschlagen wurden ꝛc.“

Freund T. Wie mir scheint, — so haben Sie, l. F., vollkommen recht. — Aber was halten Sie von unsern heutigen, von Einigen so betitelt selbstmörderischen Tänzen?

Freund K. Man gebe den priviligirten Lehrern öffentlicher Volks- und Tanzschulen die strengste — Weisung, die so betitelt selbstmörderischen Tänze nicht mehr zeigen und lehren zu dürfen, — und das Uebel ist alsdann von selbst, und von der Wurzel aus, gehoben. Nun wage ich auch eine Frage an Sie: Haben Sie niemals „Theophrasts Sitten-Gemählde ꝛc.“ für höhere Lehranstalten bearbeitet, und herausgegeben i. J. 1791 von J. J. H. Nast, gelesen; und was halten Sie von dem Einflusse des Theaters auf Kinder- und Jugend-Erziehung?

Freund T. Das in Frage gestellte Werk ist mir ganz unbekannt; — dagegen kenne ich: „Seneca, von der Ruhe des Geistes ꝛc. ꝛc. und den nemlichen Seneca über das glükliche Leben ꝛc.“ aus den Jahren 1790 et 1791 von C. P. Conz. — Was aber den von Ihnen, l. F., gemeinten Theater-Einfluß betrifft, so wollen wir hierüber praktische Pädagogen um ihren Beirath bitten, — und damit unser Gespräch beschliessen. —

Vorfenster.

Es dürfte Vielen wissenswerth seyn, wie groß der Wärmeverlust ist, welcher in einem geheizten Zimmer durch die Abkühlung der Fenster täglich Statt findet, und Mancher, wir zweifeln nicht, wird sich dadurch aufgefordert finden, Vorfenster machen zu lassen, da er diesen Wärmeverlust durch eine solche Vorkehrung auf die Hälfte vermindert und ausserdem noch das Angenehme hat, daß sich weniger Eis während der Nachtzeit an die Fenster anlegt.

Je wärmer ein Zimmer erhalten wird und je kälter es im Freien ist, desto grösser ist, wie sich von selbst versteht, der Wärmeverlust, und so steht er denn im Verhältniß des Unterschieds zwischen der Temperatur des Zimmers und der im Freien. Durchschnittlich kann man diesen Unterschied während der Winterszeit auf 16 Gr. R. annehmen. Die Glasfläche eines Fensters kann zu 12 Quadratfuß angenommen werden. Durch diese Glasfläche geht nun bei 16 Gr. Temperaturunterschied während 12 Stunden so viel Wärme verloren, daß 60 Pfund eiskaltes Wasser damit zum Kochen gebracht werden könnten. Nun würden, dieses Quantum Wasser zum Kochen zu bringen, 4 Pfund Holz erforderlich seyn und so groß ist also der Wärmeverlust anzuschlagen. Wenige Familien werden sich während des Winters unter weniger als den Bereich von 5 Fenstern zurükziehen können, und es müssen daher auf eine Familie wenigstens 20 Pfund Holz täglich gerechnet werden, welche durch Abkühlung der Fenster verloren gehen. Sind Vorfenster angebracht, so vermindert sich dieser Holzaufwand um 10 Pfund täglich, wodurch

in drei Monaten ein Viertel Maß Holz erspart ist.

Rechtes Wunder.

Ein französisches Blatt berichtet, daß zu Anfang dieses Jahres in einem Dorf der Bretagne ein Vorfall Statt fand, welcher die betrübendsten Folgen hätte haben können. Der Ortsgeistliche wurde zu einem Todtkranken gerufen und begann, nachdem er ihm die Oelung gegeben, die Gebete dem Sterbenden vorzulesen. Das Krankenzimmer war so groß, und der Kranke fand unter seinen Mitbürgern so viele fromme Theilnahme, daß dreihundert Gläubige der ergreifenden Handlung beiwohnten. Plözlich hörten die aussen Stehenden ein furchtbares Krachen und sahen eine Staubwolke zu den offenen Fenstern herausdringen. Voll Entsezen ergriffen sie die Flucht. Die Beherzteren kehrten nach einiger Zeit zurük, schauten vorsichtig hinein und vernahmen aus der Tiefe den Ruf: „Leitern!“ Der Fußboden, welcher die Deke eines Balkenkellers bildete, war unter dem Gewicht der Andächtigen eingesunken, aber so gleichmässig, daß keiner auch nur eine Quetschung davon getragen hatte. Bei dem Kranken aber hatte der Schrek eine solche Krisis herbeigeführt, daß er in wenigen Tagen genaß.

Reinlichkeit im Milchwesen macht reich.

Ein Schweizer hatte in der Nähe von London eine Milchwirthschaft. Er machte viel Aufsehen durch den ganz vorzüglichen Geschmak der Milch seiner Kühe und bekam deßhalb solchen Zuspruch, daß es ihm unmöglich war, selbst zu den höchsten Preisen die viele Nachfrage zu befriedigen. Er zog grosse Verwunderung auf sich, weil es Niemand begriff, warum seine Milch so ausgezeichnet wohlschmekend war, ohne ihm sein Geheimniß zu entloken. Erst als er grossen Reichthum erlangt hatte, veröffentlichte er sein Verfahren, bei welchem die ängstliche Reinlichkeit jeder erdenklichen Art, vor Allem aber der beständige Luftwechsel im Stalle und allen Lokalitäten die Hauptsache war.

Ob dieser Schweizer wohl viel Nachahmer finden wird?

Das größte Branntweinhaus.

St. Petersburg, Rußlands Hauptstadt, ist ohne Zweifel die größte Branntweintrinkerin. Ihr Brannt-Weinschank ist wie der aller russischen Städte verpachtet und die Pachtsumme beträgt jährlich 7 Mill. Rubel. Gewöhnlich hat diesen Pacht ein reicher russischer Kaufmann übernommen, welcher blos zur Bewachung St. Petersburgs gegen Einschmuggeln von Branntwein eine kleine Armee von 2000 Leuten in seinem Solde hat. An Gehalten zahlt derselbe jährlich 1,200,000 Rubel; die blosse Fortschaffung des Branntweins in den Strassen St. Petersburgs aus den Niederlagen in die Trinkhäuser kostet ihm 200,000 Rubel und die Ausgabe für Pfropfe, Siegellak und Etiketten beträgt 70,000 Rubel.

Getreideregen.

Bei der lezten Versammlung der brittischen Naturforscher wurde ein Brief aus Ostindien mitgetheilt, der einen höchst merkwürdigen Getreideregen beschrieb, der im vorigen März bei Naschket, in der Präsidentschaft Bombay, fiel, und zwar bei einem der Gewitter, welche dort in jenem Monate häufig vorkommen. Dieser Regen fiel nicht blos in der Stadt, sondern auch in einem ansehnlichen Umkreise, und das Getreide war von einer den Eingebornen ganz unbekannten Art. Ein ähnlicher, noch merkwürdigerer Vorfall, der lange bezweifelt wurde, ereignete sich vor 70 bis 90 Jahren in dem Bezirke Madras, als Major Herriott einen Regen von Fischen beobachtete, die einem eben marschirenden Bataillone auf die Köpfe fielen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Zu einem Manne, welcher nicht sehr glüklich mit seiner Frau lebte, sagte das Dienstmädchen, daß sie ihrer Herrin aufkündigen werde, da sie ihr Schelten vom Morgen bis zum Abend nicht länger aushalte. »Glükliches Mädchen«, sagte der Mann, »ich wollte, ich könnte ihr auch aufkündigen.«

Die Waise.

»Mein Kind, mein Kind! was machst du hier
»In nebelkühler finstrer Nacht?«
»»Ich such' die arme Mutter hier,
»»Die man in dieses Grab gebracht.««

»Komm Kind, ich bin die Mutter dir
»Laß' ab, laß' von dem Schmerze ab.
»Laß sie, die Arme ruhen hier
»Und gönne ihr die Ruh im Grab!«

Das Kind ging traurig mit nach Haus;
Doch blieb sein Sinn, sein Herz zurük.
»Ich arme Waise!« rief es aus,
»Dahin, ach, hin ist all mein Glük.«

Man tröstete das arme Kind,
Man wohl auf solches Obacht gab.
Doch eh' acht Tag vergangen sind,
Fand man es wieder auf dem Grab.

Als man es da von Weitem sah
Zankt man, weil es entflohen war.
So schmolend kam man näher, da
Bemerkte man, es sey schon starr.

Johannes Greger.

Bitte.

Unterzeichneter gedenkt, für 1844 ein »Schmetterlings-Album«, dessen Tendenz besonders der belletristische Theil der Schmetterlingskunde seyn soll, herauszugeben. Ich bitte daher alle Freunde der Falter so wie der Poesie, mir gefällige Beiträge, als Novellen, die in dieses Fach einschlagen, Züge aus dem Leben berühmter Lepitopterologen, Gedichte, 2c., längstens bis lezten Juli dieses Jahres unter meiner Adresse portofrei nach Salzburg zu senden.

Salzburg, im April 1843.

Ignaz Zwanziger.

Erfreuliche Nachricht für Blumenfreunde.

Wir sind schon oft gefragt worden um den besten Unterricht zur Blumenzucht und haben immer ein Buch genannt, dessen Vorzug dann auch allgemein anerkannt wurde, was sich am Besten durch die rasch gefolgten mehreren Auflagen beweiset, und wovon so eben abermal eine neue Auflage bei Wöller in Leipzig unter folgendem Titel erschienen ist:

Heinrich Gruner's
praktischer
Blumengärtner.
Ein Handbuch
für
Gärtner, Gartenbesizer und überhaupt Alle,
welche die beliebtesten und schönsten Blumen und Zierpflanzen sowohl im Freien, als auch in Gewächshäusern und Zimmern vortheilhaft pflanzen, und auf die beste Weise kultiviren wollen.
Mit einem Blumengarten-Kalender und deutschem und lateinischem Register.
Vierte Auflage,
mit Berüksichtigung der Erfahrung einer
vierzigjährigen Praxis
des Verfassers
durchaus umgearbeitet
von
Carl Friedrich Förster,
Kunstgärtner in Leipzig, korresp. Mitglied des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues 2c. zu Berlin, der pomologischen Gesellschaft zu Altenburg 2c. 2c.

Preis: $1\frac{1}{2}$ Thlr. oder 2 fl. 42 kr. rhn.

Der Umarbeiter sagt: »Da durch die ungemein grosse Nachfrage namentlich im verflossenen Jahre der Vorrath so schnell vergriffen ward, daß gerade beim Beginn des bevorstehenden Frühjahres das Buch gänzlich gefehlt haben würde, wenn nicht mit aller Schnelligkeit eine neue Auflage sofort hergestellt werden konnte, so übernahm ich, da es dem Verfasser unmöglich war, die Bearbeitung selbst zu besorgen und sein hiezu wieder aufs Neue gesammeltes und durchaus auf's Praktische beruhende, sehr schäzenswerthe Material selbst zu ordnen und zu bearbeiten, mit Freuden den ehrenvollen Auftrag zur Besorgung dieser neuen Auflage.“ Sie hat sich bedeutend umgestaltet, da seit den vorigen Auflagen die neuesten Entdekungen der Wissenschaft und Kunst Manches hervorgerufen, was früher noch nicht berüksichtiget war.« —

Wie nun diese neue Auflage jezt vor uns liegt, läßt sie keinen Wunsch mehr unbefriedigt, so daß wir sie allen Blumenfreunden als ganz vorzüglich ausgezeichnet empfehlen können.

(Ist in allen Buchhandlungen zu haben.)

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 19. 10. Mai 1843.

Inhalt: Fortsezung und Schluß vom Flachsbaue. — Ansichten. — Die neue Flugmaschine des Herrn Henson in England. — De Keyser. — Fragen.

Fortsezung und Schluß vom Flachsbaue.

(Seite 97.)

Jäten.

Die erste Arbeit beim Flachse ist das Jäten oder Ausreissen des Unkrautes. Es muß dieses bei trokener Witterung geschehen. Die sonstige Zeit des Jätens ist, wenn der Flachs 3 Zoll hoch ist, und man muß sich beeilen, damit fertig zu werden, ehe er zu einer Höhe von 6 Zoll kömmt, denn, wenn er zu hoch wird, und es wird das Unkraut aus seiner Nähe gerissen, wodurch natürlich auch seine Wurzeln erschüttert werden, so fällt er gern um, und steht nicht leicht wieder auf. Da nun, wie bereits erwähnt, bei schöner Witterung der Flachs ungemein schnell wächst, so muß man sich mit dieser Arbeit des Jätens sehr beeilen, und es soll da Alles, was Hände hat, zugreifen. Dennoch wird aber diese Arbeit, weil sie langweilig ist und sonst keine körperliche Kraft erfordert, gewöhnlich nur dem weiblichen Geschlechte überlassen. Zu sorgen ist beim Jäten, daß da kein Flachsstengel zertreten oder niedergedrükt werde. Es wäre daher allen Flachsjätern zu rathen, sich einer Bank mit 2 Füssen, wovon jeder in einer andern Furche steht, zu bedienen, da könnten die Jätenden ihren Körper auf diese Bank stüzen, und so mit Leichtigkeit dem Unkraut nachspüren, und ohne auch nur Eine Pflanze zu beschädigen, dasselbe ausrauffen. Das Jäten überhaupt ist eine äusserst nothwendige Arbeit, denn das Unkraut würde, wo nicht den Flachs ganz überwachsen und verdrängen, doch mindestens demselben grossen Schaden bringen. —

Flachsrauffen.

Unter Flachsrauffen, welches hierorts Flachsfangen genannt wird, versteht man das Ausreissen des Flachses mit sammt der Wurzel aus der Erde, indem man den Flachs mit der Hand oben angreifet und dabei das Unkraut möglichst ausscheidet. Es hat dieß dann zu geschehen, wenn der Flachs ausgewachsen ist und die Knoten reif werden. Wird das Laub gelb an den Stengeln, verdorret es und fällt es von unten auf ab, werden die Knoten bräunlich oder gelb, so ist es Zeit zum Rauffen, und es darf nicht so lange gewartet werden, bis die Stengel entweder ganz oder zum Theile abgestorben und dürre sind, sie müssen vielmehr zur Zeit des Rauffens noch etwas Saft haben. Auf diese Art läßt sich am Ersten ein sogenannter zweiwüchsiger Flachs (d. i. solcher, wovon ein Theil früher, der andere später reif wird) in Gleichheit bringen; ist aber beim Rauffen ein Theil der Stengel schon ganz ohne Saft und dürre, so bewirkt diese Ungleichheit, daß der Flachs auf der Reze nicht gut ausfallen kann. — Von der Blütezeit bis zum Rauffen vergeht nicht viele Zeit, denn kaum gibt es eine Feldfrucht, die mit Hervorbringung ihres Samens so eilet als der Lein; gewöhnlich werden die Knoten wenige Wochen nach dem Blühen schon reif. — Weil das Flachsrauffen nur bei trokener Witterung geschehen kann, und aber der Flachs leicht Schaden leidet, wenn er über die Zeit im Aker stehen bleibt, so hat der Flachsbauer Sorge zu tragen, zum Rauffen viele Leute zusammen zu bekommen, damit diese Arbeit bald geendiget werde. — Nach dem Rauffen kann man den Flachs auf eine doppelte Art behandeln. Entweder der ausgeraufte Flachs wird in Bündeln (hier Buschen — Bossen genannt) gebunden und nach Hause geführt, oder man streuet denselben auf den nemlichen Aker, woher er genommen wurde, wenn dieser von Unkraut frei ist, im entgegengesezten Falle auf einen andern leeren Aker, schwa-

benweise aber dünn aus und läßt ihn troknen. Ist er auf der Einen Seite troken, so wird er auf die Andere gewendet, damit er so überall gleichartig austrokne und abdorre, der Leinsame so die noch übrige Feuchtigkeit des Stengels an sich ziehe, auf diese Art reifer und vollkommener werde, und der Flachs auf der Reze eher und gleichförmiger reife. Diese leztere Behandlungsart des Flachses wäre unstreitig vorzuziehen, weil in diesem Falle die fernere Bearbeitung des Rüffelns und Rezens ohne Nachtheil weiter hinausgeschoben werden kann; allein es gehört dazu eine günstige trokene Witterung, denn fällt nasse Witterung ein und hält sie an, so werden die Knoten schlizig und fallen ab, und der Flachs wird unten faul und schwarz. —

Flachsrüffeln.

Wird der Flachs unmittelbar nach dem Rauffen nach Hause geführt, so muß er gleich gerüffelt werden, denn er wird bald warm, und könnte in Buschen leicht verbrennen und verderben, besonders wenn er etwas feucht ist oder viel Unkraut enthält. Der aber auf dem Aker liegen gebliebene geraufte Flachs wird erst, wenn er troken ist, zum Rüffeln nach Hause geführt. Man versteht unter **Rüffeln** das Abreissen der Knoten — hier Bohlen genannt — einerseits, anderseits das Entfernen der längeren Wurzel, der daran klebenden Erde, und des etwaigen Unkrautes. Man bedient sich dazu hierorts des sogenannten Rüffeleisens, welches aus einer eisernen Stange, 1 — 1½ Schuh lang besteht; an dieser Stange sind nach aufwärts mehrere eiserne Zähne angebracht, die circa ein Viertel Zoll von einander abstehen, unten aber 2 Zähne, die in irgend ein befestigtes Holz eingeschlagen werden. Mit Ausnahme der 2 nach unten stehenden Zähne sieht das Ganze einem Kamme sehr ähnlich. Durch dieses Rüffeleisen wird der Flachs, den man an der Wurzelseite in den Händen hat, so lange durchgezogen, bis alle Knoten abgerissen sind; dann nimmt man die Knotenseite in die Hand, und verfährt auf die nemliche Weise, bis alle daran klebende Erde, Unkraut und auch das etwaige Laub davon entfernt ist. — Anstatt den Flachs zu rüffeln, dreschen ihn Manche, allein es ist dieß durchaus nicht zu billigen und vielseitig nachtheilig. Denn beim Dreschen werden die oben liegenden Flachsstengel zu sehr zerschlagen, und bei der Reze viel eher zeitig als die untern, das Unkraut wird nicht entfernt, und die Stengel werden leicht in Unordnung gebracht. — Die von den Stengeln entfernten Bohlen werden nun gereiniget, und auf den Boden gegeben, damit sie troken werden, dürfen aber nicht dicht auf einander geschichtet, und müssen öfters umgerührt werden, bis sie vollkommen troken sind; dann werden sie gedroschen und der Lein gesammelt und gereiniget. Die Flachsstengel aber werden nach dem Rüffeln buschenweise gebunden, und auf die Stauche (hier Reze genannt) gebracht.

Flachsreze.

Man kann den Flachs auf eine doppelte Art rezen, entweder im Wasser oder auf dem Felde. — Die Wasserreze besteht darin, daß der gerüffelte Flachs in Wassergruben gelegt wird, worin das Wasser beständig zu- und abfließt. Dabei aber wird erfordert:

1) Daß das Wasser weich, 2) der Flachs vollkommen dürre sey, daher er früher vor Thau und Regen zu bewahren ist, und 3) daß der Flachs in kleine, lokere Bändchen gebunden werde, ungefähr daß man sie mit der Hand fassen kann, und daß dann diese kleineren Bündchen in größere Bünde zusammengebracht werden. Diese Art Flachs-Reze ist hierorts nicht üblich, verdient aber besonders zum Fein- und Geschmeidigmachen der Flachs-Haare volle Empfehlung für jene Gegenden, wo weiches Wasser vorhanden ist. — Die andere Gattung Reze ist die Feldreze und hier allein im allgemeinen Gebrauche. Diese geschieht auf folgende Weise:

Der sowohl grün als dürre gerüffelte Flachs wird auf dem Felde reihenweise ausgebreitet, und dieß zwar sehr dünn, daß die Stengel wohl dicht neben einander aber nicht über einander zu liegen kommen. Bringt man dürre gerüffelten Flachs auf die Reze, so ist es gut, wenn regnerische

Witterung ist, damit die dürren Stengel, die leicht vom Winde verwehet werden könnten, vom Regen niedergedrükt und an dem Boden gehalten werden. Bringt man aber grün gerüffelten Flachs dahin, so muß dieses in trokener und schöner Witterung geschehen, damit die Sonne denselben gleich austrokne. — Was das Feld anbelangt, auf dem der Flachs zur Reze ausgebreitet wird, so sind Wiesen und noch besser Grasplaͤze, wo dikes Gras gewachsen ist, oder abgefechsete Aeker mit zurükgebliebenen Stoppeln dazu am tauglichsten, weil der Flachs auf solchen Pläzen mehr gegen das Verweben des Windes geschüzet ist, und im Falle eines Regens leichter austroknen wird, indem seiner hohlen Lage wegen die Luft ihn mehr durchstreichen kann. —

Um einzusehen, was mit dem Flachse bei der Reze vorgeht, und wenn er gut werden soll, vorgehen muß, sind die Bestandtheile eines Flachs-Stengels in nähere Betrachtung zu ziehen. Den Flachsstengel umgibt von aussen ein fast unbemerkbares feines Häutchen, was sich in der Reze in einen feinen schwarzen Staub verwandelt, der die Arbeiter beim Brecheln und Hecheln so sehr belästiget, und Mund, Nasenlöcher und Augen schwärzlich färbet. Innerhalb dieses unmerklichen Häutchens sind dann die Flachshaare, diese bast-artigen Fasern, die in der Reze eben geschmeidig und fein gemacht werden sollen. Das Innere des Flachs-Stengels ist holzigt, und dienet durch die Steifheit zur Aufrechthaltung des Flachses während seines Wachsthums. In der Reze nun soll dieser innere holzigte Kern mürbe gemacht werden, auf daß er beim Brecheln leicht sich zerstükle. Die Blätter an einer Flachsstaude dienen, wie bei andern Pflanzen zur Zubereitung und Verdauung des Nahrungssaftes. Verwelken diese Blätter und fallen sie ab, so hört das weitere Wachsthum der Pflanze auf. Man kann daher eine Flachsstaude einen kleinen Baum nennen, wobei der holzigte Theil den eigentlichen Stamm und die Haare die Rinde des Baumes ausmachen. — Das Rezen hat also zum Zweke, daß sich die Flachshaare sowohl unter einander als auch vom holzigten Stamme ablösen, und daß, indeß die haarigten und faserigen Theile ihrer Festigkeit wegen unangegriffen bleiben, die übrigen Bestandtheile der Flachsstaude vermög einer gemässigten Faulung mürbe gemacht und aufgelöset werden. Es ist daher leicht zu errathen, daß warmer Sonnenschein und warmer Regen abwechselnd diesen Faulungsprozeß am Leichtesten und Geschwindesten vollbringen, was gewöhnlich in 3 — 4 Wochen geschieht. Herrscht aber lange Trokenheit, oder tritt kalter Regen oder kalte Witterung ein, so werden oft 6 — 8 Wochen zur Vollbringung der Reze erfordert. Uebrigens kann der Flachs, wenn nicht besonders kalte ungünstige Witterung eintritt, bei einer längeren Reze eben so gut werden, als bei einer geschwinderen. — Der Flachs darf nicht zu lange und nicht zu kurze Zeit auf der Reze bleiben. Wenige Tage zu viel oder zu wenig, schaden demselben ungemein. Um aber zu wissen, ob der Flachs hinlänglich gerezt sey, muß man mit einem kleinen Büschchen erst vorläufig eine Probe machen. Man nimmt nemlich ein Büschchen Flachs vom Rezfelde zur Zeit des Sonnenscheins aber doch bei trokener Witterung; wäre aber das Büschchen nur in etwas feucht, so müßte es in der Luft oder Sonne gehörig getroknet werden; das ganz getroknete Büschchen wird auf eine mässig warme Ofenplatte, oder in einen Bakofen, woraus eine Stunde vorher das Brod genommen wurde, zur Dörrung gebracht. Bei einer grossen oder gähen Hize läßt sich aber durchaus keine sichere Probe machen, solche könnte vielmehr leicht zu einem falschen Schlusse führen, daß man einen unzeitigen Flachs für gehörig gerezet, oder einen gut gerezten für einen noch nicht reifen halten könnte. Dieses Büschlein gedörrten Flachses wird dann gebrechelt, und der so gebrechelte Flachs alsdann nur als gut und hinreichend gerezt angesehen werden können, wenn er folgende Eigenschaften hat:

a) Die Flachshaare müssen fest seyn, ohne dieser Festigkeit ist kein klarer und fester Faden zu spinnen;

b) sie müssen weich und geschmeidig seyn, denn sind sie dieses nicht, so zerspringen sie beim Spinnen, und weil sie sich nicht der Länge

nach und zart abtheilen lassen, so können sie nicht fein und klar gesponnen werden;

c) die Flachshaare sollen eine weißliche Silberfarbe haben; doch gibt es Jahrgänge, wo der Flachs, ungeachtet er sonst gut ist, keine weißliche Silberfarbe bekömmt, sondern ein gelbes oder röthliches Aussehen hat. Man kann daher in der Regel mit dem gerezten Flachse zufrieden seyn, wenn er nur einerseits fest, anderseits geschmeidig ist, denn wollte man durch längeres Rezen auch die weißliche Silberfarbe erzielen, so könnte der Flachs leicht an den 2 andern Eigenschaften Schaden leiden. — In hiesiger Gegend wird aber diese Rezprobe selten gemacht, denn die Leute haben ein anderes stichhaltiges Kennzeichen, woran sie den hinlänglich gerezten Flachs erkennen, nemlich, wenn die Spizen des Flachsstengels, woran die Knoten waren, etwas aus einander gehen und sich klieben.

Von der ferneren Bearbeitung des gerezten Flachses.

Nach der Reze wird der Flachs aufgehoben, d. h., zusammengerechet, und damit Sonne u. Luft ihn vollends durchgehe und austrokne, für ein Paar Stunden in kleinen Abtheilungen, so viel man in der Hand halten kann, in Gestalt kleiner Pyramiden aufgestellt, so daß das Ganze einem Militär-Lager mit Diminutiv-Zelten in der Ferne nicht unähnlich sieht. Nach ein paar Stunden werden diese kleinen Haarbüschel — Bossen, daher das Abtheilen in solche kleinere Partien bösseln genannt wird — nach Hause zur Dörre geführt. —

Diese Dörre geschieht entweder an der Sonne in ein Paar Tagen, oder in den sogenannten Haar-Stubenöfen, die hier nach Polizei-Vorschrift wegen Feuergefährlichkeit ausser den Ortschaften seyn müssen, in 3 — 4 Tagen. Nach der Dörre wird der Flachs mit hölzernen Dreschflegeln oder Stöken etwas geschlagen, damit die Flachshaare von dem holzigten Kerne, wo sie noch fester daran kleben, beim Brecheln dann leichter losgetrennt werden mögen. —

Das Brecheln (Brechen des Flachses) geschieht mit der sogenannten Haarbrechel, die aus 3 Brettern besteht, wovon die 2 äusseren unbeweglich sind, das mittlere aber auf- und niedergeht. Durch diese Bretter nun wird der Flachs zerquetscht und zerdrükt, so daß die holzigen inneren Theile zerbrechen und wegfallen, — Agen, Auen genannt — die übrig gebliebenen Haare aber weich und geschmeidig gemacht werden. Der darauf an den beiden Enden büschelweise zusammengerollte Flachs — hierorts Haarknödel genannt — wird dann noch einmal entweder an der Sonne oder in der Ofenwärme etwas gedörret und zum zweiten Male gebrechelt. Dann wird der Flachs handvollweise genommen, und in der Mitte zusammengebunden, zwei solche Handvoll machen eine Raiste Haar, und 20 Raisten geben ein Schäd. — Diese Haar-Raisten werden dann geschwungen, d. h., der Länge nach mit einem Brette hiebweise abgestreift und darauf gehechelt. — Dazu braucht man die Haarhechel, welche aus einem hölzernen schmalen Brett, beiläufig 2 — 2½ Schuh lang besteht, in dessen Mitte mehrere eiserne spizige Zähne angebracht sind; durch diese Zähne nun wird der Flachs von einem Ende zum andern und dann wieder umgekehrt gezogen, wornach der feinere Theil als Flachs in Händen bleibt, der gröbere aber — Werg genannt — und die noch daran klebenden holzigen Theile — Agen — wegfallen. Je feiner man den Flachs haben will, desto öfter und auf einer desto feineren Hechel muß man ihn hecheln. Darauf wird er wieder raistenweise genommen, und je 5 Raisten, die einen Haar-Riedel geben, zusammengerollt. — Die nächsten Arbeiten sind Spinnen, Weben, Bleichen. — So vieler und mannigfaltiger Arbeiten, die durch geschikte Händ verrichtet werden müssen, bedarf es, um die so ungemein nüzliche und nothwendige Leinwand zu gewinnen, die ein unentbehrliches Bedürfniß für jeden Menschen ist, in die man uns schon bei unserer Geburt sorgsam wikelt, und die uns allein als Sterbe- oder Todtenhemd von dieses Lebens Herrlichkeiten übrig bleibt und in das Grab mit uns wandert, wo auch dieses Lebensgut bald in Staub und Moder zerfällt. —

Joseph Schelnberger,
Stadtpfarrer zu Zwettl in Niederösterreich.

Ansichten.

„Quelque savants que vous soyez, vous „ne saurez jamais tout.

Das Brod — ach Gott! — leidet oft Noth. Der A. arbeitet bis zum Z., aber der B. erhält mehr, als 2 Alphabete. So geht es einmal. Gut, daß ein Höherer auch noch ein Wörtchen zu sagen hat. —

Gelbschnäbel wezen sich gerne an den Jesuiten. Ich weiß nur so Viel, daß — dieser Orden, einst von 1400 Collegien zu 22,000 Gliedern — nur soviel nüzte, weil er nur vorzügliche Köpfe und ausgezeichnete Charaktere hatte. Diese Nur aber wollen verdaut seyn. —

Risum teneatis amici? Warum nicht, entgegnet da ein neuer Mensch, dessen Verdienst in zufälliger Ergreifung besteht. — Es ist oft allein gut und am Besten, wenn man das Auge zudeükt. Mir gefallen daher sehr jene Beichtväter, welche die Person nicht ansehen. Das Auge Gottes und der Menschen als solcher ist sehr verschieden. —

Einem Wehe thun, ist keine Kunst. Zum Bösen gibt Satan auch dem Elenden reichliche Mittel. Jemanden helfen, ist Gotteskraft edler Seelen. Vergessen ist zweifach, Böses vergessen ist edel, Gutes hier schlecht. —

Alle Nationen haben in menschlichem Wissen grosse Seelen, man hatte Christi Werk schon so oft gar menschlich gemacht; warum gab es aber doch nur Einen Erlöser? Antwort: Weil Er der wahre war. Nur für Verkehrte kam er noch nicht.

Wann meine Lampe flakert, denke ich an Jene, welche so gerne ohne Ueberlegung handeln. —

Wer ist der Beste? Der Edelste — der Sittlichste also. Als Muster für Alle gab es nur Einen auf Erden. — Andere haben Verkennung stets mit ihm gemein.

Die Kunst, Jemanden hinzuhalten, ist klein und leicht; die aber, Jemanden zu lohnen, groß; denn Verdiensten zu lohnen, ist schwer, gegen Bestrafung bis zum Uebermaße warnt uns Gott. Andres spricht die Stimme der Vernunft von Unverbesserlichen. Wer also treuen Dienern die Belohnung vorenthält, ladet einen schweren Fluch auf seine Seele. —

Niemand hat schwerere Kämpfe, als der moralische Verbesserer; Niemand leichteres Spiel, als der menschliche Schwächenbenüzer. Aber daraus leiten sich auch Verdienst und Strafe ab. —

Weltmode ist etwa angenehm, aber schwerlich Segensmode. —

Wann ich alt in Leiden wurde, so danke ich doch Gott; er hat mir Gelegenheit gegeben, die Nichtigkeit der Welt zu erkennen. Schöner wäre das Leben gewesen, hätte ich mehr Gutes thun können. —

Es wird Abend; nach dem Abende folgt ja ein Morgen. Möge er rein beginnen! Wandel ist dann unmöglich. So soll man stets denken. —

Nicht alle Leser lesen — aber sie lesen. Die nur lesen, mögen das Gelesene lesen. —

Das Aufhören ist nicht immer ein Ende, weil sonst das Ende ein Aufhören wäre.

Ein Thor ist der am Verstande Taube, aber auch der am Herzen Stumme.

—ä—

Die neue Flugmaschine des Herrn Henson in England.

Die so viel versprechenden Verheissungen des Mechanikers Leinberger in Nürnberg, dessen Flugmaschine von den in Mainz versammelten Naturforschern geprüft und verworfen wurde, sind noch in lebhafter Erinnerung, und schon tritt wiederum in England Hr. Henson mit einer ähnlichen Erfindung auf, und hat auf dieselbe bereits ein Patent erhalten. Auch Hr. Henson bringt die Kraft des Dampfes bei seiner neuen Erfindung in Anwendung, und die englischen Blätter, namentlich die „Times", enthalten eine Zeichnung und weitläufige Beschreibung der Maschine, woraus wir Nachstehendes entlehnen. Die grosse Schwierigkeit, welche der Erfinder einer Flugmaschine vor Allem zu überwinden hat, besteht darin, eine Kraft zu entdeken, welche, sowohl mit dem Gewichte der Maschine selbst, als auch mit dem einer vortheilbringenden Last im Verhältniß stehend, dieselbe zu

bewegen im Stande ist. Hierbei darf aber nicht ausser Acht gelassen werden — und dieß ist der wesentliche Punkt, welcher Hrn. Henson über alle seine Vorgänger erhebt — daß die Kraft, welche eine Maschine in Bewegung sezen und zu einem gewissen Grade der Geschwindigkeit befördern soll, viel stärker seyn muß, als jene Kraft, durch welche besagter Grad der Geschwindigkeit unterhalten wird. Die einmal gewonnene Geschwindigkeit dauert fort mit einer Kraft, hinreichend, um den Widerstand des Mediums zu besiegen, durch welches der Körper sich bewegt. Hr. Henson gründet seine Erfindung auf diese mechanische Wahrheit. Er sezt seine Maschine in Bewegung mittels einer Vorkehrung, welche die Maschine nicht mit sich fortträgt, vielmehr führt dieselbe nur so viel Kraft mit sich, als zur Fortsezung der Bewegung erforderlich ist. Hiermit ist zwar eine Hauptschwierigkeit beseitigt, aber ausserdem ist seine Erfindung noch so eingerichtet, daß eine ausserordentliche Verminderung im Gewicht des Dampfapparats Statt findet. Wir wollen eine kurze Beschreibung der Maschine versuchen, welche wenigstens für den technischen Leser verständlich seyn wird. Eine Art Wagen, welcher den Dampfapparat, die Reisenden und die Ladung enthält, bildet den Kern der Maschine. Von demselben gehen zwei Flügel aus, von 150 Fuß Länge und 30 Fuß Breite, bestehend in einem äusserst leichten, mit Seide oder Leinwand bedekten Gerippe. An der Mitte der Flügel ist eine Art Schweif von 50 Fuß Länge befestigt, welcher auf= und abgesenkt werden kann, und so die Maschine fallen und steigen macht. Unter den Flügeln befindet sich ein Ruder, zur Beförderung der horizontalen Bewegung. Vor dem Beginne der Fahrt steht die Maschine an einem Abhange, und erhält hier durch eine Dampf=Maschine den ersten Impuls der Bewegung, stark genug, daß der Grad der Geschwindigkeit hinreicht, um ihr ganzes Gewicht zu tragen. Der Dampf=Apparat, welchen die Maschine mit sich führt, ist aber nicht stärker als nöthig, um diesen Grad der Bewegung zu unterhalten. Diese Mechanik ist analog dem Fluge eines schweren Vogels, welcher, sich vom Boden erhebend, grosse Anstrengungen macht, in einer gewissen Höhe aber angelangt, ohne Anstrengung seinen Flug fortsezt. Der Vogel, wie die Maschine werden eine Zeit lang getragen durch die zuvor erworbene Geschwindigkeit und durch die Mitwirkung des Widerstandes der Luft. — Nun entsteht die Frage, hat die Maschine Kraft genug, die Schwerkraft ihres Ballastes zu besiegen? Hr. Henson vermindert diese Schwerkraft ungemein durch die Anwendung eines neuerfundenen Kessels und Verdichters. Der erstere besteht aus etwa 50 umgekehrten Kegeln, welche über dem Ofen befestigt sind und so eine Oberfläche von ungefähr 100 Quadratfuß der unmittelbaren Einwirkung des Feuers in strahlender Hize darbieten. Nach genauer Berechnung hat diese Maschine, selbst wenn die grössere Wirkung des Feuers auf eine weit grössere Oberfläche ausser Acht gelassen wird, etwa 20 Pferdekraft. Der Verdichter besteht aus einer Anzahl schmaler Pfeifen, welche dem Luftzuge, erzeugt durch den Flug der Maschine, ausgesezt sind und dadurch erstaunlich schnelle Wirkung hervorbringen. Nicht mehr als 20 Gallonen Wasser sind erforderlich, den Dampfer in Bewegung zu erhalten. Das Gewicht des Dampfapparats, mit Einschluß des Wassers ist etwa 600 Pfund. Das Gesammtgewicht, Passagiere, Ladung und alles Zubehör eingeschlossen, wird auf etwa 3000 Pfund gesezt. Die Maschine mißt in ihrer ganzen Ausdehnung 4500 Quadratfuß, das Verhältniß des Gewichts zur Ausdehnung ist also etwa $\frac{2}{3}$ Pfund auf den Quadratfuß, ein Verhältniß, welches, verglichen mit dem Gewicht und der Grösse mancher Vögel, die Maschine in Vortheil stellt.

Den ersten Versuch will Hr. Henson zwischen dem 10. und 20. Mai anstellen. Die Geschwindigkeit der Maschine gibt er so an, daß er die Fahrt von London nach Bombay in zwei Tagen machen will. — Man ist mit Recht darauf gespannt, wie der erste Versuch ausfallen wird.

De Keyser.

Aus dem Holländischen.

Vor einiger Zeit begegnete eine Dame zu Antwerpen auf einem Spazirgange um die Stadt

einem kleinen Knaben, der die Kühe hütete, und sich dabei die Zeit vertrieb, indem er mit seinem Stabe im Sande zeichnete. „Du unterhältst dich mit Zeichnen, liebes Kind“, redete ihn die Dame an; „wenn du so grosses Behagen darin findest, will ich dir Bleistift und Papier verschaffen.“ Der Knabe nahm dieß Anerbieten mit freudigem Danke an, und den Tag darauf kam er in Besiz nicht allein des Versprochenen, sondern auch eines kleinen Bildes der heiligen Jungfrau, das er mit grossem Fleisse nachzeichnete. Einige Tage später brachte er der Dame seine Kopie. Sie ließ einen Maler diese Umrisse beurtheilen, der darin Talent entdekte, nahm den kleinen Hirten zu sich in ihr Haus, und ließ ihn auf ihre Kosten erziehen.

Einige Zeit darauf, im Jahre 1834, verbreitete sich in der Kunstwelt das Gerücht, daß ein junger Mensch, der kaum das Alter von zwanzig Jahren erreicht und zu Antwerpen wohne, ein grosses Gemälde für die katholische Kirche zu Manchester geliefert habe, die Kreuzigung Christi darstellend, ein Vorwurf, der in demselben Antwerpen durch den unsterblichen Rubens so meisterhaft behandelt worden.

Voll Neugierde drängte sich Alles nach der Wohnung des Künstlers und als dieser sein Werk den Bliken der Besucher schaubot, stand Jeder überrascht in Bewunderung. Solche Kühnheit eines Jünglings, mit solchem Erfolge belohnt, ward mit allgemeinem Jubel begrüßt als ein eine herrliche Zukunft verheissendes Pfand. Der Schöpfer dieses Bildes war Niemand anderer als der junge Hirt, und dieser Hirt: De Keyser.

Wiewohl dieses Gemälde in mancher Beziehung nur eine glükliche Nachahmung war, so entdekte man doch darin den Keim des Talentes, welches zu seiner vollkommenen Entwiklung nur der Uebung und Aufmunterung bedurfte. Der Künstler hatte das Glük, Ermuthigung zu finden ohne Ueberschäzung und besaß sehr früh das Urtheil, weisen Rath von böswilliger Beurtheilung zu unterscheiden. Ebenso sehr auf seiner Hut gegen die Gefahr der Betäubung durch übermässiges Lob, wie der Entmuthigung durch gehaltlose Kritik, begriff er sehr wohl, was ihm fehlte; und selbst nicht befriedigt von seinem Werke, befremdete es ihn keineswegs, daß andere dieß eben so wenig schienen. Seine Neider ließ er unbeachtet, doch in dem Gedanken, ihre Anerkennung zu erzwingen, begrub er sich aufs Neue in seine Einsamkeit, um mit noch grösserem Fleiß ein Werk hervorzubringen, das sein früheres verdunkeln sollte.

Im Verlaufe des folgenden Jahres sah man auf der Kunstausstellung zu Gent einen hl. Dominikus von seiner Hand, ein Bild, das dem Blike der Kenner Ueberzeugung der seitherigen grossen Fortschritte des jungen Malers gewährte. Kaum war das Gemälde den Augen des Publikums preisgegeben, als Graf Charles Vilain den achtmaligen Preis dafür bot, welchen ein Käufer dem Künstler bezahlt hatte.

Wir fragen Alle, die vor Kurzem auf der Kunstausstellung im Haag seine „Schlacht der goldnen Sporen“ bewundert haben, ob man nicht Dem, der, so jung noch, bereits eine Höhe der Kunst erreicht hat, ein Werk so vielumfassend und reich an wesentlichen Schönheiten zu vollenden, eine strahlende Zukunft vorhersagen dürfe? Eine derartige Entwikelung ist in den Jahrbüchern der Malerei fast ohne Beispiel, und wir rufen ihm, dem edlen Jünglinge, voll Begeisterung die Worte zu: Macte animo, generose puer! sic itur ad astra.

Fragen.

Warum fragt man bei Belehrungen nach Alter und Stand?

Wann darf ein Sohn dem Vater widersprechen?

Wodurch wird man ehrlich?

Wie lange handelt der Mensch?

Haben alle Abschreiber abgeschrieben?

Wann sollte man schreiben?

Wer gab die erste Verdammung?

Welche Mittel helfen gegen Protektion radikal?

Hat die Schrift blos Priesterbedeutung?

Welche Staaten haben die richtigsten Verfassungen?

Neue Verlagswerke von Ernst Friedrich Fürst in Nordhausen.

(Zu haben in allen Buchhandlungen.)

Unser gegenwärtiges Zeitalter hat vor allen früheren einen Vorzug in dem Vortheile, daß durch die eilige Thätigkeit der Buchdrukerpressen jeder ältern Erfahrung in irgend einem Fache immer gleich auch wieder eine neuere, noch bessere, zugepfropft wird. Hierdurch gewinnen aber alle wissenschaftlichen und gewerblichen Fächer einen so schnellen Fortschritt, daß Derjenige in kurzer Zeit weit zurük bleibt, der sich nicht viel um das Neuere bekümmert.

Wir meinen jedoch hier zunächst blos solche Fächer, worin sich mehr nur alltägliches Leben, als abstrakte Wissenschaft der Gelehrten bewegt. Aber eben diese Schriften, mögen sie die Sphäre des äusseren Amtsberufes, oder die subjektive Beschaffenheit des innern Hausstandes zum Thema haben, sind die empfehlenswerthesten Elemente zu Volksbibliotheken, und gerade aus diesem Gesichtspunkte auf dergleichen Verlagswerke des E. F. Fürst in Nordhausen aufmerksam, wollen wir nur einige davon namentlich anführen.

a) für Forstmänner und Jäger.

1)* **Der umsichtige Forst- und Waidmann** in allen seinen Amtsverrichtungen, oder: gedrängte, aber vollständige und nach den Monaten geordnete Uebersicht aller mit dem Forst- und Jagdwesen verknüpften Geschäfte. Ein Taschenkalender für Alle, die sich dem Forst- und Jagdfache gewidmet haben oder widmen wollen, und denen es um pünktliche Erfüllung ihrer Pflichten zu thun ist. Von Edmund v. Reifenstein, Oberförster. Preis: 11½ Sgr. 9 gG. — 40 Kr.

Dieß Werkchen ist ein nie im Stiche lassender Freund mit Rath und That, und soll bezweken, daß kein Vortheil zu seiner Zeit ausser Acht gelassen werde, keine Pflicht unerfüllt bleibe. Der Förster und Waidmann, welcher diesen Rathgeber hat und nicht versäumt ihn wenigstens wochentlich ein Mal zu befragen, wird nie in die häßliche Verlegenheit gerathen, daß er auf die verlebte Zeit mit Reue zurükbliken müsse.

2) **Die Lehre von der Wildzucht und dem Jagdschuze**; oder: Anleitung, Edel-, Dam-, Reh- und Sauwild, Hasen, Kaninchen, Auer-, und Birkgeflügel, Fasanen, Hasel- und Birkhühner, so wie auch wilde Enten in Wildgehegen und im Freien mit dem größten Vortheile und mindesten Kostenaufwande zu ziehen, auf das Schnellste zu vermehren, in besondere Distrikte zu bannen und zu jeder Zeit zu haben. Mit Berüksichtigung der betreffenden Gesezes-Vorschriften für Jagdbesizer und Jagdliebhaber von J. M. Scheermeisel. Preis: 15 Sgr. — 12 gGr. — 54 kr.

3) **Die Lehre vom gerechten waidmännischen Anstand oder Ansiz** und den nächstverwandten Jagdarten auf alles in Deutschland vorkommende edle und unedle Haar- u. Federwild. Nebst Belehrungen über die auf dem Anstande gebrauchten Lokinstrumente, das weidmannische Tödten des Wildes, die hierzu nöthigen Instrumente, das Aufbrechen, Ausweiden, Knebeln, Heeten, Anfedern, Kluppen, Zerwirken, Streifen und Zerlegen des Wildes, die Anfertigung der Jagdschirme und einem Anhange von Anstands-Curiositäten. Von M. F. Elrichs, Förster, und L. D. Rinkleben, Oberjäger. Preis: 15 Sgr. — 12 gGr. — 54 kr.

b) für Aerzte, Mütter und Hausfrauen.

4) **Der Milcharzt.** Eine kurzgefaßte Anweisung zum diätetischen und arzneilichen Gebrauche der süßen Milch, nebst einer nach den besten Quellen und Erfahrungen bearbeiteten Anleitung, viele der hartnäkigsten und gefährlichsten Krankheiten, als: Ausschläge, Auszehrung, Blutflüsse, verhärtete Brüste, Durchfall, Engbrüstigkeit, Epilepsie, Fieber, Gicht, Hämorrhoiden, Hysterie, Katarrh, Krämpfe, Krebs, Lungensucht, Lustseuche, Nervenschwäche, Rheumatismus ꝛc. durch den theils äusserlichen, theils innerlichen Gebrauch der süßen Milch leicht und sicher zu heilen. Von Dr. Moriz Friedrich Richter. Dritte, stark vermehrte Auflage. Preis: 10 Sgr. — 8 gGr. — 36 Kr.

Milch ist ohne Widerrede eines der ältesten Nahrungs-Mittel. Daß sie zugleich eines der gesundesten und wichtigsten ist, bedarf kaum eines Wortes. Wer sich aber näher unterrichten will von den Eigenschaften und der Gewinnung der heilkräftigen verschiedenen Arten der Milch, von dem diätetischen und arzneilichen Gebrauch derselben, der lese die 135 Seiten dieses Büchleins und er wird dem Verfasser für seine neuen Belehrungen herzlichen Dank wissen.

5) **Das Ammenbüchlein**, oder: was hat man zu beobachten, wenn man eine Amme wählen will, oder seine Kinder von einer solchen säugen lassen muß, mit besonderer Berüksichtigung der Betrügereien der Ammen, der Prüfung und Untersuchung derselben, der Lebens-Ordnung, welche sie zu beobachten haben und überhaupt alles Dessen, was bei Ammen und den von Ammen gesäugten Kindern zu berüksichtigen ist. Von Dr. E. D. F. Sander.

Es gibt Fälle, in denen Mütter, so gerne sie auch wollten, ihre Kinder nicht selbst säugen dürfen: der Arzt kann es ihnen nicht gestatten. — Dann aber ist es keineswegs eine so leichte Aufgabe, eine gesunde und gewissenhafte Amme zu wählen. — Und ist auch diese gefunden, so bleibt immer noch nothwendig, daß die Mutter die Pflichten und das Verhalten einer solchen Amme zu leiten und zu überwachen verstehe. Sie lernt es aus den 141 Seiten dieses Büchleins, ja sie wird gar Manches daraus lernen, das ihrem Kinde den Ankauf desselben hundertfach lohnt! —

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 20. 17. Mai 1843.

Abendlied.

Ich stand auf Berges Halde,
Als Sonn' hinunter ging,
Und sah, wie überm Walde
Des Abends Goldnetz hing.

Des Himmels Wolken thauten
Der Erde Frieden zu,
Bei Abendglockenlauten
Ging die Natur zu Ruh.

Ich sprach: O Herz, empfinde
Der Schöpfung Stille nun,
Und schik' mit jedem Kinde
Der Flur dich auch, zu ruhn.

Die Blumen alle schliessen
Die Augen allgemach,
Und alle Wellen fliessen
Besänftiget im Bach.

Nun hat der müde Silfe
Sich unters Blatt gesezt,
Und die Libell am Schilfe
Entschlummert thaubenezt.

Es ward dem goldnen Käfer
Zur Wieg ein Rosenblatt;
Die Heerde mit dem Schäfer
Sucht ihre Lagerstatt.

Die Lerche sucht aus Lüften
Ihr feuchtes Nest im Klee,
Und in des Waldes Schlüften
Ihr Lager Hirsch und Reh.

Wer sein ein Hüttchen nennet,
Ruht nun darin sich aus:
Und wen die Fremde trennet
Den trägt ein Traum nach Haus.

Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimat ist.

Fr. Rückert.

Die Papiere der Heirathslustigen.

Momente aus dem Possenspiele des Lebens
von
Dr. Fr. Wiest.

Es ist wirklich Haar-sträubend, Verstand-raubend und Gemüth-zerfleischend, wenn man bedenkt, was und wie viel man braucht, um heirathen zu können! Hat man endlich nach jahrelangem Herumstöbern eine Braut, hat man nach tausend Kniffen und Pfiffen die Väter, Mütter, Onkel, Tanten und Basen der Braut in der Tasche, hat man sogar schon zum Heirathen für die ersten häuslichen Conto-Zufälligkeiten einige Gulden in der Tasche, so hat man endlich noch immer nicht die Heirathspapiere in der Tasche!

Jeder und Jede, die jezt ein glükliches oder unglükliches Paar im ehelichen Leben bilden, werden Erinnerungs-Momente haben, wie lange und wie mühvoll sie daran arbeiteten, bis sie ihre Heirathspapiere erhielten. Männliche oder weibliche Wesen, die niemals oder noch nicht nach solchen Papieren eine Treibjagd veranstalteten, können sich keinen Begriff von dieser athemraubenden Heze machen, können diesen namenlosen Papierschmerz der Heirathlustigen gar nicht ermessen! Wenn solch ein Heirathslustiger von irgend einem oder einer Bekannten auf der Strasse mit der Frage arretirt wird: „Na, jezt wird man wohl gratuliren dürfen?“ und man stöhnt darauf: „Leider nein, wir haben noch immer unsere Papiere nicht;“ da gibt es ein zweifelhaftes Kopfschütteln und ein bedauerndes Mienenspiel und ein trostsprechendes Achselzuken, daß man alle Papiere, und Papier-Fabriken und Papier-Beschreiber in die Gluthen

20

eines Hamburger Brandes hinein verwünschen möchte. O diese Leute mögen nur ein Mal mit reellen Heirathsideen beschäftigt seyn, und sie werden die Zentnerlast von einem Loth Papier mit ausreichendem Hochdruk auf ihren Herzen fühlen.

Es ist gut und schön, daß man in das eheliche Leben, in den heiligen Bund der Gesellschaft nicht so sans gêne hineinstolpern darf, wie in eine Bierschenke, aber daß man, um einen Paß in das gelobte Land der Ehe zu erhalten, eine Unsumme von gutem Geld, und guten Worten, und guter Geduld und guten Stiefeln opfern muß, das ist auch gut und schön — für alle Jene, die es nicht durchzumachen haben! Es ist gewiß arg, aber man könnte sich als Heirathslustiger dieß Alles noch gefallen lassen, wenn diese verhängnißvollen Papiere, wenn sie einmal in Richtigkeit sind, auch wirklich in Richtigkeit wären! Aber mit diesen Papieren kömmt man gar nie in Richtigkeit; entweder hat man endlich zu viel Papiere oder zu wenig, entweder heißt es endlich: „Ja, dieß Papier brauchen Sie gar nicht!“ oder: „Ja, dieß Papier müssen Sie noch unumgänglich nothwendig haben“, oder es fehlt ein I-Punkt in einem Papier, oder der Schreiber, ein Anhänger der neuen Orthographie, hat ein i hingeschrieben, wo nach alter Sitte der Väter ein y hingehört, mit Einem Worte — die Papiere sind nicht in Richtigkeit! Das ist das einzige richtige Bewandtniß in der so sehr unrichtigen Sache, und endlich (weil Alles so schön mit den Papieren schon in Ordnung war) hat man von vorn an das verzweiflungsvolle Papier-Lied Jeremiä durchzuleiern, ein Lied, das noch einige Strophen mehr zählt, als das historisch berühmte „Eduard und Kunigunde!“

Die Einwilligung der Eltern in die Verehelichung der Kinder ist eine schöne Sache! Die Eltern willigen auch, wenn es nur etwas thunlich ist, gewöhnlich ein, denn sie sind froh, wenn sie die Kinder, besonders die Töchter, an den Mann bringen. Aber der Heirathslustige hat keine Eltern mehr, nur eine alte Urgroßmutter-Tante, die in New-York wohnt, könnte in die Verehelichung Einspruch thun. Sogleich wird von Danzig nach New-York um das so wichtige Papier geschrieben! Von New-York wird nach Verlauf von dreiviertel Jahren sogleich nach Danzig geschrieben, daß die genannte Dame, die Urgroßmutter-Tante, nach Buenos-Ayres übergesiedelt. Sogleich wird von Danzig nach New-York geschrieben, daß man sogleich nach Buenos-Ayres schreiben möge wegen des wichtigen Dokumentes. Aus Buenos-Ayres wird nun sogleich nach einem halben Jahre nach New-York geschrieben, daß die genannte Dame schon vor zwanzig Jahren am gelben Fieber gestorben. Der Heirathslustige in Danzig könnte aus Gift und Galle ebenfalls am gelben Fieber sterben, aber jezt hat er das Papier, das hochwichtige Dokument, es kann kein vormundlicher Einspruch mehr geschehen: der erste Papierschritt, der zwei Jahre dauerte, ist glüklich geschehen, aber nun steigt plözlich am Amt zu Itzehoe, einem solchen Papier-Bezirke, der Gewissensscrupel auf: „Könnte nicht die hingeschiedene Dame vor Jahren ein Testament mit Einspruch hinterlassen haben? — und die grosse Korrespondenz beginnt von Neuem — weil denn doch die Papiere in Ordnung seyn müssen!

Der Geburts- und Taufschein! Man muß erst durch die Ehe zur Ueberzeugung kommen, daß man wirklich geboren ist, und kommt leider oft zur Ueberzeugung in der Ehe, daß man nur zu Leiden geboren ist. Ohne Geburtsschein, ohne Taufschein — kein eheliches Bündniß! Die beiden Theile müssen zu beiderseitiger Beruhigung gegen eine Taxe von vier und zwanzig, dreisig oder acht und vierzig Kreuzer die besiegelte Bestätigung haben, daß sie geboren sind; ob sie für einander geboren sind, darüber werden keine Papiere ausgefertigt. Und die Taufscheine! Die einzige Gelegenheit im Leben, bei welcher die weiblichen Wesen auf ihren Taufschein dringen, ist, wenn das Ehebündniß geschlossen werden soll, wie wird diese Gelegenheit für beide Theile mit Gift getränkt? Man darf heidnisch verliebt, aber nur christlich geheirathet seyn, und die wahre christliche Liebe spricht sich durch dieses papierne Organ, durch den Taufschein aus! Ich will den kizlichsten Punkt in diesen Heirathspapier-Angelegenheiten, wenn eine kon-

fessionelle Verschiedenheit der Heirathskandidaten vorhanden ist, ganz fallen lassen, es ist ein Punkt, der durch einen Gedankenstrich ersezt werden könnte und dessentwegen in Deutschland bereits Millionen Fragezeichen und Myriaden Ausrufungszeichen verschleudert wurden, ich spreche nur, wenn beide Theile einen Rok und einen Golt haben, wenn beide Theile an die Auferstehung des Fleisches glauben, wie viele unsägliche Mühe haben sie dann noch, um ihre Geburts- und Taufpapiere zu erringen! Wie viele alte Kirchenbücher müssen da ins Consilium gezogen, wie viele Registraturen durchwühlt, wie viele langweilige Küster zur freundlichen Theilnahme gestimmt werden? Und dann finden sich die Kirchenbücher nicht! Sie sind in einem Brande zu Grunde gegangen. Bei einer feindlichen Invasion als Kostbarkeiten geraubt worden! Man muß sich an die höchsten Stellen der Hauptstadt wenden, man wird nach Rom gewiesen und von Rom aus erhält man nun die Versicherung, daß man in Schöppenstadt geboren und getauft wurde.

Die Militär-Entlassung, der Heimatschein, die Mündigsprechung, das Auswanderungspatent, das Domicilrecht und überdieß alle Papiere, und hoffentlich gute Papiere, sonst ist's mit dem Heirathen nichts! Wer nie sein Brod in Thränen aß, und niemals um eine Militär-Entlassung, um heirathen zu können, einkam, der weiß nicht, was das Leben Schönes bietet! — Entweder schon gedient haben, oder sich stellen müssen, da ist keine andere Wahl. Man reis't in das dreihundert Meilen entfernte Vaterland, um den bereits in manchem Feldzuge des Garçonlebens geprüften Heldenkörper neuerdings dem Wohle des Vaterlandes zu opfern und wird natürlich wieder mit einem Laufpaß von Papier zurükgeschikt, worauf die vielsagenden Worte zu lesen: „Untauglich befunden.“ — Welch zartes Compliment für die zukünftige Gemahlin? Und die Qualen mit dem Heimathscheine, mit dem neuerwählten Domicil, mit der Auswanderung! Wenn man auch nie einen blassen Schein von einer Heimath gehabt, und man klopft des Heimathscheines wegen an, dann geht einem mit diesem Schein erst das hellste Licht über die Heimath auf! Hat man nichts, so will einem die Heimath kaum zum Scheine aufnehmen, hat man etwas, so muß der alten Heimath der Schein darüber durch die reelste Wirklichkeit abgekauft werden! Und wie oft seufzt man da, als ginge es zum Hause des Todes: „Heute muß ich wieder aufs Amt!“ Man kommt aus dem schwarzen Visitekostüme gar nicht mehr heraus, man geht schon vor der Hochzeit immer in Trauer herum! Wie viele Antichambres muß man da durchkriechen, wie viele Kazenbukel vor betreßten Livreen schneiden, wie viele herablassende und hochfahrende Schöppen-Schulzen-Schultheiß-Bürgermeisterei-Schreiber-Physiognomien mit Unterwürfigkeit einsteken, wie viele silberne, nicht eiserne deutsche Händedrüke muß man austheilen, und wie viele Ministerial-, Consistorial- und Parochial-Weisheitsentscheidungen mit Demuth und gerührtem Herzen acceptiren — eines papiernen Fleberwisches wegen? Nur die Papiere der Mündigsprechung und die Vormundschaftspapiere, die man zum Heirathen braucht, sind ohne grosse Schwierigkeiten zu erlangen. Die weiblichen Wesen schreien sich mündig, wenn es durch Sprechen nicht geht und die Vormünder sind mit dem Ablegen der Rechnungen gleich fertig. Gewöhnlich haben sie schon viel früher Alles verrechnet und es ist nichts mehr abzulegen, eher noch von den Ehekandidaten zulegen. Einem dritten aber, vielleicht gar einem Manne des Rechts, die Eintreibung der Heirathspapiere übertragen, das hiesse erst recht diese Papier-Zwekmühle ins Endlose fortsezen! Ein Mann des Rechts würde diese Heirath-Papierangelegenheiten als Prozeß behandeln und für die Ewigkeit bearbeiten, und bei andern Leuten ist da kein Rath einzuholen. In diesen Heiraths-Papierfragen sind Solon, Kant, Hegel und Strauß complette Dummköpfe! — Da weiß jedes alte Weib ein Hausmittel gegen diese Papier-Verhärtung und nichts hilft! Da sagt Eine: „Ich hab's so gemacht“, und die sagt: „Nein, so muß man es machen“, und die Dritte schreit: „Gott bewahre, das müssen Sie thun“, und eine Vierte: „Wenn ich nur so etwas hörte, ich kann auch von Papieren reden, nur so geht's!“ und

nach all' diesen Redereien kriechen die Papiere doch ihren von Gott und der Menschheit vorgezeichneten Schnekengang, als wenn gar keine Eisenbahnen und Dampfschiffe existirten! Das ist eben der Fluch! Der Heirathslustige soll der Zukünftigen die Cour machen, zugleich diese Papier-Entdekungsreisen machen! Wie leicht geschieht es, daß er dieser Papiere wegen über das Meer gejagt wird, daß er endlich die Papiere in der Tasche hat, daß er auf der Rükfahrt Schiffbruch leidet und auf eine wüste Insel verschlagen wird, wo er dann seine Papiere heirathen kann, während zu Hause die Theure hinsiecht und am gebrochenen Herzen und einem verschlagenen Heimathschein, hinstirbt. Wenn ein Heirathslustiger am Rhein seine Papiere von der Donau haben muß, wird er, bis der Trauungsschein in seiner Hand ruht, selbst so transparent, wie ein österreichischer Fünfguldenschein, und die Dame, die sich vielleicht in einen Schwarzkopf verliebt hat, bekömmt zugleich mit den Papieren vielleicht einen Graukopf, oder gar einen Ohne-Kopf, denn den Kopf könnte der Heirathslustige wirklich in diesem Papier-Jammer einbüßen!

Es ist wirklich eine traurige Merkwürdigkeit, wie den Heirathslustigen Alles in den Weg gelegt wird, um sie von dem Heirathen zurükzuschreken. Man soll mit Gewalt nicht solide werden! Oder muß man diese Vorhölle passiren, um dann den Himmel doppelt schön geniessen zu können? Gewiß ist es wenigstens, daß, was in Heirathsangelegenheiten die Papiere betrifft, die Ehen im Himmel geschlossen werden. Hätte der Schmied von Gretna-Green in Deutschland gelebt, er wäre ein Millionär geworden, und die dankbare heirathslustige Welt würde ihm ein Denkmal errichtet haben. Und wie schnell ist eine Ehescheidung fertig, es bedarf nur einiger Papierchen, einiger entdekten billet-doux an eine dritte Person, und zur Ehe-Vereinigung, zur legalen Sanctionirung eines Bundes für das Leben, wie viele Rieß Papier müssen da verkrizelt werden.

Heirathslustige Welt, magst Du nun jung oder alt seyn, im Rosenschimmer der Jugend oder im Gletscherglanze des Alters stehen, magst Du an Rom oder Berlin glauben, rüste Dich mit Muth, Ausdauer, Geduld — und vorzüglich mit Geld auf den Eroberungszügen nach dem papiernen Vliesse dieser Heirathskartekeu! Laß Dich von den schönen Hoffnungen einer schnellen Vereinigung nicht leicht im Taumel der Gefühle hinreissen, denn die moralische Kazenjammer-Enttäuschung in Heirathspapiergeschichten wirkt zu gräßlich nach! Heirathslustige Welt, Du wirst die Eisenfesseln der Standes- und Geburtsverschiedenheit sprengen, Du wirst die bleiernen Flügel der Familien-Etiquette wegschmelzen, Du wirst die Silberminen der Onkeln und Tanten flüssig machen, Du wirst die Felsenrisse der tausend Herkömmlichkeiten glüklich umsteuern — aber die Heirathspapiere wirst Du nicht erringen, Du kannst auf dieser papiernen Sandbank mit all Deinen schönen Zukunfts-Planen sizen bleiben, bis sich die Woge des blinden Glüks Deiner Noth erbarmt und Dich in den Hafen hineinschwellt. Heirathslustige Welt, Du wirst Alles besiegen, was Dir unüberwindlich schwierig schien, und an Dem, was Dir so nichtig dünkte, an einem bischen Lumpen zu Papier verarbeitet kann eine Welt von Gefühlen zu Grunde gehen. Aber, heirathslustige Welt, halte nur die Liebe zum erwählten Wesen Deines Herzens fest, die Liebe gibt Geduld und Geduld überwindet deutsches Sauerkraut — und auch diese Heirathspapiere. Das sind eben nur Momente aus dem Possenspiele des Lebens!

Die Sommersprossen der Mädchen.

Es ist Frühling. Der Kalender sagt's und ich will's glauben, und ziehe deßhalb den Frak an; daß ich unter dem Frak zwei Hemden und ein Flanellkleid trage, das geht den Kalender nichts an, das sind meine Privatnekereien mit dem Frühling. Der Frühling selbst hat sich auch schon oft im Mai verkühlt. Also mit dem Frühling bin ich fertig, aber mit dem Sommer will ich furchtbar zu Gericht gehen! Er geht vor Juni nicht aus, und doch friert er und ihm klappern die Zähne.

Und was das Schlimmste ist, das Unbegreiflichste, die Sommer nehmen ab, aber die Sommersprossen nehmen zu!

Wo kommen also, die Sommersprossen ohne Sommer her? Es geht den Menschen mit den Sommersprossen wie mit den Liebesliedern, die Liebe ist dahin, die Lieder nehmen gräßlich überhand!

Aber, meine lieben Mädchen, glauben Sie ja nicht, daß die Sommersprossen im Sommer entstehen! Beileibe! Sie entstehen alle im Frühling. Sie sollten also Frühlingssprossen heissen, so wie eigentlich auch unsere Altersschwächen aus Jugendschwächen herstammen!

„Ja, meine holden Mädchen, im Frühlinge, in Eurem und in dem Jahres Frühling, da hütet Euch vor Sprossen und Fleken!

Eure Haut und Euren Ruf bewahrt im Frühlinge Eures Daseyns. Dann werden Sie im Sommer, Herbst und Winter keine Sprossen und keine Fleken haben!

Die zarte Haut der Mädchen bekömmt leicht Sommersprossen und Leberfleken. Der zarte Ruf der Mädchen bekömmt noch leichter Spazirgangs-Sprossen und Ballfleken!

Der Ruf eines Mädchens ist wie ihre Haut, und wie sie selbst, je mehr sie ans Sonnenlicht kommen und gehen, desto mehr Sommersprossen bekommen alle drei!

Der Ruf eines Mädchens ist zart, wie die zarteste Farbe, sie schiessen beide ab, wenn sie viel ans Tageslicht kommen!

Die Mädchen sind wie die Kerzen, je mehr sie an die Luft kommen, desto leichter schmelzen sie, desto früher sind sie ausgebrannt. Die Mädchen sind wie die Kerzen, je öfter sie geputzt werden müssen, desto weniger sind sie nuz, und je öfter sie ausgehen, desto weniger taugen sie fürs Haus!

Die Haut und der Ruf eines Mädchens bekommen leicht Fleken, aber sie gehen schwer oder nie aus; und bringt man auch mit Mühe nach langer Zeit so einen Flek aus, so geht es wie mit einem Fleken in Sammt, bringt man auch den Flek weg, der Glanz dieses Punktes ist auf ewig dahin!

Wisset ihr denn, meine theuern Mädchen, wie die Sommersprossen entstehen? Gerade wie die Sprossen und Fleken im guten Ruf!

Zuerst bilden sich in der reizbaren Haut kleine Schweißtröpfchen, in diesen Tröpfchen, die nicht zusammenfliessen, werden die Sonnenstrahlen, wie durch ein konveres Glas, in einen Brennpunkt vereinigt, der Brennpunkt fällt auf die Malpighische Nezhaut und der dadurch gesäuerte Kohlen-Stoff bringt diese Sprossen hervor.

So ists auch mit dem guten Ruf, wenn sich zuerst auch nur ein kleines Tröpfchen daran ansezt, die Sonnenstrahlen aus allen Bliken und Brillen der Welt vereinigen sich in diesem Brenn-Punkte, und finden da Kohlenstoff genug zum Anschwärzen und Sauersehen, und verderben den guten Ruf auf ewig!

Gegen die Sommersprossen der Haut, meine lieben Leserinnen, gibt es viele bewährte Mittel, die alle nichts helfen, z. B. Waschwasser, Molken, Seife, Rahm u. s. w., aber gegen die Sprossen und Fleken im guten Ruf eines Mädchens gibt es keine Waschwasser und keine Reinigungs-Pulver: nicht einmal die zu spät vergossenen Thränen waschen diese Sprossen weg, nicht einmal der Höllenstein der zu späten Reue äzt diese Fleken auf.

Es gibt Frauenzimmer, deren Haut mit Sommersprossen übersäet ist, und sie sind dennoch schön, liebenswürdig, gesucht, geliebt, geschäzt; aber ein Mädchen, welches Sommersprossen im Rufe hat, ist häßlich wie die Sünde, und wäre es so schön wie ein Engel; es ist ekelhaft wie die Spinne, und wäre es so appetitlich wie ein Blumenstrauß; es wird von ehreliebenden Männern geflohen, und wenn sie es auch liebten wie ihr Selbst!

Gegen die Sommersprossen in der Haut hat man Fächer, Hut und Sonnenschirme, gegen die Sommersprossen in dem Rufe gibt es keine Fächer und keinen andern Schirm, als den Schirm der jungfräulichen Sitte, und die Schirmgötter des stillen väterlichen Hauses.

Wehe dem Manne, wehe dem Jüngling, der sein Herz an ein Mädchen hängt, das nicht Acht gibt, daß ihr Ruf keine Sommersprossen bekomme,

denn sie bekommt die Sommersprossen, und er muß sein Gesicht zu waschen geben!

Also, meine lieben Mädchen, im Frühling da bewahrt Haut und Ruf vor Sommersprossen! Hütet Euch vor zu viel Sonnenlicht, vor zu viel Zugluft, die zu viel zieht vor den Brennstrahlen der Brillen u. s. w. u. s. w.

Täuschungen der Malerkunst.

Antonio Reynoso malte die Susanna im Bade. Als er das Bild in dem Hofe aufgestellt hatte, um es troken werden zu lassen, sah ein junger Sperling vom Dache das Wasser und die See, und flog verschiedene Male nieder, um sich im Wasser zu baden, aber seine Mühe war zur größten Verwunderung der Zuschauer vergeblich.

Diego Velasquez de Silva hatte das Porträt des Pabstes Innocenz des X. gemalt. Nachdem das Gemälde fertig war, stellte er dasselbe in einem Zimmer des päpstlichen Palastes auf. Der Kämmerer des Pabstes, der von nichts wußte, kam herein, und da er das Porträt erblikte, glaubte er, es wäre der Pabst selbst, ging also gleich wieder hinaus, und sagte verschiedenen Hofleuten, die im Vorzimmer waren, sie möchten leise sprechen, weil Sr. Heiligkeit in dem nächsten Zimmer wären. Als eben dieser Künstler 1639 in Madrid war, malte er das Porträt des Don Adrian Poladio Pareia, Admirals der Flotte von Neuspanien, in natürlicher Grösse, und das Schönste, was er je gemalt hat; deßhalb sezte er auch seinen Namen darunter, welches er sonst nie that. Mit diesem Bilde machte er es eben so, wie mit dem des Pabstes. Als der König Philipp IV. es von ungefähr zu sehen bekam, sagte er zu demselben mit Verwunderung: „Ihr seyd noch immer hier, habe ich euch nicht schon vor drei Wochen abgefertigt? warum reiset ihr nicht ab?“ — Der König bemerkte seinen Irrthum nicht eher, als bis er keine Antwort erhielt.

Joachim von Sandrat, der 1606 zu Frankfurt geboren wurde, und 1686 starb, mahlte den Pfalzgrafen Carl Gustav, nachmaligen König von Schweden, in Lebensgrösse zu Pferde. Er und das Pferd waren so gut getroffen, daß Carls wirkliches Pferd bei Erblikung des gemalenen zu wiehern anfing. Der Pfalzgraf sagte daher zu Denen, welchen das Gemälde nicht recht gefiel: „man sieht wohl, daß mein Pferd die Kunst besser versteht, als ihr.“ Dieses Gemälde befindet sich in dem Saale der schwarzen Häupter zu Riga.

Die Frau des Pereda, eines berühmten Malers in Madrid, glaubte eine vornehme Dame zu seyn, und beklagte sich bei ihm, daß sie kein Kammermädchen im Vorzimmer hätte. Er sagte ihr darauf, sie sollte sich deßwegen keine Sorgen machen, er wolle sie schon zufrieden stellen. Er malte ihr also ein Kammermädchen, auf einem Tabouret sizend, mit einer Brille auf der Nase, mit Nähen beschäftiget, und in der Stellung, als wenn sie nach Denjenigen hinsähe, welche in das Zimmer traten. Viele machten ihr ein Compliment, und fingen mit ihr an zu reden, bis sie denn endlich die Täuschung gewahr wurden.

Dento hatte in einem Perspektiv eine Treppe so glüklich abgebildet, daß ein Hund dadurch betrogen wurde, in vollem Laufe hinauf zu springen, und dermassen mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte, daß er todt hinfiel.

Vor einigen Jahren stellte ein Künstler zu London ein Gemälde aus, welches sowohl in Ansehung seines Flächenraumes, als auch der Wirkung, die es auf verschiedene Zuschauer hervorbrachte, äusserst merkwürdig ist. Es stellte auf einer Fläche, die 10,000 Quadratfuß betrug, die russische Flotte in einer Gegend der Nordsee vor. Viele, die es sahen, sagt die Nachricht, wurden durch den Anblik so getäuscht, daß sie auf dem Meere zu seyn glaubten, und alle Symptome der Seekrankheit sich bei ihnen äusserten.

Nachricht aus Flachsenfingen.

Im Aprilmond. Es ist jezt kein Geheimniß mehr, was der Komet, der neulich am Himmel mit einem kleinen Kopf und langen Schweif erschienen ist, bedeutet hat. Es war kein Unglüks-Stern, der mit der Ruthe drohte, er verkündigte

vielmehr den endlichen Anbruch einer lange vergebens ersehnten Zeit ungestörten Glüks und allgemeiner Wohlfahrt für unsere schöne Gegend. Was ich darüber aus glaubwürdigster Quelle erfahren habe, will ich Ihnen und Ihren Lesern gerne mittheilen. Es wird von nun an Niemand mehr Steuern bezahlen, sondern auf Verlangen noch etwas herauskriegen. Keiner wird mehr krank werden, und die Aerzte werden Einen nur unwohl kuriren, wenn er es zum Vergnügen oder aus langer Weile wünscht. Niemanden wird sein Kreuz drüken, selbst das Hauskreuz nicht. Die Kinder brauchen nicht mehr in die Schule zu gehen, es wird ihnen im Traum von selbst kommen, und die Schulmeister sollen freie Zeit haben und den ganzen Tag in der Schenke Schafkopf spielen, um aus ihrer Handtierung mit den Köpfen nicht herauszukommen. Die Instrumente werden sich selbst blasen, so daß die Musikanten auch ein Mal tanzen können. Man wird sich nicht mehr rasiren zu lassen brauchen, sondern nur einen Advokaten ansehen und gleich ohne Messer und Seife barbiert seyn. Schröpfen und Aderlassen wird fürder nicht mehr schmerzhaft seyn; man wird nur eine Eisenbahnactie auflegen und sich erleichtert fühlen. Das Buch, worin die Staatsschulden stehen, wird den Titel führen: Märchen der Tausend und einen Nacht. Den Köchinnen wird's wohl gehen; denn die Hühner werden sich selbst rupfen und die Fische selbst schuppen und die Krebse mit deutscher Kaltblütigkeit ins heisse Wasser springen. Es wird keine Zahnschmerzen mehr geben; denn man wird keine harte Nuß mehr zu knaken haben. Niemand wird mehr an der Mundsperre leiden; denn der Mund wird sich nur zum Essen und Gähnen öffnen. Es wird in keinen Kleidern und Schuhen mehr Löcher geben; denn alle werden von selbst zuwachsen. Stiefel und Röke werden sich selbst wichsen, Gänse sich eigenhändig stopfen, wie auch die Schafe sich selbst scheeren. Aus den Dachtraufen wird der Champagner fliessen und jeder Durstige Ekensteher werden; die Austern werden sich selbst ausschalen und in den Mund fliegen. Prügel werden nicht wehthun, sondern ein angenehmes Juken hervorbringen. Die Menschheit wird sich daher nach der Bell-Lancasterschen Methode prügeln und dabei recht wohl befinden. Die Diebe werden sich selbst hängen, und bevor sie gestohlen haben, um nicht unangenehm zu werden. Alle Preise werden in runder Summe gestellt und folglich das Rechnen nicht unbequem seyn. Die Wagen werden sich selbst schmieren und die Pferde Geographie studiren, so daß sie ohne Kutscher den rechten Weg finden. Die Hausthüren werden sich selbst auf- und zuschliessen, die Hühneraugen in sich gehen und weich werden, die Trommeln sich selbst schlagen und die Gewehre allein auf die Wache und zum Exerziren ausrüken. Das Eis wird überall Vanillen- und Himbeergeschmak haben; Zigarren werden auf den Feldern wachsen und gestochen werden wie Spargeln, die Messer sich selbst schleifen, die Häute sich selbst gerben und die Aale marinirt im Wasser herumschwimmen. Die Lichter werden brennen, ohne abzunehmen, und die Dochte nicht gepuzt zu werden brauchen. Der Wein wird sich selbst auf Flaschen füllen und mit dem nöthigen Wasser mischen ohne Zuthun der Wirthe. Alles Waschwasser wird Seifenstoff enthalten, und die Wäscherinnen werden keine Bürsten mehr brauchen. Die Haare der Damen werden sich selbst loken und ihre Unterröke und Kamisole da, wo es nöthig ist, von selbst wattiren. Die größten Füsse werden sich nach den kleinsten Damenschuhen fügen und das Pflaster nicht mehr leiden. Das weibliche Geschlecht wird mit der Orthographie geboren werden und Puz und Männer bekommen nach Herzenslust. Der Stoff zu Medisance und Nächstenliebe wird nicht ausgehen und Keine eine alte Jungfer werden. Alle falschen Münzen werden gelten wie ächte, und wer wechselt, bekommt doppelt so viel. Das Pumpen wird gäng und gäbe seyn, das Wiederbezahlen aber eine Beleidigung. Sogar die Ochsen werden von Haus zu Haus gehen und sich selbst als Beafsteak portionsweise präsentiren. — Dieses Alles wird der neue Komet über Flachsenfingen bringen. Ich glaube fest daran. Michel.

(Augsb. Unterhaltungsblatt.)

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der Bastard.

»Wo Mutter ist mein Vater? dachte
»An ihn so sehnsuchtsvoll schon oft!
»Wär er bei uns, gewiß er machte
»End unsern Leiden unverhofft.«

»»Dein Vater, Kind, weiß nur zu hassen,
»»Er ist nicht fern, er ist nicht todt,
»»Er schwärmt in Freuden; doch verlassen
»»Sind wir von ihm in unsrer Noth.««

»Wie, Vater lebe, Vater hasse
»Das Kind, dem er das Leben gab?
»Ei Mutter, plauderst wohl zum Spasse,
»Sorgt doch für seine Brut der Rab!«

Wie elend ist doch das Menschenleben!
Krank war die Mutter, arm das Kind.
Der Mangel macht sie kränker eben
Durchs Fenster bläst der Wind.

Da geht das Kind um dürr' Gesträuche
Und sammelt hastig Ast auf Ast.
Doch Jäger Fuchs paßt an der Eiche
Und raubt dem Knaben diese Last.

Darob entbrennt der Knab' vom Zorne,
Daß man ihm nimmt, was ohne Werth
Und wirft mit einem Hageborne
Den Förster. Fuchs sinkt todt zur Erd.

Der Mutter eilig nun berichtet
Der Knab, was sich ereignet hat.
Die Mutter staunt, liegt ganz vernichtet
Und ruft: »Gott selbst straft böse That.«

Unglücklicher! du hast erschlagen
Den eignen Vater. Das Gericht
Kömmt, dich als Mörder anzuklagen.
Mein Leben trag ich länger nicht.

Sie eilt im Fieberwahn sich fluchend
Den Wald hinein, wo Fuchs todt fiel.
Hier — raubt' er einst des Mädchens Tugend
Hier paßt die Straf dem Bubenspiel.

Horch! horch! du hörst die Leute sagen:
»O junges Blut, o schönes Kind!
»Weil bösen Vater du erschlagen,
»Zu dir die Henker kommen sind!« —

Johannes Greger.

Bücher-Anzeigen.

Bei B. F. Voigt in Weimar ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Schmerzensarzt

oder hülfreicher Rathgeber bei allen Schmerzen, die sowohl von Entzündungen, als von Neuralgien, oder von Verwundungen, durch Verbrennungen, Erfrierung, Quetschung, Insektenstichen, so wie von Bissen giftiger und wüthender Thiere herrühren. Von einem prakt. Arzte. 8. $\frac{2}{3}$ Rthl. od. 1 fl. 12 kr.

Merkwürdig ist es, daß unter der grossen Zahl populärmedizinischer Werke gerade eins der nothwendigsten, das nemlich gegen alle Gattungen von Körperschmerzen schnell lindernde und stillende Mittel angibt, bisher noch vermißt wurde, da es doch längst ein leider nur zu schmerzlich gefühltes Bedürfniß war. — Der allgemein verehrte und als Schriftsteller berühmte Hr. Verfasser hat sich zwar aus Gründen nicht genannt, doch verbürgt der Verleger den überaus guten Ursprung dieses gewiß Vielen willkommnen Büchleins.

C. A. Buhler's (Rechnungsf. bei Großh. Ob. Conft. i. Weimar.)

Interessen-Berechnungen

in Rthl. zu 30 sGr. à 12 pf. und 30 Ngr. à 10 pf. von 1 Groschen bis 100,000 Rthl. Capital zu $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$, 1, $1\frac{1}{4}$, $1\frac{1}{2}$, $1\frac{3}{4}$, 2, $2\frac{1}{4}$, u. s. w. bis 6 Procent, auf 1 Jahr, 1 bis 11 Monate, 1 bis 15 und auf 20 und 25 Tage. Lexikon-Octav auf Royal-Velin. In Umschlag geh. $\frac{2}{3}$ Rthl. od. 1 fl. 12 kr.

Von allen bis jezt erschienenen Zinstabellen sind vorstehende die ausführlichsten. Die Richtigkeit einer jeden Zahl ist von dem Hr. Verfasser garantirt. Bei dem höchst zwekmässigen Tabellensaz und der übrigen ausgezeichnet guten Ausstattung ist der Preis ungemein billig.

---

v. Sydow's Freund in der Noth.

Ein Buch für Jedermann, oder geprüfter Rathgeber für das beste und zwekmässigste Verhalten in den wichtigsten und schwierigsten Lagen des Lebens, besonders aber in solchen Verhältnissen, bei welchen man sich leicht irren und Mißgriffe thun kann. Aus dem Quell der Erfahrung geschöpft und zum gemeinnüzigen Gebrauche bearbeitet. Zweite Ausgabe. 8. geh. $1\frac{1}{4}$ Rthl. od. 2 fl. 15 kr.

Dieser Rathgeber in den schwierigsten Lagen des Lebens, dieser Bewahrer vor Verirrungen und Mißgriffen ist aus der Feder eines eben so grossen Menschenfreundes als Menschenkenners geflossen, dem in Gersdorfs-Repertorium 1834 I. folgendes Zeugniß ertheilt wird: »Wir versichern, daß es der Fälle nur sehr wenige geben dürfte, wo man in diesem Buche nicht nüzliche Winke, allgemeine Wahrheiten, Trost, Belehrung und Beruhigung finden könnte. Das Ganze ist herzlich geschrieben und klar gedacht, das Aeussere vollkommen befriedigend.«

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

X. Jahrgang. Nro. 21. 24. Mai 1843.

Inhalt: Der Nüchterne. — Der eiserne Armleuchter. — Badereisen. — Die Beinkleider. — Anekdoten. — Fragen. — Mohar-Heu-Samen. — Ländliche Haus-Bibliothek.

Der Nüchterne.

Grad' aus dem Wirthshaus nun
Komm' ich heraus;
Strasse, wie wunderlich
Siehst Du mir aus!
Rechter Hand, linker Hand,
Beides vertauscht;
Strasse, ich merk' es wohl,
Du bist berauscht.

Was für ein schief Gesicht,
Mond, machst denn Du,
Ein Auge hat er auf,
Eins hat er zu!
Du wirst betrunken seyn,
Das seh' ich hell;
Schäme dich, schäme dich,
Alter Gesell!

Und die Laternen erst —
Was muß ich seh'n!
Die können alle nicht
G'rade mehr steh'n:
Wakeln und fakeln die
Kreuz und die Quer,
Scheinen betrunken mir
Allesammt schwer.

Alles im Sturme rings,
Grosses und Klein;
Wag' ich darunter mich,
Nüchtern allein?
Das scheint bedenklich mir,
Ein Wagestük!
Da geh' ich lieber in's
Wirthshaus zurük.

Der eiserne Armleuchter.

(Ein orientalisches Mährchen.)

Ein alter, ehrwürdiger Derwisch übernachtete auf einer seiner frommen Wallfahrten bei einer armen Wittwe in der Vorstadt von Balsora. Die Freundlichkeit, mit welcher die Arme ihn bewirthete, gewann ihr sein Herz. Er wollte ihr die bewiesene Liebe vergelten, und sagte beim Abschiede: „Ich sehe, Ihr seyd arm, liebe Schwester. Es wird Euch schwer werden, mit Eurer Arbeit so viel zu erwerben, als zur Erziehung Eures Sohnes Abdallah nöthig ist. Wollt Ihr mir den Knaben anvertrauen, so will ich für seine Erziehung sorgen.“

Die Wittwe, die den Derwisch seit vielen Jahren als einen heiligen Mann kannte, willigte mit Freuden in diesen Antrag, und gab ihm ihren Sohn mit. Sie durchzogen drei Jahre lang die schönsten Länder und volkreichsten Städte von Asien. Der Derwisch hielt den Abdallah wie seinen eigenen Sohn; er unterwies ihn in allerlei nützlichen Dingen, und als derselbe in eine tödtliche Krankheit fiel, pflegte er seiner mit väterlicher Liebe. Abdallah sprach bei jeder Gelegenheit von seiner dankbaren Gesinnung; der Derwisch pflegte aber immer zu antworten: die wahre Dankbarkeit besteht nicht in Worten, sondern in Thaten. Es wird, sezte er hinzu, schon eine Zeit und Gelegenheit kommen, wo du mir deine gute Gesinnung wirst an den Tag legen können.

Eines Tages kamen sie auf ihrer Reise in eine wüste Gegend. „Mein Sohn, fing der Derwisch an, jezt kannst du mir deine Liebe beweisen. In diesem Felsen liegt ein köstlicher Schaz vergraben, der uns beschieden ist, wenn du meinen Worten

gehorchen willst.“ Abdallah betheuerte, daß er bereit sey, sein Leben für seinen Wohlthäter zu wagen. Auf diese Versicherung schlug der Derwisch den Felsen mit seinem Stabe. Der Felsen that sich auf. „Geh hinein, mein Sohn“, sprach der Derwisch, „in seiner Tiefe wirst du einen eisernen Leuchter mit 12 Armen finden; den nimm zu dir; von den übrigen Reichthümern aber, die da liegen, rühre nichts an. Merke genau, was ich dir sage; nimm nichts, als den Leuchter; denn das Uebrige ist uns nicht beschieden. Gedenke, mein Sohn, daß dieses vielleicht die einzige Gelegenheit ist, wo du mir deinen Gehorsam und deine Liebe beweisen kannst.“ Abdallah versprach Alles, und stieg getrost hinein; sobald er aber die Reichthümer sah, die neben dem Leuchter lagen, wurden seine Augen geblendet. Er vergaß die Warnung des Derwisches, und füllte seine Kleider von dem Golde und den Edelsteinen, womit die Tiefe bedekt war. Indessen schloß sich der Felsen wieder zu. Die Finsterniß, die ihn auf Ein Mal umgab, machte ihn furchtsam; er griff eilig nach dem Leuchter, und toppte in der Dunkelheit hin und her, um einen Ausgang aus der Höhle zu finden. Nach langem Suchen bemerkte er einen schwachen Schimmer von Licht; er ging ihm nach, und kam aus der Tiefe wieder hervor. Er sah sich um; allein der Derwisch war nicht mehr da, und zu seinem Erstaunen befand er sich in der Nähe von Balsora, wo seine Mutter wohnte. Laß den Derwisch seyn, wo er will, dachte er; ich bin nun reich genug, so daß ich auch ohne ihn leben kann.

Seine Mutter fragte bei seiner Ankunft sogleich nach dem heiligen Manne. Abdallah erzählte ihr seine Begebenheit, und schloß mit den Worten, daß er den Alten nicht mehr brauche; er wolle nun selbst für sein Fortkommen sorgen. Er legte seine Schäze aus, und machte allerlei Entwürfe, wie er diese Reichthümer anwenden wollte. Seine Mutter ward ebenfalls von dem Glanze dieser Kostbarkeiten geblendet, und sah sie, ohne weiter an den heiligen Derwisch zu denken, für ein Eigenthum an, das ihr Sohn durch Muth und Klugheit gewonnen habe. Sie standen vergnügt dabei, und zählten die Goldstüke und die Diamanten, als mit Einem Male, den Leuchter ausgenommen, Alles wieder verschwand. „Ach! fing die Mutter weinend an, wir haben den heiligen Derwisch erzürnt. Er hat uns blos prüfen wollen, ob wir dankbar wären; da wir aber seiner vergassen, so hat er uns seine reichen Gaben wieder entzogen. Bring ihm dem Leuchter, mein Sohn; vielleicht kannst du seinen Zorn dadurch wieder besänftigen.“

Abdallah, der von der furchtsamen Frömmigkeit seiner Mutter nichts geerbt hatte, sezte sich in einen Winkel, und verwünschte den Alten sammt dem eisernen Leuchter. „Das ist auch was Rechtes, was er mir da gelassen hat! sprach er. Ich wage mein Leben, um seinen Eigensinn zu befriedigen; und er fängt noch an zornig zu werden, und nimmt, was nicht sein ist, was ich mir durch sauere Mühe erworben habe. Meine Mutter mag sagen, was sie will, mir scheint der Mann eher ein Zauberer als ein Heiliger zu seyn.

Indessen ward es Nacht. Die Mutter zündete ein kleines Oellämpchen an, und sezte es auf den Tisch. Abdallah wollte es bequemer stellen und hing es an einen Arm des grossen eisernen Leuchters. Mit Einem Male erschien ein Derwisch in einem langen braunen Kleide. Er drehete sich eine Viertelstunde lang so schnell wie ein Kreisel herum, warf einen Asper auf den Tisch und verschwand. Abdallah lachte über diese Erscheinung, und versuchte es am folgenden Abende mit allen 12 Armen, die an dem Leuchter waren. Er that in jeden einen Dockt und zündete sie an. Zwölf braungekleidete Derwische erschienen, dreheten sich eine Viertelstunde im Kreise herum, und verschwanden, nachdem jeder einen Asper auf den Tisch geworfen hatte. Sie kamen bei jedem neuen Versuche wieder; öfter aber als Ein Mal an jedem Abend kamen sie nicht. Diese tägliche Einnahme reichte zum mässigen Unterhalte der Mutter und des Sohnes hin; allein der kurze Besiz des verschwundenen Reichthums hatte einen tiefen Stachel in ihren Herzen zurükgelassen, der mit jedem Tage den Wunsch, mehr zu haben, wieder rege machte. Abdallah konnte mit diesen 12

Aspern auch nicht einen einzigen von seinen vielen Entwürfen ausführen. Er fing daher an zu überlegen, ob es nicht besser wäre, wenn er den alten verrosteten Leuchter zum Derwisch trüge, der ihm dafür, wie er nicht zweifelte, wenigstens das Verschwundene wieder geben würde; da er diesen Leuchter höher geachtet hatte, als allen übrigen Reichthum, der in der Felsenhöhle lag. Da seine Mutter diesen Entschluß billigte, so reisete er gleich am folgenden Morgen mit dem Leuchter ab. Er hatte von dem Derwisch gehört, daß er Abunadar heisse, und in der Stadt Diarbekir wohne, daher ward es ihm nicht schwer, mit dem Zehrgelde, das er täglich durch den Leuchter bekam, den Derwisch aufzufinden.

Als er nach Diarbekir kam, fragte er, wo der fromme Abunadar wohne. Dieser Mann war in der Stadt so bekannt, daß ihm die Kinder das Haus desselben zeigen konnten. Zehn Thürhüter bewachten den Eingang; der Vorhof wimmelte von Sclaven und Bedienten, und das Haus selbst glich eher dem Palaste eines Fürsten, als der Wohnung eines Derwisches. Abdallah getrauete sich nicht weiter zu gehen. Entweder haben mich die Leute nicht verstanden, sprach er für sich, oder man hat mich als einen Fremden verspottet. Er wollte eben wieder umkehren, als ein Sclave zu ihm trat und sagte: „Sey willkommen, Abdallah. Mein Herr hat schon lange auf dich gewartet, ich will dich gleich zu ihm bringen.“ Er führte ihn in einen glänzenden Saal, wo der Derwisch in seinem gewöhnlichen braunen Kleide auf einem Sofa saß. Abdallah, verblendet von dem Reichthume, den er auf allen Seiten schimmern sah, warf sich vor dem Derwisch nieder, und legte ihm den Leuchter zu Füssen. „Du willst mich betrügen, mein Sohn, redete ihn Abunadar an. Ich sehe dir in das Herz, du kommst nicht aus Liebe und Dankbarkeit zu mir; sondern du gedenkest mit deiner Gabe zu gewinnen. Ich bin gewiß, du würdest mir den Leuchter nicht gebracht haben, wenn du die Kraft desselben gekannt hättest. Ich will dir wenigstens zeigen, wie man ihn nüzen kann.“ Er stekte auf jeden der 12 Arme ein Licht und zündete sie alle 12 an. Die 12 Derwische erschienen und thaten, wie sonst. Als sie sich aber einige Zeit gedreht hatten, nahm Abunadar einen Stok und gab jedem einen derben Schlag. Sie standen alle zwölfe still und verwandelten sich in eben so viel grosse Haufen Zechinen, Diamanten, Smaragden und andere Edelsteine. „Siehe, sprach er zum Abdallah, auf diese Art kann ein Kenner diesen Leuchter benüzen; wiewohl ich ihn in dieser Absicht nicht gesucht habe. Er ist das Werk eines Weisen, dessen Andenken ich verehre; und da ich Vergnügen an der Sammlung solcher seltenen Meisterstüke finde, so wünschte ich auch dieses, als eines der vorzüglichsten, zu besizen. Daß dieses wahr sey, davon können dich deine eigenen Augen überzeugen. Hier hast du die Schlüssel zu meiner Schazkammer; besiehe meinen Vorrath und sage mir dann, ob sich ein Sterblicher, auch wenn er der Geizigste wäre, wohl damit begnügen könnte.“

Abdallah gehorchte. Sechs grosse Gewölbe, die an einander stiessen, waren mit so vielen und so seltenen Reichthümern gefüllt, daß er nicht wußte, welche er zuerst und am Meisten bewundern sollte. „Ich Thor! sprach er bei sich selbst, warum habe ich den Leuchter weggegeben? Wie leicht konnte ich seinen Gebrauch zufälliger Weise erfahren? Jezt muß ich den Reichthum eines Andern von ferne betrachten, da ich eben so reich seyn könnte, wenn ich klüger gewesen wäre.“ Er kam zurük. Abunadar sah seine Gedanken auf der Stirn, that aber, als ob er nichts merke. Er begegnete ihm sehr gütig, behielt ihn einige Tage bei sich, und bewirthete ihn, wie seinen besten Freund. Als der siebente Tag zu Ende ging, rief er ihn zu sich und sprach: „Die Hälfte der Schäze, die du in meinem Hause gesehen hast, habe ich von meinem Vater geerbt; das Uebrige habe ich selbst gesammelt, nicht weil ich geizig war, sondern weil ich zu meinem Unterhalte kaum den zehnten Theil meiner Einkünfte brauchte. Da ich schon in meiner Jugend einsah, daß Reichthum die Menschen weder besser noch glüklicher mache; daß es aber Thorheit sey, das Gesammelte wieder zu zerstreuen: so that ich, als ob ich nicht reich wäre. Ich kleidete mich in die Tracht der Derwische, reisete viele Jahre umher, und suchte durch Betrachtung

der menschlichen Thorheiten weiser zu werden. Ich wallfahrete drei Mal zu Fuß nach Mekka und lebte wie der dürftigste Pilgrimm. Den Unglüklichen, die ich fand, theilte ich nur so viel mit, als sie zu ihrer Nothdurft brauchten; weil ich glaube, daß Arbeit und Erwerbung seiner Bedürfnisse glüklicher mache als Müssiggang. Die Jahre gingen unvermerkt vorüber, und der Augenblik, wo ich eben so leer wieder aus der Welt gehen muß, als ich herein kam, rükte immer näher. Ich hatte keine Kinder, und doch wünschte ich meinen väterlichen Gütern einen Erben, der sie mit Weisheit und Mässigung verwalten möchte. Es thut mir leid, daß du durch deine Undankbarkeit meine Hoffnung vereitelt hast. Indessen hoffe ich, meine Offenherzigkeit und Das, was du bisher erfahren hast, soll dich von diesem schändlichen Laster heilen. Ich will dich nun nicht länger aufhalten, du kannst wieder gehen. Zum Zeichen meiner Erkenntlichkeit für die weite Reise, die du des Leuchters wegen, nach welchem ich so sehr verlangte, unternommen hast, wirst du morgen vor meinem Hause das schönste von meinen Pferden finden. Es ist dein, so wie auch der Sclave, der es führt. Dazu schenke ich dir noch 2 Kameele, die du selbst, so schwer als du nur willst, mit Gold und Edelsteinen aus meiner Schazkammer beladen kannst." Abdallah dankte für diese reichen Geschenke, und ging in ungeduldiger Erwartung des folgenden Tages zu Bette.

Er konnte die ganze Nacht nicht schlafen, und dachte an nichts, als an den wunderthätigen Leuchter. „Ohne mich, sprach er, würde ihn Abunadar nicht erhalten haben. Ich hohle ihn mit Lebensgefahr aus dem Felsen: da ich ihn in meiner Hand habe, thue ich eine mühsame Reise, überbringe mein Eigenthum in aller Demuth, und empfange dafür zwei alte Kameele, mit ein wenig Gold und Edelsteinen beladen. Abunadar ist der Undankbare, nicht ich: der Leuchter gibt in einem einzigen Augenblike mehr als sechs Kameele tragen können. Warum sollte ich das Meinige nicht wieder nehmen, da mir meine Gefälligkeit so schlecht vergolten wird?" So sprach er, und nahm sich vor, den Leuchter heimlich zu entwenden, welches leicht anging, da ihm Abunadar die Schlüssel zur Schazkammer gegeben hatte. Er nahm den Leuchter und stekte ihn in einen der Säke, die er mit Gold und Edelsteinen füllte. Er brachte dem großmüthigen Abunadar die Schlüssel zurük, nahm von ihm Abschied, und reisete mit dem Pferde, dem Sclaven und den zwei beladenen Kameelen davon. Als er noch 2 Tagreisen von Balsora entfernt war, verkaufte er den Sclaven und kaufte einen andern, damit niemand erfahren möchte, wo er seinen Reichthum her habe. Seine Mutter kam ihm bei seiner Ankunft mit neugieriger Freude entgegen; allein er war mit der Abladung seiner Schäze so beschäftigt, daß sie nur kurze Antworten auf ihre Fragen erhielt. Seine erste Sorge war, den Leuchter in eine abgelegene Kammer zu bringen; denn er brannte vor Ungeduld, die Verwandlung der Derwische zu sehen. Er zündete 12 Lichter an, und stekte sie auf. Die Derwische erschienen und dreheten sich herum. Er hatte schon einen Stok bereit, und da er glaubte, der Zauber liege in der Stärke des Schlages, so gab er einem jeden einen derben Streich. Zum Unglüke hatte er nicht bemerkt, daß Abunadar den Stok in der linken Hand hielt, als er schlug, und faßte ihn, seiner Gewohnheit gemäß, in die rechte. Darum verwandelten sich die Derwische nicht in Haufen von Gold und Edelsteinen; sondern sie zogen unter ihren langen braunen Röken knotige Prügel hervor und schlugen so lange und so gewaltig auf den undankbaren, treulosen Abdallah los, bis er halb todt zur Erde fiel. Sie verschwanden, und führten die Säke, die Kameele, das Pferd, den Sclaven und den Leuchter mit sich davon.

Badereisen.

Hinter uns liegt der Winter mit seinen Ballnächten, Schlittenfahrten, Eis, Schnee und der unfreundlichen Kälte: die milde Frühlingssonne hat den Rasenteppich mit Grün überzogen, die Knospen geöffnet, Blüten prangen in Wald und Flur, die Nachtigall klagt im Haine und die Menschen werden erfüllt mit einer lebhaften Wanderlust; sie

zu stillen ist der Sommer herbeigekommen und das Bedürfniß nach Veränderung ist fühlbarer geworden; man will von Geschäften ausruhen, man hat sich von einer Winterkrankheit zu erholen; irgend ein heilkräftiges, beliebtes und besuchtes Bad liegt nahe; der Arzt wird befragt, ob die Bäder wohl zuträglich seyn könnten. Dieser gibt nicht blos seine Zustimmung; nein, er findet eine Badekur nothwendig; er will doch auch einmal seines Lebens froh werden, sich einen hypochondrischen Patienten vom Halse schaffen und ihn an die Natur verweisen; er liest den Wunsch in den Augen der jungen Frau. Ja ja, heißt es, gewiß werden die Bäder wohl bekommen, in diesem speciellen Fall sind sie sogar unerläßlich, und nun werden alle Vorbereitungen zu einer Reise ins Bad getroffen.

Es gab Zeiten, sagt man, in denen jeder Bräutigam seiner Braut im Ehekontrakt versprechen mußte, sie alle Jahre einmal in die Bäder zu führen. Es mag etwas Wahres an dieser Sage seyn, und solche Badereisen werden im Mittelalter Badefahrten genannt; wie noch jezt wohl in der Schweiz. Nach der Reformation waren die Sitten so streng, daß junge Leute beinahe andere Gelegenheit fanden, sich recht lustig zu machen als in den Bädern, wo man sich jeder Lust ungescheut überlassen durfte. Natürlich mußte die Sittlichkeit darunter leiden. Dieß war schon zu den Zeiten der Römer so. Hören wir, wie bedenklich sich Properz in seinen Elegieen an seine heißgeliebte Cynthia wendet, welche den berühmtesten Bad- und Kurort „Baja" besuchte:

„Zwar dein Ruf ist bekannt, dein tadelloses Benehmen,
Aber bei solcher Gefahr fürchtet die Liebe mit Recht —
Drum verzeihe dem Blatt, wofern es dich irgend betrübet;
Tadle den furchtsamen Sinn, aber entferne die Schuld;
Soll ich nur angelegener jezt die Mutter besorgen,
Da sich die Sorge für mich, ohne dich kaum mehr verlohnt!
Du bist Cynthia mir mein Haus, und Vater und Mutter,
Du mein einzig Gut, du mein Verlangen allein!
Geh' ich traurig einher, begegn' ich fröhlich den Freunden,
Traurig und fröhlich, es kommt, Cynthia, Alles von dir!
Aber verlasse nur bald das angesteckte Bajäa!
Jenes Ufer, es schuf immer gehässigen Zwist,
Immer war es verderblich den Sitten der Mädchen. Die Bäder
Baja's seyen verwünscht! Sie sind der Liebe zur Schmach!" —

Der Zwek jeder Badereise soll nur Erholung und Wiederherstellung der geschwächten Gesundheit seyn; das Vergnügen bleibt immer Nebensache; kleinere weniger bekannte Bäder wirken oft ebenso heilkräftig als die berühmtesten Thermen, wo Viele in ungewählten Vergnügungen und dem verpestenden Hazardspiele ihren geistigen und leiblichen Tod finden. B—r.

Die Beinkleider.

Als der bekannte französische Dichter Bernis noch Abt war, lebte er kümmerlich im Seminarium von St. Sulpiz. Er war zwar schon Kanonikus und Graf von Lion, denn Bernis stammte von einer vornehmen Familie ab, allein von seinem Kanonikate hatte er blos den Titel und ausser einer Rente von 1500 Franken, welche ihm seine Familie zahlen ließ, besaß der junge Dichter nichts. Beinahe eben so stand es mit dem Abt von Montazet, der mit ihm in den nemlichen Seminarium war. Beide lernten sich kennen, wurden innige Freunde, und sind es auch geblieben. Was der Eine hatte, gehörte auch dem Andern; leider hatten beide sehr wenig; sie sannen daher auf mancherlei Mittel, etwas in der Welt zu werden. Einst konnte Bernis nicht schlafen; er fing also an, aus Langeweile Verse zu machen, und zwar ein Gedicht auf die allmächtige Geliebte Ludwig des XV., die Marquise von Pompadour. Das Gedicht fing so an:

Ainsi qu' Hébé, le jeune Pompadour
A deux jolis trous sur la joue.

Sobald es Tag wurde, schikte er das Gedicht an die Marquise. Kurz darauf wurde er bei der königlichen Favoritin zum Essen eingeladen. Er kündigte diese Auszeichnung seinem Freunde Montazet mit triumphirender Mine an. „Unser Glük ist gemacht!“ rief er ihm schon von Weitem zu, „ich bin bei der Pompadour zum Essen gebeten.“ Etwas gelassener antwortete Montazet: Eine Einladung ist noch keine Bischofsstelle. „Freilich nicht“, entgegnete Bernis: „aber das Eine wird zum Andern führen.“ Bernis ging zur Marquise, bot allen seinen Wiz auf, um die Aufmerksamkeit der Gesellschaft während des Essens auf sich zu ziehen, und sezte sie beinahe in Entzüken über seinen Verstand. Nach Tische sollte es an's Spiel gehen. „Ich weiß“, sagte die Marquise von Pompadour zu Bernis, „daß die jungen Abbés nicht immer eine volle Börse haben. Wir wollen also zusammen legen und zusammen zahlen.“ Das geht nicht an, sagte Bernis in einem etwas geheimnißvollen Tone und wollte gehen. Die Marquise wollte die Ursache seines schnellen Weggehens wissen; Bernis suchte einige Zeit Ausflüchte, als sie aber immer in ihn drang, versprach er endlich, ihr den wahren Grund zu gestehen. „Belieben Sie nur“, fuhr er fort, „mit Ihren schönen Augen diese sammetnen Beinkleider zu betrachten.“ Nun? fragte die Marquise etwas erröthend. „Nun“, antwortete Bernis, „Sie müssen wissen, daß diese Beinkleider nicht mir ausschließlich gehören, und daß der Abbé von Montazet eben so viel Recht daran hat, als ich. Sie gehören uns gemeinschaftlich; wenn er damit ausgeht, bleib ich daheim, und wenn ich ausgehen muß, bleibt er zu Hause. Diesen Abend hat einen höchst nöthigen Besuch zu machen. Ich habe ihm versprochen, um 6 Uhr mit unsern Beinkleidern zu Hause zu seyn.“ Ei, das ist herrlich! rief die Marquise von Pompadour lachend aus. So gehen Sie denn, Herr Abbé, und sagen Sie Ihrem Freunde, daß Sie und er bald im Stande seyn sollen, jeder seine eignen Beinkleider tragen zu können. Kurz darauf bekam sowohl Bernis, als Montazet eine Pension von 3000 französischen Thalern jährlich. Der Erstere wurde in der Folge Kardinal und der Leztere Erzbischof von Lyon. Ohne die sammetnen Beinkleider wären sie vermuthlich nie so hoch gestiegen.

Anekdoten.

Jemand, der früher nie einen Stok getragen hatte, kam eines Abends mit einem Stok in der Hand nach Hause, und ward von seiner Frau gefragt: warum er denn jezt auf einmal einen Stok trage? „Weil es so kalt ist“, war die Antwort.

Ein Schusterjunge, der bei keiner Rauferei ein müssiger Zuschauer blieb, kam vielfältig mit einem zerkrazten und zerschlagenen Gesicht nach Hause. Der Meister, der ihm dieß oft verwiesen hatte, sagte endlich: Kommst Du mir je wieder so vor Augen; so gibts Prügel. Nach ein Paar Tagen erschien aber der Junge von Neuem mit einer blutenden Stelle an der Stirn, und nun entstand folgendes Gespräch. Meister: Schon wieder eine Prügelei? Junge: Nein, Meister, Nein! Meister: Wo kommt denn das Blut an der Stirne her. — Junge: Ich, ich habe mich gebissen. Meister: Wie kannst du dich den da oben beissen? Junge: Ich bin auf einen Stuhl gestiegen!

(Stetes Unglük.) Ein junger Mensch, mit Namen M. Gowan, nach Alloa gehörig, ging mit dem Schiffe Jean von Alloa nach Miramichi, und mußte sich davon flüchten, als dasselbe in Feuer aufging. Dann kam er an Bord des Lord Cathcart, und erlitt Schiffbruch auf seinem Rükwege bei Prinz Eduards Insel. Nochmals nach Miramichi zurükkehrend auf dem Schiffe Maria von Alloa erlitt er zum Zweitenmal Schiffbruch bei der Insel Arran.

Nun, was sagen Sie zum „Barbier“? fragte ein grosser Vertheidiger der italienischen Oper einen in Wien eben angekommenen Fremden. „Was für einen Barbier“? erwiederte dieser. „Ei, was kümmert mich der Barbier“, rief der Fremde, „ich rasire mich selber!“

(Sprach-Verirrungen.) In München sind bekanntlich viele Tische abonnirt. Unbekannt

mit diesem Gebrauche wollte ich mich einmal an einem solchen Tische niederlassen, die schöne Kellnerin aber bemerkte mir, „daß an diesem Tische Alles besessen wäre“, worüber ich mich, nicht wenig erschroken, sogleich an einen andern Tisch begab.

In einem Dorfe nahe bei Wien standen auf einer Tafel hart an einer Wiese die Worte: „Niemand wird gebeten, über diese Wiese zu gehen.“

Fragen.

Wenn 2 nicht gleich 1 ist; sind es auch die Verdienstjahre?

Wird Einem Vorstande wohl alles Recht gegönnt werden können?

Wie lange werden noch 100 Blinde auf 2 Politische geben müssen?

Einem Angesehenen ist stets Recht zu geben?

Wie schmekte wohl des Verfolgten Brod dem Verfolger?

Das Laster ist schlecht; darf dieß auch stets gesagt werden?

Wo liegt der Hund begraben?

Wie süß sind Vergebungen? —•—

Mohar-Heu-Samen.

Dieser unter den Landwirthen in Oesterreich noch wenig bekannte Heu-Same wird in Ungarn sehr häufig gebaut, und wäre wegen seiner Ergiebigkeit und sonstigen guten Eigenschaften besonders empfehlungswerth.

Das in Ungarn unter den Namen **Mohar, Borkoles, muhár**; Deutsch Mauchert, Mohert, Fench, Fennich, Hirsengras, wilde Hirse, Weinhirse; nach Koch: **Setaria italica**, auch **Panicum germanicum**, wird im Frühjahre in frisch gerissenem Felde wie Kleesamen dicht gesäet; wächst sehr schnell, und kann besonders auf feuchten Gründen 3 auch 4 Mal gemäht werden, und als vorzügliches Pferdeheu eingebracht werden; ist aber auch für Kühe ein vortreffliches Grünfutter, und da es, so zu sagen, unter der Sense nachwächst, so dürfte es in nassen Jahren auch 5 bis 6 Mal zum Einfüttern gemäht werden können.

Als Heu ist es ein saures, für Pferde sehr nahrhaftes zu betrachten; aber grün als Gras, wenn man es nicht zu hochstämmig werden läßt, insbesondere aber in Gegenden, wo gewöhnlich im sogenannten süssen Boden süsses Heu wächst, ist es ein ganz vorzügliches süsses Kühfutter.

Höchst empfehlungswerth ist es durchschnittlich in Oesterreichs Gefilden für Parks und Obstgärten, statt dem schlechtfütternden Raigras. Hier gewährt es alle erdenklichen Vortheile. Während nemlich das um und unter den Obstbäumen so sehr wuchernde Moos kein besseres Gras keimen und emporkommen läßt, wird durch Anbau dieser Hirse das Moos gänzlich vertilgt, und da der Boden umgebrochen werden muß, werden die Moosfleke gestürzt, und dienen gleichsam der nüzlichen Aussaat als Düngung.

Der Moharsame ist aber auch eine Lokspeise für alle Gattungen Singvögel. Parks und Obstgärten werden sich in Kurzem stark bevölkern von diesen lekern und so nüzlichen Thierchen. Wehe dann den Raupen! ihre Feinde singen sie zu Grabe, und der Garteneigenthümer genießt die Lust, dem Vertilgungskriege unter himmlischer Musik beizuwohnen, und sein schönes Obst selbst zu essen oder zu verkaufen.

Um diesen Zwek zu erreichen, darf das Mauchertgras nur zwei Mal als zartes Grünfutter gemäht werden, dann läßt man es in Samen übergeben; wird endlich nach dem Hafer, wenn nemlich der Same reif ist, abgemäht, eingebracht, gedroschen, der gewonnene Same, so viel man zur Aussaat braucht, bis zum nächsten Frühjahre aufbewahrt, mit dem übrigen wird das Federvieh gefüttert, oder verkauft. Das Stroh hingegen als äusserst nahrhaftes Häkerling dienet zum Pferdefutter.

Dieser, so wie Steyrer- und Französischer Luzerner-Kleesamen von lezter Fechsung, in bester Qualität, Englisches, Französisches, Inländisches Raigras und Esparsette-Samen bekommt man zu billigen Preisen in der M. Berkowitsch'schen Handlung, auf der alten Wieden, Hauptstrasse, zum schwarzen Adler Nro. 471, in Wien.

Ländliche Haus-Bibliothek.

Unsere Absicht, nützliche Bücher unter das Landvolk zu verbreiten, findet allgemein beifällige Anerkennung. Wir haben aber leider in diesen Blättern viel zu wenig Raum zu umfangreichen Besprechungen hierüber. Deßwegen empfehlen wir unseren Lesern ein kleines Büchlein, unter dem Titel:

Ausgewählte Volks-, Dorf-, und Wander-Bibliothek, bestehend in 230 verschiedenen gemeinnützigen Schriften, deren Werth durch Literatur-Zeitungen und andere kritische Blätter anerkannt und nachgewiesen ist und welche, sobald sie zusammengenommen werden, hiermit bis zu Ende des Jahres 1843 im Preise noch unter die Hälfte herabgesetzt und statt des Ladenpreises von 226⅔ Thlr. für 100 Thlr. preuß. Courant oder 175 fl. verkauft werden. Nebst Rathschlägen über zweckmässige Anschaffung, Benützung, Verwaltung und Vermehrung von Dorf- und Wanderbibliotheken vom Rentamtmann Carl Preusker zu Großenhayn. Weimar. Bei Bernhard Friedrich Voigt.

Dieß Büchlein kostet nur 5 Sgr. od. 18 kr. Man findet darin eine reiche Auswahl der besten Volksbücher und kann auch jedes darin angezeigte und recensirte Werk einzeln zu höchst billigen Preisen durch jede deutsche Buchhandlung haben.

Ein ganz vortrefflich, und wir möchten sagen, unentbehrliches Werk erschien im Verlage von C. B. Polet in Leipzig und kann bei jeder nächsten Buchhandlung bezogen werden, unter dem Titel:

Neues Hauslexicon. Eine Handbibliothek für jede Haushaltung. Herausgegeben von einem Vereine Gelehrter so wie praktischer Haus- und Landwirthe. Mit erläuternden Abbildungen.

Man findet darin nach dem Alphabete Aufschluß und Unterricht über alle nur denkbare Fälle in sämmtlichen Zweigen der Haushaltung, der Künste und Gewerbe, des Fabrikwesens, des Aker- und Gartenbaues in solcher Reichhaltigkeit, daß Niemand, weß Standes er immer sey, und was er dann auch zu seiner Belehrung nachlesen wolle, das Buch vergeblich auf- und nachschlägt.

Umständlicher haben wir dieses ausgezeichnete Werk bereits in diesen Blättern vom Jahre 1841 S. 326 u. 327 empfohlen. Wer gleich darauf Bestellungen machte, hatte monatlich nur den geringen Preis von 4 Gr. zu bezahlen. Wer dieß versäumte, nun aber für die seither erschienenen Lieferungen diese geringe Ausgabe nachträgt, kann sich um so beispiellos billigen Preis auch jezt noch in den Besiz des ganzen Werkes sezen und wird für diese Auslage schon in der ersten Zeit hundertfältigen Nuzen ernten. Denn er gewinnt daraus den Erwerb aller neuen Erfindungen und Verbesserungen im Bereiche der ganzen menschlichen Gesellschaft, und also Erfahrungen und Kenntnisse so in alphabetischer Ordnung gegeben, wie er sie in umfangreichen kostspieligen Bibliotheken mit allen Durchstudiren dort und zerstreut doch nicht treffen würde.

Zu bemerken dürfte nur noch seyn, daß hier nicht das früher bei Breitkopf in Leipzig erschienene Hauslexicon gemeint sey. Jenes ist mehr für die höheren bürgerlichen Stände bestimmt, dieses dagegen für alle Stände ohne Ausnahme, namentlich aber für Bürger und Landleute, denen es an Mitteln und Wegen fehlt, sich auf andere Weise praktische Lebenskenntnisse zu erwerben.

Dieses gegenwärtige Hauslexicon übertrifft auch das Breitkopfische gar sehr an Reichhaltigkeit und ist um mehr als die Hälfte wohlfeiler.

Ein weiter sehr empfehlenswerthes Buch von Ludwig Schreck, Ritter des Königl. Schwed. Wasa-Ordens ꝛc., erschien unter dem Titel:

Beitrag zur Förderung der Volkswohlfahrt.

Es ist zur unentgeldlichen Vertheilung an Stadt- und Land-Behörden, sowie an jeden Menschenfreund bestimmt, was aber wohl nur für Sachsen gemeint seyn wird, daher dieses höchst interessante Werk in dem übrigen Deutschland nicht so in Umlauf kommen dürfte, wie es zu wünschen wäre.

Es behandelt: 1) Kleinkinder-Bewahranstalten; 2) das Gesell'sche Institut in Dresden, mit einer Mittheilung und Bitte an alle Freunde und Beförderer des allgemeinen Besten; 3) die Tochterschule beim Arbeitshause für Freiwillige in Leipzig; 4) die Knaben-Arbeits-Anstalt zu Darmstadt; 5) Industrieschule auf einem englischen Dorfe; 6) das Johannisthal bei Leipzig, das Armenschulkinderfest und die Dienstbotenprämien-Vertheilung; 7) die Armenanstalt in Leipzig, eine wahre Musteranstalt; 8) Suppenanstalt; 9) Statuten für eine Sparkasse; 10) Rentenversicherungsanstalt; 11) Statuten für die Bürger-Rettungs-Anstalt der Stadt Naumburg; 12) Statuten des Vereins für Handwerksgesellen in Coburg; 13) Statuten des Vereins gegen Thierquälerei zu Dresden.

Wahrscheinlich wird dieses von Ludwig Schreck in Leipzig verlegte höchstwichtige Werkchen auch auf dem Wege des Buchhandels zu haben, und gegenwärtige Anzeige denselben Manchen unserer Leser höchst willkommen seyn.

Sehr beachtenswerth ist auch das im Verlage von Robert Binder in Chemnitz erscheinende

Gewerbeblatt für Sachsen.

Es behandelt alle Fächer des Gewerbewesens, liefert alle neuen Erfindungen und ist durch sämmtliche Postämter, Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

X. Jahrgang. Nro. 22. 31. Mai 1843.

Inhalt: Ueber einige Futtermittel der Wälder. — Doktor Faust in Salzburg. — Ein Wörtlein über den deutschen Durst. — Holländische Originalidylle. — Deutscher Handel. — Ein Wörtchen über Pensions-Anstalten für katholische Geistliche. — Etwas für Ehestands-Kandidatinnen. — Anekdoten.

Ueber einige Futtermittel der Wälder.

(Aus Gumprechts landwirthschaftlichen Berichten aus Mittel-Deutschland.)

Ich versuchte es, die Spizen der Kiefernzweige und feingeschnittenes Rohr, mit Siede (Häksel) gemengt, durch Selbsterhizung zum Genusse vorbereitet, zum Füttern zu verwenden.

Das so vorbereitete Futter hat einen aromatisch kräftig duftenden Geruch, und die damit gefütterten Hammel frassen das Futter begierig, mit Ausnahme des Schilfes, welches sie weniger gern verzehrten.

Um jedoch über die Futterkräfte und Zwekmässigkeit dieses Futtersurrogats mich zu unterrichten, theilte ich solches dem Professor der Medizin, Herrn Dr. Göppert in Breslau mit, und derselbe hatte die Güte, mir nachstehende Auseinandersezung zugeben zu lassen.

„In der Ueberzeugung, daß ein Jeder verpflichtet ist, auch seinerseits nach Kräften zur Abhülfe der Uebelstände mitzuwirken, die durch die ungewöhnliche hohe Temperatur des jüngst vergangenen Sommers veranlaßt worden sind, mache ich es mir zum besondern Vergnügen, die von Ew. Wohlgeborn an mich gerichtete Anfrage zu beantworten."

„Was zunächst die Blätter oder Nadeln und jüngern Zweige der Kiefer (Pinus sylvestris), hinsichtlich ihres Werthes, als Futter-Surrogat, betrifft, so enthalten die erstern nur äusserst wenig, durch Wasser ausziehbare, nährende Bestandtheile, nur eine unverhältnißmässig geringe Menge Schleim, keinen Zuker, nur Spuren von Sazmehl oder Stärke, dagegen aber eine nicht geringe Quantität Harz und ätherisches Oel (beides vermischt, bekanntlich Terpentin genannt), von welchem leztern ich beifolgend eine Probe mitschike."

„In der Knospe und den jüngern Zweigen der Kiefer trifft man, besonders im Frühjahr, Zuker und Stärkemehl an, wodurch wahrscheinlich wohl die Thiere veranlaßt werden, ihm nachzustellen; jedoch aber zugleich auch eine grössere Menge von Terpentin, der sich auch beständig auf der Oberfläche derselben abscheidet, wodurch ihre klebrige Beschaffenheit veranlaßt wird. Wegen ihres Gehaltes von Terpentin gehören die genannten Pflanzentheile zu den erhizenden und im hohen Grade reizenden Arzneimitteln, deren man sich in der Medizin auch noch insbesondere wegen ihrer harntreibenden Eigenschaft bedient."

„Werden dieselben nun ohne Zusaz von Wasser erhizt, oder durch Befeuchtung und Uebereinanderhäufung der Selbsterhizung preisgegeben, so wird in Folge des hierdurch hervorgerufenen Schwälungsprocesses ein Theil des in ihnen befindlichen Terpentins in Theer verwandelt, welcher noch viel erhizender und anstrengender, als jener, wirkt, wie dieß von allen brenzlichen Stoffen gilt, wovon man sich leicht überzeugen dürfte, wenn man die Wirkung des ungebrannten Kaffees mit der des gebrannten vergleicht. Ueberhaupt scheint mir das Verfahren, Nahrungsmittel, wie, z. B., das Heu, der Selbsterhizung zu überlassen, sehr precär, ja wohl unzwekmässig, wenn man etwa dadurch irgend eine Vermehrung der ernährenden Kraft derselben beabsichtigt, indem die hierbei Statt findende Bildung von brenzlichem Stoffe auf Kosten des Zukers, Schleimes und Sazmehles geschieht, also hierdurch keine Vermehrung, sondern vielmehr eine

Verminderung dieser in dieser Beziehung so überaus wichtigen Stoffe verursacht wird."

„Als Resultat dieser Betrachtung ergibt sich also, daß Kiefernadeln und jüngere Kiefer-Zweige (zartes Kieferreisig), abgesehen von dem nicht zu übersehenden Nachtheile, welcher, durch häufigere Benüzung der leztern, den Forsten beigebracht werden würde, als Futtersorrogat, namentlich wegen ihres überwiegenden Gehaltes an erhizenden Stoffen, nicht empfohlen, sondern höchstens nur als Reizmittel bei reizlosem Futter hie und da in gewissen, aber auch noch näher zu bestimmenden, Fällen gebraucht werden können."

„Hinsichtlich des zweiten, mir zur Begutachtung übersendeten, Vegetabiles, muß ich zunächst bemerken, daß die mir überschikten zerschnittenen, hier wieder mitfolgenden, Stengel nicht von dem Schilf (Schilfrohr, Dek-, Teich-, Büschel-Rohr, Arundo phragmites L), wie mir Ew. Wohlgeborn schreiben, sondern von den mit ihm häufig zugleich vorkommenden Teichbinsen (grosse Binsen, Teichsenden, Pferdebinsen, grosse Weiherbinsen, Scirpus palustris) herrühren."

„Um jedoch in dieser Beziehung keinen Zweifel übrig zu lassen und auch vor künftigen Verwechselungen zu bewahren, lege ich blühende Exemplare dieser beiden Pflanzen aus meinem Herbarium bei, welche ich mir gelegentlich wieder zurük erbitte, und theile über beide meine Ansichten mit:

„Das Schilf (Arundo phragmites) gehört freilich wohl zur Familie der wahren Gräser, welche uns bekanntlich so vorzügliche Futterpflanzen liefern, erscheint aber doch weniger brauchbar, weil der in den Gräsern auch häufig vorkommende Bestandtheil, die Kieselerde, durch welche die, bei dem Anfühlen derselben bemerkbare Rauhigkeit hervorgebracht wird, in ganz besonderer Menge auf Kosten des Zukers und Schleims entwikelt ist, ja in der Oberhaut der Stengel und Blätter 30 bis 40 Procent beträgt (in dem Bambusrohr erreicht sie gar 76 Procent, daher man mittels desselben dem Stahle sogar Funken zu entziehen vermag). Nur die ziemlich grossen Wurzeln des Schilfes sind reich an Zuker (und wurden in frühern Zeiten als Arzneimittel zur Beförderung der Mensteuation benüzt). Soviel ich weiß, läßt das Vieh die Blätter und Stengel dieser Pflanze unberührt. Sie dürften also wohl nur im Nothfall ein Surrogat für Stroh liefern und dann auch wohl nur in sehr verkleinertem Zustande anzuwenden seyn."

„Die Sumpf- oder Teichbinse (Scirpus palustris) wird zur Familie der Schirmgräser oder Cyperaceen gerechnet, welche zwar den Gräsern sehr verwandt sind, aber, was für die praktische Oekonomie von grosser Bedeutung erscheint, in allen ihren Theilen eine viel geringere Menge, ja häufig gar keinen Zuker und nur wenig Schleim und Sazmehl enthalten; daher also auch eine viel geringere nährende Kraft besizen. Ich darf, um die Wahrheit dieses Sazes auch praktisch zu erweisen, wohl nur an die jedem Oekonomen, aber nicht von vortheilhafter Seite bekannten Riedgräser (Carices) erinnern, welche auch zu dieser Pflanzenfamilie gehören. Nichtsdestoweniger möchten die Teichbinsen, welche nur sehr wenig Kieselerde, dagegen ein sehr schlaffes, freilich geschmakloses, gewiß aber leicht verdauliches, Zellgewebe enthalten, in einer futterarmen Zeit wohl einige Berüksichtigung verdienen, wie man dieselben auch, wie ich mich erinnere, irgendwo gelesen zu haben, z. B., in Kärnthen, als Futter für junge Pferde benüzt."

„Um aber ein ganz genaues Urtheil über den relativen Werth beider Gräser als Fütterungsmaterial abgeben zu können, worauf es mir hier aber weniger anzukommen scheint, bedarf es der Bestimmung ihres Stikstoffgehaltes, die ich aber in der kurzen, mir zu dieser Begutachtung vergönnten, Zeit nicht zu liefern vermochte. Jedenfalls aber ist der Stikstoffgehalt, wovon vorzugsweise die nährende Kraft der Vegetabilien abzuhängen scheint, viel geringer, als in einer andern Pflanze, welche ich mir hiermit erlaube, Ew. Wohlgeborn Berüksichtigung umsomehr zu empfehlen, als sie überdieß auch noch viel häufiger, als die beiden obengenannten Gewächse, bei uns angetroffen wird. Es ist dieß eine winzige, in allen troknen, also insbesondere in Kieferwäldern, in ungeheurer Menge

auf blosser Erde vorkommende, bisher bei uns nur zur Streu benüzte Flechte, das sogenannte graue oder Rennthiermoos (Lichen rangiferinus, oder auch Clatonia rangiferina), von welchem ich mir erlaube, beifolgend mehrere Exemplare zu Ew. Wohlgeborn unbedingter Disposition zu stellen. Ohne diese Flechte wären die Polargegenden, wo sie den größten Theil der Vegetation ausmacht, wie uns der unsterbliche Linné in seiner Flora Lappland's zuerst trefflich auseinandersezte, fast unbewohnbar."

„Von ihr nährt sich das unentbehrliche Hausthier jener Gegenden, das Rennthier, und im Winter dient sie noch zur Nahrung des Rindviehes. — Man sammelt es bei etwas feuchtem Wetter (weil es bei troknem Wetter, wegen seiner Sprödigkeit, leicht zerbricht), mit einer vielzinkigen Hake in Haufen und vermischt es beim Gebrauch als Futter mit etwas Wasser."

„Ich weiß in der That keine einheimische Pflanze, die ein günstigeres Resultat in der angeregten Beziehung zu versprechen scheint, als eben diese Flechte, welche, wie ich noch hinzufüge, nicht blos im Sommer, sondern das ganze Jahr hindurch gesammelt werden kann."

„Indem ich nun schließlich Ew. Wohlgeborn und den Hochlöbl. Verein, der sich Ihrer Leitung zu erfreuen hat, um freundliche Aufnahme dieser Bemerkungen bitte, mich auch bereit erkläre, erforderlichenfalls wieder Bericht zu erstatten, ersuche ich Sie allerseits, mir vielleicht, an der Stokfäule oder Räude leidende Kartoffeln zukommen zu lassen, an denen es, wie ich höre, hie und da nicht fehlen soll, weil ich mich auch mit dieser Untersuchung gern beschäftige, wie Sie aus der von mir verfaßten Anzeige der Schrift von Martius über diesen Gegenstand wohl ersehen haben dürften. Ich erlaube mir, diese Schrift hier abermals zu empfehlen, in welcher nicht, wie irgend Jemand kürzlich behauptete, jene beiden Krankheiten miteinander verwechselt, sondern im Gegentheile recht genau getrennt, in ihrem Verlaufe und in ihren ursächlichen Momenten dargestellt und beschrieben worden. rc. rc.

Göppert,
Dr. und ordentl. Professor der Medizin."

Doktor Faust in Salzburg.

Es war um die erfreuliche Fastnachtzeit, als der weltberühmte Doktor Faust einige vertraute Freunde und Studenten in seiner Behausung bei sich sah und bis in die Nacht hinein mit ihnen zechte. Als das Getränk nun Alle lustig und guter Dinge machte, gelüstete dem Faust nach einer kurzweiligen Fahrt, und da er wußte, daß in dem Keller des Bischofs zu Salzburg vor allen andern Kellern die feinsten und besten Weine lagerten, so richtete er dorthin seine Gedanken, trug sie seinen Kumpanen vor, und forderte sie zur Begleitung auf. Das waren Alle wohl zufrieden, gingen mit dem Meister in seinen Hausgarten, wo Faust sie eine Leiter ergreifen und sich darauf sezen hieß, jeder auf einen Sprossen, und so fuhren sie auf und davon durch die Luft.

Gegen Mitternacht kam die Gesellschaft in dem bischöflichen Keller an, schlugen Licht und zapften nun ungehindert die besten und köstlichsten Weine an, und kosteten sie reichlich, waren über eine Stunde lang fröhlichen Muthes und leerten manchen Becher auf das Wohl des Bischofs, der ein so herrliches Weinlager hielt.

Mittlerweile saß der Kellermeister bei seinen Freunden, den andern Hofdienern, trokenen Schlundes, und gedachten auch Fastnacht zu halten; deßhalb stieg er herab in den Keller, auch noch einen Schlaftrunk zu holen, und öffnete rasch die innere Kellerthür. Da sah er mit Staunen Licht und die Schaar nasser Brüder, die seine Erscheinung ihrerseits auch nicht ohne Schreken gewahrten. Und alsbald hub der Kellermeister an zu schelten und zu rufen: „Diebe! Diebe!"

Da rief Doktor Faust seinen Gefährten zu, es möge ein Jeder seine volle Flasche fassen und aufsizen; er selbst drükte den Kellermeister auf die Leiter, sprach ein Zauberwort, und hui, fuhren Alle aus dem Keller und durch die Lüfte von dannen. Bald überflogen sie einen Wald, da sezte Faustus den Kellermeister, der an allen Gliedern zitterte und schier des Todes war, auf dem Gipfel eines hohen Tannenbaumes ab, und kam mit seiner Bursa und dem mitgenommenen Weine

wohlbehalten nach Hause, wo sie Runda tranken, bis der Morgen graute.

Dem armen Kellermeister auf seinem Tannen-Baume war schlecht zu Muthe; er wußte weder, wo er war, noch wie er sich in der kalten Frostnacht erwärmen sollte, und vom Baume herabzusteigen vermochte er eben so wenig. Mit banger Seele erharrte er den lange zögernden Anbruch des Tages, und schrie dann mit gellender Stimme um Hülfe, bis einige mit Viktualien nach der Stadt gehende Bauern ihn hörten, die ihm aber auch nicht vom Baume helfen konnten. Doch zeigten sie es zu Hofe an, wo man ihnen erst nicht glauben wollte, dann aber hinauszog in Begleitung vielen Volkes, und mit grosser Mühe den Kellermeister vom Baume brachte, der halbtodt war und nicht auszusagen wußte, wer ihn auf den Baum geführt und in so grosser Gefahr allda gelassen hatte.

Alte Urkunden bezeugen es, daß Salzburg in den ältesten Zeiten eigene Weinberge hatte. Von der Riedenburg bis zum Nonnenberge blühten einst Reben, doch allmählig verschwanden sie, und nur im Schlosse Weingarten ausser dem Nonnenthale, in der Nähe der herrlichen Leopoldskrone erhielt sich ihr Name.

Ein Wörtlein über den deutschen Durst.

Auch aus der Sprache erkennt man die Sitten und Neigungen der Völker; denn was man gerne hat, das nennt man gerne, und da die Wörter dürsten und trinken von den Deutschen bei so gar vielen Gelegenheiten gebraucht werden, so dürften denn unsere ausländischen Nachbarn so Unrecht nicht haben, wenn sie schon von jeher dem deutschen Volke vorzugsweise die Trinksucht zuschrieben. Daß dem so sey, läßt sich aus den Sitten und Gebräuchen unseres Volkes von uralten Zeiten her hinlänglich erweisen. Wir wollen aber hier nur bei der Sprache stehen bleiben und daraus zeigen, daß der Deutsche sein Dürsten und Trinken bei jeder Gelegenheit anbringt, wo es sich nur eben anbringen läßt.

Die alten Römer waren ein tapferes, eroberungslustiges, habsüchtiges aber dabei nüchternes Volk. Ihnen hungerte nach Ehre, Eroberungen und Gold. Der alte Deutsche stand dem Römer an Heldenmuth, Eroberungslust und Habsucht nicht nach; aber er liebte dabei mit Leidenschaft den Trunk, und darum sprach er auch von Durst nach Ehre, Ruhm und Gold. Wenn der Deutsche von einem Verschwender spricht, so sagt er: daß er sein Vermögen durch die Gurgel gejagt habe; wenn er einen grundschlechten Menschen bezeichnen will, so sagt er, daß Hopfen und Malz an ihm verloren sey; wenn er sich an Jemanden rächen will, so nimmt er sich vor, es demselben einzutränken! Der Franzose und Italiener haucht seinen Kindern gute Grundsäze, Erwachsenen aber Liebe und Achtung ein; beim Deutschen aber werden Grundsäze, Liebe und Achtung eingeflößt; ja er läßt sogar Worte und Gedanken mit einfliessen, während andere Völker dieselben von sich geben! Der höchste Grad von Gründlichkeit findet beim Deutschen Statt, wenn er etwas recht erschöpft hat; er selber will aber niemals erschöpft seyn und ein trokener Mensch ist ihm unausstehlich! So sehr er aber auch das Nasse liebt, so ist ihm doch nicht jede Feuchtigkeit gleich; denn wässerigte Gedanken und Schriften, sind ihm etwas höchst Schaales. Der Zustand der Trunkenheit drükt bei ihm etwas Großartiges aus, und wonnetrunken, freudetrunken, liebetrunken und siegestrunken zu seyn, ist ein Zustand des höchsten Genusses; ehrend aber ist es für den Deutschen, daß er, wenn auch zuweilen nach Rache dürstend, doch niemals rachetrunken wird! — Mit diesem Aufsaze haben wir es übrigens so übel nicht gemeint, sondern nur klaren Wein eingeschenkt!

Holländische Originalidylle.

Jan.

„Die Sonne hat sich hinter die Düine verkrochen; der Frosch im Sloot singt sein Abend-

Liebchen. Schon fahren weniger Schiffe durch den Kanal; die lezte Treckschüit ist vorbei, und Kaatje kömmt nicht. O Kaatje, die ich mehr liebe, als ein Stük alten Edammerkäs, mehr als den blanken, geränderten seevischen Thaler, o mein Kaatje, säume nicht länger! Der weisse Nebel steigt nun aus der feuchten Erde empor, und wird uns umhüllen, wie ein diker Mantel, wenn wir längs der schnurgeraden Wiese, unter den schöngestuzten Bäumen einherwandeln, und von unsern Herzensangelegenheiten sprechen."

„Wo mag das Liebchen weilen? Vielleicht wischt sie sorgfältig den Staub von den Tassen auf dem Kamine; oder sie scheuert ihre Milchwannen blank und singt ein Prinzenliedchen dazu; oder sie pumpt Wasser, um den Fußboden zu waschen; oder sie macht sich mit dem Besen zu schaffen. O du liebliches Kaatje, warum säumst du, mein Herzblatt! Du versprachest mir doch hier zu seyn, noch ehe der singende Klappermann neun ist die Gloke ruft: versprachst mir eine Butterrahme mitzubringen von deinen eigenen rothen Fingern gestrichen, mit Kümmelkäs und geräuchertem Fleisch. Aber Kaatje läßt ihren armen Jan allein!"

„Klaget mit mir, ihr weidenden Kühe und Hämmel! Klaget mit mir, ihr ebne Wiesen! Kaatje hat mich vergessen!"

„Hier steh' ich am dünstenden Sloot, indeß es ringsumher dunkel wird! Der Nebel fällt dik herab auf mich, schon ist mein Schanzlooper durch und durch naß, und meine Klumpen sind voll Wasser! Aber ich will die Ungetreue belauschen, will selbst nachsehen, wo sie bleibt!" —

Und Jan ging nach Kaatjes Wohnung. Alles war mäuschenstille, und er kam ungehindert bis in die Küche. Da saß die Geliebte schlafend im Rauch vor dem Kamin; eine volleingeschenkte Tasse schlappen Kaffees stand vor ihr, und eine Butterrahm, auf welcher ihre rothe Hand nachläßig ruhte.

Jan betrachtete lange die schöne, schnarchende Schläferin; aber nun konnt' er sich nicht mehr halten, gab ihr einen sanften Tritt in die Seite und rief: „Blizmädel! wie bist du so süß, wenn du schläfst!" —

Kaatje erwachte, strekte sich, und fragte gähnend: „Hoe vaart-gy?" — Und der entzükte Jan gab ihr einen derben Schmaz, und dachte bald nicht mehr daran, daß sie über ihrem Kaffee und der fetten Butterrahm ihn und die Stunde der Zusammenkunft vergessen hatte.

Duine, Sandhügel, Sloot, Graben, Trekschuit, Zieh-Schiff; diese Wasserpost geht zu bestimmten Stunden von einem Ort zum andern. Zeevische Daaler, seeländischer Thaler. Klappermann, Nachtwächter. Schanzlooper, Ueberrok. Klumpen, Holzschuhe. Hoe vaart gy? Wie befinden Sie sich? die gewöhnlichste Bewillkommungsphrase.

Deutscher Handel.

Unsere Leser werden von diesem Worte wohl im Voraus keine zu vortheilhaften Begriffe haben, und wir haben auch nicht im Sinn, den gegenwärtigen in entsprechendem Lichte darzustellen. Eben aber weil wir einen solchen vermissen, wollen wir ihn in dem Bilde der Zukunft suchen.

Denken wir uns Deutschland um einige Jahrzehnte älter, so vielmal verständiger, kräftiger und blühender. Egypten, des ungeschlachten brittischen Dreizaks, wie der gallischen Wetterfahne längst überdrüssig, läßt den Pharus von Alexandrien fast nur mehr für die Schiffe aus Trient oder Venedig leuchten. Vom Mittelmeere aus bis hin, wo die Küstenwinde des arabischen Busens minder gefährlich sind, hat es eine Eisenbahn mit deutschen Kapitalien gebaut, und befördert auf derselben die Waaren aus Indien und China, die nicht mehr um ganz Afrika herum geschifft werden dürfen. Aus der Levante bringen gleichfalls einheimische und griechische Schiffe die gesuchtesten Artikel gegen passende Rükfracht nach Triest oder Venedig, kurz Adria wird wieder die Königin der Gewässer. Von Triest und Fiume gehen die Waaren nun über Laibach und Gräz, oder über Carlstadt und Oedenburg nach Wien, von Venedig über Villach auch nach Gräz und Wien, andererseits aber durch die Lombardei und über die Alpen nach Bayern oder nach der Schweiz. Von Wien gehen die

Waaren westwärts auf der Donau bis sie die Eisenbahn an dem Nekar und Rhein treffen; nordwärts über Brünn an die Oder, über Prag an die Elbe; ostwärts führt sie wieder die Donau bis dahin, wo eine Eisenbahn nach Siebenbürgen und zur Weichsel ablenkt. Aus Tirol und der Schweiz geht die Bahn vom Bodensee über Augsburg, Nürnberg, nach Dresden oder Magdeburg an die Elbe, oder durch den Main in den Rhein und über Frankfurt und Kassel in die Weser, immer zwischen Süd und Nord, westlich aber gehen die Waaren durch den Kanal des Rheins und der Rhone nach Südfrankreich, durch die Straßburger Eisenbahn nach Paris und von Paris. Den Zug nach Norden durchschneidet eine Eisenbahn von Kassel über Magdeburg nach Berlin. Kommen nun die Waaren bis zur Ostsee und Nordsee, so frägt sich, wer nimmt sie hier in Empfang? Dänemark sperrt ja den Sund und Hannover liegt in Englands Schlepptau; Holland aber ist noch nicht zerknirschten Herzens geworden! Ja freilich, Hannover und Dänemark verstehen beide so wenig wie Holland ihr eignes Bestes. Aber sezen wir nun, Dänemark habe endlich seiner träumerischen Sympathie, durch welche es noch immer Skandinavien zu beherrschen hofft, entsagt; habe eingesehen, daß es von Natur aus mit Deutschland zusammenhängt, ja mit diesem Eins seyn sollte; habe eingesehen, daß es für sich nimmer Grosses zu leisten vermag, sondern nur im Bunde mit einem mächtigen Nachbar sichere Schritte thun kann, wo es sodann nicht zum Zweitenmal englische Kanonen zu fürchten braucht; auch Hamburg habe, als eines schönen Morgens Helgoland in den Elbefluthen zerstiebt ist, die alte Engbrüstigkeit verloren — was dann? Dänemark hat ganz hübsche Stationen sowohl auf den Antillen, als in Guinea, als im indischen Serampur, Deutschland wird aber in Amerika sich bereits regenerirt haben: nun so mögen dann dänische und deutsche Flotten durch alle Meere ihren Kreislauf vollführen, und zulezt im arabischen Meerbusen landend ihre Ladung auf die egyptische Eisenbahn übertragen.

Von all diesen schönen Siebensachen sehen wir aber freilich und leider! eben noch kaum den Anfang. Nun ja, gut Ding will Weile haben, und Geduld bringt Rosen; damit trösten wir uns so lange, bis einmal englische Blokade, französische Chasseurs und donische Kosaken uns die verdiente Lection geben. Doch was Wunder! in unserer Zeit passiren noch ganz andere Dinge; die ausgewanderten Deutschen werden ihrem Schiksal anheimgegeben, das zumal wenn sie auf Schiffen von Havre, oder Rotterdam, oder Hamburg und Hull übergefahren sind, immer ein trauriges seyn wird, so daß wirklich das heimatliche Loos kein erträgliches seyn mag, wenn es die Scheu vor der Zukunft überwindet. Rußland ferner hat uns seit langen Jahren noch keinen Dienst geleistet und dennoch schweigen wir bei allem Unrecht, das es seinen eignen Kindern, wie dem fremden Handel beifügt. Die Seltsamkeit der Seltsamkeiten aber, daß die griechische Kirche in ihrer Sympathie zum Czarenthum dem Selbstmord entgegengeht, und daß die Umarmung der Griechen und Russen uns das schwarze Meer schließt, noch mehr, daß sie uns auch aus Syrien ausschliessen wird, — diese geht spurlos an uns vorüber, und wir haben über gar nichts zu klagen, als über unsere von Hunger ermatteten Brauseköpfe. Doch noch ist nicht aller Tage Abend geworden, und so wollen auch wir uns abermals getrösten. (A. P.)

Ein Wörtchen über Pensions-Anstalten für katholische Geistliche.

Ehrenvoll und rühmlich, und wahrhaft edel ist es, daß seit einiger Zeit mehrere würdige Männer es über sich genommen haben, Pensionsanstalten für katholische Priester in Anregung zu bringen; und man kann sich in dieser Beziehung vielleicht einer nahen segnenden Frucht des ausgesäeten Samens lohnend erfreuen, indem von Seite unserer Allerhöchsten alles Gute fördernden Regirung bereits, und benehmlich mit den Herren Erzbischöfen und Bischöfen geeignete Einleitungen hiezu getroffen sind, damit der greisende Arbeiter im Weinberge des Herrn sich einst jener Ruhe, jener Würdigung, und jenes verdienten Lohnes erfreue, der ihm nach dem Ausspruche des Propheten Malach

über die Engels-Würde des Priesters — von Gott und der Welt gebühret. —

Wer sich noch meiner Mittheilungen in der Bauern-Zeitung v. J. 1826 et 1827: „Der Landpfarrer", — „„Mein Traum"", „„„Würde des Priesters""", u. s. w., gütigst zurükerinnert, der wird es mir gewiß nicht ungnädig aufnehmen, — wenn ich auch in Beziehung auf Pensions-Anstalten für katholische Geistliche einige theilnehmende, aber unmaßgeblichste Fragen, und nur in tief submisser Ehrfurcht wage:

1) Gilt hieher auch der Pensionen-Beiträge-Maßstab der k. b. Staatsdienern, oder jener der protestantischen Geistlichkeit, oder die für k. b. Funktionäre festgesezte Norm? —
2) Welche, und unterscheidende Demorkations-Linie möchte in dieser Beziehung zwischen fix besoldeten Geistlichen, und Pfarrern, und zwischen sogenannten Dekonomie-Pfarrern, und in Berüksichtigung der zu München 1828 bei Giel erschienen Schrift: „Ueber das gegenwärtige Schiksal der Dekonomie-Pfarrer in Bayern ꝛc.", wohl gezogen werden müssen?
3) Läßt die Ausführung der gemeinten Pensions-Anstalt wohl auch die Errichtung besonderer Versorgungs- und Unterstüzungshäuser, oder Fonds — für katholische Priester zu? und
4) Sollten für diese Zweke nicht auch die im Druke erscheinenden liturgischen Schriften, Bücher u. dgl., und wenigstens — theilweise, — und wie dieses zur bessern Begründung einer Versorgungs-Anstalt für protestantische Pfarrers-Wittwen und Waisen, unter schüzenden Bestimmungen — bereits der Fall ist, — abgetreten, und seiner Zeit hiezu überlassen werden? —

Etwas für Ehestands-Kandidatinnen.

Vom welch' grossen und wichtigen Einflusse eheliche Verbindungen für Staat und Kirche sind, und wie viel daran liegt, durch glükliche Ehen den Magistraturen, und den Armenfonds — keine Belästigungen zu veranlassen, — dieses ist eine ebenso anerkannte Wahrheit, als das Verhältniß, daß größtentheils nur von der Mutter, wie von der Hausfrau die Erhaltung des Hauswesens — abhängt, auch die Kindererziehung dependirt. — Man hat sich viele Mühe gegeben, aber im Durchschnitte bisher meistens vergeblich, — Erziehungs- und Vorbereitungs-Institute für künftige Frauen, und — Mütter — zu errichten. — Aber — warum dachte bis daher Niemand daran, um in Zukunft verständige, das Hauswesen sparsam (aber nicht geizige — und knikerisch) leitende Hausfrauen, und christliche Hausmütter zu bekommen, — eine aus verständigen, und christlichen Frauen und Müttern gebildete, und unter Oberleitung von frommen Männern ꝛc. und deren Gegenwart, stehende Prüfungs-Kommission — für angehende Ehestands-Kandidatinnen, feind dem unmässigen Theater-Besuchs-Geiste, der musikalischen und Romanen-Bestrebungen ꝛc. ꝛc., zu errichten? — Möge die Zukunft — diesen wohlgemeinten Wink zum Wohle des häuslichen und staatsbürgerlichen Glükes, und zum Heile der Menschheit, — benüzen!!

Anekdoten.

„Wenn Morgen schön Wetter ist", sprach ich Abends zu meinem Bedienten, „so weke mich um 7, wenn aber schlecht Wetter ist, erst um 9 Uhr." Am andern Morgen schlug es 6, als Thomas mich wekte, und sagte: „es ist ein neblichter grauer Tag, und ich bitte daher, mir zu befehlen: ob ich um 7 oder erst um 9 Uhr weken soll?"

Ein Schüler, welcher die Schule versäumt hatte, und diese Versäumniß damit entschuldigte, daß ihm der Schuhmacher die Stiefel nicht gebracht habe, sollte auch die schriftliche Bestätigung seines Vaters beibringen; diese lautete also: Von der Abwesenheit des Aussenbleibens meines Sohnes zu Hause ist Ursache die Stiefelverzögerung des Schuhmachers.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der Kaiser von China, der, nachdem er von den Engländern brav geklopft worden ist, denselben eine Kriegsentschädigung von 22 Millionen Dollars bezahlt, hat in dem von ihm unterzeichneten Friedensschluß folgenden Titel: Unüberwindlicher, geldflüssiger Beherrscher des himmlischen Reiches, Schatten Gottes, Bruder der Sonne, Schwager des Mondes und Vetter aller Fixsterne. — Dem Mufti in Konstantinopel fehlts auch nicht an Titularen; er nennt sich: Oberster Priester des Islams; Weisester, tiefforschender Weiser; Vortrefflichster im vortrefflichen Kreise; Aufdecker der Glaubensschwierigkeiten; Auflöser der Wahrheitsstreitigkeiten; Schlüssel der Feinheiten der Wahrheiten; Laterne des Erkenntnißschazes voll Klarheit, geleitet durch die Leitung Gottes u. s. w.

Nirgends gibts mehr hochgelehrte Bauern als in Dänemark. Die Universität Kopenhagen besizt viele Güter, deren Bauern von den übrigen die hochgelehrten Bauern (di hoylärde Bönder) genannt werden und sich gleichfalls so nennen. Somit ist in Dänemark der dümmste Bauer hochgelehrt, wenn er nur der Universität angehört.

Winters Flucht.

Dem Winter wird der Tag zu lang,
Ihn schrekt der Vögel Lustgesang;
Er horcht und hört's mit Gram und Neid,
Und was er sieht das thut ihm leid;
Er flieht der Sonne milden Schein,
Sein eigner Schatten macht ihm Pein;
Er wandelt über grüne Saat
Und Gras und Keime früh und spat:
Wo ist mein silberweisses Kleid?
Mein Hut, mit Demantstaub beschneit?
Er schämt sich, wie ein Bettelmann,
Und läuft, was er nur laufen kann.
Und hintendrein scherzt Jung und Alt
In Luft und Wasser, Feld und Wald;
Der Kibiz schreit, die Biene summt,
Der Kukuk ruft, der Käfer brummt;
Doch weil's noch fehlt an Spott und Hohn,
So quakt der Frosch vor Ostern schon.

Frühlings Verkündigung.

Die Erde sagt es den Lerchen an,
Daß der Frühling gekommen sey.
Da schwingen sie sich himmelan
Und singen es laut und frei.
Es hört's der Wald, es hört's das Feld,
Die Wiesenblumen und Quellen,
Und endlich hört's die ganze Welt,
Auch der Mensch in seinen Zellen.
Der Mensch hört es zulezt und sieht
Nur, wie der Frühling ihm entflieht. —

H. Hoffmann.

Ländliche Haus-Bibliothek.

Wir fahren fort, unsern geneigten Lesern noch ein und das andere brave Buch für ihre Hausbibliothek namhaft zu machen. — Ungern möchten wir in derselben folgendes vermissen:

Der gewandte Rechnenkünstler.

Eine Sammlung der überraschendsten Rechnenkünste, zur geistreichen und geisterregenden Unterhaltung in geselligen Kreisen, und zugleich für Eltern und Erzieher ein Mittel, den Verstand und das Nachdenken der Kinder und Zöglinge auf eine heitere Art zu weken.

Von

Hilmar Röse,

Lehrer der Mathematik.

Wer nicht gut rechnen gelernt oder es wieder vergessen hat, dem gibt dieses Büchlein vielfache Uebung auf eine ganz besonders ergözliche Weise in lauter raren Kunststüken, z. B. »auszurechnen, welche Zahl sich Jemand gedacht hat; wie alt eine Person sey; geschwinder, als gewöhnlich zu multipliciren; geschwinder zu dividiren« ꝛc., mit Einem Worte, das Büchlein enthält 87 Rechnenkünste solcher Art, ist bei Fürst in Nordhausen erschienen, durch alle Buchhandlungen zu haben und kostet 10 Sgr. — 8 gGr. — 36 Kr.

Auch unsere Leserinnen sollen nicht ganz leer ausgehen. Im Verlage bei Robert Binder in Leipzig und durch alle Buchhandlungen beziehbar ist erschienen:

Charlotte und Marie.

Briefe über die Gefahren des Pietismus für das weibliche Geschlecht.

Mehr als ein Wort zu seiner Zeit steht am rechten Orte, und wir möchten wohl beisagen: »Wer Ohren hat zu hören, der höre!« — Also kauft dieses schöne Büchlein, es kostet nur 36 Kr.

Noch besonders empfehlenswerth für die lieben Kinder ist:

Jugendgarten.

Unterhaltungsschrift für die Jugend. Stuttgart. Hallberger'sche Verlagshandlung.

Diese sehr belehrende Jugendschrift erscheint in monatlichen Heften. Wir kennen kein ähnliches Werk, welches seinen Zwek so glüklich aufgefaßt und gelungen durchgeführt hätte, zugleich aber auch so wohlfeil wäre. Denn ohngeachtet der sehr vielen illuminirten Lithographien und Holzschnitte, womit dasselbe ausgestattet ist, kostet es jährlich doch nur 2 fl. 24 kr. R. W. oder 1 Thlr. 9 gGr.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 23. 8. Juni 1843.

Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind:
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmükt,
Großmutter spinnet, Urahne gebükt
Sizt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: »Morgen ist's Feiertag,
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höh'n,
Wie will ich pflüken viel Blumen schön!
Dem Anger, dem bin ich hold!« —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: »Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne wie Gold.« —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: »Morgen ist's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
Wohl Dem, der that, was er sollt'!« —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: »Morgen ist's Feiertag,
Am liebsten morgen ich sterben mag;
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was thu' ich noch auf der Welt?« —
Seht ihr, wie der Bliz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht;
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen sind:
Vier Leben endet Ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

Gustav Schwab.

Das Hofkleid.

Historische Anekdote nacherzählt von M. G. Saphir.

Herr M. — Es ist dem Leser wohl Alles eins wie der Mann hieß — also Herr M. war ein Dichter, darum machte er Verse; oder vielmehr Hr. M. machte Verse und darum war er ein Dichter.

Herr M. machte Verse an Robespierre, an das Direktorium, an Cambaceres u. s. w. Endlich wurde Napoleon Kaiser. Da fuhr es wie ein Bliz durch die Seele des Herrn M. Napoleon Kaiser! „Ich werde Verse auf ihn machen!" sagte der Dichter zu sich selbst, „ich werde ihn sehen, der Lorbeer des Ruhms und der Poesie sie werden sich erkennen!" —

Er greift zur Feder, er bittet um eine Audienz, die Antwort kömmt, in zwei Tagen zur Audienz! —

Ein Hofkleid! Um Gotteswillen, ein Hofkleid! Ich habe Audienz beim Kaiser! Ein Königreich für ein Hofkleid! Ich habe Audienz beim Kaiser!

Der Schneider saß Tag und Nacht und fertigt ein Hofkleid; der Dichter sizt Tag und Nacht und fertigt ein Gedicht. Beide schwizen und nehmen das Maß, und stiken und schneiden ab. Am Morgen des bestimmten Tages waren Hofkleid und Gedicht fertig. Beide waren schön gestikt. Das Gedicht wurde in die Brusttasche gestekt.

Kutscher! Nach den Tuilerien! — Halt! — Dichter, Hofkleid und Gedicht treten in den grossen Saal. Es waren vielleicht zweihundert Menschen da. Wie? So viele Privataudienzen? Kaum glaublich! Der Dichter steigt einen Augenblik vom Pegasus herab, um einen Offizier zu fragen, ob er auch Audienz bei Sr. Maj. habe.

Wir erwarten ihn Alle. — Wie? eine öffentliche Audienz!! Einem Dichter! das ist unerhört! —

Endlich kömmt Napoleon, er macht die Ronde, spricht mit Generälen und Marschällen, ein Wort, ein Lächeln, u. s. w. jezt nähert er sich unserm Dichter. Dieser greift mit niedergeschlagenen Augen in die Brusttasche. Zwischen Daumen und Zeigefinger schwebt schon das unsterbliche Gedicht, er erhebt die Augen wieder: „Eure Majestät!“ — Der Kaiser war verschwunden, die Audienz war zu Ende.

Der Dichter geht wüthend nach Hause, hängt den Kaiser, das Hofkleid und das Gedicht an den Nagel, und schreibt forton Gedichte gegen Napoleon und Gedichte für die Bourbons.

Nach zehn Jahren unaufhörlicher Gedichte, kömmt Ludwig der achtzehnte auf den Thron.

„Ludwig der achtzehnte König!! ich werde Verse auf ihn machen!“ Gesagt, gethan! Unser Dichter macht Verse wie vor zehn Jahren, begehrt eine Audienz wie vor zehn Jahren, erhält sie wie vor zehn Jahren, er zieht das Hofkleid an wie vor zehn Jahren. — „Kutscher! nach den Tuilerien!“ Da ist er, er tritt ein, ins geheime Kabinet, Ludwig der achtzehnte empfängt ihn wie jeder restaurirte König einen restaurirenden Poeten, mild, leutselig. Unser Dichter greift in die Brust-Tasche, zwischen Daumen und Zeigefinger schwebt das unsterbliche Gedicht, Ludwig empfängt es lieblich lächelnd, er entfaltet es: liest: „An Se. Maj. den Kaiser und König Napoleon!“ — Entsezen! In dem Hofkleide stekte noch das Gedicht wie vor zehn Jahren! Nach zwei Monaten starb der unglükliche Dichter M. —

Die beiden Billets.

Schon seit lange her machte ich die Bemerkung, daß in meinem Hause Verliebte wohnen müssen. Ein Ständchen vor einigen Tagen gebracht, bestärkte die Vermuthung, und nichts war mir interessanter, als die Liebenden kennen zu lernen. Doch alle Bemühungen waren vergebens, ich sah Keinen, der einem Liebhaber gleichen sollte, noch eine Göttin, die, Liebe fordernd, einen Jüngling entzüken konnte. Und doch glaubte ich Verliebte zu spüren, denn eines Abends, als ich aus der Stube trat, hüpfte eine Mannsgestalt an mir vorüber, ohne daß ich sehen konnte, wer sie sey.

Wie kommt man diesem auf die Spur? fragte ich mich, nicht etwa um den Verliebten zu schaden, (denn ich habe ein sahnentortliches Gemüth), nein, nur, um ihnen, wenn etwas vorfällt, tröstend vermittelnd entgegen zu kommen. Ich durchsuchte zuerst alle Winkel im Hausflur, ob sich ein Billet oder sonst etwas finden liesse, und richtig, im Treppenwinkel lag ein Briefchen, ich nahm es und wunderte mich, es von der Aussenseite sehr beschmuzt zu sehen; das mag indessen, dachte ich, eine Finte vom Geliebten seyn, damit, sollte es gefunden werden, man nicht merken sollte, was dahinter stekt. Vielleicht auch, daß das Billetchen schon lange da lag und voll Aerger schwarz geworden.

Ich ging rasch auf mein Zimmer, erbrach das Billet und las zu meiner Bewunderung Folgendes:

Theure Jenny!

So dunkel auch die äussere Hülle ist, die mich umgibt, so leicht und rein ist mein Inneres. Mein Geschäft zwingt mich, das Dunkel, das mich umhüllt, nicht abzuwerfen, und Du bist betrübt darüber, meine Jenny? Sollte es Dich nicht freuen, wenn ich meine wohlthätigen Pflichten erfülle? Wenn ich die Nebenmenschen vor den schreklichsten Gefahren bewahre, wenn es mich nicht abhält, durch Sturm und Wetter, ihnen das Haus zu fällen, um Alles ins Reine zu bringen, und abzunehmen, waß die Macht der Zeit Gefährliches aufgebürdet? Wenn ich oft das Feuer unter mir auflodern sehe und mich dennoch nicht abhalten lasse, meiner Pflicht nachzukommen, so kannst Du denken, theure Geliebte, daß mich ein Zug des Herzens führte, diese Beschäftigung auf meine ganze Lebenszeit zu wählen, daß dieselbe mein Glük ausmacht; ich kann und mag es mir nicht denken, daß das Gewand Dir noch verhaßt seyn soll. O, meine Jenny, wenn ich oft durch dunkle Pforten wandle, wo mich das Tageslicht nicht bescheint, wo ich zum Wohl der Menschheit die fressendsten Aroma einathme, dann fliessen wohl oft

mir Thränen aus den Augen; aber wenn ich den schmalen Weg zur Höhe besteige, einen Schritt nach dem andern glüklich zurüklege, mich durch die engen Oeffnungen durchdränge, und endlich zum reinen Aether gelange, wo ich hoch und erhaben über der Menschheit stehe, im rosigen Licht der Sonne, und unter mir es aufdampft, dann betrachte ich mein Werk, das ich gethan und sage zu mir: ja, du bist befriedigt!

Und nun, meine liebe Jenny, Deine Beschäftigung ist wohl auch wohlthätig, doch liebes, gutes Mädchen, lebensgefährlich! Wie leicht kann Dir nicht ein Unglük zukommen und ich bitte Dich um Deine Meinung hierüber und erwarte baldige Antwort, ich hole mir dieselbe noch heute um 11 Uhr, und morgen Abend hoffe ich Dich selbst Schlag halb sieben hier zu finden. Ich muß schliessen, denn die Zeit ruft mich zu meinem Geschäfte. Lebe wohl! Dein Dich liebender

A. P.

In welche Klasse bringe ich diesen Menschen? fragte ich mich erstaunt, wer mag das seyn? Ich las den Brief noch einmal durch. Er ist ein Freimaurer, fiel mir ein. Er kann nichts anders seyn. Ich hatte keinen sehnlichern Wunsch, als den Menschen zu sehen.

Er will noch heute ein Schreiben abholen. Doch halt, vielleicht läßt sich aus diesem etwas Näheres erfahren, und ich stellte mich wieder in den dunkeln Hausflur. Als ich da kaum einige Minuten gestanden, hörte ich einen zarten, weiblichen Fuß die Stufen herabgleiten. Das ist keine Andere, als die Geliebte. Sie hustete ein wenig; und als Alles darauf still war, hörte ich, wie sie sich leise entfernte. Ich schlich hin und fand folgendes Billet:

„In der größten Eile, heißgeliebter Alphons! schreibe ich diese Zeilen an Dich.

Ich sah Dich heute, mein Lieber, als Du hoch und hehr dem Himmel nahe standst, und gleich einem Cometen, die Ruthe schwingend um Dich warfst. Wie lieblich warst Du, umgeben vom blauen Aether, anzusehen! Ich zitterte für Dich; aber die Freude hob meinen Busen hoch empor. O, wie sehne ich mich, Dich zu umarmen: und es Dir zu gestehen, daß ich Dir Unrecht that! Wir werden uns Morgen nicht sprechen können, denn eine neue Aufgabe beschäftigt mich und ich werde wahrscheinlich die Nacht durcharbeiten müssen. O, sprich mir Nichts von Gefahr! Wie süß ist es die Nacht, die sie umfängt, lichten zu können! — Ich werde gestört. Leb wohl. Deine Dich liebende

J. L.

P. S. Uebermorgen sehen wir uns."

Zwei Tage verstrichen in der peinlichsten Neugierde; endlich kam der ersehnte Abend. Ich stand wieder im dunkeln Hausflur, und als ich, in der größten Spannung, über eine halbe Stunde gewartet hatte, da schien sich mir die Auflösung zu nahen.

Und wer ist diese? fragte ich mich erstaunt, und wußte mir nicht zu antworten.

Ich hörte wieder einen zarten Fuß die Stufen herabgleiten und auch ein Mann schien sich leise herein zu schleichen. Jezt standen sie beisammen. Ich schlich leise in meine Stube und trat plözlich mit einem Licht in der Hand heraus. Aber versteinert blieb ich stehen. Ich sah das Paar. Er war ein Schornsteinfeger, und sie die Tochter meiner Aufwärterin, die in einer Schwefelholz-Fabrik arbeitet.

Geschichte eines Zahnstochers.

Von ihm selbst erzählt.

Ich bin adelich: eine meiner Urmütter hat das Kapitol gerettet. Ich sage dieß nicht, um mit meiner Abstammung zu prahlen, denn Niemand denkt so philosophisch und ist weniger von sich eingenommen, als ich; nur Derjenige ist wahrhaft groß, der sich auf eigenen Fittichen emporgeschwungen hat.

Ich gehörte vor zwei Jahren zu dem Gefieder einer im Hofe erzogenen Gans, welche am St. Martins Abend geschlachtet, und am andern Abend gedämpft wurde, um der Familie eines Gefälleinnehmers der Munizipalität von Paris zum

Schmause zu dienen. Hierauf gerieth ich in die Hände eines Schulmeisters von Anières. Zu selbiger Zeit hatte ich die Ehre, Feder zu seyn. Man kann sich gar nicht vorstellen, wir viel albernes Zeug ich schrieb; — Sie mögen selbst urtheilen.

Mein Herr hatte die Sucht, Vaudevilles (Volks-Lieder) zu machen; überdieß war er Mitglied der „Kaninchen-Gesellschaft", welche dem Gott der Reben im frohen Liede huldigte, und korrespondirendes der „Eichhorn-Gesellschaft." Ich erinnere mich, daß er mich einst zwang, ein angeblich epikuräisches Sinngedicht zu reimen: mein Lebtage habe ich keine solche Marter ausgestanden; ich schwizte Blut und Dinte.

Mit Ausnahme der Bänkelgesänge und der Lieder auf den Frohsinn und die Gesundheit, auf den Wein, welcher richtig jedesmal „Götter-Saft" hieß, hatte ich einen ganz leidlichen Dienst; da ich nur Einmal unter dem schmerzhaften Schnitt des Federmessers geächzt hatte, so konnte ich beinahe auf jungfräuliche Ehre Anspruch machen. Selten erfuhr ich eine harte Behandlung von meinem Herrn, denn er pflegte, wie die meisten Schriftsteller thun, über alle die Alfanzereien, womit ich sein Papier (zu 6 Sous das Buch) beschmierte, in Entzüken zu gerathen. Und dann — alle Abende ging ich mit meinem Patron am Ufer der Seine spaziren; er pflanzte mich gewöhnlich hinter sein rechtes Ohr, und nahm so die Manier eines Cassiers von einem Wechselhause an: auf diese Art wurde mir das Vergnügen zu Theil, von seiner Schulter herab die schöne Natur zu bewundern. Hätte nicht eine fatale Schnake, an einem Sommerabend, ihn in die Wange gestochen — ich säße vielleicht heute noch hinter seinem Ohr. Woran hängt oft unser Leben!

Indem mein Herr sich auf das Profil seines Gesichts einen Klatsch gab, um das freche Insekt zu zerquetschen, brachte er mich aus dem Gleichgewicht und ich fiel ins Gras. Er bemerkte meinen Fall nicht. Ungeachtet seiner argen Liebhaberei, Reime zu schmieden, war mein Herr ein guter Mann; ich liebte ihn. Hätte ich reden können, so würde ich ihm meinen Fall gemeldet haben, denn er hatte mich erst nur schreiben gelehrt. — Am folgenden Abend — es war Sonntag — kam ein Advokatenschreiber in Begleitung eines leichtfertigen Mädchens auf die Wiese, wo mein Herr mich hatte zu Boden gleiten lassen; Beide sezten sich neben mich. Der Praktikant griff nach mir und stekte mich in die Tasche, so daß ich nie recht gewußt habe, was diesen Abend vorgegangen ist. Alles was ich sagen kann, ist, daß mein neuer Herr mich zwei Tage später aus meinem Versteck hervorzog, mich mit einem leinenen Flekchen abwischte, mir den Schnabel bis über die Ohren aufriß, mich zuschnitt, aufkräuselte, lökelte, worauf ich in diesem Aufpuz einen köstlichen Brief an eine Demoiselle Angelina drechselte, welche der junge Conzipist „grausam" schalt. Alle Umstände lassen mich vermuthen, daß dieser Vorwurf nicht an die Grisette gerichtet seyn konnte, an deren Seite er sich zwei Tage vorher im Grünen niedergelassen hatte. Wie dem auch sey, Mademoiselle Angelina frühstükte nächsten Sonntag mit meinem Herrn unter vier Augen. Nach dem Imbiß begehrte das ausgelassene schäkernde junge Mädchen einen Zahnstocher . . . . Abscheulich!

Mein Herr . . . wie soll ich diesen Barbaren nennen? riß mir mein Gefieder vom Leib, schnitt mich mitten entzwei, stumpfte mir den Schnabel ab (ohne ihn nur zu spalten) und — o unmenschliche Angelina! wenn ich mir denke, welchen Schmerz verursachten Sie mir, welche Qual Sie mich erdulden liessen! Indeß war doch Ihr Mund der lieblichste, den ich in meinem Leben gesehen habe! Sie warf mich denn zum Fenster hinaus. — Aber es geschehen gar wunderliche Dinge in dem Leben einer Feder. Ich fiel einem Vorübergehenden gerade auf den Kopf. Nun aber war dieser Fußgänger selbst ein Zahnstocherverfertiger, er hob mich eilig auf, glättete mich wieder, machte mich kürzer, schärfte mir den Schnabel aufs Neue, und trieb die Unzartheit so weit, mich Unwürdigen und Gemißbrauchten in eine zahlreiche Familie jungfräulicher und makelloser Zahnstocher einzuführen. Ein Speisewirth kaufte mich mit drei oder vier tausend andern, und gestern Abend servirte man uns bei recht munterer Gesellschaft zur Tafel.

Ich war mit einigen Gelehrten beim Mittagmahl. Diese Herren sprachen nach manch erklecklicher Libation über Journale. „Gib uns einen Artikel für die nächste Nummer des Modejournals“, sagte der Eine. „Meinetwegen“, erwiederte der Aufgeforderte, „aber über was?“ „Kann dirs nicht sagen . . . über was du willst.“

„Ei sprich doch . . .“ „Nun gut, über diesen Zahnstocher.“ Und er wies mich ihm, mit dem Finger auf die Untertasse deutend, worin ich und ein Duzend meiner Kameraden ruhig ausgestrekt lagen. „Mein Wort darauf!“ sagte der Andere, „ich schreibe seine Geschichte. . . Kellner! ein Federmesser, Dinte und Papier!“ — „Herr Doktor, wollen Sie keine Feder dazu haben?“ — „Ist unnöthig.“ Darauf wandte er sich gegen seine Freunde, und sagte: „Da wir diese Geschichte ganz authentisch haben wollen, meine Herren, so soll sie dieser Zahnstocher selbst redigiren, kein Anderer kann seine Abenteuer besser wissen, als er; ich werde ihm nicht ein Wörtchen einflüstern, das versichere ich Ihnen. Laß ihn geradeweg, mir nichts, Dir nichts, sein Leben schreiben.“

Der junge Mann zertrennte mir die Hirnschale, spizte mich dann zu, stekte mich an die Spize einer silbernen Nadel, an welcher vorher ein Duzend Nietchen aufgefaßt waren, tauchte mich bis an den Hals in die Dinte, und rief mir zu: „Hui tummle dich und schreibe!“ Und zur selben Stunde auf gedekter Tafel, zwischen Champagner und Chester-Käse, schrieb ich gegenwärtige Geschichte, die ich als Original, und dazu für ächt und authentisch erkläre: Urkundlich dessen haben meine in der Schale zurükgebliebenen Kollegen insgesammt hierunten ihre Namensunterschriften beigesezt.

(Aus dem Französischen.)

Sl.

Schrekliche Entdekung.

Ganz Italien seufzte im sechzehnten Jahrhunderte unter den kühnen Angriffen der Räuber und Banditen. Dieß veranlaßte den Gouverneur einer italienischen Stadt, welche von diesen Unholden öfters heimgesucht wurde, ein Dekret zu erlassen, durch welches er Jedem der Räuber die Freiheit und eine Summe Geldes zusagte, der einen seiner Kameraden lebend oder todt einbrächte.

Das Dekret erscholl bis zu den Schluchten der Bande. Diese hatte eben einen reichen Fang gemacht, und alle waren höchst unwillig über eine solche Zumuthung; namentlich fand der Lieutenant Guisardi, ein in dem Räuberhandwerk eingeweihter erprobter Genosse, sich empört über dieß Verlangen. Nicht so der Kapitän, ein junger Mann, der, im lezten Gefechte leicht verwundet, in einiger Entfernung saß und von einem liebenswürdigen jungen Mädchen seine Wunden verbinden ließ. Natürlich ward ihm dieß Doppelglük auch doppelt von seinem weit älteren Kameraden Guisardi beneidet. Der Beneidete aber war umsichtiger, gewandter, und sein anstandvolles Benehmen zog Alle so zu ihm, daß sie, seiner Jugend ungeachtet, ihn einstimmig zu ihrem Hauptmanne erwählt hatten.

Unter Allen war er gerade jezt der Einzige, der sich nicht der allgemeinen Meinung anschloß, sondern des Gouverneurs Proklama ganz in der Ordnung fand, und, in sich gekehrt, von dem lärmenden Streite der Andern nichts wissen zu wollen schien. Endlich ward es stiller, man hatte sich in die Beute getheilt; Alles ging ins Innere der Schlucht, auch das junge Mädchen hatte sich zurükgezogen, nur der Hauptmann blieb draussen und machte, wie gewohnt noch einen einsamen Spazirgang. Da sprang plözlich sein Feind Guisardi aus einem Verstek hervor, erstach ihn, schnitt ihm den Kopf ab und schritt damit kek auf die Stadt zu. Durch das Thor passirte er ungehindert (den Kopf hatte er in ein dichtes Tuch gehüllt), aber in des Gouverneurs Haus will man ihn nicht lassen; es ist gerade grosser Jubel dort, eine der Töchter hält ihre Vermählung.

„Ich bin Guisardi und bringe des Hauptmanns Kopf!“ spricht der keke Räuber. Der erfreute Gouverneur läßt den Neuigen sogleich vorführen und ladet die davon eilenden Töchter sogar zum Bleiben ein, sich mit an dem Triumphe zu erbauen, des berüchtigten Räuberhauptmanns Kopf zu sehen!

Die Mahlzeit ist vorüber: Guisardi soll sein Tuch enthüllen. Mit starrem Blik auf den Gouverneur hebt er das blutige Haupt rasch empor und hält es dem Erbleichenden hin. — es ist der Kopf seines Sohnes! Der Unglükliche ward längst vermißt; wilde Leidenschaften hatten ihn aus des Vaters Hause entfernt, wohin er indeß jezt so gern zurükgekehrt wäre.

Der Gouverneur faßt sich indeß, dem Bösewicht das verheissene Gold reichend. „Nicht so“, spricht Guisardi; „Dein Gold behalte!

Ich wollte nur meine Freiheit, Dich aber für Deine schändliche Zumuthung gegen meine Kameraden bestrafen! Jezt lebe wohl!“

Fragment über den Verstand.

Weil ich hier nicht Willens bin, eine philosophische Abhandlung zu schreiben, so wird man mir nicht zumuthen, von demjenigen Begriffe etwas zu gedenken, welchen man sich auf dem Katheder von dem Worte: Verstand macht.

Ich schreibe nicht für Pedanten, sondern für die grosse Welt, und in der grossen Welt heißt Verstand so viel, als Reichthum.

Ein Mensch ohne Verstand, ist nichts anders als ein Armer. Er kann ehrlich, er kann gelehrt, er kann wizig, mit einem Worte, er kann der artigste und nüzlichste Mann in der Stadt seyn, das hilft ihm Alles nichts: der Verstand fehlt ihm, denn er hat kein Geld.

Es ist nicht für einen Dreier Verstand darinnen! spricht mein Wirth, wenn er ein vernünftiges Gedicht lieset. Warum? mein Wirth ist ein Wechsler, welcher in der Welt nichts gelernt hat als addiren, und er glaubt, wenn er die schönste Ode auf die Börse trüge, so würde er doch nicht einen Dreier dafür bekommen.

Das Mädchen hat Verstand, sagt ein Liebhaber, der nur auf's Geld sieht, wenn gleich sein Mädchen nichts thut, als daß es Kaffee trinkt, Lombre spielt, Knötchen macht, zum Fenster hinaus sieht, und wenn es hoch kömmt, über das Nachtzeug ihrer Nachbarinnen spottet. In Gesellschaften, wo sie keines von diesem allen thun kann, ist sie nicht im Stande, etwas weiter zu sagen, als ein troknes Ja, und Nein, und spielte sie nicht mit ihrem Fächer, so würde man sie für eine schöne Statue ansehen. Aber das thut Alles nichts; für ihren Liebhaber hat sie doch viel Verstand, denn ihre Mutter hat ihr ein sehr schönes Vermögen hinterlassen.

Der Mensch hat einen sehr guten natürlichen Verstand, heißt so viel: Er hat von seinen Eltern eine reiche Erbschaft übernommen, und nicht nöthig gehabt, selbst Geld zu verdienen.

Was also dieses heißt: Er wuchert mit seinem Verstande, das darf ich Niemanden erklären; es versteht sich von selbst.

Ich bin der Dümmste eben nicht, denn ich habe auch etwas weniges von Vermögen, und dieses hat mir Gelegenheit gegeben, durch eine dreissigjährige Erfahrung die verschiednen Grade des Verstandes kennen zu lernen. Nach gegenwärtigem Cours kann ich von dem Verstande meiner Landsleute ohngefähr folgenden Tariff machen:

1000 Thaler, nicht ganz ohne Verstand;
6000 Thaler, ein ziemlicher Verstand;
12000 Thaler, ein feiner Verstand;
30000 Thaler, ein grosser Verstand;
50000 Thaler, ein durchdringender Verstand;
100000 Thaler, ein englischer Verstand;

und auf solche Weise steigt es mit jedem tausend Thalern.

Ich habe den Sohn eines reichen Kaufmanns gekannt, welcher kaum so klug war, als sein Reit-Pferd. Er besaß aber viermal hundert tausend Thaler, und um deßwillen versichert mich mein Korrespondent, daß er in ganz Mecklenburg der Verständigste wäre.

Der Kerl hat seinen Verstand verloren! wird man also von einem bankerotten Kaufmanne sagen, und ich kenne einige davon, welche dieser Vorwurf weit mehr schmerzt, als wenn man sagen wollte, sie hätten ihren ehrlichen Namen verloren. Dieses ist noch der einzige Trost für dergleichen Männer, daß ihre Weiber, welche durch ihre üble Wirthschaft, und durch ihren eigensinnigen Staat an diesem Verluste gemeinniglich die

meiste Ursache haben, dennoch ihren eingebrachten Verstand, daß ich mich kunstmässig ausdrüke oder deutlich zu reden, eigenes Vermögen, und daher noch allemal so viel übrig behalten, als nöthig ist, sich und ihren unverständigen Mann auf das Bequemlichste zu ernähren.

Der Arzt und der Kranke.

Einen bejahrten Mann, der allmählig zu einem Gerippe zusammen gedorrt war, hatte sein Arzt lange Zeit mit Cayenne-Pfeffer, damals eine Modearznei, weidlich gefüttert. Als der Pfeffer doch nichts nschlagen wollte, ging ihm der Arzt, der zu Leyden studirt hatte, mit dem Sal polychreston, „dem vielbegabten, alle Seuchen bezwingenden, Salz" zu Leibe. Der zu Leidende wurde nun wie eine Mumie. „Doktor, sagte eines Tages der klappernde Patient mit kläglichem Gesicht: Sie fragen mich, wie ich mich befinde. Ich will Ihnen ehrlich sagen, was ich von mir denke: Ich fürchte, Sie haben nicht richtig in mein Inneres geblikt, obwohl man dermalen auch ohne Licht und sonderliche Mühe mich durch und durch sehen kann. Sie haben mich so tüchtig gepfeffert und eingesalzen, daß meiner Meinung nach, Ihnen nichts weiter zu thun übrig bleibt, als mich in den Schornstein zu hängen und auch noch zu — räuchern.

Der Gutschmeker und sein Koch.

Ein bekannter Fürst unter Napoleon, der zu den ersten Gutschmekern gehörte, hatte einen Koch, ein Meister seines Faches, der eine sehr hohe Besoldung erhielt, troz dem aber seinen Herrn bedeutend bestahl. Auf der Flucht aus Rußland saß der Koch in dem Wagen des Fürsten, der endlich nach langem Schweigen eines Tages plözlich die Frage an seinem Koch wendete: „Warum bestehlen Sie mich?" Der Koch, den diese plözliche Frage überraschte, läugnete, der Fürst aber fiel ihm mit der Bemerkung in das Wort: „Ich weiß, daß Sie mich bestehlen, und möchte mich nicht Ihnen vergleichen. Sagen Sie mir offen die Wahrheit; Sie wissen, daß ich sie nicht entbehren kann." — „Nun", antwortete der Koch, „ich liebe Gesellschaft, ich gebe meinen Freunden Diners, ich spiele, ich habe eine Geliebte und das kostet, wie Sie zugestehen werden, viel Geld, mehr als ich von ihnen erhalte." — „Gut", antwortete der Fürst, „dahin wollte ich Sie haben; nennen Sie mir genau die Summe, die Sie ausser Ihrem Gehalte brauchen, ich werde sie Ihnen gern geben, aber — bestehlen Sie mich nur nicht mehr." Der Koch nahm eine nachdenkliche Miene an, legte die Hand auf das Herz, schwieg einen Augenblik, und antwortete sodann: „Nein, ich ziehe es doch vor, — Sie zu bestehlen."

Zerstreute.

Ein Zerstreuter ging spaziren, — in tiefe Gedanken versunken, ließ er seinen Stok fallen, hob ihn aber sogleich wieder von der Erde auf, indem er darauf eine Verbeugung machte, und zu sich selbst sagte: „Ich danke Ihnen ganz gehorsamst!"

Hr. N. N. saß am Tische auf seinem Zimmer; er hatte so eben ein Pfeifchen geraucht, und dachte über tausend Gegenstände in gleicher Zeit nach. So in Gedanken vertieft, klopfte er mit der Pfeife an den Tisch, um die Asche heraus zu bringen. Er hielt dieses Klopfen aber für das Klopfen eines Unbekannten an der Thüre, und rief darauf: „herein!" — natürlich erhielt er keine Antwort. Aufgebracht hierüber klopfte er mit der Pfeife noch heftiger auf den Tisch. Endlich, da das Klopfen kein Ende mehr nahm, lief er zur Thüre hin, vor welcher er Niemand fand, und sich diese ausserordentliche Begebenheit gar nicht erklären konnte.

Ein gewisser Herr mußte eine Reise antreten. Zu mehrerer Bequemlichkeit wollte er auch seinen Schlafrok mitnehmen, und in das Koffer paken, das gerade vor ihm stand. Ob er gleich in demselben Augenblik seinen Schlafrok angezogen hatte, suchte er solchen im ganzen Hause herum. Müde seines Suchens zog er endlich seinen Schlafrok aus, und legte ihn auf einen Stuhl hin. In demselben Augenblik hatte er auch dieses wieder vergessen, u. seinen Schlafrok erblikend, rief er freudig aus: „ich habe ihn gefunden, auf diesem Stuhl ist er gelegen, und in der Zerstreuung sah ich ihn nicht."

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Bei seinem Aufenthalte zu Spithead wünschte Peter der Grosse, die Strafe des Kielholens zu sehen, und es fand sich unter den Matrosen keiner, der ein Verbrechen begangen hätte. »So nehmt einen von meinen Leuten«, sagte der Czar. »»Fürst««, erwiederte man ihm, »Ihre Leute sind in England, und folglich unter dem Schuze der Geseze.«

Eine Frau, die ihres grossen Einflusses ungeachtet, für ihren Liebhaber, einen gar zu unbedeutenden Menschen, nichts ausrichten konnte, heirathete ihn. »Als Liebhaber spielt er keine Rolle; die Rolle des Ehemanns kann jeder spielen«; sagte ein Wizbold.

Der Papagei.

Herr Thoms — ein alter Schiffspatron,
Der Abgott der Matrosen —
Sprach Stürmen und Korsaren Hohn,
Und selbst den Wasserhosen. —
Er pfiff und sang bei der Gefahr,
Und sein gewohntes Sprichwort war:
»Es hat nichts zu bedeuten!« — —

Ein Papchen, seit vier Monden der
Des Helden Schiffsgefährte,
Erlernte bald den Spruch, den er
Des Tages zehnmal hörte;
Er schrie, sobald er aufgewacht,
Aus vollem Hals bis in die Nacht:
»Es hat nichts zu bedeuten!« — —

Einst blieb das Schiff in seinem Lauf
Wie eingefroren stehen.
Umsonst spannt man die Segel auf,
Die keine Winde blähen —
Das Land war fern. »Das Ding geht schief!«
Sprach der Patron — doch Papchen rief:
»Es hat nichts zu bedeuten!« — —

Mit jedem Tage wuchs die Noth. —
Der Bootsknecht flucht und betet;
Verzehrt war Fleisch, Gemüse, Brod,
Und alles Vieh getödtet. —
Der keke Hauptmann senkt den Kopf,
Nur Papchen ächzt mit leerem Kropf:
»Es hat nichts zu bedeuten!« — —

Er könnte fliegen — doch wohin? —
Das Meer hat keine Brüken; —
Nun trifft das schwarze Loos auch ihn.
Mit abgewandten Bliken
Erwürgt ihn Thoms; — er röchelt schon,
Und lacht noch aus dem tiefsten Ton:
»Es hat nichts zu bedeuten!« — —

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 24. 15. Juni 1843.

Inhalt: Die Burgkirche. — Wie man Spargelbeete anlegt und den Spargel frisch erhält. — Ueber Vertilgung verschiedener Wiesen-Unkräuter. — Ueber den Anbau des Mohars (Kolbenhirse) als Futterkraut in einigen Gegenden des Niederrheins. — Lesefrüchte.

Die Burgkirche.

Umblüht von Reben und von schlanken Bäumen
Hebt sich die Kirche in des Gartens Räumen;
Ein schönes Kleid sind ihr die grünen Reben,
Die Blumen um ein längst erstorb'nes Leben.

Sie sprossen fröhlich, duften süß und ranken,
Es pilgern fern die seligen Gedanken;
Allein die Kirche starrt im stillen Trauern
Mit ihren kalten Säulen, ihren Mauern.

Wenn ihr die schöne Kunst der Sprache wäre,
Sie möchte künden manche dunkle Mähre,
Sie würde von der Türken blut'gem Streben
Und von den Trümmern Red' und Antwort geben!

Sie würde sprechen: »Hin ist meine Schöne,
Sie schwand im Sturm der Kriegstrompetentöne,
Ein altes Mütterchen bin ich geworden,
Hinpilgernd an des Grabes dunklen Borden!

Als ich noch in der Jugend Rosen blühte,
Gab's manches Menschenherz, das in mir glühte,
Das hoch sich hob im feurigen Gebete
Und seine Sorgen gab der Fluth des Lethe.

Die Orgel brauste ihre Sangeswogen,
Die durch den Raum, wie schnelle Schwäne, flogen,
Wie Schwäne, die zur gold'nen Heimat ziehen,
Ersterben in der Luft der Melodien.

Und wenn beim Sanctus sich die Kniee bogen,
Und fromme Seufzer auf zum Himmel zogen,
Da schwebten ihre Klänge, flüsternd leise
Durch mich dahin in heilig stiller Weise:

Auf Erden nicht, im Himmel war die Seele,
Im ew'gen Silberreich' der Sternjuwele,
Denn Töne sind des Paradieses Sprossen,
Die mit der Lieb' zugleich aus Eden flossen.

Von meinen Wänden sahen Glaubensschilder,
Standarten, Statuen und Heil'gen-Bilder,
Sie waren gegen lästernde Verächter
Für mich und Gott auch eben so viel Wächter!

Wie prangte stolz mein Altar, goldesfunkelnd,
Der ew'gen Lampe heil'gen Glanz verdunkelnd:
Ein Kreuz sah liebend auf die Menge nieder,
Und sprach: »Ihr seyd ja meine Kinder wieder!«

Um's Kreuz herum die zwölf Apostel standen,
Die es geprediget in allen Landen;
Die treuen Diener, die das Leben liessen,
Wenn Gottesblumen aus dem Grab' entspriessen.

Wenn Sonntags Alles von der Arbeit ruhte,
Zur Gottesfeier zog mit frohem Muthe,
Nahm mancher Rittersmann, nach Christenweise,
Zur Stärkung seiner Kraft, die heil'ge Speise,

Und kniete fromm und reuig am Altare,
Warf in der Kirche Schooß' die Last der Jahre;
Von Sünden frei, zog er zum rechten Streite
Für Haus und Herd — ihm folgten seine Leute!

Doch war mein schönster Lohn für manche Bürde
Wohl stets der Burges Fräulein hohe Zierde;
Gar viele sah die Hand ich ihrem Theuern geben,
Mit ihm vereint, zu kämpfen sich durch's Leben!

Allein, nicht immer war es freier Wille,
Der sie hervorrief aus des Schlosses Stille:
Und Eine, mißgeleitet von dem Sturme
In ihrer Brust, warf sich von meinem Thurme!

So mußte Glük so oft dem Stolze weichen,
Und der Verzweiflung seine Flügel reichen!
So mußten Träume stets das Herz bewegen,
Erstiken jedes sanfte, weltvergeß'ne Regen! —

Tief hallten in das mitternächt'ge Schweigen
Die Gloken, eines rothen Brandes Zeugen;
Auch wenn der Türken Heer Zerstörung brachte,
Und ferneher der Schüsse Donner krachte:

Da klangen rufend sie im Chor zusammen;
Es stürzte rettend Alles zu den Flammen,
Und hob die Schwerter klirrend zu den Sternen,
Den Erbfeind von den Kindern zu entfernen!

Das war ein grimmer Streit für Weib und Glauben! —
Der Löwe läßt sich nicht die Löwin rauben;
Er kämpft, so lange noch die Kräfte dauern,
So kämpften sie auch einst um meine Mauern!

Jezt hallt es nimmer von der Rosse Hufen,
Zerfallen ragen meines Altars Stufen;
Zertrümmert meine Säulen, meine Kreuze,
Verblüht die stillen Blüten meiner Reize!

Verklungen sind die hehren Riesenlaute,
Die einst der hohen Orgel ich vertraute,
Die Pfeifen haben Spinnen überwoben,
Sie können nicht den Herrn der Welt mehr loben!« —

Zuweilen nur kann leis' die Orgel flüstern,
Wenn Nebel dicht des Tages Licht verdüstern;
Es ist der Wind, der spielt mit ihren Klängen,
So still, als wenn sie sich in Schlummer sängen.

Dann schwebt Begeisterung auf mich hernieder
Und gibt der Jugend frohe Lust mir wieder;
Wie einst ich betete, umkos't vom Abend,
Umfängt es wieder mich, so kühl und labend! —

Im Staube liegt der Steinaltar und trauert,
Obwohl die Rose Blüten auf ihn schauert:
Er träumt von alter Zeit und alter Weihe,
Wo nicht ein Sprichwort war die deutsche Treue.

Auch ihn bedeken graue Spinngewebe,
Daß er die Augen nicht zum Dome hebe,
Dem er geleuchtet einst in hoher Feier;
O möchte ewig deken ihn der Schleier!

Das Kreuz ist in der Brust und im Symbole
Zerbrochen — kaum glimmt mehr die schwache Kohle;
Es liegt in beiden fürchterlich zerschmettert,
Bis es der Sturm der Ewigkeit umwettert!

Ja, dann wird es den Söhnen Gottes strahlen,
Die es vergöttert unter Leichenmahlen,
Und flammen wird's, vom Engelchor getragen,
Und von Jehovah's Stadt zum Himmel ragen.

Die Gloken sind verstummt, sie donnern nimmer
Aufbrausend in des Sturmes Leichgewimmer;
Sie rufen nimmer auf zum kühnen Streite,
Denn schmählich wurden sie des Geizes Beute!

Und auch die Weihelieder sind verklungen,
Die ich verfall'ner Herrlichkeit gesungen.
Nimm, alter Dom, sie liebend auf und gerne —
Es denket dein der Sänger in der Ferne.

Ignaz Zwanziger.

Wie man Spargelbeete anlegt und den Spargel frisch erhält.

Da die Zubereitung der Spargelbeete zu demnächstiger Bepflanzung derselben mit Vortheil einige Monate vor dieser, zumal wenn solche im Frühjahr Statt finden soll, geschiedt, so theilt man hierzu nachstehende Beschreibung einer einfachen Methode hiesiger erfahrner Spargelzüchter jezt schon mit, indem gewöhnlich in Gartenbüchern ꝛc. von Verfahrungsarten die Rede ist, welche entweder zu weitläufig sind, oder auch geradezu zwekwidrig von Vorschriften und Nebendingen handeln, deren der praktische und denkende Spargelgärtner in neuerer Zeit sich geflissentlich erwehrt.

Der Spargel (Wurzelsprosse des gemeinen oder Gartenspargels — Asparagus officinalis (sativa) Linn. —) liebt einen troknen, sandigen und lokern kräftigen Boden in sonniger Lage. Man erzieht ihn entweder aus Samen oder zu baldiger Nuzniessung aus zweijährigen Wurzeln (welche den dreijährigen wegen besseren Gedeihens vorzuziehen sind), und verfährt dabei auf folgende Weise.

Die Beete, welche man zu den Spargelpflanzungen bestimmt, sollen in 6füssiger Breite abgestekt und in deren Mitte in der Sohle 3 — 4' breit und nur 1 — 1½ Fuß tief ausgegraben, die dabei gewonnene Erde im Winter zum Durchfrieren und im Sommer zum Mürbewerden bei Seite gelegt und die Wände jener Gräben schräg abgestochen werden, damit sie nicht einrutschen.

Bei der Pflanzung selbst wird der Boden dieser Gräben geebnet und die Pflanzen darin in 2 Reihen nach der Schnur im Verband (verschobenen Vierek) je in 15 — 18 zölligen Entfernungen von einander so eingelegt, daß man die Wurzeln derselben (sorgsam verpuzt und geordnet) auf einem aus guter Pflanzenerde (Lauberde, Mistbeet-Erde) gebildeten ein Paar Hände vollem starken Häuflein — Hügelchen — ausbreitet und mit

ebensoviel dieser Erde 3 — 6 Zoll hoch loker bedekt. Sind die Pflanzen angegangen und haben sie durch diese erste Erddeke mit ihren jungen Sprossen durchgeschoben, so fährt man nach Maßgabe des Wachsthums derselben mit ihrer Bedekung auf die angegebene Weise und zugleich mit der gleichförmigen schichtweisen Anfüllung der Gräben jedes Jahr fort und zwar so, daß man zu dieser leztern die bei Seite gelegte und aus den Spargelgraben ausgehobene Erde, welche vorher durchsiebt und mit gutem verwesten Kuhdünger schichtweise vermengt wird, theilweise verwendet. Das dritte Jahr wird die Ausfüllung mit demselben Erdgemenge vollendet und das Spargelbeet mit dem angrenzenden Gartenlande gleich gemacht, doch so, daß jenes sich etwas über dieses erhebt, weil es sich mit der Zeit sezt, deßhalb auch von Zeit zu Zeit mit guter Kompost-(Menge-) Erde — gemischt mit Holz- oder Seifensiederasche — zur Oberdüngung der Spargeln hoch aufgefüllt erhalten werden muß. In der Folgezeit hebt man gern zur bessern Ueberdüngung die obere Erdschicht der Beete einige Zoll hoch ab und füllt diese wieder, gemengt mit den angegebenen Düngungsmitteln — — Kuhläger, Mengedünger, Mistbeeterde u. dgl. — auf.

Im 4ten oder 5ten Jahre steht die Spargel-Pflanzung, auf die angegebene Weise sorgsam behandelt und gepflegt, in voller Kraft und reichlichem Ertrage an wohlschmekenden und zarten Spargeln und dauert 15, 20 bis 25 Jahre, wenn die Spargelpflanzen selbst bei der Ernte nicht verstochen werden. Um dieß zu verhüten und auch Denjenigen einen sichern Wegweiser zum kunstgerechten Stechen der Spargeln zu geben, welche bei der Pflanzung nicht zugegen waren und ihre Pflanzart nicht kennen, steke man dünne Stökchen in Mitte der Stelle, wohin die Pflanzen gesezt werden sollen und bilde um dieselben jene Hügelchen von guter Erde, worauf nach obiger Angabe die Pflanzen gesezt werden. Diese Stökchen läßt man etwa ½' über das demnächst ausgefüllte Beet hervorragen und zwar so lange, bis sie verfaulen und die mit der Zeit stärker gewordene Pflanzen durch ihre kräftigen Triebe ihren Standort selbst angeben.

Zur Pflege derselben gehört auch, daß man erst im 3ten Jahre ihres Alters nach der Pflanzung die stärksten Sprossen für die Küche sticht und die Stengel der stehen gebliebenen schwächern vor der Blüte einknükt.

Um den aus den Spargelgraben gewonnenen Erdaufwurf die angegebenen drei Jahre hindurch, in denen er jährlich zu theilweiser Ausfüllung jener mit verwendet wird, ausserdem nicht ganz unbenüzt liegen zu lassen, forme man denselben zu einer Art Terrasse und bepflanze ihn mit Gemüse. Auf den im 3ten Jahre gänzlich ausgefüllten und geebneten Spargelbeeten sollte man aber keine Küchengewächse ziehen, höchstens Salat, Zwiebeln oder sonstige niedrig wachsende Nuzpflanzen. Jedoch wiederholt man, daß es besser ist, dieß gänzlich zu unterlassen.

Was nun das Aufbewahren der Spargeln zum längern Verbrauch oder zum Versenden in volkreiche Städte ꝛc. auch nach der gewöhnlichen Spargelzeit anlangt, nemlich für die Zeit nach Johanni, womit die Spargelernte beendigt ist, verfährt man folgender Massen dabei.

Die von Erde gereinigten und vermittels eines Leinentuches sauber abgepuzten Spargel lege man schichtweise in eine Mischung von troknem Weizen-Mehl oder Kleien und geröstetem Salze — hiervon 2 Loth auf ein Pfund Mehl ꝛc. —, verwahre das Ganze in einem handdichten, mit Pech ausgegossenen oder mit Pakpapier ausgeschlagenen Fäßchen, welches nach vollendeter oben angegebener Füllung fest zugeschlagen und gut verbunden wird. Die oberste, wenigstens 1 Zoll dike Schicht, wird mit einer Lage Talg übergossen, um den Zutritt der Luft möglichst von den so verpakten Spargeln ab und diese lange Zeit frisch zu erhalten und als Lekerei möglichst hoch zu verwerthen.

Ueber Vertilgung verschiedener Wiesen-Unkräuter.

(Von Hrn. Fabrikant Koch auf der Pulvermühle.)

Die vaterländische Wiesenkultur hat in den neuern Zeiten so ausserordentliche Fortschritte gemacht, daß jeder Freund derselben durch deren

wohlthätigen Folgen nur hoch erfreuet seyn kann und sich zugleich verpflichtet fühlen muß, auch sein geringes Scherflein dazu beizutragen, um dieselbe immer mehr zu vervollkommnen und den daraus erwachsenden Nuzen zu vergrössern.

In diesem Sinne erlaube ich mir, über verschiedene Wiesen-Unkräuter einige Bemerkungen zu machen und die Versuche mitzutheilen, welche ich zu deren Vertilgung anstellte. Zugleich gestatte ich mir auch die Frage: kann die Besamung der Unkräuter von einer Wiese auf die andere durch Ueberschwemmungen rc., vermittels polizeilicher Verordnungen nicht verhindert werden?

Unmittelbar über der hiesigen Pulvermühle besize ich mehrere Wiesen, die alljährlich von der Losse sowohl als von der Fulda rc. überschwemmt werden. Während ich immer bemüht war, meine Wiesen möglichst frei von Unkräutern zu erhalten, wurden dieselben mit einem Male mit der deutschen Bärenklaue (Heracleum Sphondylium) von dem gemeinen Mann auch wohl Kuhbansen genannt, fast gänzlich überzogen.

Die Ursache hiervon war, daß viele andere Wiesen, die stromaufwärts, in der Nachbarschaft der meinigen liegen, von diesem, dem Wachsthume des Grases höchst schädlichen Unkraute strozten und der Same hiervon, durch die Ueberschwemmungen auf meine und die benachbarten Wiesen geführt wurde. Erst nach jahrelanger, unausgesezter Anstrengung konnte ich diesen Uebelstand wieder beseitigen, indem ich im Frühjahr, nachdem die Pflanzen desselben schon ziemlich ausgebildet waren, solche mit der Wurzel ausstechen ließ. Dieß Verfahren hat sich vollkommen bewährt, das Unkraut verschwand und die etwa noch steken gebliebene Wurzeln schlugen nicht wieder aus. Dagegen findet die oben beschriebene Besamung jedes Jahr von Neuem mehr oder weniger Statt und man hat daher immer mit diesem Uebelstande zu kämpfen, wenn man seine Wiesen rein erhalten will.

Fast gleiche Bewandtniß hat es mit der Pestilenwurzel, dem grossen Huflattig (Tussilago Petasites); derselbe besamt sich besonders an den Ufern der kleinen Flüsse und auf feucht gelegenen oder sandigen Wiesen, wie dieses in dem Losse-Thal namentlich zwischen Oberkaufungen und Helsa der Fall ist. Ich bin ebenfalls sehr eifrig bemüht gewesen, dieses Wiesen-Unkraut durch Ausstechen mit den Wurzeln zu vertilgen; da aber die lezteren tief in die Erde gehen, so hat dieses, besonders im lokeren, sandigen Boden, seine grossen Schwierigkeiten, und die gänzliche Ausrottung desselben hat mir daher noch nicht gelingen wollen, wozu freilich die neuen Besamungen auch das Ihrige mit beigetragen haben.

Ein anderer wichtiger Gegenstand bei der Wiesenkultur ist die Vertilgung der Herbstzeitlose (Colchicum autumnale).

Das beste Mittel hierzu ist sicher das Ausgraben der Zwiebeln; dieses ist indessen, besonders bei grossen Wiesen, so mühsam, zeitraubend und kostspielig, daß diese Manier wenig oder keine Anwendung findet, und viele andere zu diesem Zweke gemachte Vorschläge unterliegen ebenfalls grossen Schwierigkeiten.

Ich habe den Versuch mit dem Ausstechen der Zwiebeln gemacht, aber sowohl die oben angeführten Umstände, als auch, daß dadurch die Wiesen mehr oder weniger verdorben wurden, liessen mich dieses Verfahren nicht beibehalten.

Ich habe ferner im Herbst die Blumen der Pflanze ausziehen lassen, da aber hierdurch nur die Bildung des Samens verhindert wird und die Zwiebeln das nächste Jahr doch wieder von Neuem ausschlagen, so ist auch hierdurch dem Uebel nicht abzuhelfen. Mit gutem Erfolg habe ich dagegen, seit mehreren Jahren, die Pflanzen der Herbstzeitlose, nachdem dieselben die Samenkapseln angesezt hatten, bei feuchtem Wetter, ausziehen lassen. Die Blätter der Pflanze wurden mit der Hand dergestalt langsam ausgezogen, daß der Stengel unmittelbar über der Zwiebel abbrach und sich alsdann mit herausnehmen ließ. Dieß Verfahren läßt sich leicht durch Kinder ausführen und verursacht wenig Kosten, und bei der genauesten Beobachtung seit mehreren Jahren habe ich nicht bemerkt, daß auf den Stellen der Wiese, wo diese Pflanzen, auf die bemerkte Weise, ausgezogen waren, dieselben von Neuem wieder vorgekommen wären. Ich glaube daher annehmen zu dürfen,

daß sich dieß Mittel bewährt und daß dasselbe deßhalb sowohl als wegen seiner leichten Ausführbarkeit empfohlen zu werden verdient, auch wohl eher Nachahmung finden dürfte *). Nachdem meine Wiesen mehrere Jahre nach dieser Behandlung von diesem Unkraut ganz befreit geblieben waren, fanden sich wieder Pflanzen davon ein.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß nachdem in mehreren Jahren keine Blätter erschienen waren, die in der Erde steken gebliebenen Zwiebeln keine neue Austriebe machen konnten und daß daher die neuen Pflanzen durch frischen Samen erzeugt wurden, welches also den Beweis liefert, daß die Besamung ebenfalls durch die Ueberschwemmungen herbeigeführt wurde **).

Hier ist nur von einigen Unkräutern die Rede; es gibt deren aber noch mehrere, die eine gleiche Vorsichtsmaßregel wünschenswerth machen.

Da nun dieser grosse Mißstand bei allen den Wiesen Statt findet, welche den Ueberschwemmungen ausgesezt sind, oder bewässert werden, so erscheint es wichtig, ein Mittel zu finden, demselben zu begegnen.

Es liegt klar auf der Hand, daß dieser Uebelstand nicht Statt finden kann, wenn jeder Wiesen-Besizer, ohne Ausnahme, seine Wiesen von allem Unkraut rein erhält, oder gehalten ist, dieß zu thun.

Wie sehr unangenehm und nachtheilig es ist, wenn man mit der größten Mühe und Kosten seine Wiesen von Unkraut säubert und dieselben demohngeachtet, durch die Nachlässigkeit der Nachbaren, vermittels der besprochenen Besamung von Neuem wieder überzogen siehet, habe ich leider sehr oft erfahren müssen, und dieses veranlaßt mich eben, die Sache hier zur Sprache zu bringen.

Aus diesen Gründen erlaube ich mir, die im Eingange bereits berührte Frage aufzustellen: „ob sich durch eine geeignete Polizei-Verordnung diesem grossen Uebel nicht abhelfen lasse?“

Indem ich versichern kann, daß meine Bemerkungen auf eigenen sicheren Erfahrungen beruhen, wünsche ich, daß dieselben von allen Seiten geprüft und verbessert werden, und daß man hiernach alsdann sich veranlaßt sehen möge, die nöthigen Schritte bei hoher Staatsregirung zu thun, um das befragte Gesez zu bewirken.

(Aus der landwirthschaftlichen Zeitung für Kurhessen.)

*) Bei diesem Ausziehen des Schafts der Pflanze mit den Blättern durch Kinder müssen diese die Hände gegen die Einwirkung der giftartig verlezenden Schärfe derselben schüzen. D. R.

**) Nicht so ganz; indem es auch durch Samen, der sich in der Erde von früherher befand, geschehen konnte; die aus diesem erstehenden Zwiebeln bedürfen mehrere Jahre bis zu der Vollendung, wo sie blühen. D. R.

Ueber den Anbau des Mohars (Kolbenhirse) als Futterkraut

in einigen Gegenden des Niederrheins.

(Von C..l S....t, Oekonomie-Eleve in Rheinhessen.)

Der Mohar, Kolbenhirse, Panicum maliaceum, wächst im südlichen Europa, Frankreich, Ungarn und der Lombardei, wird aber auch seit einiger Zeit am Niederrhein von mehreren Gutsbesizern mit dem besten Erfolge als Futterkraut kultivirt. Sein Same ist kleiner als der des gewöhnlichen Hirsen. Er verlangt einen lokeren, leichten, in alter Kraft stehenden Boden, daher ihm Neubrüche und trokene Teichländer besonders zusagen. Die Dürre verträgt er unter allen Getreidearten am Besten.

Stand in der Fruchtfolge. Eine frische Düngung verträgt er zwar in beträchtlicher Menge, doch bauet man ihn am Besten nach einer Frucht, zu der gedüngt worden, z. B. nach Hakfrüchten (Kartoffeln, Runkelrüben), denn der Boden ist sehr gelokert und gewöhnlich von Unkraut gereinigt. Schon v. Schwerz führt dieses (in seinem praktischen Akerbau) an, indem er, den Mohar statt des Leins nach den Kartoffeln folgen zu lassen, anempfiehlt. In einigen Gegenden bringt man ihn in reine Kleestoppel, dann muß der Boden wenigstens drei Furchen haben und bei der Zurüstung die Anwendung der Egge und Walze nicht geschont werden.

Auswahl des Samens. Bei der Auswahl des Samens muß man sehr behutsam seyn, da er oft brandig wird, was hauptsächlich von

einem unvollkommenen Samen herrührt. Aus diesem Grunde liest man schon bei der Ernte die vollkommensten und gesundesten Kolben aus, vermeidet sorgfältig deren Erhizung, und bewahrt sie an einem luftigen Orte bis zur Saat auf, wo man die Körner erst ablöst.

Saatzeit und Saatquantum. Der Mohar muß, weil er langsam wächst, Ende April oder Anfangs Mai gesäet werden, da er zu seiner Ausbildung fünf Monate braucht. Gegen den Frost ist er sowohl in seiner Jugend, als späterhin, sehr empfindlich. Beim Säen kommt es darauf an, zu welchem Zweke man ihn bauen will, ob zur Fütterung oder Samenerzielung. Zu ersterem Zweke bedarf man ungefähr 3 — $3\frac{1}{2}$ Berliner Mezen auf den Magdeburger Morgen (à 180 □ R.), (oder $1\frac{1}{2}$ Kümpfe auf den Gr. Hess. Morgen) zu lezterem nur 2 Mezen.

Das Unterbringen darf nur flach erfolgen. Man eggt ihn daher nur mit leichten Eggen ein und läßt hierauf die hölzerne Walze folgen. Während seiner Vegetation wird er im Monat Juli gehakt.

Die Fütterung des Mohars. Bauet man ihn zu diesem Zweke, so muß er früh gemähet werden, wenn der Stengel noch stahlgrün und der Kolben noch dunkelbraun ist, denn läßt man ihn reif werden, so verlieren Stengel und Blätter an Kraft. Wird er zu der oben angegebenen Zeit gemähet, so kann man ihn bei den Pferden und dem Rindvieh ohne eine Zuthat von Körnern verfüttern. Er bläht das Vieh nicht auf. In halbem Wuchse gemäht, gibt er einen guten Schnitt, der so ergiebig ist, wie der Ertrag einer mittelmässigen Wiese; doch ist nach dem ersten Schnitt auf keine Samenerzeugung mehr zu rechnen. Der zum Samentragen bestimmte Mohar trägt bei Weitem reichlicher, als der gewöhnliche Hirse, doch darf er nicht in zu kräftigem Boden stehen, indem er sonst nicht reift.

Ernte. Da der Mohar sehr leicht ausfällt, wenn er reif ist, so ist es schwierig, den rechten Zeitpunkt zur Ernte zu treffen. Daher muß man sich nach der Reife des Hauptheils richten, und ihn entweder mähen oder besser mit der Sichel abschneiden lassen. Er darf nicht in Schwaden liegen bleiben, weil er zu sehr ausfallen würde. Aus diesem Grunde bringt man ihn gleich in die Scheune und drischt ihn so bald als möglich ab, macht ihn rein und breitet ihn ganz dünn auf dem Speicher aus, wo er täglich mit dem Rechen umgerührt wird, bis er troken ist. Unterläßt man dieß, so erhizt er sich und wird bitter. Das mehrentheils noch feuchte Stroh wird zusammen gebunden und an die Luft zum Troknen gesezt, weil es sonst dumpfig würde.

Ertrag. Vom Magdeburger Morgen 5 — 9 Scheffel reine Frucht, 3 — 4 Mezen Abbruch; das Stroh vom Morgen wog 2380 Pfd. (oder pr. 1 Gr. Hess. Morgen circa 2 1/10 — 4 Malter reine Frucht).

Der Same wird wie der des gewöhnlichen Hirse benüzt. Der Kolbenhirse (Mohar) ist dem Staubbrande unterworfen, was aber durch sorgfältiges Aufbewahren des Samens in den Kolben größtentheils verhütet werden kann. Nach Sprengel's Düngerlehre enthält das Moharheu in 100 Theilen unverdauliche Pflanzenfaser . $37\frac{1}{2}$
in Wasser und Kalilauge lösliche, also Nahrung gebende Theile 60
unverdauliches Blattgrün . . . $2\frac{1}{2}$

Die Asche desselben enthält nach ebendemselben: Kali, Natron, Kalk-, Talk-, Kiesel- und Alaunerde, Eisen- und Manganoxyd, Schwefel- und Phosphorsäure, nebst Chlor mit etwas Kohlensäure.

Lesefrüchte.

In einem sächsischen Blatte wird als Beitrag zur Geschichte des Vielregirens folgende Geschichte erzählt: Ein Bauer in einem kleinen Fürstenthume hatte „herrschaftlicher Casse" 12 Gr. zu zahlen, und kam mündlich beim Fürsten selbst um Bewilligung einer vierwochentlichen Frist ein. Der Fürst wollte Gewißheit haben, ob der Bauer einer solchen Begünstigung werth sey, und forderte deßhalb ein Gutachten von „herrschaftlicher Casse", diese von der Regirung, diese vom Kreishauptmann, dieser vom Bezirksverweser, dieser vom Ortsschulzen.

Der Ortsschulze fand, daß Hans Peter einer solchen Begünstigung aller ings werth sey, und stellte dieß Gutachten zu dem Bezirksverweser, dieser dem Kreishauptmann, dieser der Regirung, diese „herrschaftlicher Casse“, diese dem Fürsten. Se. Durchl., überzeugt von der Triftigkeit des Gesuches, resolvirte nun, daß dem Hans Peter eine vierwochentliche Frist zu gestatten, an „herrschaftliche Casse“, diese an die Regirung, diese an den Kreishauptmann, dieser an den Bezirksverweser, dieser an den Ortsschulzen, dieser an Hans Peter. „Oho“, meinte dieser, „jezt brauche ich Das nicht mehr; es sind ja schon sechs Wochen darüber hingegangen, — zwei Wochen mehr, als ich brauche; jezt hab' ich das Geld, und da ist es.“ Bei der Jahresrechnung fand sich, daß in dieser Angelegenheit von den verschiedenen Behörden für 16 Gr. 8½ Pf. Schreibmaterialien verbraucht worden waren.

Steffens im 6ten Bande seines Werkes: „was ich erlebte“ erzählt: Es ist nur zu bekannt, auf welche demüthigente Weise Napoleon die mit ihm verbündeten Fürsten behandelte. Schon während meines Aufenthaltes in Holstein hatte ich Gelegenheit, Manches darüber zu hören. Von Hammerstein war der Gesandte des würdigen Herzogs von Oldenburg, der in dieser bedenklichen Zeit so kühn die Absichten des übermüthigen Siegers durchkreuzte. Dieser wollte nemlich ihn von seinen Unterthanen trennen und anderswo entschädigen. Der Herzog erklärte, daß er nur mit Gewalt von seinem Lande und den Einwohnern, die er liebe, und für die er lebe, sich trennen liesse, und Napoleon ward genöthigt, seinen Entschluß aufzugeben. Hammerstein hatte den Auftrag diesen Entschluß zu überbringen. Er traf Talleyrand in Warschau. Dort gab dieser Soirés, wo er deutsche Fürsten, und von den Abwesenden ihre Gesandten empfing. Talleyrand, dessen eisige Kälte empörend schien, nahm bald einen Fürsten, dann den Gesandten eines Andern bei der Hand, führte ihn nach einer Fenstervertiefung, gönnte ihm etwa eine Viertelstunde Gehör, entließ ihn dann, um einen andern auf die nemliche Weise zu behandeln, und so wurde das Schiksal der kleinen deutschen Staaten bestimmt. Man erzählt, daß der Kaiser in Karlsruhe das Schauspiel besuchte. In der Loge gegenüber stand der alte ehrwürdige Herrscher des Landes, der Senior aller deutschen Fürsten. Er hatte die Gewohnheit, die rechte Hand in dem zugeknöpften Roke tragend, ruhen zu lassen. Da erschien ein kaiserlicher Adjutant in seiner Loge und hatte die Frechheit, dem alten Herrn zu bedeuten, daß eine solche Stellung dem Kaiser gegenüber nicht geduldet werden könne. Dieser zog die Hand langsam hervor, und ließ den Arm sinken. Ich weinte vor Wuth, als ich diese Geschichte vernahm.

Ein Galeerensträfling in Brest, Namens Lambert, hat mehrere für die Eisenbahnen wichtige Verbesserungen erfunden, die theils von der technischen Eisenbahnkommission, theils von der Akademie der Wissenschaften geprüft worden sind. Seine Haupterfindung ist eine Vorrichtung, um einen Zug bei jeder Geschwindigkeit im Augenblik anzuhalten, welche er Parachoc nennt. Ausserdem hat er auch einen Teleologue oder eine Art Sprach-Rohr verfertigt von solcher Stärke, daß sich ein kommandirender Admiral mitten im Geräusch der Schlacht weithin verständlich machen kann. Lambert war im Jahr 1831 zu lebenslänglicher Zwangs-Arbeit verurtheilt worden; bereits unterm 9. Dez. v. J. wurde aber seine Strafzeit auf 5 Jahre abgekürzt, und wahrscheinlich wird er nächstens vollends begnadigt werden. In Betracht seiner eilfjährigen Dienste bei Leitung der hydraulischen Arbeiten hatte ihm der Bagnovorstand, Hr. Gleizes, das Zeugniß ausgestellt: „Lambert ist ein vortrefflicher Arbeiter und verdient in jeder Beziehung endlich der Freiheit zurükgegeben zu werden.“

Ein trostloser Wittwer hat auf dem Kirchhof in Sussex seiner Gattin ein Epitaphium mit der Aufschrift sezen lassen: „Hier liegt die sterbliche Hülle der Sarah, Gattin des John — —. Sie starb den 21. Mai 1843, in einem Alter von 42 Jahren. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sey gelobt!“

Folgende ganz besonders beachtenswerthe neueste Bücher

(aus dem Verlage der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg) sind in allen Buchhandlungen (in Passau und Regensburg bei Pustet) zu haben:

☞ Ein sehr geschäztes Hausbuch!

500 beste Arzneimittel

gegen alle Krankheiten der Menschen,

als: Husten, — Schnupfen, — Kopfweh, — Magenschwäche, — Magensäure, — Magenkrampf, — Diarrhöe, Hämorrhoiden, — Hypochondrie, — träger Stuhlgang, Gicht und Rheumatismus, — Engbrüstigkeit, — Schwindsucht, — Verschleimung, — Harnverhaltung, — Gries und Stein, — Würmer, — Hysterie, — Kolik, — Wechselfieber, — Wassersucht, — Skrophelkrankheiten, — Augenkrankheiten, — Ohnmacht, — Schwindel, — Ohrenbrausen, Taubheit, — Herzklopfen, — Schlaflosigkeit, — Hautausschläge;

nebst

Hufelands Haus- und Reise-Apotheke und die Wunderkräfte des kalten Wassers.

Fünfte verbesserte Auflage. Preis 15 Sgr. oder 54 Kr.

Ein Rathgeber dieser Art sollte billiger Weise in keinem Hause, in keiner Familie fehlen; man findet darin die hilfreichsten, wohlfeilsten und zugleich unschädlichsten Hausmittel gegen die obigen Krankheiten der Menschen.

Die Schönheit und Gesundheit der Zähne

zu erhalten und zu befördern.

Von der Wartung und Pflege der Zähne, — vom Zahnen, — Zahnwechsel, — den Krankheiten des Zahnfleisches, — den übelriechenden Athem zu vertreiben und von anzuwendenden Zahnpulvern. Herausgegeben von dem Zahnarzt Schumacher. — Preis 7½ Sgr. oder 27 Kr.

Das kalte Fieber, auch Wechselfieber

genannt.

Ein nützliches Buch für Aerzte und alle Diejenigen, welche sich von diesem Uebel befreien wollen. Herausgegeben von Böttcher. Preis 10 Sgr. oder 36 Kr.

Allgemeine Krankheits- und Heilungslehre der Hausthiere.

Ein Lehrbuch der allgemeinen Thierarzneikunde für prakt. Thierärzte und Freunde der Thierheilkunde, welche gründliche Belehrung suchen. Von Dr. C. G. Prinz, Professor der Thierheilkunde. 1tes Bändchen. Preis 7½ ob. 27 Kr.

Die Anschaffung dieses Buchs ist mit Recht zu empfehlen. Der ausgezeichnete Herr Verfasser reicht hierin einen wahren Schaz von Kenntnissen deshalb dar, um die praktische Ausbildung der Thierärzte, durch einen guten Unterricht zu unterstüzen — und hierdurch die Vervollkommnung der Thierkunde selbst zu befördern. Das 2te, 3te und 4te Bändchen erscheint im Mai und August dieses Jahres.

Der sicherheilende Schafe-, Schweine-, Ziegen- und Hunde-Arzt.

Von Professor Fuhrmeister.

Oder wie kann der Städter und Landmann die Krankheiten an Schafen, Schweinen, Ziegen und Hunden richtig erkennen und auf die einfachste und wohlfeilste Art selbst heilen. — Nebst Unterricht über die Zucht, Wartung und Fütterung dieser Thiere.

Geheftet. Preis 15 Sgr. oder 54 Kr.

(Für Taubenliebhaber ist sehr nüzlich:)

Das Ganze der Taubenzucht

über die Hegung, — Haltung, — Nahrung, — Fütterung, — Begattung und Benüzung der Haus-, Feld- und wilden Tauben; nebst Heilung ihrer Krankheiten.

Die Taubenhalter werden hierdurch in den Stand gesezt, ihre Taubenflucht gut anzulegen, zu ihrem Nuzen zu vermehren, und zum Vergnügen die Aechtheit der Tauben zu erkennen und schöne Tauben zu ziehen. — Geheftet. Preis 10 Sgr. oder 36 Kr.

(Als moralischer Wegweiser dient:)

Der Begleiter auf der Reise durch's Leben.

Ein Taschenbuch zur Menschenbesserung.

Enthält das Wichtigste des Lebens und der Bestimmung des Menschen, — von der Wiege bis zum Grabe. — Ferner Beleuchtung der Tugend und vortreffliche Lebensregeln. Von Eduard von Westphalen.

Geheftet. Preis 15 Sgr. oder 54 Kr.

Die Kunst ein gutes Gedächtniß

zu erlangen. — auf Wahrheit, Erfahrung und Vernunft begründet. — Zum Besten aller Stände und Lebensalter. Herausgegeben von Dr. Hartenbach.

Geheftet. Preis 10 Sgr. oder 36 Kr.

Tausende von Menschen haben durch den Gebrauch dieses Buches ein geschärftes Gedächtniß erhalten.

Auch verdient besondere Beachtung:

☞ A. Meerberg — der belustigende

Karten-Künstler,

eine Anweisung zu (113) größtentheils noch unbekannten, leicht ausführbaren und höchst überraschenden Kartenkunststüken.

Geheftet. Preis 10 Sgr. oder 36 Kr.

Der Herr Verfasser gibt in diesem Büchelchen die Anleitung, wie man mit leicht ausführbaren Kartenkunststückchen eine Gesellschaft angenehm unterhalten kann.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 25. 22. Juni 1843.

Die Entbehrlichkeit des Düngers im Landbau.

Wir machen die Leser unseres Blattes auf die höchst merkwürdige Erfindung des Herrn **Bickes** in **Kastel** (Großherzogthum Hessen) aufmerksam; eine Erfindung, welche bestimmt ist, nicht nur im landwirthschaftlichen Verfahren, sondern besonders auch im **Werthe des Grundes und Bodens** und sonach mittelbar in den socialen Verhältnissen aller Staaten Europas eine ausserordentliche, aber höchst wohlthätige Umgestaltung zu bewirken. Wir wollen es versuchen, sowohl die unmittelbaren Wirkungen, als auch die mittelbaren Folgen besagter Erfindung unsern Lesern zu veranschaulichen, vorher aber dieselben mit dem Wesen der Erfindung selbst durch einige erläuternde Worte vertrauter machen. Es ist allbekannt, daß Alles, was zum Pflanzenreich gehört, seine Nahrung nicht ausschließlich aus dem Boden, sondern zum grossen Theil auch durch Blätter, Stiel u. s. w., aus der atmosphärischen Luft einsaugt. Diese allbekannte Thatsache scheint den Erfinder auf die Betrachtung geführt zu haben, ob es nicht möglich wäre, den nutzbaren Pflanzen eine solche Empfänglichkeit beizubringen, vermöge welcher sie den Nahrungsstoff aus der Luft mit grösserer Neigung und Wirksamkeit in sich aufzunehmen geeignet und somit in Stand gesezt werden, in kräftigem Wachsthum zu treiben und zu gedeihen, selbst wenn der saftlose Boden, in welchem sie wurzeln, alle Zufuhr nährender Stoffe verweigert. Die Lösung dieser Aufgabe, sey es nun durch Gunst des Zufalls oder vielmehr, wie wir zu glauben Ursache haben, durch den Erfolg eines tiefen und emsigen Forschens, ist dem Erfinder Hrn. **Bickes** vollkommen gelungen. Durch eine wahrscheinlich chemische Zubereitung des Samens (diese ist sein Geheimniß), vermag es Hr. **Bickes**, Samenkörner von den verschiedensten Arten und Gattungen, selbst solche, welche nach **bekannten** Erfahrungen einen ungemein fetten und wohlgedüngten Boden unbedingt erheischen, so empfänglich zu machen, daß die ihnen entkeimende Pflanze eine hinreichende Nahrung aus der Luft einzusaugen, und sonach auch auf dürrem Sandboden kräftig zu gedeihen geeignet ist. Eine Reihe von urkundlich beglaubigten Versuchen hat die Aechtheit und Verlässigkeit dieser erstaunlichen Erfindung dem Bereiche des Zweifels und Unglaubens vollständig enthoben. Der landwirthschaftliche Verein von Düsselthal bei Düsseldorf hat in seiner Sizung vom 17. Mai l. J. diese Erfindung zum Gegenstand seiner Verhandlungen erhoben, und Graf von der Recke-Vollmerstein, der Direktor dieses Vereins, hat deren Wichtigkeit in einem geistreichen und gründlichen Vortrag hervorgehoben, in Folge dessen der Verein beschloß, das Landes-Oekonomie-Collegium in Berlin zu bitten, das Geheimniß des Hrn. **Bickes** von Seiten des Staats zu erwerben und sonach die Erfindung gemeinnützig zu machen. — Schon früher (im Dez. v. Js.) hat Hr. **Bickes** einen Subscriptionsplan entworfen, durch welchen ihm eine Entschädigung für seine langjährigen Mühen und Opfer gesichert werden sollte, wornach er sich beeilen würde, sein wohlthätiges Geheimniß zu veröffentlichen. Auf welche Weise das Leztere bewirkt werden mag, ist unwesentlich; aber es ist höchst bedauerlich, daß eine Erfindung, welche die gefährlichsten Wehen unserer Zeit zu heilen geeignet ist, zehn Jahre lang brach liegen mußte; es wäre eine Schmach und Schande für unsere Zeit, wenn nach so unzweifelhafter Bewährung ihrer

Aechtheit und Wirksamkeit eine längere Zögerung eintreten sollte. Wir bezeichnen die Erfindung als ein Heilmittel für die Wehen unserer Zeit, als das Triebrad einer heilsamen Umgestaltung der socialen Verhältnisse. Wenn der bisher fast werthlose, dürre Boden, welcher in Oberbayern (und vorzugsweise um München) und in der Oberpfalz eben so ertragsfähig, sonach im Preise so sehr erhöht wird, daß er den fetten Ländereien anderer Gegenden gleichkommt, so wird nicht nur eine grosse Aenderung im Grundwerthe, sondern auch in der socialen Lage der ärmeren Landwirthe nothwendig erfolgen. Gemeinden, welche bisher bei ausgedehntem Besize dürrer Heiden in Armuth schmachteten, werden sich plözlich im Stande sehen, alle ihre Mitglieder mit einer hinreichenden Streke nuzbaren Landes zu begaben; die Preise der Lebens-Mittel und des Arbeitslohnes, die Pachtpreise (namentlich in England), der Viehstand u. s. w. werden alle eine radikale Aenderung erleiden, die Hauptsache aber ist diese, daß alle die Aenderungen besonders und vorzugsweise den armen, arbeitenden Klassen zu gute kommen, während sie den Reichen und Besizenden nicht nur keinen Nachtheil, sondern im Gegentheile gleichfalls eine Verbesserung, wenn auch in geringerem Maßstabe, gewähren. Wir schliessen mit den Worten des geistreichen Grafen von Vollmerstein, daß „Gottes Weisheit dem menschlichen Geiste immer dann, wenn es Noth thut, einige Blike in die Wunder der Natur thun läßt, um Elend und Bedrängniß zu verringern,“ und wünschen nur, daß menschliche Verblendung nicht länger den Fingerzeig der göttlichen Weisheit verkennen möge!

(Bayer. Eilbote.)

Ob der bayer. Eilbote diese Nachricht aus andern öffentlichen Blättern geschöpft hat, steht nicht angezeigt; sie ist aber jedenfalls der Mittheilung werth — auch wenn das Ganze nur auf eine lustige Mystifikation hinauslaufen sollte. — Wir gehören gewiß nicht zu Denjenigen, welche den Fortschritt des menschlichen Geistes in stets neuen Entdekungen bisher unbekannt gebliebener Naturkräfte begränzen wollen und den „Fingerzeig der göttlichen Weisheit“ verkennen; aber wenn der Glaube an die Haltbarkeit dieser Erfindung uns selig machen soll, so müssen wir, wie Thomas, das unglaubliche Wunder erst sehen und greifen, ehe wir daran glauben.

Es wird gesagt, daß diese Erfindung, welche die gefährlichsten Wehen unserer Zeit zu heilen geeignet ist, zehn Jahre lang brach liegen mußte, weil Herr Bickes für die Veröffentlichung seines Geheimnisses keine verlangte — Entschädigung finden konnte. Aber soll denn der Besizer eines solchen Geheimnisses sich erst in der Welt umzusehen haben, wer ihn entschädige? Er müßte längst selbst reicher als Crösus seyn; und würde, als der reichste Mann in der Welt, von dieser für seine „langjährigen Mühen und Opfer“ keine Entschädigung mehr bedürfen.

Indeß — — Etwas und zwar so viel mag an der Sache doch seyn, daß, wenn der Artikel keine scherzhafte Mystifikation ist, wie von dieser Entdekung irgend eine förderliche Einwirkung auf die Keimkraft der Saatkörner und Vegetation der Pflanzen, wenn auch kein gleiches Gedeihen auf dürren Sandhügeln wie auf fettem Boden, zu erwarten hätten.

Während Obiges unterm Saze war, brachte die Passavia, Zeitung für Niederbayern, folgendes Weitere: Ein Herr Bickes in Mainz (früher in Kastel) hat die Erfindung gemacht, den Boden ohne Dünger anzubauen. Seit 13 Jahren ist Bickes im Besiz des Geheimnisses statt dem Boden das Samenkorn zu düngen, und auf diese Weise jeden andern Dünger entbehrlich zu machen. Bickes hat seit dieser Zeit in verschiedenen Ländern auf verschiedenartigem Boden mit allen Samarten die glüklichsten Erfolge gemacht.

Die überraschendste Probe erfolgte in dem Flugsande der Dünen in Holland und in unvermischtem Rheinsande. B. ließ in einem Garten eine Grube vier Fuß tief ausgraben und mit Rheinsand ausfüllen, sofort aber mit Reben, Gerste, Sommerweizen, Hanf und Kartoffeln bepflanzen. Alles gedieh in besonderer Kraft, wie es auf gut

gedüngten Feldern bester Lage nicht schöner angetroffen wurde. Der ganze Ortsvorstand und die Feldgeschwornen in Kastel besichtigten die Pflanzung noch vor der völligen Reife und stellten das Zeugniß aus, daß der Weizen bis 4 Körner in einem Spreu und eine Gerstenpflanze bis 26 Halme mit eben so viel vollen Aehren von gleicher Grösse habe. Die Hanfpflanze war bereits 10 Fuß hoch und so dik wie ein starkes Bambusrohr.

Die Besichtigung einer andern Pflanzung auf ganz geringem steinigten Boden zeigte Gerste bis zu 18 Körnern in einer Zeile und Pflanzen bis zu 45 Halmen. Der Sommerweizen hatte meistens 4 bis 5 Körner in einem Spreu, Kartoffeln bei 7 Fuß Höhe bis an 30 Stengel. Mais (Welschkorn) hatte fast keine Pflanze unter 4 — 5, manche sogar 6 und 7 Stengel und eben so viele Kolben; eine Pflanze hatte sogar mit Stengel zusammen 14 Kolben, eine andere mit 5 Stengeln am Hauptstengel sogar 6 Kolben. Sonnenblumen waren auf 11 Fuß hohem, 7 — 8 Zoll im Umfange messendem Stengel mehrfach vorhanden. Die Blume hatte 13 Zoll Durchmesser, und die Samenkörner waren so stark wie kleine Kaffeebohnen. Levkoien hatten Blumen so groß wie ein preussischer Thaler.

Diese Erfindung soll nun im Wege der Aktienzeichnung (die Aktie zu 10 Thlr.) veröffentlicht werden. Wenn eine hinreichende Anzahl Aktien abgesezt ist, jedoch längstens im Jahre 1844 wird die Subscription geschlossen und dann kostet jede Aktie 25 Thlr. Erst wenn die Erfindung ein Jahr lang benüzt ist und den versprochenen Resultaten entspricht, wird die Einzahlung der Aktien gefordert. Der Graf von der Recke, welchem B. sein Geheimniß mitgetheilt hat, sagte in der Generalversammlung des landwirthschaftlichen Vereines in Düsseldorf: „Möchte Hr. B. Veranlassung finden, sein Geheimniß noch in diesem Jahre zu veröffentlichen; — um Experten hat er nicht nöthig, verlegen zu seyn, jeder Menschenfreund wird sich mit Vergnügen zu diesem Amte ernennen lassen, ja sich dazu drängen, um, wenn er auch selbst nicht vermochte, die Menschheit durch die Erfindung glüklich zu machen, doch seinerseits ein Scherflein wenigstens dazu beitragen, die Welt über die Resultate dieses Gegenstandes zu belehren."

Nachträglich bringt auch der bayerische Eilbote folgende

Subscription

ohne Vorauszahlung auf die Erfindung, den Boden ohne Dünger anzubauen,

von

Bickes.

Ich benachrichtige hiermit meine Freunde daß ich nunmehr aus Pfeddersheim meinen Wohnsiz hieher verlegt habe, meine Geschäfte hier wie dort fortbetreibe, und auf noch unbesezte Orte Hülfs-Agenten anstelle. Mein Bureau ist mittlere Bleiche, Lit. E. Nro. 131.

Mainz, im Mai 1843.

P. J. Orlemann,

Hauptagent für die Provinzen Rheinhessen, Starkenburg und für Rheinbayern.

Erfahrungen

über das von Dombasle empfohlene Schuzmittel

gegen den Brand im Weizen.

(Von Gutsbesizer Dr. Langen auf dem Windhäuser Hof bei Mainz.)

Vor dem Jahre 1836 behandelte ich meinen Saatweizen auf die von den Landleuten meiner Nachbarschaft meist zur Anwendung kommende Weise, nemlich mit Mistjauche und sogenanntem Kalkstaube, der von den Ziegelbrennern zwar sehr billig abgegeben wird, dagegen aber auch aus längst an der Luft zerfallenem, mit Asche, Erde und sonstigen Stoffen verunreinigtem, Kalke bestehend, zu dem beabsichtigten Zweke ohne alle Wirkung ist. Ich litt dabei, wenn auch gerade nicht besonders stark, doch immer mehr oder weniger am Brand, am Stärksten aber in dem Jahr 1836, wo mir in dem polytechnischen Journale von Dingler, Bd. 59, Heft 2 pag. 114 ein Aufsaz von Mathieu de Dombasle über diesen Gegenstand zu Gesicht kam.

Ich bestimmte mich auf die von diesem ausgezeichneten Agronomen darin mitgetheilten Erfahrungen hin die empfohlene Anwendung des Kalkes in Verbindung mit Glaubersalz zu versuchen, und wurde dazu durch die Versicherung eines in Seeland begüterten Freundes, der bei dem Gebrauche von Seewasser und Kalk nie Brand zu haben behauptete, noch mehr ermuntert.

Seit dem Jahre 1836 behandle ich nun meinen Saatweizen nach Dombasles Vorschrift, und habe, ob ich gleich im Spätjahre 1836 meine Felder mit keinem andern, als meinem brandigen Weizen bestellte, von diesem Augenblike an weder in dem Sommer = noch in dem Winterweizen eine Spur von Brand mehr.

Gestüzt auf diese 6jährige Erfahrung glaube ich meinen Gewerbsgenossen das Dombasle'sche Schuzmittel nunmehr als bewährt hiermit empfehlen zu dürfen, erachte es dabei aber auch, weil das Nähere darüber vielleicht Manchem von Interesse und nicht allen Lesern dieses Blattes das einschlägliche Heft des polytechnischen Journales zur Hand seyn dürfte, für angemessen, das Wesentlichere in der Sache, wenigstens gedrängt, hier anzureihen.

Das Glaubersalz wird in reinem Wasser (auf 80 Grammen Salz ein Liter Wasser) aufgelöst, und weil die Auflösung langsam von statten geht, solche zwekmäßig schon den Tag vorher veranstaltet. (Vermittelst heißen Wassers kann ohne allen Nachtheil die Auflösung sehr beschleunigt, und solche selbst noch in lauwarmem Zustande angewendet werden, ebenso unbedenklich aber auch das Salzwasser wenigstens 8 Tage bis zum Gebrauche stehen bleiben, beides habe ich versucht.) Nach erfolgter vollständiger Auflösung des Salzes wird der Weizen auf einem geplatteten oder gediehlten ebenen Boden in einen Haufen zusammengesezt, und derselbe, während man die Auflösung vermittels einer mit einer Brause versehenen Gießkanne langsam aufgießt, in kurzen Stichen umgeschaufelt. Man fährt damit so lange fort, bis jedes Weizenkorn gehörig angefeuchtet ist, und die Flüssigkeit von dem Haufen abzufließen beginnt, und braucht dazu auf den Hectoliter beiläufig 8 Liter derselben. Hierauf wird nun zur Ausstreuung des Kalkpulvers geschritten und zwar unverweilt, weil sonst nach Dombasles Ansicht die Auflösung von den Körnern eingesogen, und der Kalk nicht mehr auf dieselbe Weise wirken würde. Es darf durchaus kein an der Luft bereits zerfallener Kalk, sogenannter Kalkstaub, genommen werden, sondern nur möglichst frisch gebrannte, ganze Steine, die man einige Minuten vor dem Gebrauche durch Besprengen mit Wasser zu Pulver zerfallen läßt, und wenn man dieselben etwa länger aufzubewahren genöthigt seyn sollte, müssen sie, um gegen den Zutritt der Luft geschüzt zu seyn, in einem Fasse verwahrt, dasselbe mit einem Tuche bedekt und darauf einige Zoll hoch Asche oder trokner Sand geschüttet werden. Auf den Hectoliter Weizen werden beiläufig 2 Kilogramm Kalk gerechnet und bei dem Ausstreuen desselben muß der Haufen von 2 Arbeitern wieder in kurzen Stichen rasch und ununterbrochen umgeschaufelt, und mit dem Ausstreuen des Kalkpulvers und Umstechen so lange fortgefahren werden, bis jedes Weizenkörnchen gehörig mit Kalk überzogen ist. Hiermit ist die Operation beendigt, und es kann der so behandelte Saatweizen entweder sogleich ausgesäet, oder auch einige Tage selbst in Haufen, die man jedoch aus Vorsorge öfters umstechen wird, aufbewahrt werden.

Weil kleinere Quantitäten sich besser bearbeiten lassen, unterwerfe ich der Operation auf 1mal immer nur 6 Simmer bis höchstens 2 Malter, und beginne erst, wenn diese gehörig gekalkt sind, mit der Behandlung von anderweitigen 6 Simmern und so fort, bis das für den andern Tag nöthige Saatquantum bereitet ist, worauf das Ganze zu einem spizen Haufen zusammengesezt wird, und in demselben bis zum nächsten Morgen ruhig verbleibt.

Die Kalksteine müssen in einer bei Weitem grösseren Quantität, als der angegebenen von 2 Kilogrammen auf den Hectoliter vorhanden seyn, weil sie bei dem alsbaldigen Gebrauche nach dem Besprengen mit Wasser bei Weitem nicht vollständig zu Pulver zerfallen; wenn man solches aber geraume Zeit früher vornehmen wollte, dieselben

leicht der Einwirkung der Luft zu lange ausgesezt seyn möchten.

Das Aufstreuen selbst geschieht am Besten vermittels eines sogenannten Raden- oder auch Kern-Siebes. Will man so behandelten Weizen mit einer nach der Bürstentheorie konstruirten Säemaschine drillen, so muß derselbe vorerst von dem überflüssigen losen Kalkstaube befreit werden; es geschieht dieß sehr einfach auf der gewöhnlichen Fruchtreinigungsmühle, und ist namentlich bei windigem Wetter zur Erleichterung des Säemannes selbst zur Handsaat zu empfehlen.

Da 1 Liter — ½ Maß,
1 Malter — 128 Liter und
1 Pfund — 500 Grammen (½ Kilogramm) ist, bedarf man auf das Hessische Malter Weizen rund 1 Pfd. 22 Loth Glaubersalz, 5⅛ Maß Wasser und 5 Pfd. Kalkpulver.

Zur Würdigung des Prohibitiv-Systems.

In einem benachbarten Lande, worin viel Lein-Samen gebaut wird, kam unlängst in einer Gesellschaft die Frage vor: ob es nicht rathsam seyn würde, die Ausfuhr desselben zu verbieten, um den Gewinn des Flachsbaues, welchen sonst nur die Nachbarn ziehen würden, selbst zu behalten? — Der Eine sagte, es würde besser seyn, die Ausfuhr des Samens, weil man dessen mehr hätte, als im Lande erforderlich sey, frei zu lassen und dagegen die Ausfuhr des Flachses zu verbieten, um die inländischen Spinnereien emporzubringen. — Der Andere meinte, es würde nicht genug seyn, wenn man den Nachbarn das Garn zukommen liesse, um diesen den Vortheil des Webens zu gönnen; man müsse daher auch, um die einheimische Linnen- und Bandweberei zu heben, die Ausfuhr des Garns verbieten, oder doch wenigstens den Bleicherlohn daran verdienen. — Ein Dritter behauptete, die Sache wäre damit noch nicht abgethan, sondern man müsse auch die Ausfuhr des Linnens nicht gestatten, indem die Nachbarn immer noch zu viel daran gewännen, wenn sie davon allerlei Sachen verfertigten und diese hernach verkauften: man thue besser, den Hand-Lohn, welcher dadurch gewonnen würde, im Lande verdienen zu lassen, und das Linnenzeug nicht anders, als in fertigen Hemden, Tisch-, Hand- und Bettüchern u. dgl. ausser Land gehen zu lassen. — Ein Vierter befürchtete, die Lumpen würden zu theuer werden und vielleicht gar nicht mehr zu haben seyn, woher ein Mangel an inländischem Papier entstehen werde, wenn man den Vertrieb des Leinwandzeugs in fremde Länder zu sehr beförderte.

Preisaufgaben

der ökonomischen Gesellschaft zu Leipzig für das Jahr 1843.

Genannte Gesellschaft bestimmt für die beste bis zum 14. Juni 1843 eingegangene Abhandl. über die nachstehenden zwei Aufgaben aus der Landwirthschaft

einen Preis von je fünfundzwanzig Thalern.

a) Die seit den lezten Jahren immer mehr überhandnehmenden Krankheiten der Kartoffeln sind 1) ihren Kennzeichen, 2) ihren Ursachen nach darzustellen, auch 3) die Mittel zur Verhütung oder doch Beschränkung jener Krankheiten anzugeben.

b) Man wünscht die Art und Wirkung der Auflokerung des Untergrundes durch tiefes Pflügen der Aeker genauer erörtert und die Ergebnisse, wenn irgend möglich, durch vergleichende Versuche bestätigt zu erhalten.

Die Abhandlungen, in deutscher Sprache, müssen deutlich geschrieben, mit Seitenzahlen und einem vorausgesezten Motto versehen seyn. Das leztere ist auf einen beizufügenden versiegelten Zettel zu sezen, welcher im Innern den Namen und Wohnort des Verfassers enthält.

Der Termin zur Einsendung der Abhandlungen unter der Aufschrift: „An die ökonomische Societät zu Leipzig", wird mit dem 24. Juni 1843 geschlossen. Die Prüfung der eingegangenen Arbeiten geschieht durch einen von der Gesellschaft aus ihren Mitgliedern in der Hauptversammlung

der Ostermesse 1843 zu erwählenden Ausschuß und die Vertheilung erfolgt auf den Bericht des leztern in einer Hauptversammlung im August 1843.

Die Bekanntmachung des Resultates mit dem Namen der Verfasser findet in den Leipziger Zeitungen Statt. Die gekrönten Abhandlungen werden Eigenthum der Gesellschaft und auf Kosten derselben gedrukt. Die Verfasser erhalten 25 Frei-Exemplare. Die nicht gekrönten Schriften mit den uneröffneten Zetteln können die Verfasser von dem Sekretär der Societät zurükfordern.

Leipzig, am 17. Dezember 1842.

Die belohnte Antwort.

Ein Priester ging spaziren, und sah einen Schulknaben, welcher einen von Stroh geflochtenen, mit Seidenfleken verwebten Hut auf dem Kopfe hatte. Diesem sagte er: Du hast ja einen glänzenden Hut, er schimmert wie Gold, was kostet er? Dieser Hut ist nur 6 Kreuzer werth; aber rathen Sie, geistlicher Herr, wie ich dazu gekommen bin? Mein Vater hat mir ihn nicht gekauft, ich habe ihn nicht verwechselt, nicht gestohlen, nicht gefunden, nicht bekommen. Nun sage mir, wie bekamst Du ihn zum Eigenthum? Sie sollens ohnehin wissen, weil Sie studiret sind. Ich weiß es nicht, deßwegen frage ich Dich, antworte mir? Der heilige Nikolaus hat mir ihn eingelegt. —

Da hast du eine Silbermünze für diesen Einfall, wie viel gilt sie? Es sind 10 Kreuzer Konventionsmünze. Du hast recht; wer hat dir dieses gesagt? Unser Geistliche hat uns Schulkindern alle alten und neuen Münzen in der Schule gezeigt, als wir die Rechnungen machten, damit wir nicht betrogen werden könnten. Gehe deines Weges, und führe dich gut auf.

Der Knabe erzählte diese Geschichte zu Hause, und seine Eltern hatten eine Freude darüber, daß er so wizig zu reden wußte. Ihre Freude war eine Belohnung für ihre Sorgfalt, daß sie ihre Kinder in der römisch-katholischen Religion, und in vielen weltlichen Sachen, selbst gut unterrichtet haben. J.

Eine wahre Begebenheit.

Ein Mann kam in die Pfarrei, und sagte: Mein Weib ist gestorben, und ich komme zu Euer Hochwürden, um die Begräbniß anzumelden, und zu bezahlen. Was wollet Ihr für eine Begräbniß haben? Ein gesungenes Requiem mit Kondukt und ganzem Officium. Alles kostet so viel — — hier ist diese Taxe. Aber ich bitte Euer Hochwürden: beten Sie nur ganz leise, und sagen Sie auch ihren Choralisten, daß sie dabei kein grosses Geschrei machen möchten. Warum? Damit sie nicht aufstehet. — Sie wird dadurch jezt nicht erwekt werden, wenn sie wirklich todt ist, sondern am lezten Tage der Welt wird sie mit allen Verstorbenen zum lezten Gerichte Gottes auferstehen. Betet für sie damit ihr Gott alle Sünden verzeihe, und sie in dem Himmel aufnehmen wollte. Ich werde für sie nicht beten, damit sie in dem Himmel kommen möchte, denn sie war ein sehr böses Weib, (von sich schwieg er), ich hatte mit ihr ein grosses Kreuz. Die 3 Jahre, welche ich mit ihr verehelicht verlebt habe, waren mir sehr bitter, und zu lang. Möchte sie der liebe Gott in den Himmel aufnehmen, würde er ein grosses Kreuz mit ihr in alle Ewigkeit haben.

Nehmet Euch jezt wieder ein gutes Weib. Jedes Weib ist ein nothwendiges Hausübel. Ich werde lieber ein Wittwer auf immer verbleiben; denn ich könnte noch ein schlimmeres Weib treffen, als ich gehabt habe.

In einem jeden Stande gibt es gute und böse Menschen, mit Unterschied; folglich gibt es auch noch gutmüthige fromme Hausfrauen, die es verbleiben, wenn sie der Mann nicht verschlimmert, oder andere Menschen sie nicht böse machen.

J.

Die Furcht aus Unwissenheit.

In der Stadt B. trug die Schuhmacherzunft einen Todten auf den Friedhof ins Grab, und die Todtenbahre war nur zur Hälfte mit dem Bahr-Tuche bedekt. Der Geistliche, welcher die Begleitung auf dem Kirchhofe erwartete, bemerkte die

ungewöhnliche Abdekung der Leiche, aber schwieg dazu, in der Meinung, daß es der eben wehende Wind konnte verursachet haben. Nach dem Begräbniß fragte ein neugieriger Mann einem weinenden Begleiter, er war der Mann des begrabenen Weibes, was die halbe Bedekung zu bedeuten habe, ob dabei nicht Aberglaube, oder sonst ein dummes Vorurtheil zum Grunde liegt? Die Antwort darauf war diese: Ich habe nur die Taxe für einen halben Kondukt bei der Begräbniß bezahlt; hätte ich die Todtenbahre ganz bedeken lassen, müßte ich mehr zahlen. Die Furcht mehr zu zahlen, war aus der Unwissenheit hergeholt, weil eine feierliche Begräbniß nicht nach der Bedekung der Leichenbahre mit dem Bahrtuche zur grösseren Taxe verpflichtet.

Sey kein Sonderling, damit man dich nicht verlachen könnte, und lasse dich belehren, worin du unwissend bist, bevor du etwas thurst. J.

Der spekulative Schneider.

In einem der blühenden Gaue Südtirols, unweit Roverreith, hat sich am Schluß des vorigen Jahrhunderts ein armer Schneider auf einem unkultivirten Hügel niedergelassen, welchen sechs bis acht Winzer und Bauern wohl als ihr gemeinschaftliches Grundgut betrachteten, aber weder abgrenzten noch auch auf irgend eine Weise benüzten. Sie schenkten dem Gewerbsmanne, dessen sie nöthig bedurften, einen Morgen Landes, der zwar voll Gestrüpp und etwas unwirthbar, aber doch der besten Kultur fähig war. Der Schneider lebte kümmerlich mit einigen Ziegen, doch entwarf er eines Tages einen spizfindigen Plan, um endlich zum Besize des ganzen umfangreichen Hügels zu gelangen, den er für einen besonders trefflichen Weinboden hielt. Er ging demnach mit den genannten Winzern und Bauern den folgenden Vertrag ein: die Anfertigung eines Mantels soll ihm entweder mit 6 Rebenstöken oder 50 Stük Kartoffeln, ein Rok mit 5 Reben oder 40 Kartoffeln, eine Jake mit 3 Reben oder 30 Kartoffeln, eine Weste mit 2 Reben oder 20 Kartoffeln rc., hiezu aber auch mit so viel Grund und Boden bezahlt werden, als jedesmal die Rebenstöke oder die Knollenfrüchte zum Anbau bedürfen. Bei diesem schlau berechneten Erwerbe arbeitete er mit Weib und Kindern unermüdet Tag und Nacht, denn die Familie versagte sich beinahe allen Schlaf, und ehe noch eine Olimpiade verflossen war, kam der wakere Schneider in Besiz des ganzen Hügels — der wieder ein Jahr später durchaus mit Reben bepflanzt war, welche eine Qualität Wein lieferten, die sich bald in der ganzen Gegend berühmt, und den braven Winzer — zum reichen Mann machten. Diese schöne Besizung ist seither unter dem Namen Schneidergut und der Wein unter dem Namen Schneiderblut bekannt.

Der brave Postbeamte.

Sapienti pauca.

„Wenn es auf der weiten Runde Einen geben sollte, welcher den braven Postbeamten nicht kennen sollte, so wollen wir es ihm hier kurz sagen. Derselbe Postbeamte (allgemeiner Name, weil wir keinen Bestimmten meinen) bedient streng, Jeden gleich billig, macht keine Ausnahme an der Expedition, unterschlägt Nichts, übernimmt sich nicht im Preise, macht statt 10 nicht 12; ist verschwiegen, hat Geduld mit ungelehrten Leuten und schlechten Schriften, bietet bereitwillig das Tarif; er gibt keinen Verdacht und veranlaßt nicht zu einem unnöthigen Begehren von Rezepissen; er vergißt nicht auf die Postfreiheit und bedenkt, daß für Wenige eine bestimmte Formel von Adressen befohlen ist; er wägt mit Gewissenhaftigkeit und wirft die Briefe nicht gewaltsam auf die Wage, um Ueberschnellen zu veranlassen; er ist gütig gegen Austräger und Paker, und er ist es, der das Armenwesen berüksichtiget u. s. w."

Anm. Eine breite Schilderung ward uns übermacht, die wir zu verkürzen für nöthig fanden. Um die Mittelstrasse zu handhaben, konnte jedoch das Inserat nicht ganz unberüksichtigt bleiben.

Die Redaktion.

Neue, vorzüglich beachtenswerthe Bücher,

welche in allen Buchhandlungen (in Passau und Regensburg bei Pustet) zu haben sind.

Als ein sehr nützliches Bildungs-, Unterhaltungs- und Gesellschaftsbuch ist jedem Herrn mit Wahrheit zu empfehlen die 3te Auflage vom

Galant-Homme oder der Gesellschafter wie er seyn soll,

um in Gesellschaften sich beliebt zu machen und sich die Gunst der Damen zu erwerben.

Enthaltend: Ausbildung der Gesichtszüge, Ausdruk des Bliks, Haltung des Körpers, Wahl der Kleidung, das Verhalten in Gesellschaften, bei Tafel, bei Vornehmen und bei Damen; Heirathsanträge, Liebesbriefe und Geburtstagswünsche; ferner:

1) Gesellschaftsspiele, 2) Blumen-, Zeichen- und Farben-Sprache: 3) deklamatorische Stüke; 4) Lieder; 5) Pfänder-Auslösungen; 6) Anekdoten; 7) verbindliche Stammbuchs-Aufsäze; 8) Sprichwörter; 9) Räthsel; 10) Karten-Orakel und Trinksprüche.

Ein Handbuch des guten Tons und der feinen Lebensart. Vom Professor S...t. Sauber br. mit 6 Tabellen. Preis 25 Sgr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Zum Selbst-Unterrichte bearbeitet, empfiehlt sich ganz vorzüglich:

Die Chemie,

allgemein faßlich dargestellt, oder Anfangsgründe der Chemie, nebst Uebersicht der wichtigsten Erfahrungen; von Dr. und Professor H. Ficinus in Dresden. — 1tes u. 2tes Bändchen. Preis 15 Sgr. oder 54 Kr.

Der berühmte Herr Verfasser, welcher in Dresden über die Chemie Vorlesungen hält, hat dieses Buch zur Belehrung seiner Zuhörer, ganz vorzüglich aber zur Selbst-Erlernung der Chemie oder Mischungs- und Scheidungskunde, abgefaßt. — Es enthält zunächst die Beschreibung der chemisch einfachen Stoffe, ferner die Geseze ihrer Vereinigung, dann ihre Verbindungen u. s. w. Mit einem nachfolgenden 3ten und 4ten Bändchen ist das Werk beendigt.

Beinahe in jedem Hause wird auch gute Dienste leisten:

☞ Die zweite Auflage — der radikalen

Heilung der Muttermaale,

Sommerfleken, — des Kupferhandels, — der Finnen, — Mitesser und Leberfleken.

Von dem praktischen Arzt und Hofrath Berg. Preis 15 Sgr. oder 54 Kr.

Allgemeine Bekanntwerdung und Verbreitung verdient auch:

Die radikale Heilung der Brüche,

oder Abhandlung über die Brüche und Vorfälle, nebst Angabe eines neu erfundenen Mittels, wodurch sie radikal geheilt und Bruchbänder unnüz gemacht werden. Von Peter Simon, aus dem Französischen. Dritte Auflage. Preis geh. 20 Sgr. od. 1 Fl. 12 Kr.

Vielen wird das folgende Buch sehr willkommen seyn:

Unterricht für Liebhaber der Kanarienvögel,

wie dieselben zum Vergnügen in und ausser der Heke behandelt werden müssen. — Nebst Anleitung, die Nachtigallen, Rothkehlchen, Buchfinken, Stieglize, Dompfaffen zu warten, zu zähmen und zu unterrichten. Preis geh. 10 Sgr. oder 36 Kr.

Zu gesellschaftlichen Belustigungen empfehlen sich ganz vorzüglich:

Carlo Bosco,

Das Zauberkabinet, oder das Ganze der Taschenspielerkunst.

Enthaltend: (61) Wunder erregende Kunststüke durch die natürliche Zauberkunst, mit Karten, Würfeln, Ringen, Kugeln, Geldstüken u. s. w. — Alle sehr leicht mit und ohne Gehülfen auszuführen. Vom Professor Kerndörfer. 3te Aufl. 8. br. 20 Sgr. od. 1 Fl. 30 Kr.

Fr. Rabener

Knallerbsen oder: Du sollst und mußt lachen.

256 interessante Anekdoten.

Für Kaufleute, Künstler, Gelehrte, Gerichts-, militärische und fürstliche Personen. — Zur Erheiterung auf Reisen, Spaziergängen, bei Tafel und in Gesellschaften. Vierte Auflage. Preis 10 Sgr. oder 36 Kr.

Mit wahrem Vergnügen wird man in diesem wizreichen Buche lesen und bei Wiedererzählung ein baucherschütterndes Lachen veranlassen.

Spiegel der Gegenwart.

Oder 60 Anekdoten vom König von Preussen, der Königin Viktoria von England, — dem Herzoge von Orleans und aus dem Leben unserer Künstler, — Gelehrten und Schauspieler. Geh. Preis $7\frac{1}{2}$ Sgr. oder 27 Kr.

Akrosticha, oder Kränze der Liebe und Freundschaft,

in 300 neuen Stammbuchversen, (wovon die Anfangsbuchstaben den Namen des geliebten Wesens, an das der Vers gerichtet ist, andeuten) Herausgegeben von Franziska Rosenhain. 3te Auflage. Preis 10 Sgr. oder 36 Kr.

(Diese sämmtliche Werke erschienen im Verlage der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg.)

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 26. 29. Juni 1843.

☞ Erfreuliche Nachricht für unsere geneigten Leser in den kais. königl. österreichischen Staaten.

Die drei Frauendorfer Blätter: „Allgemeine deutsche Garten-Zeitung", „Obstbaumfreund" und „Bürger- und Bauern-Zeitung" haben in lezter Zeit in den k. k. österreichischen Staaten viele Leser verloren, weil mehrere Postämter einen zu hohen Pränumerationspreis auf dieselben schlugen. So wurde namentlich für die „Bürger- und Bauern-Zeitung" in einigen Oberpostamts-Bezirken 4 fl. 12 kr. C. M., für die anderen zwei Blätter 3 fl. C. M. jährliche Pränumeration, und zwar ohne Einrechnung der hin und wieder bestehenden Nebengebühren, gefordert.

Es ist uns sehr erfreulich, unsern geneigten Lesern anzeigen zu können, daß die Umstände sich vortheilhaft geändert haben und die in finanzieller Hinsicht bestehenden Erschwernisse der Abnahme unserer Blätter nunmehr gehoben sind.

Die Hohe k. k. oberste Hof-Postverwaltung in Wien hat nemlich auf des Unterzeichneten allerunterthänigste Vorstellung und Bitte laut Eröffnung vom 11. Mai l. Js. gnädigst beschlossen, vom 1. des kommenden Monates Juli an den jährlichen Pränumerationspreis für jede der genannten Zeitschriften auf die unbedeutende Summe von 1 fl. 40 kr. C. M., jedoch ohne Einrechnung der gewöhnlichen Expeditions- und Nebengebühren, wo solche bestehen, herabzusezen.

Auf diese hochgnädige Bestimmung des obengenannten jährlichen Pränumerations-Preises sind alle löblichen Provinzialpostverwaltungen der gesammten österreichischen Monarchie angewiesen und darüber auch dem Unterzeichneten ämtliche Urkunde zugefertigt worden.

Also nur Alle wieder herbei, geneigte Leser! Der fixe Pränumerationspreis könnte wahrlich nicht mehr billiger seyn, und die unbedeutenden Nebengebühren werden gewiß Niemand beschwerlich fallen.

Johann Evangelist Fürst.

Bauernspiegel.

Ich biete Euch, meine lieben Leser des achtbaren Bauernstandes, hier einen kleinen Spiegel, einen wohlfeilen und doch nützlichen obschon kleinen Spiegel.

Es ist kein Schwabenspiegel *) von alten Sazungen. Ihr sehet auch nichts von Moden, Luxus, Ungehorsam u. a. Tagesgebrechen, weil ich als Euer Freund mich an das Wort des Dichters Gryphius erinnere, welcher vor Langem sang:

»Die Tugend bricht das schrekliche Nez entzwei,
Trozt Tod und Hölle, spricht uns von Schmerzen frei;
Sie lehrt, was irdisch ist, verlachen,
Und kann uns gleich den Göttern machen.»

Ihr sehet allein nur stets einen Landmann in seinen Pflichten; und zwar, weil ich selbst auch das Glük habe, der katholischen Kirche anzugehören, einen katholischen Landmann. Schauet recht oft hinein, und benüzet diesen Spiegel zur Ausschmükung Eurer Seele: sie mit Gottesfurcht anzuthun, mit Nächstenliebe zu zieren, mit Gewissenhaftigkeit zu umhängen; oder, was beiläufig dasselbe heißt, aber von dem Weltapostel (an die Korinther I, VI.) gesagt wird: (9) „Oder wisset ihr nicht, daß die Ungerechten das Reich Gottes nicht ererben werden? Betrüget euch nicht; weder Hurer, noch Gözendiener, noch Ehebrecher, (10) noch Weichlinge, noch Knabenschänder, noch Diebe, noch Geizige, noch Trunkenbolde, noch Verleumder, noch Räuber werden das Reich Gottes erlangen.“ — —

Das ist meine dießmalige Aufgabe, Freunde!

Ihr werdet ein Bäuerlein in diesem Spiegel schauen, das nicht ordinäre einhergeht, es trägt mehrerlei Uniforms. Doch die Bilder bei Seite. —

Es fragt sich hier nemlich: „Was hat der katholische Bauer zu thun?“ Und da antworte ich, daß er gar viele und wichtige Pflichten zu erfüllen habe. Diese seien Stoff der gegenwärtigen Zuschrift, worin der Landmann

*) Ein kaiserliches Landrecht, soll vom Grafen Grimmenstein gegen das Ende des 13. Jahrhunderts zusammengetragen worden seyn.

als Bauer,
„ Katholik,
„ Unterthan,
„ Hausherr,
„ Vater,
„ Gatte zu thun habe in religiöser Bezugnahme und wahrer Lebensauffassung. Die Eintheilung liesse sich noch erweitern; doch für jezt werden wir an Dem ausreichen, die Leser und ich.

Was hälfe eine gelehrtseynwollende Abhandlung, eine künstliche Rede? Nicht um Raumausfüllung dieses nüzlichen Blattes ist es mir zu thun, sondern um Verbreitung jeder Wahrheit.

Unsere erste Erscheinung des Bildes im Bauern-Spiegel ist der Bauer als solcher. Der Bauer muß fleissig arbeiten, das ist sein Beruf; seine Arbeit muß aber unter stetem Aufblike zum Geber alles Guten, zum Verleiher von Segen und Gedeihen, zum Vater der Liebe im Himmel verrichtet werden. Ohne Gottesfurcht und Gottesverehrung ist seine Arbeit vergeblich und ohne Erfolg; und oft stehen die vollen Aehren da, und siehe — eine Viertelstunde vernichtet Alles, weil der Herr nicht anerkannt war. Es gibt in der Natur viele Grundkräfte, welche Vieles erklären, z. B. die Schwere, der zufolge die Körper auf den Boden (Anziehung) fallen und Gewicht besizen. Dieß gilt auch von der menschlichen Seele; aber eine der ersten Hauptkräfte ist die Anziehungsfähigkeit zu Gott, d. h., die Empfänglichkeit des Guten. Wehe also Dem, der auf den schönen Fluren herumgeht, arbeitet, genießt, berechnet und dabei — den Herrn, der Alles gibt und leitet, undankbar übersieht, vergißt, beleidiget! — Der Bauer sey auch sparsam; ein Verschwender paßt in keinen Stand, am Allerwenigsten aber in den ehrenwerthen Bauernstand. Wer verschwendet, versündiget sich an sich und Andern schwer, gleicht einem grossen Thoren und pflanzt Schande auf sein eigenes Grab. Wie kannst Du, Verschwender! Achtung von der Nachwelt, Kindesdank, Gotteslohn für deine Raserei verlangen? Und welche Sünden liegen im satanischen Gefolge der Verschwendung! Wie könnten auch Leichtsinn und Gewissenlosigkeit, der Verschwendung Eltern, etwas Gutes zeugen?

Der Bauer bekümmere sich auch um Neues der Landwirthschaft, damit er möglichst Viel erziele, von seinem Vermögen aber an Arme, wohlthätige Stiftungen, in Gotteshäuser, für Missionen, an bedrängte Unglükliche, für unverschuldet Verunglükte thätige Hülfe ausüben kann. Doppelt verfehlt sich Der, welcher in den Tag hineinlebt und das Erworbene auf leichtsinnige Weise verschwendet, doppelt auch, wer sich nicht bemühet, vorwärts in seinem Verdienste es zu bringen. Der Bauer muß also als Bauer 1) arbeitsam und dabei stets auf Gott aufmerksam, 2) sparsam, 3) auf reichen Ertrag bedacht und so ein rechtschaffener Bauer seyn. Darein seze er seine Ehre, darin suche er sein Glük, darauf sey sein Sinnen gerichtet, dazu sammle er sich täglich, dafür strebe er von Jugend auf bis zum Greisenalter. Freilich thun dieß nur Wenige — aber eben das Bessere findet sich seltener, muß mühsam erforscht und errungen werden; und hier gilt auch der Ausspruch der Schrift, daß, wer bis zum Ende verharrt, selig seyn würde.

Das zweite ist, hier den Bauer als Katholiken kurz darzustellen. Nicht soll jezt angeführt werden, was für Pflichten der Bauer für einzelne Fälle habe, als ob hier ein Beichtspiegel aufgeführt werden wollte; nein, ich beabsichtige jezt Einfacheres. Vor Allem mache ich den Landmann aufmerksam auf die Gefahr der Gleichgiltigkeit in Glaubenssachen, herbeigeführt durch lose Grundsäze und eitle Erscheinungen der Zeit. Lasse, o Bauersmann! nicht ab von deinem Heilande am Kreuze; stehe fest bei der Lehre deiner Väter; hange an deinen Priestern und Lehrern; betrachte Alles für geringer, als dein Seelenheil — so, nur so wirst Du in Dir Frieden säen und ernten. Bist Du einmal gleichgiltig in Glaubenssachen, betrachtest Du das Heilige in Lehre und Kirche und Priesterschaft einmal für nicht höher, als etwa ein Grundstük und einen Handel, dann bist Du auf dem Wege zu Deinem Verderben, zu Schande, Noth und Elend; und Du wirst dann weder ein pflichtgetreuer Unterthan deines allergnädigsten Königs, noch ein braver Vater und Gatte, noch ein redlicher Nachbar rc. seyn können. Siehe die erschreklichen Folgen der Gleichgiltigkeit gegen Gott, Religion und Tugend. Forsche nach Deinen religiösen Pflichten oft, blike scharf in Dein Inneres und auf Deine Handlungen, greife Alles mit Gott an — und Du wirst Glük hier und jenseits zu erwarten haben. Fängt Dich die Gefahr anzuwandeln an, Kleines für Nichtbedeutendes der vorgeschriebenen Religionsgebräuche zu betrachten, o dann ist es Zeit, durch Gebet und Busse Dich zu rüsten, auf daß das Böse, der brüllende Löwe nicht Dich überwältige und von Stufe zu Stufe ins größte Verderben reisse. Aller Anfang beginnt mit Kleinem; so in Krankheiten, so in Feuersgefahr, so in Zank, so auch im Abfall von Gott. Alles Kleine ist auch leicht zu besiegen — nur lasset es nicht zu weit kommen, oder meidet vielmehr schon dieses Kleine. Wie der Körper in der Kälte erfriert, so in Glaubenssachen die Seele in der Gleichgiltigkeit. Und die jenseitigen Strafen dauern tausend und tausend Jahre, und wieder länger, und noch weit länger, eine ganze Ewigkeit fort dauern sie und nehmen kein Ende. — Du mußt als ächter Katholike, der die Kirchenvorstände als göttliche Werkzeuge ehrt und liebt, auch den Umgang mit Feinden Deines Glaubens strenge meiden! Diese Feinde sind nun Grundsäze aus Personen, dann Bilder, und wieder Bücher, und endlich schlechtes Beispiel. Du sollst den Andersglaubenden, den Andersdenkenden, den andern Menschen sollst Du nicht hassen, er ist Gottes Kind; aber Du darfst Dir seine Grundsäze, sobald sie der kirchlichen Mittheilung zuwider laufen, nicht annehmen, ja nicht einmal anhören. Flucht, wie vor einer Schlange, ist Dir Ehre und Heil. Kannst Du diesen Andersdenkenden bessern, ja dann thue es; wo nicht, so rathe ihm zu einem geistlichen Arzte; lasse Dich aber nicht in Streit ein, tische Angelegenheiten des ewigen Heiles nicht auf jedem Plaze auf und sey fromm und weise, wenn auch nur in Deiner Weise. Lasset Euch nicht blenden, theure Leser! von Worten, Stand und Umgebung; Treue an Jesum und seine heilige Kirche verwahret immer und standhaft. Nur so, wenn Ihr Euch edle Verdienste gesammelt habt, seyd Ihr würdig, in die Gesellschaft Gottes und seiner Heiligen einzu-

treten. Bücher 2c. aber vernichte, damit sie auch nicht, wenn auch Du sie nicht in Dein vorsichtigeres Herz aufnahmst, Andere verführen und verderben. — Als Katholik mußt Du endlich in Zeiten der Gefahren thätig mitwirken, daß Dein Glaube in Dir einen wahren Gottesfreund und Verfechter gegen Menschenübergriffe finde. Der träge Mann wird keinen Lohn zu hoffen haben. — Also sollst Du, mein Bauersmann! als Katholik a. die Gleichgiltigkeit der Religion nicht in Deinem Herzen aufkommen lassen, b. vorzüglich mit Deines Glaubens Brüdern Umgang pflegen und c. zur Zeit der Gefahr Deine Beihülfe der guten Sache nicht entziehen. Was von Dir gesagt ist, gilt auch von Deinem treuen Weibe; auch von Deinen Brüdern und selbstständigen andern Verwandten.

Als Unterthan drittens hat der Bauersmann wieder viele Pflichten. Zunächst Folgendes:

Gehorsam ist das grosse Wort, das unserer Generation überhaupt nicht genug empfohlen werden kann; Gehorsam ist die Quelle alles Unterthanenglüks. Der Bauer hat nicht zu grübeln; geistliche und weltliche Behörden sorgen schon, daß Keinem Wehe geschieht, der Bauer folge nur willig den höheren Aufträgen. Darum erfülle er auch alle Vorschriften, sey bereitwillig, artig, bescheiden, demüthig, dankbar! Wer nur folgt aus Zwang, bei seiner Pflichterfüllung murrt, in der Ausübung eines Auftrages zankt; nicht denkt, daß die Priester Gottes Boten seyen und die Obrigkeit von Gott eingesezt sey, wer Das nicht thut, wie sollte er Glük und Segen hoffen können? Wache also auf, Bauersmann, schaue in den Spiegel, und sey dem Geseze auf eine Weise unterthan, daß Dich Gott lieben und segnen, daß Dich Deine Vorgesezten achten und schonen können!

Ein wichtiger Punkt ist der, den der Bauersmann als Hausherr, d. h., als das Oberhaupt seiner Familie auszufüllen hat. Ich will dieses Mal nur einige wenige Punkte anführen. Der Hausherr muß Ordnung und Pünktlichkeit im Einzelnen und Ganzen haben — keine Nachsicht schenken, wo damit eine Sünde verknüpft wäre — ein edles Beispiel geben und von den Uebrigen wieder unerbittlich verlangen — keine Ausschweifung gestatten — in Betretungsfällen von Lastern strenge einschreiten — fleissig auf gemeinsame Hausandacht halten — die Arbeit mit Gebet beginnen und vollenden lassen — Trunksucht, Spielwuth, Gezänk, Fluchworte und Frechheit aus dem Hause verbannen — Kleiderpracht und Verschwendung ausmerzen — nicht unmässig mit Arbeit überladen — freundlich begegnen und zu häuslichem Sinne Anlaß geben — Thierquälerei nicht im Geringsten gestatten — kurz, er muß sich jeden Abend hierüber Rechenschaft ablegen und so ein ruhiges Gewissen bereiten; dann wird er nicht Leiden in seinem Stande sehen, sondern zur Ueberzeugung kommen, daß ihm eine grosse und schöne Aufgabe geworden, daß er unendlich viel Gutes wirken könne. Meine Worte reichen nicht hin, dieses gehörig auszumalen; aber thut vor der Hand dieses, so wird bald der heilige Geist Euch beistehen und Euch noch viele neue und erfreuliche Wege vorzeichnen, worauf Ihr Freuden und Werke für die Seligkeit Euch bereiten könnet. Gott gebe dieß recht Vielen!

Als Vater hat fünftens der Bauersmann gar schwere Pflichten auf sich. Gott gibt die Kinder zu Verantwortlichkeit. Um also nicht in die Hände des Fürsten des Abgrundes zu gelangen, müsset Ihr den Kindern gutes Beispiel geben; ihnen gewissenhafte Leibespflege widmen; sie im Guten, namentlich in Eurer christkatholischen Religion recht gut unterrichten lassen; bei der Standeswahl auf Glük, Fähigkeit und Seelenheil mehr sehen, als auf glänzende Verbindungen, eitle Verhältnisse, Kindereigenwillen u. dgl., so daß Ihr also zuerst auf Gott, dann erst auf das kurze Leben hinbliket. Die Sitten der Keuschheit und des Gehorsams müßt Ihr immer im Auge behalten; Anstand und Zucht muß Euch immerhin vor Augen schweben; was der Gesundheit des Leibes schade, haltet entfernt; Wachsthum im Guten gehe Euch über Reichthum der Fluren! So werdet Ihr edle und glükliche Väter werden und bleiben. Schwer ist es, Solches zu erreichen, aber es ist nicht unmöglich, und die Gnade Gottes wird in diesem schönen Streben Euch zu

Hülfe kommen. Dieses soll Euch um so mehr ans Herz gelegt seyn, als gerade hierin so häufig jezt gefehlt zu werden pflegt. Geistliche und weltliche Obrigkeit klagt über den Verfall der häuslichen Erziehung; die Lehrer wissen nicht mehr Rath und Hülfe zwischen Gesez und häuslichem Verderben. Blindheit ist hierin gar so vielen Eltern aufgeheftet, und beklagenswerthe Auflösung der Subordination oder Unterordnung hat sich unsers Geschlechtes in hohem Grade bemeistert. Darum folget Ihr, Ihr Besseren! Erhöret die Pflicht, traget zum Menschenglüke bei, gebet wirksames Beispiel, betretet den Weg des Lichtes, nicht den der Blindheit in der Kinder-Erziehung!

Sechstens endlich wollen wir den Bauersmann als Gatten oder Ehemann betrachten. Auch hierin fehlen Viele; wir wollen aber uns einen guten Ehemann vorstellen. Dieser ist treu, auch im Worte und meidet allen Verdacht; um so mehr Ehebruch und derlei Schandthaten. Er ist nachsichtig und liebvoll, sorgsam und gerecht, und betrachtet den Ehestand als eine durch sakramentalischen Akt feststehende Verbindung, die nur der Tod lösen kann; nicht aber als eine lästige Modesache, als einen willkürlichen Vertrag. —

Nun hielt ich Euch, meine lieben Leser! meinen kleinen Spiegel vor, einen kleinen nur. Sehet oft hinein, und es soll Euer Schaden nicht seyn.

Dieses wünsche ich von Herzen. —

Bickes Erfindung, Früchte ohne Dünger zu bauen,

hat viel Gerede und Kopfschütteln verursacht. Unsere eigenen Gedanken darüber haben wir im lezten Blatte geäussert. Seitdem erschien ein Aufsaz in der neuen Speyer Zeitung, welcher also lautet: „Wir freuen uns über jede neue nüzliche Erfindung; wir erbliken in jeder derselben einen weitern Sieg des menschlichen Geistes über die rohen Kräfte der Natur. Dabei aber können wir uns jenen Leichtgläubigen nicht anschliessen, die wegen jeder marktschreierisch angekündigten angeblichen neuen Erfindung oder Entdekung in Jubel gerathen, ohne zu untersuchen, ob solche „Entdekung“ nicht den Naturgesezen widerstreitet, und somit den Beweis der Unmöglichkeit gleich von vorn herein an sich selbst trägt.

So haben wir früher die in öffentlichen Blättern vielgerühmte Leinberger'sche Luftdurchschiffungs-Maschine für rein unpraktisch bezeichnet. Die vermeintliche Weisheit einiger Zeitungskorrespondenten ergoß sich in bitterm Aerger darüber, — bis der Erfolg eben doch die Richtigkeit dessen thatsächlich erwies, was wissenschaftlich zum Voraus zu berechnen war.

In der jüngsten Zeit hat besonders eine angebliche Erfindung eines Hrn. Bickes von Mainz grosses Aufsehen erregt, der jede Düngung der Felder beim Landbaue überflüssig machen, und blos durch Düngung des Samenkorns alle Feld- und Gartenprodukte in größter Menge und Ueppigkeit erzeugen will. Daß eine Düngung des Samen-Korns möglich ist, und daß dadurch das Wachsthum der Vegetabilien in der ersten Zeit ihrer Entwikelung befördert werden kann, ist eine nicht einmal neue Sache. Da aber kein Gewächs der Welt seine Nahrung bis zu vollendeter Reife fortwährend und nur aus dem Samenkorne ziebt, so lag es für den Beobachter nahe, daß das seiner ganzen Art nach etwas marktschreierische Auftreten des Hrn. Bickes jedenfalls auf grellen Uebertreibungen beruhen müsse. Diese Ansicht findet nun ihre Bestätigung. Das Institut für Garten- und Feldbau zu Frankfurt hat eben eine Erklärung darüber veröffentlicht des wesentlichen Inhalts: „Nach sorgfältig geleiteten Versuchen, welche im vorigen Jahre mit vielen Feldfrüchten Gemüse- und Blumenpflanzen vorgenommen worden, habe sich jene angebliche Erfindung durchaus nicht bewährt.“

Kann nun aber auch das Bickes'sche Mittel keineswegs Das leisten, was marktschreierisch davon verheissen worden, so scheint es auf der andern Seite doch nicht geradezu unbedingt und ganz und gar ein blosses Hirngespinnst zu seyn. Es soll, wie wir eben lesen, „ein Belebungs- und Reiz-Mittel, und von den bis jezt in Anwendung gebrachten vielleicht das wirksamste seyn.“ „Als solches“, bemerkt ein Korrespondent der Didaskalia,

„dürfte es immer den Zwek erreichen: unter günstigen Witterungsverhältnissen einem mageren Boden die lezten Kräfte zu entziehen, wie dieß der Mergel auch bewirkt. Daß dieß aber, wenn man nicht blos für ein Jahr seine Berechnung zu stellen hat, wie ein abziehender Pachter, auch nachtheilig seyn kann, beweist die Erfahrung.“

Indessen mag das Mittel auch in dieser Beziehung sehr wohl eine genaue Beachtung verdienen, und bei verständiger Anwendung sich wirklich als mannigfach nüzlich erproben. Nur darf man da allerdings nicht die verheissenen Wundererfolge erwarten.“

Der Gesuchte.

Vor einigen Monaten kam ein Herr Penkel nach Paris, ein Deutscher, der sich lange Zeit in Rußland aufgehalten, später nach Italien gereiset war, und sich dort verehelicht hatte. In Paris angekommen, steigt er in der rue Helder ab, und wohnt dort in der Nro. — so lange, bis eine Wohnung im Faubourg Saint-Germain für ihn hergerichtet war. Sobald er endlich seine feste Wohnung bezogen, erinnerte er sich, daß er, als er vor etwa 10 Jahren in Paris gewesen, einen Bruder daselbst zurükgelassen, und von diesem seit der Zeit Nichts mehr gehört habe. Er begibt sich zum Herrn Polizei-Präfekten und ersucht ihn, die geeigneten Nachforschungen anstellen zu lassen. Zugleich gibt er ihm seine Wohnung in der rue de Bac an.

Zwei Monate später, als Herr Penkel sich eben zu Tische sezen wollte, kam ein Mann mit der Botschaft vom Herrn Präfekten, daß man dem zu Erforschenden auf der Spur sey.

„Grosser Gott, wo ist er? führen Sie mich zu ihm.“

„Ich kann Sie zu Niemanden, als zum Herrn Präfekten führen, der Sie erwartet.“

Herr Penkel vergißt in der Eile seinen Hut zu Hause, läuft auf die Gasse, nimmt ein Cabriolet und fährt zum Präfekten. Dieser speist eben, und Herr Penkel wartet im Vorzimmer, wo er indessen einen leisen Monolog voll der zärtlichsten brüderlichen Gefühle hält. Endlich wird er zum Präfekten eingeführt und frägt, wo sein Bruder sey.

„Genau kann ich es Ihnen noch nicht sagen, aber man ist ihm auf der Spur. Mit grosser Mühe und Anstrengung hat man mir bereits zahlreiche Details über ihn verschafft. Dieser Herr Penkel ist ein Deutscher.“

„Ja.“

„War in Rußland.“

„So?“

„Später in Italien.“

„Nicht möglich!“

„Dort heirathete er.“ (Neues Erstaunen.) „Später kam er nach Frankreich, wohnte Anfangs in der rue Helder Nro. . . ., aber hier hat man seine Spur verloren.“

„Ich kann Ihnen wieder darauf verhelfen; er zog von da in die rue de Bac Nr. . . .“

„Wirklich?“

„Und heute, als er sich eben zu Tische sezen wollte, kam ein Bote von Ihnen zu ihm, er eilte ohne Hut zu Ihnen und — dieser Herr Penkel, über den Sie mir so viele Details zu geben die Güte hatten, ist Niemand Anderer als ich, Jener aber, über welchen ich Sie um Auskünfte bat, ist mein Bruder Ludwig. —

Bärtekrieg.

Man hat sich unter dem Monde schon um Gottes und anderer Ursachen willen herum geschlagen. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts brach man sich die Hälse — der Bärte wegen. Der Erzbischof Wilhelm zu Rouen erklärte den langen Haaren und Bärten den Krieg und trieb es so weit, daß in einem Concilium 1096 ausgemacht wurde, es sollten die Langbehaarten von der christlichen Kirche ausgeschlossen seyn. Dagegen fanden auch die Bärte ihre Vertheidiger. Ludwig VII. ließ sich den Bart scheren. Seine Gemahlin trennte sich deßwegen von ihm, heirathete den Herzog von der Normandie, Heinrich, nachherigen König von England, und brachte ihm zur Mitgabe Poitou und Guyenne. Hieraus entstanden die Kriege,

welche Frankreich 300 Jahre lang verheerten. Es mußten über 3 Millionen Menschen sterben, weil ein Erzbischof sich wider die Bärte ereiferte, weil sich ein König hatte barbiren lassen, und weil er seiner Gemahlin mit einem glatten Kinne lächerlich vorkam.... Im 16. Jahrhundert kamen die Bärte wieder auf. Man trug 3 Finger lange, wie Fächer geschnittene Bärte, zugleich aber auch ein Paar steife Knebelbärte, wie die Kazen haben. Im 17. Jahrhundert begnügte man sich mit einem kleinen Spizbart, mitten auf dem Kinn. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts blieb nur noch der kleine Stuz-Bart unter der Nase. Jezt — ist nichts mehr da.

Weiterschreiten.

Die jezige europäische Welt stelle ich mir oft unter dem Bilde einer in Marsch befindlichen Armee vor; Alles hat aufgepakt und ist unterwegs. Einige rufen zwar „Halt“ und weisen Schranken an, bei denen man stehen bleiben soll, aber, wenn auch ein Theil einen Augenblik anhält und nach ihnen umsieht, was sie wollen, geht doch die grosse Masse immer vorwärts. Bald sehen sich jene mit ihren Schranken allein, und ihre Kommandowörter verhallen, weil Niemand da ist, welcher sie versteht; — wehe Denen aber, die still stehen! Einige Zeit können sie sich in Gesellschaft der Nachzügler täuschen, endlich aber sehen sie ein, daß sie allein stehen, daß die Zeit ihnen vorangeeilt ist, und daß sie in einer Welt sind, die sie nicht mehr kennen. So ist es in den Gewerben, in dem Handel u. s. w. Wie oft und dringend riefen nicht Jene, die nicht ganz weit vom Zeitgeist marschirten: die Fabrikation, der Handel gehe zu Grunde, und doch bestehen Beide noch und zwar in grösserer Ausdehnung als je vorher; freilich aber auf andere Art, und oft auch in andern Zweigen.

Wahrsagerei.

Niemand sollte so unklug seyn, sich die Nativität stellen zu lassen, wenn er auch nicht an Astrologie glaubt. Bei Vorhersagung unangenehmer Dinge bleibt der Eindruk immer, und alle Philosophie ist nicht stark genug, die traurigen beunruhigenden Bilder zu vertreiben. Einem jungen Mann hatte eine Zigeunerin am 24. Mai geweissagt, er werde, ehe zwei Jahre vergehen, unter dem Rad eines Fuhrwerks seinen Geist aufgeben. Lange konnte er der alten Sybille Worte, die einen heftigen Eindruk auf ihn machten, sich nicht aus dem Sinn schlagen. Endlich aber vergaß er sie rein. Die zwei Jahre waren bis auf den lezten Tag vorbei. Der junge Mann befand sich an diesem Tage auf dem Lande und er fuhr einige Damen spazieren. In dem Augenblik als er wieder in den Schloßhof hinein fahren wollte, machte eine dieser Damen die Bemerkung, daß heuer der so sehr gefürchtete 24. Mai wäre. Heftige Bestürzung ergreift ihn plözlich, die übel geleitete Chaise fährt an einen Ekstein beim Einzugsthor, der Stoß wirft ihn herab unter die Räder, man kann die raschen Pferde nicht zeitig genug anhalten, und dieser Unglükliche stirbt als ein Opfer seiner Leichtgläubigkeit und seiner Furcht, so wie es die alte Zigeunerin vorher gesagt hatte. So gingen schon viele Weissagungen in Erfüllung, nicht durch die Wissenschaft Derer, die sie thaten, sondern durch die Schwachheit Derer, die sie anhörten.

Glazenversicherung auf Aktien.

1zig unverfälschtes un-
2felhaftes Mittel, neue Haare zu
3ben, dasselbe empfiehlt sich
4 alle Arten von Glazen, kostet
5 Neugroschen (zum Voraus, falls man'
6tra sein wünscht.) Wenn
7anntes Mittel approbirt haben, so ersuchen Wir Sie um Ihre
8baren Zeugnisse. Von allen
9 Mitteln ist dieß unstreitig das neueste. Bei Abnahme von
10 Flacons werden wir das
11. gratis geben.

Sehr empfehlenswerthe Volksbücher.

Bei G. F. Fürst in Nordhausen sind erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

I.

Graf Bruno von Hochwalden,

oder:

Eifersucht führt zum Verbrechen.

Von

Wilhelmine Andreä, genannt Wilhelmi.

In 3 Theilen.

Man würde sich sehr irren, dieses ausgezeichnete Werk für einen blossen Roman zu halten, den man nur einmal liest und dann bei Seite legt. Tief eingreifend in das häusliche Leben, werden hier Situationen dargestellt, die sehr oft unsere eigenen sind, weßhalb wir uns auch von dieser Lektüre nicht trennen können und die geringe Ausgabe für dieses Werk nie bereuen werden.

II.

Der wilde Ezelino,

oder:

Des Kaisers Statthalter.

Historische romantische Darstellung aus dem 13. Jahrhundert.

Von

Karl von Thal.

Mit einer Abbildung.

Der Verfasser läßt uns hier in dem Spiegel der Vergangenheit Bilder schauen, die in Gruppen trefflich gezeichnet und in ihren wechselnden Schattirungen so charakteristisch illuminirt sind, daß wir mit Herzens-Vergnügen dabei verweilen, uns nicht satt daran sehen können.

III.

Das Eheweib des Ritters Jehu von Teufel.

Historisch-romantische Rittergeschichte

vom selben Verfasser.

Mit lithographirter Abbildung.

Wir finden hier eine merkwürdige Verirrung des Herzens mit so viel Wahrheit der menschlichen Natur gepaart, daß wir dieses kleine Büchlein Jedermann als eine moralische Warnungstafel empfehlen.

IV.

Franz Monnier,

oder:

Die Bewohner des Klosters St. Johann von Gott in Paris.

Eine Erzählung aus dem sechzehn und siebzehnten Jahrhundert

von

J. Satori (Neumann).

Zwei Bände.

Das vorzügliche Interesse dieses Werkes verdiente ihm eine Stelle unter den besten Volksschriften die jemals aus einer Presse gekommen sind. Die wechselnden Scenen und Schiksale der darin auftretenden Personen lenken unsern Blik bald in die enge Zelle eines Klosters, bald auf den glänzenden Thron eines Königs, und auf unserm Gange von jener bis zu diesem begegnen uns Menschen in so vielerlei Gestalten, daß wir mit dem lezten Schritte gleichsam das Leben und Treiben der ganzen Menschheit gesehen. Ist der Aufmerksamkeit aller unserer Leser vollwürdig.

Noch glauben wir ganz besonders auf ein im Verlage der Ch. Belser'schen Buchhandlung in Stuttgart erschienenes Werkchen aufmerksam machen zu müssen, unter dem Titel:

Sherwood's Novobel.

Eine Sammlung fortlaufender ausgewählter Erzählungen.

5 Bände im Schiller-Format zu 1 fl. 48 kr.

Das Gold der Literatur theilt nicht selten mit dem eigentlichen Golde das Schiksal, lange in Verborgenheit zu liegen, ehe es ans Tageslicht hervorgezogen wird. Dieß gilt nicht nur innerhalb des Gebietes einer Nationalliteratur, so fern oft über die trefflichsten Werke ein längerer Zeitraum hingeht, bis sie in den Kreisen bekannt werden, in welchem sie später glänzen, sondern auch vom Austausche verschiedener Literaturen unter einander. Geschäftiger ist ist man in keinem Lande, als in dem unsrigen, die geistigen Fundgruben fremder Zonen auszubeuten; aber während man sich sogar mit den unedelsten Metallen belastet, um sie auf unsern Boden überzusiedeln, bleibt manchmal gerade das reine Gold und Silber unbeachtet liegen.

Dieß findet im vollen Maße seine Anwendung auf das gegenwärtige Werkchen, das wir allen unsern geehrten Lesern nachdrüklichst mit der Ueberzeugung empfehlen, sie werden uns dafür herzlichen Dank wissen. Hat bereits die beifälligste Verbreitung gefunden, und ist in allen deutschen Buchhandlungen zu haben.

Die Redaktion.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 27. 6. Juli 1843.

☞ Erfreuliche Nachricht für unsere geneigten Leser in den kais. königl. österreichischen Staaten.

Die drei Frauendorfer Blätter: „Allgemeine deutsche Garten-Zeitung", „Obstbaumfreund" und „Bürger- und Bauern-Zeitung" haben in lezter Zeit in den k. k. österreichischen Staaten viele Leser verloren, weil mehrere Postämter einen zu hohen Pränumerationspreis auf dieselben schlugen. So wurde namentlich für die „Bürger- und Bauern-Zeitung" in einigen Oberpostamts-Bezirken 4 fl. 12 kr. C. M., für die anderen zwei Blätter 3 fl. C. M. jährliche Pränumeration, und zwar ohne Einrechnung der hin und wieder bestehenden Nebengebühren, gefordert.

Es ist uns sehr erfreulich, unsern geneigten Lesern anzeigen zu können, daß die Umstände sich vortheilhaft geändert haben und die in finanzieller Hinsicht bestehenden Erschwernisse der Abnahme unserer Blätter nunmehr gehoben sind.

Die Hohe k. k. oberste Hof-Postverwaltung in Wien hat nemlich auf des Unterzeichneten allerunterthänigste Vorstellung und Bitte laut Eröffnung vom 11. Mai l. Js. gnädigst beschlossen, vom 1. des laufenden Monates Juli an den jährlichen Pränumerationspreis für jede der genannten Zeitschriften auf die unbedeutende Summe von 1 fl. 40 kr. C. M., jedoch ohne Einrechnung der gewöhnlichen Expeditions- und Nebengebühren, wo solche bestehen, herabzusezen.

Auf diese hochgnädige Bestimmung des obengenannten jährlichen Pränumerations-Preises sind alle löblichen Provinzialpostverwaltungen der gesammten österreichischen Monarchie angewiesen und darüber auch dem Unterzeichneten ämtliche Urkunde zugefertigt worden.

Also nur Alle wieder herbei, geneigte Leser! Der fixe Pränumerationspreis könnte wahrlich nicht mehr billiger seyn, und die unbedeutenden Nebengebühren werden gewiß Niemand beschwerlich fallen.

Johann Evangelist Fürst.

Tasso's Tod.

»Welcher Jubel, welch Gedränge
Herrschet heute wohl in Rom?
Was erschallen Glokenklänge
Feierlich vom Peters-Dom?
Was für frohe Festlichkeiten
Deutet dieser Kränze Pracht?
Sind die alten Ruhmeszeiten
Der Triumphe neu erwacht?«

Wohl wird ein Triumph begangen,
Doch ob blut'gen Schlachten nicht:
Schön're Siege ihm gelangen,
Welchem man den Lorbeer flicht.
Tasso, dem einstimm'gen Klanges
Aller Lande Preis ertönt,
Wird ja heut' als Fürst des Sanges
Auf dem Kapitol gekrönt.

Fernher dichte Schaaren wallen,
Um das Fest mitzubegeh'n,
Und in seines Ruhmes Strahlen
Ihren Lieblingsgeist zu seh'n. —
Aber, ach! sie ahnen nimmer
Des Gefeierten Geschik, —
Bald erblaßt der Freude Schimmer,
Bald umdüstert Schmerz den Blik. —

Auf dem Lager sizt der Sänger,
Gramverstört, dem Tode nah,
Und sein Herz schlägt bang und bänger,
Bleich und sterbend sizt er da.
Und die schwarzen Augensterne,
Sonst von Flammenglut erfüllt,
Starren brechend in die Ferne,
Wie nach einem theuern Bild.

Nimmer soll die schöne Stunde
Seiner Krönung Tasso seh'n,
Nicht von Leonorens Munde
Ihm der Tröstung Stimme weh'n!
Da der Jubel von den Straßen
Jezt zu seinem Ohre bebt,
Sucht er einmal noch zu fassen
Seinen Geist, der schon entschwebt.

Und im Aug' der Rührung Thräne,
Schmerzlich lächelnd er noch spricht:
»Wie der Klang der Freudentöne
»Tröstung um die Seele flicht!
»Einz'ger Tag Du meines Lebens,
»Den, von Kummer ungetrübt,
»Für die Treue meines Strebens
»Heute mir der Himmel gibt!«

»Einz'ge, lezte Wonnestunde,
»Sei gegrüßt dem Schmerzenssohn!
»Ist unheilbar auch die Wunde,
»Die mir schlug des Schiksals Hohn,
»Bist du auch zu spät gekommen,
»Um mich rettend zu umfah'n,
»Sei mir herzlich doch willkommen
»An dem Ziel der Lebensbahn!«

»Gerne scheid' ich jezt vom Leben,
»Kein Verlangen heg' ich mehr.
»Laß den Geist zur Heimat schweben,
»Fürst der Welten, groß und hehr!
»Lohne mein getreues Ringen
»Mit des Sieges Palmenkranz!
»Laß mich Seraphshymnen singen
»Dort von Deines Reiches Glanz!« —

»Doch nur einmal schaut' ich gerne
»Hier noch Leonorens Bild!
»Ach! es bleibt mir ewig ferne,
»Und die Sehnsucht ungestillt!
»Gold'ner Stern Du meines Lebens,
»Deutlich wohl mein Herz erkennt,
»Solches Lieben ist vergebens,
»Da so weite Kluft uns trennt!«

»Drum so hör' denn auf zu schlagen,
»Du mein leidenwundes Herz!
»Was soll dieses feige Zagen?
»Lang genug trug ich den Schmerz!«
Perlend quillt die Thräne nieder,
Und er sinkt erschöpft zurük,
Und die müden Augenlieder
Schließen sich um seinen Blik.

Und wie kaum die lezten Worte
Leise lispelnd sind verhallt,
Sieh! da öffnet sich die Pforte,
Und herein tritt, dicht umwallt
Von des Kleides reichem Flore,
In der Anmuth Strahlenglanz,
Die Prinzessin Leonore,
In der Hand den Lorbeerkranz.

»Ach, mein Tasso!« ruft sie zagend,
Und bei dem vertrauten Klang
Den gebrochnen Blik aufschlagend,
Fühlt er neuen Lebensdrang:
Mit der Kräfte leztem Streben,
Mit verklärtem Angesicht,
Sucht er noch sich zu erheben,
Da zu ihm die Theure spricht.

Und sie drükt den Kranz mit Thränen,
Den der Lorbeer dicht umlaubt,
Dem Geliebten der Kamenen
Auf das dunkle Lokenhaupt.
»Leonore! Lebenssonne!«
Schluchzt er mit verwirrtem Sinn,
Und im Uebermaß der Wonne
Sinkt er todt auf's Lager hin. —

»Tasso todt!« erschallts mit Klagen,
»Unser Meister ist nicht mehr!«
Wie von Winden fortgetragen,
Fliegt einher die Trauermähr;
Und mit dumpfem hohlem Dröhnen
Künden Gloken es vom Dom;
Und erfüllt von Klagetönen
Ist das schmerzbetäubte Rom.

M. Buchbaur.

Soll man das Kartoffelkraut im grünen, saftigen Zustand abschneiden, um es zur Fütterung zu verwenden?

Es wurde von Landwirthen schon öfter die Frage aufgeworfen: ob die Knollen der Kartoffeln in ihrem fernern Wachsthum einen Schaden leiden oder nicht, wenn das Kartoffelkraut gegen Ende August, oder im September, oder noch später, überhaupt nachdem die Knollen schon ziemlich herausgewachsen sind, und bevor das Kraut von selbst abdorrt oder von Reifen verbrannt wird, abgeschnitten wird, um es grün zu verfüttern oder als Winterfutter aufzudörren? Die Meinungen der Landwirthe sind darüber getheilt; aber man findet in allen Gegenden, welche nicht reichliches Rindviehfutter haben, daß das Kartoffelkraut, bevor es von selbst vertroknet, zur Fütterung eingesammelt werde, obschon es allgemein bekannt ist, daß es, besonders wenn es unvermengt ohne andern Futterpflanzen oder Stroh dem Vieh gegeben wird, demselben einen Durchfall zuziehe, somit kein ganz gesundes, um so weniger ein nahrhaftes oder kräftiges Futter sey.

Der landwirthschaftliche Verein zu Sondershausen in Deutschland forderte seine Mitglieder auf, über die Wirkungen, welche das Abschneiden des grünen Kartoffelkrautes auf die Knollen hat, Versuche anzustellen, und Hr. Domänenrath Kleeman macht in der landwirthschaftlichen Zeitung für Kurhessen, S. 195 d. J. 1841, die Ergebnisse dieser Versuche bekannt, welche wir im Auszug unsern Landleuten ihrer Wichtigkeit wegen hier mittheilen.

Es wurde an verschiedenen Orten und von verschiedenen Kartoffelsorten am 17. August, am 1. und 16. September das Kraut in verschiedener Höhe abgeschnitten. Auf einer Abtheilung blieben die Stengel nur 6 Zoll, auf einer andern 12 Zoll hoch stehen; auch wurden jedesmal, so oft an einer Abtheilung das Kraut abgeschnitten wurde, zu gleicher Zeit von einer darnebenstehenden gleich grossen Abtheilung die Kartoffeln aus der Erde genommen und abgewogen, um durch Vergleichung zu erfahren, wie viel die des Krautes beraubten Kartoffeln ferner zunehmen würden? Nach der Verschiedenheit der Sorte der Kartoffeln, fielen die Versuche verschieden aus; die frühreifenden Kartoffeln haben durch den Verlust des Krautes natürlich nicht so viel gelitten, als spätreifende, weil die ersteren früher vollkommen ausgereift waren, während die spät reifenden durch den Verlust des Krautes in ihrem ferneren Wachsthum gewaltsam gestört wurden.

Diese Versuche haben aber dennoch gezeigt, daß das Abschneiden des grünen Krautes, es mag dicht an der Erde oder höher, früher oder später abgenommen worden seyn, immer dem ferneren Wachsen der Knollen geschadet habe. Wird das Kraut früh, z. B. am 17. August oder 1. September abgeschnitten, so sucht der Stok neue Blätter und Stengel zu treiben, die ihm zu seinem Leben, zur Einsaugung seiner Nahrung aus der Luft so nothwendig sind. Die Kräfte aber, die der Stok auf dieses Austreiben verwendet, würde er zum Wachsthum der Knollen verwendet haben, wenn man ihm sein Kraut belassen hätte. Wird das Kraut spät, aber immer noch im grünen, saftigen Zustande abgeschnitten, so hat der Stok nicht mehr die Kräfte, neue Blätter und Stengel zu treiben, und da er nun aus der Luft keine Nahrung mehr einsaugen kann, so hört das Wachsen der Knollen auf. Dieß ist vorzüglich der Fall, wenn das Kraut sehr tief abgeschnitten wird, so daß keine Blätter am Stoke bleiben.

Im Durchschnitt haben diese Versuche gezeigt, daß da, wo das Kartoffelkraut grün abgeschnitten wurde, um den 5. Theil weniger Kartoffeln waren, als wo es nicht abgenommen wurde. Das höhere oder tiefere, das spätere oder frühere Abschneiden hat allerdings einen verschiedenen Verlust und zwar in der Art nach sich gezogen, daß er um so grösser war, je früher oder je tiefer man das Kraut abgenommen hat. Hat man z. B. am 17. August oder 1. September 100 Pfund Kraut von einer bestimmten Fläche abgeschnitten, so erhielt man von derselben 82 Pfund Knollen weniger, als von einer gleichgrossen Fläche, wo das Kraut gar nicht abgenommen wurde. Schnitt man am 16. September 100 Pfund Kraut ab,

so erhielt man um 65 Pfd. weniger. Allerdings haben die 100 Pfund Kraut als Futter auch einen Werth. Aber da, wie gesagt wurde, das Kartoffelkraut fast das schlechteste Viehfutter ist, so frägt es sich: ob die dadurch verminderte Knollen-Fechsung nicht 3-, ja 4mal mehr werth sey, als das damit erkaufte Kraut? Uns scheint dieß eine ausgemachte Sache; denn von 100 Pfd. Kartoffelkraut bleiben, wenn es getroknet ist, nur 11 Pfund; diese aber haben weder so viel Nahrung als 5 Pfd. Kleeheu oder Grasheu. Was kosten aber 5 Pfd. Heu? Nach den gewöhnlichen Preisen kaum 4 kr. C. M. Was sind dagegen 82 oder auch nur 65 Pfd. Kartoffeln werth, um welche sich die Knollenernte durch diese abgenommenen 100 Pfd. Kartoffelkraut vermindert hat? Gewiß selbst bei den niedrigsten Kartoffelpreisen wenigstens 12 kr. C. M. Ist das ein guter Kauf, wenn man eine Sache, die 4 kr. werth ist, mit 12 kr. bezahlt? Diese Betrachtung ist besonders für solche Jahre lehrreich, wo die Kartoffeln nicht gut gerathen, und wo der Landmann, besonders der Kleinwirth, der Häusler besorgen muß, daß er nicht genug für seine und seiner Familie Ernährung fechsen werde. In solchen Jahren ist es schon gar bedenklich, die Ernte durch das Abschneiden des grünen Kartoffelkrautes so bedeutend noch zu vermindern. Aber auch in fruchtbaren Kartoffeljahren ist dieß nicht räthlich, weil 82 oder 65 Pfd. Kartoffeln, wenn sie dem Vieh im Winter gefüttert werden, demselben 3-, ja 4mal mehr Nahrung geben, als die 100 Pfd. grünes Kraut, und weil das am Stok vertroknete oder durch Frühreife verbrannte Kraut als Viehstreu und Düngervermehrung doch auch einen Werth hat, welches man aber für die Winterstreu nicht haben wird, sobald man es grün verfüttert.

Noch ist eine von dem Sondershausner Verein gemachte Erfahrung höchst wichtig. Kartoffelstöke, denen am 16. September nur die Spizen des Krautes abgenommen werden, haben bis zur Erntezeit im Oktober dennoch, obschon nur wenig zugenommen. Kartoffeln aber, denen am 16. September das Kraut bis auf 6 Zoll abgeschnitten wurde — und so tief geschieht es doch gewöhnlich — gaben, wenn sie im Oktober herausgenommen wurden, sogar weniger im Gewichte, als wenn sie gleich am 16. September wären gefechset worden. Daraus folgt, daß, wenn man vom 16. September an wegen Futtermangel gezwungen ist, zum grünen Kartoffelkraut seine Zuflucht zu nehmen, es besser sey, auch die Knollen auszuheben, als sie noch länger in der Erde zu lassen.

Das Abschneiden des grünen Krautes hat aber nebst dem Verlust des zur Streu tauglichen, abgestorbenen Krautes endlich auch noch folgende Nachtheile:

1) Daß die Kartoffeln weniger mehligte, feste nährende Theile haben.

2) Daß sie nicht gehörig ausreifen, sich über Winter nicht gut erhalten, sondern faulen.

3) Daß ihre Keimkraft schwächer ist, sie daher schlechte Samenkartoffeln werden, die im Felde ausgelegt, schwächer oder gar nicht austreiben und an der so gefährlichen Krankheit — nemlich der trokenen Fäulniß in der künftigen Aussaat leiden.

Von der Wahrheit dieser Erfahrungen kann sich jeder Landwirth, der Kartoffeln baut, ohne grosser Mühe durch eigene Versuche leicht überzeugen. Wir fordern hiezu und zu der Mittheilung der Ergebnisse dieser Versuche an uns, wohlmeinend auf. Es sagt ein altes Sprichwort: „Was das Auge sieht, glaubt das Herz.“ Der Kartoffelbau ist für die in allen gebildeten Ländern gegenwärtig so sehr vermehrte Volksmenge von höchster Wichtigkeit. Er liefert von einer Grundfläche unter allen andern menschlichen Nahrungsmitteln die größte Menge; durch diesen reichlichen, fast überall erreichbaren Ertrag sind die Kartoffeln die wohlfeilste und dabei gesunde und schmakhafte Nahrung für die Menschen, welche uns gegen Hungersnoth wohl für immer sichert. Alles, was uns mit der Natur dieser Pflanze, mit ihrem bessern oder schlechtern Gedeihen bekannt macht, ist somit für die Menschheit und für ihr Wohl von grosser Bedeutung.

Prag.

Ritter Kalina von Jäthenstein.

Ueber Erzeugung von hinlänglichem Grün-Futter bei Bauernwirthschaften, aus praktischer Erfahrung.

Zureichendes Grünfutter in der wärmern Jahreszeit, und angelegentliche Vorsorge für die Gewinnung eines angemessenen Wintervorrathes an Wiesen- oder Kleeheu, sind wohl unläugbar die Pfeiler einer guten Bewirthschaftung; denn damit versehen, kann ein Landwirth seinen Viehstand gehörig ernähren und verhältnißmässig vermehren, von besser und reichlicher genährtem Viehe erhält man bei hinlänglicher Streue mehr und einen bessern Dünger, durch diesen und mit ordentlich gepflegten kräftigen Bezügen wird eine verbesserte Bestellung der Felder, sonach ein grösserer Ernteertrag bewirkt, und hiedurch eine reichliche Viehfütterung und genügsame Streue weiter im vermehrten Masse gewonnen.

Eine nach Umständen mögliche und zwekmässige Verbesserung der natürlichen oder Graswiesen, und ein ausgiebiger Anbau von Futterkräutern, welche sowohl grün gefüttert, als auch zu Heu gedörrt, erprobt eine reichliche und gedeihliche Nahrung für unsere landwirthschaftlichen Thiere gewähren, sind die vorzüglichen Mittel, zu dem vorgedachten Ziele, nemlich dem, eines erhöhten Feldwirthschaftsertrags, zu gelangen.

Demungeachtet werden von vielen unserer lieben Landsleute diese Rüksichten, deren Beherzigung am Sichersten zu ihrem Wohlstand führen würde, nicht gehörig erwogen, sondern oft aus einem unrichtig aufgefaßten Grundsaze, Zeit, Mühe und Kosten zu ersparen, und einen etwas grössern den Futterkräuteranbau zu widmenden Theil von den Feldgründen dem Getreidebaue nicht zu entziehen, — ganz ausser Acht gelassen.

Aus früherer Zeit mit der Bewirthschaftung grösserer Maierhöfe vertraut, glaube ich, dermal mit der Obsorge für eine gewöhnliche Rustikalwirthschaft betheilt, die Ueberzeugung aussprechen zu können, daß verhältnißmässige Verbesserungen in der Leztern, und überhaupt in kleinen Wirthschaften leichter, als bei ausgedehnten grossen Landwirthschaften zu verwirklichen sind.

Die gedachte Rustikalwirthschaft enthält 100 Mezen Gründe im Gesammtausmaß. Hievon sind an Graswiesen nichts mehr als 2 Mezen; folglich hatte ich volle Ursache, bei diesem geringen Wiesewachs auf die Mittel zur Futtervermehrung bedacht zu seyn. Da $\frac{1}{3}$ von diesen Wiesen von guter Wurzel, und $\frac{2}{3}$ von einer schlechten Beschaffenheit und naßgallig sind, so fing ich mit der Verbesserung der Erstern um so mehr an, als mich die nachbarlichen Anreiner der schlechtern Wiesenstüke versicherten, daß hieran aller Aufwand erfolglos geblieben wäre.

Ich dünge im Winter die zwei bessern Wiesenstüke zu wiederholtenmalen, und habe den Gewinn, jezt zwei- auch dreimal so viel Heu wie früher davon zu erhalten.

Auch die als schlecht anerkannten Wiesenstüke glaubte ich hierauf dem Versuche einer Verbesserung unterziehen zu müssen.

Vorerst muß ich bemerken, daß die lezt gedachten Wiesenstüke nördlich sanft abhängend, gegen einen Teich zu gelegen sind. Würden im Einverständnisse der Anreiner, nach den gegen den Teich gezogenen Grenzlinien nur schmale, jedoch mit geböschten Seitenwänden versehene Wasserabzugsgräben angelegt, so wäre nach meiner Ansicht der Grund zu einer zwekmässigen Verbesserung gelegt. Da dieses aber bei den getheilten Ansichten der anreinenden Grundbesizer bisher nur ein frommer Wunsch geblieben ist, so habe ich zur Sommerszeit bei guten Fahrwegen und zur Zeit, wo der Bezug von den Feldarbeiten sich entmüssigen konnte, aus der Stadt den gewöhnlichen Gassenkehricht, welchen ich wegen des Gehaltes an Sand und hizigen Roßdungtheilen zur Verbesserung der besagten Wiesenstüke am Geeignetesten erachtete, auf einen Vorrathhaufen führen lassen. Im Winter, wo der aufgehäufte Kehrichtdung schon gehörig abgelegen, und bei strengem Frostwetter die Wiesen gut zu befahren waren, ließ ich den erstern auseinander führen, und auf den zu verbessernden Wiesen möglichst gleichförmig ausstreuen.

Schon in dem ersten, noch mehr aber im zweiten Jahre, wo ich diese Bedüngung wiederholen ließ, wurde ich statt dem frühern schüttern nicht

wohl über eine Hand hohen sauern Grase, welches auf den nachbarlichen ungedüngten Wiesen auch wieder nicht anders gewachsen war, durch einen zwei- bis dreimal höhern dichten blätterigen, mit Klee durchschossenen Graswuchs überrascht, welches mich auch zur Fortsezung dieser Art Wiesenverbesserung aufgemuntert hat.

Auf ergiebigen Kleebau konnte ich auf den obgleich guten, jedoch durch vorangegangene alljährliche Ansaaten bei einer nur sehr spärlichen Düngung erschöpften Feldgründen nicht wohl sogleich rechnen.

Mir blieb demnach vorerst nur ein Aushülfsmittel in dem Anbau von Gemenge (Mischling) und grünen Futterwiken übrig, wie ich es in jedem Falle, wo einer herabgebrachten Feldwirthschaft wieder emporgeholfen werden soll, thun würde. Jezt, wo alle Aeker der bezogenen Grundwirthschaft mehrmalen durchgedüngt sind, erfreue ich mich des Gerathens von brabanter Klee, welchen ich schon in einer bedeutenden Ausdehnung — wie gewöhnlich in die Brachseite — und bei einer mehrmaligen Nüzung, immer mit grösserm Vortheil baue, als es bei einer ungleich kostspieligeren Gemeng- oder Wikensaat der Fall ist.

Wiken pflege ich demungeachtet alljährlich, und zwar nach Umständen, entweder in die Sommer-Saatzelche oder in die Brache anzubauen. Im leztern Falle geräth darauf das Winterkorn, wenn auch nicht vorzüglich, bei der erhaltenen Nachhülfe mittels einer mässigen Düngung aber doch ziemlich gut.

In diesem Wikenbaue habe ich zugleich ein Mittel, zur Zeit, wo der erste Kleewuchs verfüttert, und die wiederholte Nüzung desselben zum ergiebigen Futter noch nicht emporgewachsen ist, mir inzwischen zur grünen Fütterung zu verhelfen. Ausserdem benüze ich die ausgereiften Wiken im Wasser aufgequollen als Winterfutter für meinen Rindviehstand, und das Wikenstroh in derselben Jahreszeit für die Pferde als Abendrauhfutter.

Bei den meisten Rustikalwirthschaften gibt es kleine Feldstüke, welche zum Körnerfruchtbau wegen ihres unbedeutenden Flächeninhaltes und der sonstigen Ungemächlichkeiten, worunter auch eine ungelegene beschwerliche Zufuhr gehört, nicht wohl, dagegen zur Anlage einer künstlichen, mit Luzern- oder Esparsetteklee anzubauenden Wiese und zum Burgunderrübenbau vollkommen und um so mehr sich eignen, weil solche kleine Grundtheile gewöhnlich in der nächsten Umgebung der Dorfflur, folglich nicht entfernt von den Bauernhöfen gelegen, von einem bessern Bodengehalte, und früher schon immer besser kultivirt worden sind.

Auch diesen Umstand habe ich bei der in Frage stehenden Rustikalwirthschaft benüzt, und ich habe einen solchen kleinen Feldtheil von guter Bodenbeschaffenheit zur Luzernkleewiese umgestaltet, einen zweiten eben zu einer solchen Benüzung gut gelegenen ehemaligen Wiesenflek — von schlechtem Graswuchse — worauf ich gegenwärtig burgunder Rüben baue, durch gute tiefe Akerung, wiederholte Düngung und aufgeführten Teichschlamm allmählig zu einem folgenden Luzernkleebau schon vorbereitet, einen 3. Grundflek unterziehe ich einer gleichen Behandlung, und erfreue mich der Ueberzeugung, daß durch die gänzliche Ausscheidung dieser 3 kleinen Grundstüke von dem Feldbau, und deren Verwendung zum Luzernklee- und burgunder Rübenbau eine gewünschte Aushülfe bei der grünen Fütterung gewonnen, durch das Abblatten der burgunder Rüben im Herbste ein willkommener Lekerbissen den eingestellten Kühen verschafft wird, und die gefechseten Rüben selbst einen nuzbaren Fütterungsartikel liefern, mit welchem eine Futteraufbesserung in den Wintermonaten erzielt wird.

Kr.

Notiz für Leinsamensäer.

Allgemeine Bemerkung über Leinsamen, welche die guten und schlechten Eigenschaften derselben zeigt.

Guter Same. Das Samenkorn muß oval seyn, spiz zulaufend an einem Ende, etwas gekrümmt an der Spize, dik und weich, aber nicht rund; die Farbe muß hellbraun seyn und grünlich an der Spize. Es muß einen süssen Geschmak haben und klebrig seyn, wenn man es in den Mund nimmt, und weißlich aussehen, wenn man es käuet.

Wenn es irgend einen Geschmak hat, so muß es schmeken wie frisches Provenceröl. Es muß sich glitschig, schlüpfrig anfühlen, so daß man es nicht gut mit der Hand fassen kann. Wirft man es ins Feuer, so muß es knakern und Flammen geben, und ist es angefeuchtet, muß es im Wasser niedersinken. Endlich muß es nur wenige von den Fehlern haben, die nachstehend angegeben sind.

Schlecher Same. Der Same von dieser (schlechten) Art ist mitunter rund, nicht oval, flach, schmal am Rande und die Spize gerade (nicht nach einer Seite gebogen); die Farbe ist sehr ungleich, einiger davon stark dunkelbraun, einiger hellbraun, einiger blaß, einiger beinahe schwarz, anderer weißlich und einiger sehr grün, ohne Masse. Der Geschmak mehr bitter und nicht klebrig; je nachdem der Same mehr oder weniger alt ist, ist er auch mehr oder weniger dumpf, ranzig und mietig. Im Feuer brennt er nur ein Bischen und knakert nicht sehr. In der Hand fühlt er sich sehr spreuig oder sehr hart an. Darunter finden sich andere Sämereien, als Heusaat, gelber und schwarzer Same, auch Sand und bisweilen Kornsamen und Theekümmel. Endlich ist bisweilen guter Same zwischen dem schlechten, jedoch werden diese Zeichen allemal sich an schlechtem Samen bemerklich machen.

S.

Die kaiserliche Musterwirthschaft.

Unfern von Laxenburg, zu Bösendorf hatte der verewigte Kaiser eine sogenannte Musterwirthschaft anlegen lassen. Es wurden Pflüge, Sämaschinen, Akergeräthschaften nach allen möglichen Formen und Einrichtungen aufgestellt, und Jedermann konnte sich nach deren Muster ähnliche verfertigen, über deren Zwekmässigkeit derselben sich Auskunft ertheilen lassen. Ein grosser Gutsbesizer besah dieselben, bemerkte aber, daß Alles, was von der alten Art abwich, nur sehr wenig gebraucht worden sey. Darüber wendete er sich an einen der Akerknechte: ob denn die neuen Pflüge nicht in Anwendung kämen? erhielt aber zur Antwort: „'s geht halt doch besser mit den alten.“ Unter andern hatte der Kaiser auf dieser Musterwirthschaft auch einen Kuhstall errichten lassen, den wohl schwerlich ein Bauer zum Muster würde genommen haben. Der Boden bestand aus Marmorplatten, die Krippen waren in den elegantesten Formen von Eisen, kurz, es war eine Wirthschaft, wie sie zum Vergnügen oder zum Prunk angelegt werden mochte, der eben nicht auf den Ertrag zu sehen braucht. Der Kaiser nahm einst den verstorbenen Burgpfarrer Landerer, der als ein etwas sarcastischer Mann bekannt war, mit sich, um ihm das Alles zu zeigen. „Nun, Herr Pfarrer! sagte der Kaiser, ich weiß wohl, Sie finden an Allem etwas zu tadeln. Sagen Sie mir, gibt es hier etwas auszusezen, fehlt irgend Etwas?“ Nichts! gar Nichts, Euer Majestät! erwiederte der Pfarrer, blos für jede Kuh ein Sopha!

Merkwürdige afrikanische Kuh.

Das Dampfschiff J. Watt brachte vor Kurzem eine wilde Kuh aus dem Thiergarten zu London. Diese Kuh stammt ursprünglich aus Sierra Leona und hat eine unbehaarte Haut wie der Elephant, und ihre Stirne ist von einem Horn bedekt, das einem Helm ähnlich ist.

Der schwimmende Handelsverkehr.

Auf dem Mississippi steuern von Zeit zu Zeit Fahrzeuge hinauf, die völlig wie unsere Kaufmannsläden eingerichtet sind. Da findet man Despositorien, angefüllt mit seidenen und wollenen Zeugen, Tüchern u. s. w. Ein Handlungsdiener wägt, der andere mißt, in einer Schreibstube schreibt und rechnet der Herr. Wo das Schiff anhält, wird mit einer Trompete ein Zeichen gegeben, und Jung und Alt kommt aus der Umgegend herbei, besteigt das Fahrzeug, kauft, und geht oder fährt bepakt wieder nach Hause.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Die allgemeine Anwendung des Dampfes als Bewegungskraft kommt einer Vermehrung der Menschenzahl gleich. Repräsentiren die durch Dampf bewegten Maschinen blos bei der Spinnerei nicht die Arbeit mehrerer Millionen Menschen? Der Engländer Pare stellte in einer vor Kurzem in Birmingham gehaltenen Versammlung die Berechnung auf, daß im Jahre 1792 alle damals existirenden Maschinen eine Arbeit gleich der von 10 Millionen, im Jahre 1827 gleich der von 200 Millionen, und 1833 jener von 400 Millionen Menschen lieferten, also eine Arbeit gleich der der Hälfte der über die Erdoberfläche verbreiteten Menschen. Bei der Spinnerei machen die Spindeln, die sonst in der Minute 50 Umdrehungen machten, bei den neuesten Maschinen 8000 in derselben Zeit. In Manchester hat eine einzige Spinnerei 136,000 Spindeln, welche wochentlich 1,200,000 (engl.) Meilen Baumwollenfaden liefern. Owen in New-Lanark liefert mit seinen 2500 Arbeitern jeden Tag so viel Baumwollengarn, daß man die Erde zwei und ein halbes Mal damit umwickeln könnte.

Das Wort »Kopfgeld«, sagt Saphir, ist eine tolle Zusammensezung. Wer Kopf hat, hat selten Geld. Wer Geld hat, hat nicht immer Kopf. Das Geld nimmt den besten Kopf ein, aber der beste Kopf nimmt kein Geld ein. Viele Menschen sagen: »Mein Kopf thut mir weh« kein Mensch sagt: »Mein Geld thut mir weh!« und doch thut manchen Menschen sein Geld viel weher, als sein Kopf. Leute, die Geld haben, sind manchmal auf den Kopf gefallen, aber Leute, die Kopf haben sind nie auf Geld gefallen. Kein Mensch schämt sich zu sagen: »ich habe gerade kein Geld bei mir«, aber Niemand sagt: »ich habe gerade keinen Kopf bei mir!«

In Zukunft soll auch auf dem Meere eine deutsche Flagge wehen. Die deutsche Bundesflagge ist, dem Entwurfe der Schifffahrts-Akte zu Folge gelb, schwarz, roth, mit dem eisernen Kreuz in der Mitte, und überragt von dem Reichs-Adler, der in der einen Kralle das Schwert und in der andern einen Bündel Pfeile hält. Der Doppeladler, das eiserne Kreuz und der Bündel Pfeile repräsentiren das alte Kaiserreich, den Befreiungskrieg und die feste Einheit der deutschen Stämme.

Die Nachrichten aus den meisten französischen Departements lauten fast einstimmig dahin, daß durch den seit sechs Wochen anhaltenden Regen sowohl die Getreide- als Heu-Ernte fast ganz vernichtet sind; Getreide- und Fouragepreise sind daher fortwährend im Steigen.

Ein Gefängnißwärter zählte die Mitglieder seiner geschlossenen Gesellschaft zusammen. Jemand, der dieses mit ansah, erklärte es für eine Kettenrechnung.

An die Geliebte.

(Nach dem Französischen des Viktor Hugo.)

Was soll dem Lied ich lauschen,
Das in dem Hain erklingt?
Der zarteste der Vögel
In Deiner Stimme singt.

Gott zeige oder berge
Die Stern' am Firmament;
Der reinste aller Sterne
In Deinem Auge brennt.

Wie auch im Lenz der Garten
In Blütenpracht erglüht;
Die schönste aller Blumen
In Deinem Herzen blüht.

Und dieser Flammenvogel,
Und dies Gestirn, so licht,
Und diese Seelenblume,
Sprich! heißt sie »Liebe« nicht?

(M. Buchbaur.)

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an. Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 28. 13. Juli 1843.

Inhalt: Der Schuzgeist. — Ein Wörtchen über Silos, oder unterirdische Getreidegruben. — Eine Frage, Anlegung von Silos betreffend. — Ein Scherflein zum Besten der Blizableiter. — Eine unbeantwortet gebliebene Frage. —

Der Schuzgeist.

(Einige unbedeutende Zierrathen der Einkleidung abgerechnet, ist diese Geschichte wahr, und trug sich zu in den Jahren 1760 — 1766.)

Jean Renaud war ein Kaufmann aus Brest, den das Verhängniß nur Einmal, als Kind, sanft wiegte, dann aber sein ganzes Leben hindurch im Sturme herum schleuderte. Seinen Frühling drükte die Kälte der Armuth; der Jugendfreuden schöne Blüten erstarrten. Nicht der Karmin der Liebe, sondern das Bleiweiß der Arbeit übertünchte seine Wangen; nicht das süsse Gift der Wollust, sondern das bittere Gift der Nachtwachen höhlte sein Auge aus. Dem fleissigen Anfänger strekte der Neid seine Stacheln entgegen, und als er geduldig ihm auswich; als er mühsam, mit karger Beute beladen, den steilen Hügel erklimmte: da warf der Banquerout eines treulosen Freundes ihn wieder in die Tiefe.

Muthig arbeitete er sich empor unter den Trümmern seines Glüks; muthig begann er von Neuem die rauhe Bahn zu durchkeuchen; da brach die Gewitterwolke eines verheerenden Krieges herein, und drohte ihn zu ersäufen. Ein gutes Weib, das zwanzig Jahre lang Gram und Sorge redlich mit ihm getragen hatte, konnte endlich nicht weiter, warf ihre Last auch auf die Schultern des Mannes, und legte sich zur Ruhe.

Müde wie der Taglöhner am Sonnabend warf sich Jean Renaud auf das Bett, um in den Sonntag eines bessern Lebens hinüber zu schlummern. Schon stand er an jener Pforte, die, ausser dem unfreundlichen Pförtner, nichts Schrekliches hat; schon winkte der Todesengel ihm herein — da wandte er sich noch einmal um nach seinen beiden Kindern, und in seinem Auge glänzte die lezte Thräne. „Wakerer Philipp“, sagte er, „gute Babet! ich hinterlasse Euch nichts als einen ehrlichen Namen, und diese kleine Hütte, in welcher Ihr geboren wurdet. Du, mein Sohn, gedenke des Fleisses und der Redlichkeit deines Vaters! Du, meine Tochter, gedenke der Tugend deiner Mutter! Euch beiden sey die Liebe und Eintracht eurer Eltern immer gegenwärtig. Philipp, sey deiner Schwester männlicher Schuz; Babet, sey deines Bruders sanfte Gehülfin. Legt Eure Hände in meine kalte Hand, und versprecht mir Frömmigkeit und Tugend, und der Geschwisterliebe unauflöslichen Bund.“

Sie legten ihre Hände in seine kalte Hand, ihre Thränen mischten sich mit dem Todesschweiß auf der väterlichen Stirn, und als sie noch stammelten, da ging der Verklärte schon durch die Pforte; und als sie hinter ihm sich schloß, siehe da wurde das Gesicht des Pförtners freundlich; er strekte die verloschene Fakel aus, und sie entzündete sich wieder an einem ewigen Lichte.

Die verlassenen Waisen umarmten sich fest in der Dunkelheit des Lebens. Babet klammerte sich an ihren Bruder, wie ein Kind an den Rok seiner Wärterin. Philipp gedachte der lezten väterlichen Worte, und jener hohe Muth durchflammte seine Brust, der oft bei eigner Noth gebricht, aber in Thätigkeit empor lodert, wenn das nasse Auge eines lieben weiblichen Geschöpfs unsere Hülfe heischt.

So traulich und genügsam, so still und eingeschränkt als Göthe's Geschwister, lebten sie fast ein Jahr. Babet glich Cicero's Mutter an Wirthschaftlichkeit, ob sie gleich weder leere noch volle Weinflaschen zu versiegeln hatte, und ihrem Bruder wurde „der Erwerb im Kleinen ehrwürdig,

seit er wußte, wie sauer ein Thaler wird, wenn man ihn groschenweise verdienen muß.“ Auch er hatte, wie Göthe's Wilhelm, seine Freude an der alten Käsefrau, die mit der Brille auf der Nase, beim Stümpchen Licht, ein Stük nach dem andern auf die Wage legt, ab- und zuschneidet, bis die Käuferin ihr Gewicht hat“ — aber — der Fluch des Schiksals, der seinen Vater drükte, schien auch auf ihn zu ruhen.

Das kleine enge Haus, das karge Erbtheil der fleissigen Geschwister, stieß an ein Hanfmagazin, in welchem in einer stürmischen Nacht Feuer auskam. Ehe noch Philipp und Babet sich aus dem ersten Schlafe aufzuraffen vermochten, stand ihre Hütte schon in Flammen. Kaum durch leichte Nachtkleider bedekt, rannte das schöne junge Mädchen hinaus auf die Strasse und schrie um Hülfe; aber man vergaß über dem grössern Unglük das kleinere. Aller Hände waren beschäftigt, das Magazin zu retten, Niemand bekümmerte sich um die armselige Hütte. Noch verweilte Philipp unter ihrem brennenden Dache, um wenigstens seine Papiere in Sicherheit zu bringen, bis endlich das Krachen des einstürzenden Sparrwerkes ihn heraus trieb. Er suchte und fand seine jammernde Schwester, die lautweinend die Hände rang, indessen er selbst stumm und betäubt sein kleines Eigenthum brennen sah.

Ein Weißmantel ging einigemal an den unglüklichen Geschwistern vorüber; er hörte Philipps ernste Worte, die mit einer düstern Kälte ausgesprochen wurden: Sey ruhig, Schwester, es ist Gottes schwere Hand! er fragte mit dem sanften Ton des Mitleids: „Haben Sie auch bei diesem Brande verloren?“ —

Alles! sagte Philipp kurz abgebrochen, und sah starr vor sich hin. Alles! wiederholte Babet mit zitternder Stimme, indem sie Augen und Hände gen Himmel hob. Der Schreken hatte das Blut von ihren Wangen gejagt, aber die Flamme röthete das Gesicht und den kaum verhüllten jungfräulichen Busen. Sie war schön, wie eine Braut, zu deren Lager sich die Strahlen der Morgensonne durch rothseidne Vorhänge stehlen.

Der Fremde schob seinen Hut ein wenig aus den Augen, und ließ den weissen Mantel von Mund und Nase fallen, als wolle er Babets Reize mit allen Sinnen in sich ziehen. „Kann ich Ihnen dienen?“ wandte er sich höflich an ihren Bruder.

Philipp sah ihn zweifelhaft an; es war eine kühle Oktobernacht und es hub an zu regnen; die Noth überwand jede Bedenklichkeit. „Ein Obdach, mein Herr“, antwortete er, „nur für diese Nacht.“

„Für diese Nacht und für immer“, erwiederte der Weißmantel. „Ich habe einige Zimmer in meinem Hause, die mir entbehrlich sind, und die ich Ihnen gern überlasse, bis Ihre Wohnung wieder aufgebaut seyn wird.“

„Wenn die Miethe für einen Verarmten nicht zu hoch ist?“ stotterte Philipp.

„Die Miethe? nein, mein Herr, der Dank eines ehrlichen Mannes ist Alles, worauf ich Anspruch mache, und auch den wünschte ich nicht einmal laut zu hören, denn ich bin so reich, daß ich mich Ihres Dankes schämen müßte.“

„Darf ich den Namen des Engels wissen“, stammelte Philipp, „den Gott in dieser trüben Nacht mir zum Trost gesandt hat?“

Bescheiden nannte der Fremde den Namen Lauraguais, und in dem Augenblike rollte eine Feuersprize vorüber, so ungestüm, daß Babet fast von den Rädern ergriffen worden wäre. Dieser Zufall, und der Regen, der immer reichlicher herabströmte, bewogen Babet, den dargebotenen Arm des gefälligen Fremdlings anzunehmen: er machte ihr Plaz und führte sie aus dem Gedränge. Schüchtern sah sie sich nach ihrem Bruder um, der den lezten starren Blik auf die rauchenden Trümmer seines Eigenthums warf, und dann langsam folgte, ohne zu wissen, wem? noch wohin?

Der Name Lauraguais war ihm unbekannt. Seine Handelsgeschäfte hatten ihm keine Zeit übrig gelassen, sich um andere Namen, als die seiner Korrespondenten zu bekümmern. Er vermuthete auch nicht eher, daß der Weißmantel wohl ein vornehmer Herr seyn könne, bis sie an das Thor eines ansehnlichen Palastes kamen, wo

ein Tagedieb von Thürsteher sie demüthig empfing, und seinen neuen Freund Herr Graf nannte.

Bei dem Worte Graf zog Babet erschroken ihre Hand aus dem Arm des Führers, der doch nicht darauf zu achten schien, sondern beschäftigt war, dem Schweizer einige Worte ins Ohr zu raunen. Sogleich eilten Bediente mit Lichtern herbei, und geleiteten die Ankömmlinge über den Hof in ein zierliches Nebengebäude, an dessen Eingang Graf Lauraguais sich bescheiden beurlaubte, und seinen Gästen eine sanftere Ruhe wünschte, als die traurigen Begebenheiten dieser Nacht hoffen liessen.

Die Geschwister fanden eine Wohnung von 3 bis 4 niedlichen, und nicht prächtig aber elegant möblirten Zimmern zu ihrer Aufnahme bereit. Die Bedienten versorgten sie schnell und höflich mit allem Nothwendigen, und liessen sie allein.

Philipp sank in einen Sessel, sah starr vor sich nieder, und brachte die Nacht in einer dumpfen Betäubung zu. Babet, die, wie jedes Frauenzimmer, sich leichter in ihre neue Lage fand, konnte zwar auch nicht schlafen, aber sie vermochte doch ihrem Bruder Trost zuzusprechen.

Am andern Morgen erschien die Frau des Haushofmeisters, eine alte, dienstfertige Schwäzerin, beklagte den erlittenen Unfall, rühmte die Wohlthätigkeit ihres Herrn, und kramte ein Bündel Wäsche und Kleidungsstüke aus, deren die arme, halb nakte Babet vor der Hand am Bedürftigsten war. Gegen Mittag kam der Graf selbst, ein schöner, junger Mann, der den feinen Weltton völlig innig hatte, und sich, was er that, so wenig zum Verdienst anrechnete, daß seine Gegenwart nicht, wie die eines gemeinen Wohlthäters, drükend wurde. Er drang seinem Gaste einen ansehnlichen Vorschuß auf, der ihn in den Stand sezte, seinen Credit aufrecht zu erhalten. Die lähmende Muthlosigkeit des armen jungen Mannes wich; er hob das Auge vom Boden und richtete einen heitern Blik in die Zukunft; sein stummer Dank und Babets Thränen lohnten den Grafen.

Hoffnung und Ruhe zogen in die neue Wohnung. Philipp verdoppelte seinen Fleiß, Babet ihre Thätigkeit. Der Bruder lebte nur am Schreibtisch oder auf der Börse; die Schwester nur in der Küche oder am Nährahm. Mitten in einer volkreichen Stadt blieben sie gänzlich unbekannt mit der Welt, suchten keine Gesellschaft und empfingen keine Besuche, die ihres Wohlthäters ausgenommen, der wochentlich ein Paar Mal sich nach dem Wohl und Weh seiner Pfleglinge zu erkundigen kam, und sich an ihrem zunehmenden Wohlstande ergözte.

Nur des Sonntags führte Philipp seine Schwester zuweilen auf öffentliche Spaziergänge, wo das Flüstern und Fingerdeuten der schönen Welt um sie her, ihm schmeichelhaft schien, weil er es für eine Wirkung von Babets Schönheit hielt, und weit entfernt war, irgend einen andern Grund zu ahnen. Er liebte seine gute Schwester unaussprechlich; es that ihm weh, ihre Bildung vernachlässigen zu müssen, da es ihm an Zeit und Mitteln gebrach, das holde Kind der Natur durch die Kunst auszuschmüken. Er war daher froh, als er bemerkte, daß der Graf Geschmak an ihr fand; daß er sie öfter geistreich unterhielt, daß er sie mit den gewähltesten Büchern versorgte, und ihr endlich gar selbst Unterricht auf der Harfe gab. Die Art, mit welcher alles Dieses geschah, die ehrerbietige Bescheidenheit, welche der Graf gegen Babet beobachtete, das günstige Vorurtheil, das seine Wohlthaten in Philipps Seele für ihn gegründet hatten, Unbekanntschaft mit der Welt und ein argloses Herz, liessen den wakern Bruder keine Gefahr für die geliebte Schwester besorgen. Wenn er auch zuweilen aus seiner Schreibstube auf die oft lange und leise Unterhaltung im dritten Zimmer horchte, und der Gedanke ihm durch die Seele fuhr: der Graf könne unlautere Absichten hegen; so beruhigte ihn sogleich die Gewißheit von Babets Tugend, die Unerschütterlichkeit ihrer Grundsäze. Er war überzeugt, daß er ihr bester Vertrauter seyn werde, weil seine innige Bruderliebe diesen Vorzug verdiene. Von der zerstörenden Macht der Leidenschaft hatte er keinen Begriff, denn er hatte selbst nie geliebt, und er ging daher ruhig seinen Geschäften nach, ohne es anstössig zu finden, daß, während seiner Abwesenheit, Babet halbe Tage mit dem Grafen allein zubrachte.

Ein alter Freund seines Vaters unternahm es endlich, ihn aus seinem sichern Schlummer zu weken. Er entdekte ihm den zweideutigen Ruf des Grafen im Punkte des schönen Geschlechts, und schmetterte ihn durch die Nachricht zu Boden, daß die nemlichen Zimmer, in dem Hause des Wollüstlings, welche Philipp jezt inne hatte, seit vielen Jahren die Wohnung verrufener Dirnen gewesen sey. Er erklärte ihm das Flüstern und Zischeln der Leute, so oft er sich mit Babet auf öffentlichen Spaziergängen sehen ließ; „ich habe es mit meinen Ohren gehört", sagte er: „da geht die Mätresse des Grafen Lauraguais; das arme Mädchen! ihr eigener Bruder hat sie verkuppelt. — Wer Sie kennt", sezte er hinzu, „glaubt den Lästerzungen nicht, aber wie wenige kennen Sie."

Philipp knirschte vor Wuth, und weinte vor Schmerz. Zwar stieg noch immer nicht der leiseste Zweifel, weder an der Tugend seiner Schwester, noch an den Absichten des Grafen in ihm auf, „denn", sprach er: „der Graf sey, was er wolle, er ist mein Wohlthäter, und als solcher unfähig, mich zu beschimpfen;" aber um Babets Ruf zu schonen, beschloß er, auf der Stelle auszuziehen, und mit diesem Entschluß eilte er nach Hause.

Er fand seine Schwester allein. Es kam ihm vor, als habe sie rothgeweinte Augen, und als sey sein Empfang nur gezwungen freundlich; das vermehrte seine üble Laune, nährte den Keim des Mißtrauens. In grosser Bewegung ging er auf und nieder, und suchte Worte für einen schonenden Vortrag. Babet merkte, daß etwas Ungewöhnliches in ihm vorging, und verfolgte ihn mit schüchternen Bliken. Noch nie war er mit seiner Schwester in einer so peinlichen Lage gewesen; zum ersten Male drükte ihn ihre Gegenwart; dieß Gefühl ward ihm bald unerträglich; er sammelte sich und hub an, mit Sanftmuth und Schonung seine Qualen in den schwesterlichen Busen auszuschütten. Er hielt ihre zitternde Hand in der seinigen; helle Thränen rollten ihm über die Wangen; er sprach mit brüderlicher Innigkeit, und wurde es nicht gewahr, daß er Babets Herz zerfleischte. Doch welches Entsezen ergriff ihn, als er, bei der Wiederholung der lezten Worte seines Vaters: Gedenke der Tugend deiner Mutter! das arme Mädchen plözlich zu seinen Füssen stürzen sah; als er im Kreischen der Verzweiflung das Bekenntniß von ihren bebenden Lippen hörte — sie sey verführt!

Er riß sich los aus den schwesterlichen Armen, die seine Kniee umklammert hatten, stürzte in das Nebenzimmer, schloß die Thüre hinter sich zu, warf sich aufs Bett, und drükte sein Gesicht in die Kissen, als wolle er sich bergen vor dem Gespenst, das seine kalte Hand nach ihm ausstrekte. Mehrere Stunden lag er so. Babets Schluchzen, ihr Jammern an der Thüre, ihre Herz durchschneidende Stimme: Bruder! lieber Bruder! wekten ihn aus der Betäubung. Er hörte die arme Babet an der Thüre niedersinken und wimmern. Ach! er hegte keinen Groll gegen sie. Nur sich selbst machte er die bittersten Vorwürfe, daß er seines Vaters lezten Willen so nachlässig befolgt; nur sich selbst klagte er an, daß er durch seine Sorglosigkeit der Urheber dieses Jammers geworden.

Er öffnete die Thüre, nahm Babet liebreich in seine Arme, tröstete sie, und bat, ihn nur noch Eine Stunde allein zu lassen, um über seine Pflicht in diesem traurigen Verhältniß nachzusinnen. Babet wankte hinaus — Philipp ermannte sich, und ehe eine Stunde verging, hatte er seinen Entschluß gefaßt. Mit jener kalten Ruhe, die auch das Unglük nicht raubt, wenn der Mann im Sturm der Leidenschaften das Fünkchen der Vernunft lebendig erhalten, trat er heraus, bat seine Schwester, sich bereit zu halten, ihm in ein anderes Haus zu folgen, und übrigens die Rache ihrer beleidigten Ehre Gott und ihm anheim zu stellen. Babets Auge hing ängstlich forschend an dem brüderlichen, unbewegten Antliz, in welchem nur das Auge funkelte, wie eine Kohle, die der Vulkan auf den beschneiten Gipfel wirft.

„Ach Philipp!" rief sie bebend: „was willst Du thun? — ich liebe den Grafen! — ich werde seine Gattin seyn — er hat es mir geschworen —"

„Hat er das? desto besser! meinst Du, er werde Wort halten?"

„Er wird — so bald nur gewisse Verhältnisse —"

„Spricht er von Verhältnissen? — ich verstehe. Unsere Ehre ist das erste Verhältniß, welches er wieder herstellen muß. — Genug, Schwester! ich werde handeln, wie es mir geziemt. Keine Uebereilung, aber auch keine Niederträchtigkeit. Vor der Hand siehst Du ihn nicht wieder. Versprichst Du mir das?"

Er reichte ihr die Hand. Sie versprach, ihm als ihrem Vater zu gehorchen. Er ging. Sie verschloß ihre Thüren, und als der Graf, um Philipps Abwesenheit zu nüzen, wirklich klopfte, da schluchzte sie leiser, um ihre Gegenwart nicht zu verrathen.

Philipp hatte bisher immer gehofft, sich nach und nach wieder empor zu arbeiten; dann war sein Lieblingswunsch, die Brandstätte aufs Neue anzubauen, und zwar nach dem nemlichen, freilich etwas veralteten Plane, in dessen Erinnerung aber die seligen Tage der Kindheit schwammen. Er wollte gleichsam die Freuden seiner Jugend aus dem Schutt hervorziehen, indem er die Küche wieder an die nemliche Stelle sezte, wo sie vormals stand, als ihm der Küchenzettel noch so merkwürdig war, und die Schreibstube in eben den Winkel, in welchem sein Vater so manchen Schweiß-Tropfen vergossen hatte. Dieser Bauplan war sein Stekenpferd, seine Unterhaltung, wenn er des Nachts nicht schlafen konnte, sein Luftschloß, wenn er spazieren ging. Oft schon hatte man den wüsten, aber wohlgelegenen Plaz ihm abkaufen wollen; mancher Spekulant hatte sich erboten, ihn über den Werth zu bezahlen; aber die Freuden der Einbildungskraft konnte des Kaisers Gold nicht aufwiegen. Philipp blieb dabei: die Spanne Land ist mir nicht feil — und nun — und nun — war sie ihm plözlich feil geworden: nun bot er selbst seine lieben Trümmer aus, mit einer Hastigkeit, die den Kauflustigen seine Noth verrieth. Sie zukten die Achseln, stellten sich gleichgültig, boten geringe Summen, und zwangen ihn, den Rest seines väterlichen Erbtheils weit unter dem Werthe los zu schlagen. Doch Philipp war schon zufrieden, wenn er nur so viel zusammen raffen konnte, um den Vorschuß des Grafen zu tilgen. Gern ließ er noch ein Prozent fallen, unter der Bedingung, daß der Kaufschilling auf der Stelle erlegt werde. Hastig strich er das Geld ein, und in der nächsten Minute stand er keuchend im Vorzimmer des Grafen.

Er ward gemeldet. Der Graf kam ihm freundlich entgegen, und freute sich des seltenen Besuches. Philipp bat um eine geheime Unterredung, der Graf wurde verlegen, sah ihn forschend an, und bemerkte das Zuken seiner Muskeln, die, in Gegenwart des Kammerdieners, mit einem erzwungenen Lächeln kämpften. Aber der Weltmann wußte sich zu beherrschen, seine Miene blieb sanft und heiter; er nahm Philipp bei der Hand, und führte ihn in sein Kabinet.

Philipp schaute um sich, und eine Art von Zufriedenheit glänzte in seinen Bliken, als er sah, daß das Kabinet nur Einen Ausgang habe. Der Graf lud ihn ein, sich auf dem Sofa nieder zu lassen, aber er pflanzte sich vor die Thüre, zog schweigend seine Geldbörse heraus, und zählte die geborgte Summe auf den nächsten Tisch.

„Was machen Sie, mein Freund?" fragte Lauraguais.

Philipp antwortete nicht, aber das Zittern seiner Hand verrieth die Bewegung seiner Seele.

Als das Geld da lag, wandte er sich um: „Hier, Herr Graf, ist meine Schuld sammt den Zinsen."

„Ihre Schuld? — wer hat Sie darum gemahnt? — warum wollen Sie mir das Vergnügen rauben, Sie mit Dem zu unterstüzen, was mir so entbehrlich ist? — und sogar Zinsen? — Sie beleidigen mich, mein wakerer Freund!"

Philipp antwortete nicht, sondern fuhr hinab auf den Grund seines Beutels, hohlte noch eine Hand voll Geld heraus, und fing aufs Neue an zu zählen.

„Noch mehr?" stotterte der Graf, dessen Verlegenheit immer sichtbarer wurde; „sind Sie mir noch etwas schuldig?"

„Allerdings", versezte Philipp, „hier ist die Hausmiethe für 5 Monat, so hoch berechnet, als hätte ich im Gasthof gewohnt."

„Mein Herr!“ sagte Lauraguais entrüstet, „ich bin kein Gastwirth, meine Zimmer stehen nur Freunden offen.“

„O!“ erwiederte Philipp bitter lächelnd: „ich weiß, wem sie offen stehen. Genug, Herr Graf, wir sind quitt; ich habe Sie bei Heller und Pfenning bezahlt; jezt erwarte ich das Nemliche von Ihnen.“

„Von mir?“

„Ja, mein Herr! Bezahlen Sie mir die Ehre meiner Schwester!“ — Der Graf erblaßte — Philipp fuhr fort:

„Als die Feuersbrunst in jener unseligen Nacht mein kleines Eigenthum verzehrte, da murrte ich gegen die Vorsehung, und wähnte, sie habe uns Alles geraubt. Ich Undankbarer! wir besassen noch einen Schaz, den keine Flamme vertilgen konnte — einen ehrlichen Namen! wir waren noch reich durch Unschuld und Tugend. Jezt erst, mein Herr! jezt bin ich ein Bettler. Sie haben das Recht der Gastfreiheit geschändet! Sie haben meine Schwester zur verworfenen Dirne erniedrigt — und nun frage ich Sie: wollen Sie den Bruder zum Mörder machen? —“

„Herr Renaud —“ stammelte der Graf mit blassen Lippen —

Philipp. Die arme Waise hat Niemanden auf der Welt als mich; ich allein muß für sie sprechen und handeln. (Er trat einen Schritt näher.) Noch ist mein Glaube an Ihre Redlichkeit nicht ganz erloschen. Sie haben meiner Schwester die Ehe versprochen. War das Ihr Ernst? Lieben Sie sie wirklich? Soll Babet Ihre Gemahlin werden? — Ich bitte um eine bestimmte Antwort.

Der Graf hatte sich ein wenig gefaßt. Sanft und mit Würde bat er den Jüngling, sich nicht durch Hize hinreissen zu lassen, sondern der kalten Vernunft Gehör zu geben. Er gestand reumüthig ein, daß seine Leidenschaft für Babet, ihn über die Grenzen der Tugend geschleudert; daß er einen Fehltritt gethan, welchen auf die schiklichste Art wieder gut zu machen, ihm Pflicht sey. Gern, sehr gern werde er Alles thun, was seine Lage ihm nur immer erlaube. Er würde sich sogar glüklich schäzen, Babet seine Gattin zu nennen, wenn er nur ganz von sich selbst abhinge. Aber seine Verbindungen bei Hofe — das Vorurtheil — alberne Verwandte — und besonders ein rauher Oheim, dessen einziger Erbe er sey — Alles das würde einen solchen Schritt vor der Hand zur Unbesonnenheit machen. „In einigen Jahren“, sezte er hinzu, „lassen sich vielleicht alle Hindernisse aus dem Wege räumen; bis dahin, Herr Renaud, erlauben Sie mir, für das Glük dieses lieben Mädchens Sorge zu tragen; es soll ihr an Nichts fehlen; weder für die Gegenwart noch Zukunft soll sie den Mangel zu fürchten haben — und auch Sie, mein Freund —“

„Haben Sie mir nichts weiter zu sagen? — unterbrach ihn Philipp.

„Sie sind zu vernünftig“, versezte Lauraguais, „um in diesem Augenblike mehr von mir zu begehren. Sie würden Ihre Schwester nur doppelt unglüklich machen, wenn Sie verlangten, daß ich meine ganze politische Existenz durch einen raschen Schritt vernichten solle.“

(Fortsezung folgt.)

Ein Wörtchen über Silos, oder unterirdische Getreide-Gruben.

Wie aus einem, aber gleichsam leichtsinnigen Schlummer aufgewekt, wurden wir heuer, besonders vom Auslande her an die Leidens- und Schrekensjahre $18\frac{16}{17}$, et antea von den Jahren 1770 et 1771 zurük erinnert, und obwohlen vorsorgen besser ist, als nachsorgen; so gebricht es doch an so mancher vorsorglicher Maßregel gegen solche unvermuthet hereinbrechen könnende, grosse, und erschrekliche Landesübel. Die Kinder der Welt sind in ihrer Art weit klüger, als die Kinder des Lichtes: dieser evangelische Ausspruch bewährt sich bei solch schmerzlichst betrübenden Gelegenheiten leider! immer von Neuem an, und durch die Wucher-Spekulationen unserer Getreidehändler und Kipperer, denen es an dem Ehrwürdigen des redlichen Merkantillgeistes, und des damit verbindenden Speditionshandels u. s. w. gebricht, wovon einmal in dieser

Zeitschrift anno 1832 oder 1833, wie auch anno 1827 in der Bauern-Zeitung unter den Titeln über den Getreidehandel, und über Theuerung und Noth, wie auch später anno 1834 von einem vorsorgenden dießfallsigen Vereine, und doch überdieß zur Feier eines bayerischen Hochfestes, aber auch wieder vergeblich die Rede war, ungeachtet der den Bayern so hochheilige Ludwigstag damals noch gleichsam in diesem Blatte, und Jahr 1834 zurük erinnerte. Die allerdings höchst wohlthätig wirkende, und dankbarst anzuerkennende Ausdehnung, besonders begünstiget und unterstüzt durch die Tendenz des Zollvereines, die Ausdehnung unsers Getreidehandels, dem noch eine günstigere Zukunft durch den Ludwig-Kanal entgegenlächelt; diese Ausdehnung erfordert aber auch zugleich alle Vorsicht für das Innere selbst, und es möchten uns daher nebst den Aerarial- und Kommunal-Getreide-Magazinen, auch Grenz-Getreide-Niederlagen, gebildet aus Pekunial- oder selbst Material-Zuschüssen von dem ins Auslande gehenden Getreide, Viehe, und Viehfutter, oder auch Trokenmehl, gemeinnüzlich, nebst Silos zur Seite stehen; denn wie lange ist eine Regirung für sich allein, und selbst in Verbindung mit Kommunen wohl im Stande, sich immer steigern wollende Getreide-Preise, und immer auch verhältnißmässig, herabzudrüken?! Was die Anlegung von Silos betrifft, so hatte ich damals schon, als ich in der Bauern-Zeitung v. J. 1827, S. 176 auch die Matamores der Afrikaner zur Sprache brachte, über diese Silos die Meinung, daß deren Anlagen durch grössere Staatsgüter-Administrationen, oder durch vermöglichere Privat-Oekonomen vorerst unternommen, und hierauf erst benachbarte Gemeinden zur Mittheilnahme und gemeinschaftlicher Nuzniessung eingeladen werden sollten; Verba enim movent, sed exempla trahunt.

Eine Frage, Anlegung von Silos betreffend.

Wir haben so viele öd liegende Gründe, ähnlich der Heide zwischen Schleißheim und der Neuherrberg, bekannt seit 955; die, wenn sie auch zu einer tiefer um sich greifenden und förmlichen Kultivirung wirklich nicht geeigenschaftet seyn sollten, wenigstens und gewiß zur Anlegung von Silos benüzt, und dort mit von Invaliden bewohnt werdenden Wachthäusern umgrenzet, und beaufsichtiget werden könnten. Sollte diese Benüzung ganz ausser Acht und Aufmerksamkeit gelassen werden?

Ein Scherflein zum Besten der Blizableiter.

(Vielleicht zu vergleichen mit Nro. 4 dieser Zeitschrift v. J. 1834).

Herr Gg. Mayer schlägt in seiner Abhandlung über Elektrizität und sichernde Blizableiter rc. (Zweite Auflage.) S. 52, §. 198, die Anpflanzung der italienischen Pyramidpappeln vor, und gibt dort hierüber nähere Anweisung. Wenn es so, woran nicht zu zweifeln, ist, möchte alsdann dieser Gegenstand nicht selbst landständische Versammlungen in Anspruch nehmen, und auch dort die Frage gestellet werden: warum es unsern Reise- und Fracht-, besonders aber unsern Eisenbahnenwägen noch immer an Blizableitern gebricht??!!

Eine unbeantwortet gebliebene Frage.

Ein Fremder, der es auch durch eine Art Erblehre, oder historische Tradition gleich mir, wußte, wie schön einst, und wie würdig der k. Hofschloß-Garten zu Schleißheim mit verschiedenen Büsten, Figuren, mit springenden Wässern u. dgl. geziert war, stellte im vorjährigen Herbste die Frage an mich: warum man heut zu Tage dort nicht die Büsten Herzog Wilhelm V., oder des Frommen, Max Emanuels, und Max Josephs rc. rc. aufstelle? — Ich ließ aber diese Frage unbeantwortet, und vertrauete dabei einer Lieblingszeit für Monumente und historische Reminiszenzen edler Natur, wie unsere Zeit wirklich eine solche ist.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Oeffentliche Erklärung.

Der unterzeichneten Redaktion des bayerischen Eilboten ist ein Schreiben zugekommen, welches der stellvertretende Vorstand des Vereins gegen Thierquälerei, der k. Hofrath Dr. Perner, an die meisten Mitglieder des Vereins und k. Landgerichte hat ergehen lassen und wovon ein genauer Abdruk nachstehend folgt:

»Man hat alles Mögliche gethan, um den Eilboten, Volksfreund und Landboten zur Aufnahme der Aufsäze des Münchner Vereins gegen Thierquälerei zu bewegen, aber vergebens. Daher bleibt nichts Anderes übrig, als daß alle Mitglieder des Vereins nach allen ihren Kräften dahin wirken, daß die widerspänstigen Blätter ab- und dafür die Landbötin und das Tagblatt, als die Organe des Vereins, die alle unsere Aufsäze unentgeltlich aufnehmen, angeschafft werden. Sehr der guten Sache förderlich wäre, wenn an die leztern zwei Blätter Bestellungen mit dem ausdrüklichen Beisaze kämen: »man schaffe sie besonders deßwegen an, weil sie die Aufsäze des Vereins gegen Thierquälerei enthalten.« Das würde auch sie für solche Aufsäze mehr geneigt machen, denn bisher hatte ich oft Schwierigkeiten, um die schnelle Aufnahme eines Aufsazes zu erwirken. Das ist ein Punkt, der mir sehr am Herzen liegt, da die Widerspänstigkeit der erwähnten 3 Blätter ganz einfach die höchst nachtheilige Folge hat, daß vielleicht eine Million Menschen in Bayern nichts von unserm Vereine erfahren. Landbötin *) und Tagblatt sind noch überdieß äusserst wohlfeil. Sehr vortheilhaft wäre es auch, wenn der Eilbote, Volksfreund und Landbote (besonders der Eilbote) **) mit dem ausdrüklichen Beisaze abgestellt würden: »man halte sie nicht mehr, weil sie die Aufsäze des Münchner Vereins gegen Thierquälerei nicht enthalten.« Das wäre vielleicht recht wohl zu veranlassen, und würde die widerspänstigen Redaktionen vielleicht von ihrem Eigensinne abbringen. Ich bitte quovis modo auf Obiges hin, auch dahin zu wirken, daß die Aufsäze des Vereins in Blättern, wo möglich, vorgelesen werden: in Schulen, in Feiertagschulen, Christenlehren, in der Predigt ***) rc. und neue Mitglieder zu werben, und durch andere werben zu lassen.

»Recht bald sollen solche Briefe kommen, wie sie oben bezeichnet sind.«

Dr. Perner.

*) Die Landbötin kostet jährlich in München 2 fl. 42 kr., der Eilbote hingegen 2 fl. 24 kr. Anm. der Red.

**) Wahrscheinlich, weil derselbe am meisten verbreitet ist. Anm. der Red.

***) Das ist viel verlangt! Anm. der Red.

So sehr die Redaktion des Eilboten, nachdem der Inhaber und Redakteur dieses Blattes selbst Mitglied des Vereines ist, die ehrenwerthen Bestrebungen desselben schäzt, so kann dieselbe doch nicht sich geradehin dabei beruhigen, insoferne eine Art von psychologischem Zwang dagegen ausgeübt werden will, wenn die Redaktion auch künftig, sowie bisher, es ablehnt, ihre verehrten Leser mit den Einzelnheiten der Vereinsbestrebungen zu unterhalten, und insbesondere in ausgedehnten und vielfach wiederholten Beschreibungen auseinander zu sezen, welche Viehhändler ihre Kälber gerade gestellt, — wieviel hiebei frisch und gesund angekommen, auf welche Hindernisse man hiebei gestossen, und daß das Fleisch der auf solche Art transportirten Kälber offenbar gesünder und besser sey, als jenes von geknebeltem Vieh.

Die Redaktion des Eilboten glaubt lediglich im Interesse ihrer Leser zu handeln, solche ermüdende Einzelnheiten um so mehr zu unterlassen, da nicht vorausgesezt werden kann, daß alle Leser auch Mitglieder des Vereines sind, und in einem solchen Falle geradehin die Theilnahme an dem Vereine aufgedrungen würde.

Im Einklange mit den Vorschriften des Evangeliums, welches befiehlt, seinen Nächsten wie sich selbst zu lieben, glaubt die Redaktion unter seinem Nächsten zuerst die Menschheit zu verstehen und von ihren Angelegenheiten ihre verehrlichen Leser zu unterhalten.

In diesem Geiste wird sie ruhig fortfahren — sie glaubt sich auch noch ferner hiemit das freundliche Wohlwollen zu verdienen, welches ihr bisher geworden ist, und hat sich nur deßhalb zu der gegenwärtigen öffentlichen Erklärung veranlasset gesehen, weil in der oben erwähnten Mittheilung eine gewiß von jedem ruhigen Leser höchlich zu mißbilligende Anregung enthalten ist, künftig insbesondere die unterzeichnete Redaktion in ihrer Existenz zu gefährden.

München, am 21. Juni 1843.

Die Redaktion des bayerischen Eilboten.

Die k. k. oberste Hof-Post-Verwaltung in Wien hat den bis jezt hier und dort zu hoch genommenen Pränumerationspreis für dieses Blatt nunmehr durch die ganze österreichische Monarchie bei allen löbl. Postämtern gleichmässig auf jährlich 1 fl. 40 kr. C. M., jedoch ohne Einrechnung der gewöhnlichen Expeditions- und Nebengebühren, wo solche bestehen, herabgesezt. Da nun diese nicht überall, und wo sie bestehen, nur in unbedeutenden Ansaz kommen, der fixe Pränumerationspreis aber zu nur 1 fl. 40 kr. für ein ganzes Jahr wahrlich nicht mehr billiger seyn könnte, so glauben wir auf einen ansehnlichen Zuwachs neuer Abnehmer rechnen zu dürfen, und haben in diesem Antrage auch die bisher gedrukte Auflage bereits erhöht. — Noch ist zu bemerken, daß das k. k. Ærarial-Gränzpostamt Salzburg auf diese neue Bestimmung die Hauptspedition für die Gesammtstaaten Oesterreichs übernommen, und also alle k. k. löbl. Postämter ihren Bedarf von dort zu bestellen haben, auch durchaus Gleiches für die anderen zwei Frauendorfer Blätter gelte. —

Die Redaktion.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 29. 20. Juli 1843.

Inhalt: Die wundersame Harfe. — Die Entbehrlichkeit des Düngers im Landbau. — Der Schuzgeist. (Fortsezung.)

Die wundersame Harfe.
(Nach dem Altdeutschen.)

Es wohnt' ein Edelmann am Rhein,
Der hatte zwei junge Töchterlein.

Die ältere schwarz wie der Boden war,
Die jüngere wie die Sonne so klar.

Die ältere sprach zum Schwesterlein: Komm
Und laß uns hinabgehn an den Strom!

»Und wüschest du dich auch Tag und Nacht,
Dein Gesicht es doch nicht weisser macht.« —

Und sie gehn und sie stehn an des Flusses Rand,
Da stößt die Schwarze die Jüng're vom Strand.

»Lieb Schwesterlein! ach hilf mir an's Land,
Ich will dir geben mein goldrothes Band!«

»Dein goldrothes Band mir dennoch gehört. —
Du sollst nicht mehr gehen auf Gottes Erd'!««

»Ach, hilf mir an's Land, mein Schwesterlein!
Auch mein Bräutigam soll dir geschenket seyn!«

»»Dein Bräutigam mir dennoch gehört. —
Du sollst nicht mehr gehen auf Gottes Erd'!««

»So grüße mir den Vater, so gut!
Meine Hochzeit trink' ich in klarer Flut.«

»Und grüße mir auch den Bräutigam mein!
Meine Hochzeit tanz' ich im tiefen Rhein.« —

Es wohnt ein Spielmann nah am Rhein,
Der sieht die Leiche beim Morgenschein.

Und holt sie aus dem Strom heraus
Und macht eine schöne Harfe sich draus.

Er nimmt der Jungfrau schneeweiße Brust,
Und die Harfe muß klingen und stimmen just.

Er schneidet die Fingerlein aus alsdann
Und sezt sie als Harfenschrauben daran.

Und er nimmt die goldenen Löckelein,
Das müssen die Saiten der Harfe seyn. —

Da trägt er die Harfe zum Hochzeitshaus,
Wo die Brautleut' sizen beim fröhlichen Schmaus.

Als der Harf' er entlocket den ersten Laut,
Sizt wohlgemuth im Brautstuhl die Braut.

Als der Harf' er entlocket den zweiten Laut,
Da fällt das seid'ne Gewand von der Braut.

Als der Harf' er entlocket den dritten Laut,
Da liegt im Brautstuhl todt die Braut.

M. A. Buchbaur.

Die Entbehrlichkeit des Düngers im Landbau.

Ueber Bickes Geheimniß, den Boden ohne Dünger anzubauen, äussern sich nun immer mehrere Blätter, alle mit bedenklichem Kopfschütteln. So sagt der bayrische Landbote: Das landwirthschaftliche Publikum ist sehr auf die Enthüllung eines Geheimnisses gespannt, das, wenn es leistete, was man davon hofft, eine gänzliche Umgestaltung der Landwirthschaft hervorbringen müßte. Herr Bickes in Kassel bei Mainz will nemlich ein Verfahren entdekt haben, das Samenkorn so vorzubereiten, daß die daraus hervorkommenden Pflanzen im unfruchtbarsten Boden eben so üppig wachsen und zu eben so grosser Vollkommenheit gedeihen, als ausserdem auf dem fruchtbarsten Lande.

Der Ernährungsprozeß der Pflanzen ist in unsern Zeiten auf das Gründlichste erforscht, und keinem wissenschaftlich gebildeten Landwirthe ein Geheimniß mehr. Das neueste hierüber erschienene Werk, Liebig's organische Chemie, hat viel zur Verbreitung richtiger Vorstellungen beigetragen, und was darin als wissenschaftliche Forschung niedergelegt ist, steht im grellsten Widerspruche mit der angeblichen Erfindung des Herrn Bickes. Alle Pflanzen erhalten die zu ihrer Bildung erforderlichen Stoffe zum Theil aus dem Boden, zum Theil aus der Luft. Die Zuführung derselben aus dem Boden geschieht durch die Wurzeln, die aus der Luft durch die Blätter. Pflanzen mit verhältnißmässig grossen Wurzeln ziehen die meiste Nahrung aus dem Boden, solche mit verhältnißmässig kleinen Wurzeln, aber grossen Blättern, empfangen diese vorzugsweise aus der Luft (die Aloe, der Kürbis). Es ist aber bekannt, daß Pflanzen mit kleinen Wurzeln einen sehr fruchtbaren Boden

verlangen, wenn sie eine ansehnliche Grösse erlangen sollen.

Was nun insbesondere diejenigen Pflanzen betrifft, welche Gegenstand der Landwirthschaft geworden sind, so hat eine langjährige Erfahrung bewiesen, daß ihre vollständige Ausbildung genau mit den im Boden befindlichen assimilirbaren Nahrungstheilen im Verhältniß steht. Sollte nun eine Vorbereitung des Samenkorns die in der Erde in einer Zersezung begriffenen organischen Stoffe ersezen können, so müßte es eine solche seyn, wobei das Samenkorn mit einem Ueberzuge von stikstoffhaltigen Stoffen, z. B. thierischem Leim, oder einigen zur Ernährung der Pflanzen dienenden Salzen, z. B. phosphorsaurer Kalkerde, schwefelsaurem Ammoniak, umhüllt würde, wie etwa eine überzukerte Mandel, und es wäre auch denkbar, daß ein aus auflöslichen Stoffen gebildeter Ueberzug durch das in die Erde eindringende Regenwasser aufgelöst und auf einen so grossen Umkreis verbreitet würde, als die Wurzeln der Pflanze bei zunehmendem Wachsthum Raum einnehmen. Begreiflich würde eine solche Düngung des Samenkorns viel theurer, als die bisher übliche des Bodens, zu stehen kommen, und da die Vorbereitung grösserer Samenkörner für einen Morgen Landes nur 15 Kreuzer kosten soll, so ist es augenfällig, daß das Geheimniß in etwas Anderem bestehen muß.

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die Vorbereitung des Samenkorns nur in einer Belebung der Keimkraft, durch verdünnte Säuren, z. B. chlorigtsaurem Kalk, besteht; dann ist es aber mit der Statt gefundenen Düngung nichts, — eben so wenig, wie ein vermehrter Luftzug das Nachlegen von Brennmaterial in einem Ofen ersezen kann: das vorhandene brennt dann schneller auf, aber an eine nachhaltige Wärme-Entwikelung ist nicht zu denken.

Könnte Hr. Bickes wirklich leisten, was er verspricht, so wäre 10,000 Thlr. ein Spottpreis für ein Geheimniß, das Millionen werth wäre. — Zwei Fälle sind denkbar: entweder hat Herr Bickes das Publikum zum Besten, oder er selbst ist der Getäuschte. Die Zeit wirds lehren. C. D.

Dasselbe Blatt sezt dann bei: „Dieses Geheimniß kann man für 22½ Sgr. haben, und zwar in der Schrift: Goldbüchlein oder praktischer Rathgeber für das tägliche Leben nach allen seinen Richtungen, zunächst in Bezug auf die Natur. Gotha, bei Müller 1840. Da findet man S. 84 in der Anmerk. bereits den Saz ausgesprochen, daß, was dem Samen, zugleich der Pflanze widerfährt; S. 87 die Anweisung, statt des Akers den Samen zu düngen; S. 89 den Weizen schon im Samen vor künftigem Brand zu schüzen; S. 92 Wiesen ohne Düngung (und Berieselung) doch zu verbessern; S. 70 Blumen grösser und schöner zu ziehen; S. 72 gestekte Pflanzen fruchtbarer zu machen, — Alles durch höchst einfache Präparate. Und diese 6 Artikel sind eben nur 6 unter 1300 mehr oder weniger eben so wichtigen. R.

Der Schuzgeist.

(Fortsezung.)

Philipp sah ihn verächtlich an, und zog den Degen. „Vertheidigen Sie sich, mein Herr!“

Der Graf. Wie? Herr Renaud! ich bin unbewaffnet —

Philipp. In jenem Winkel steht ein Degen, Sie dürfen nur die Hand darnach ausstreken.

Der Graf. Besinnen Sie Sich, Freund —

Philipp. Ha! mein Vater hat mir auf dem Sterbebette die Tugend meiner Schwester anvertraut; retten kann ich sie nicht mehr — aber rächen! Fort, Herr Graf, ohne Zaudern.

Lauraguais machte eine Bewegung, welche verrieth, daß er nach der Klingel greifen wollte, die über dem Sofa herabhing. Philipp bemerkte es, und zog rasch ein Pistol aus der Tasche. „Herr!“ rief er wüthend: „wenn Sie mir nicht Genugthuung geben wollen, wie ein Mann von Ehre, so schieße ich Sie nieder, wie einen Straßenräuber!“

„Wohlan, unbesonnener Jüngling!“ stammelte der Graf mit vor Zorn bebenden Lippen; „Du selbst magst für die Folgen haften.“

Sie fochten. Philipp hatte nie einen Degen in der Hand gehabt; nur als Vertheidiger der

Unschuld hielt er sich seinem Gegner gewachsen. Wüthend stürzte er auf den Grafen ein. Lauraguais hatte den grossen Vortheil der Kunst, und den noch grösseren des kalten Blutes über ihn. Der Kampf war in Einer Minute entschieden: Philipp stürzte zu Boden und schwamm in seinem Blute. Der Graf — ein Wollüstling, aber kein verstokter Bösewicht — rief hastig seine Leute, und bot Alles auf, dem Unglüklichen zu helfen. Die geschiktesten Wundärzte wurden herbei geschafft, der Verwundete auf des Grafen eignes Bett gelegt. Babet erfuhr nichts, und war in der heftigsten Unruhe über das Aussenbleiben ihres Bruders. Lauraguais selbst wachte die Erste Nacht an Philipps Bette, und als der Wundarzt, nach Abnahme des ersten Verbandes erklärte, daß der Verwundete nicht ausser Gefahr sey; da hielt der Graf es seiner Sicherheit gemäß, die Stadt zu verlassen.

Er gab seinem Haushofmeister die strengsten Befehle, den Kranken aufs Beste zu verpflegen; er versprach den Aerzten reiche Belohnung, wenn sie ihn wieder herstellten, und endlich schrieb er an Babet den reuigsten zärtlichsten Brief, in welchem er ihr mit der möglichsten Schonung das Vorgefallene beibrachte, und sie bat, während seiner Flucht, von dem Palaste als ihrem Eigenthum, Besiz zu nehmen. Er fügte diesem Briefe das Geld bei, welches Philipp ihm bezahlt hatte, verdoppelte die Summe, warf sich in den Wagen, und floh, mit einer Gewissensangst beladen, die, bei allen seinen vorherigen Ausschweifungen, ihm fremd geblieben war.

Athemlos und mit zerstreutem Haar, flog Babet über den Hof, die Treppe hinauf, an das Schmerzenslager ihres Bruders. Vergebens hielt man sie zurük, mit wildem Blik riß sie die Vorhänge weg, sah starr auf das leichenblasse Antliz, und stürzte kreischend zu Boden. Erst als sie seinen leisen Athemzug vernahm; als sie gewiß war, daß er noch lebte, gab der Schmerz ihr Thränen, und mit glühenden Zähren wusch sie das brüderliche Blut von den beflekten Händen.

Die Heilkraft der Natur, so rege im Jüngling, so träge im Greise, gab seinem Körper die Gesundheit, aber nicht seiner Seele die Ruhe wieder. Er verließ den Palast, das Grab der Unschuld seiner Schwester, so bald er wieder Kräfte hatte, sich tragen zu lassen. Das Geld des Grafen blieb in den Händen des Haushofmeisters.

Tausend Entwürfe der Rache durchglühten sein Gehirn, als er noch in der Hize des Wundfiebers lag, und die Jammergestalt seiner Schwester blies die Asche von den Kohlen, als sein Blut schon wieder ruhiger floß. Bald wollte er die Spur des Räubers durch ganz Frankreich verfolgen, und Rache nehmen oder den Tod finden; bald wollte er mit der gemordeten Unschuld an den Stufen des Thrones niederknieen, und um Gerechtigkeit schreien. Babets lindernde Sanftmuth ward endlich Meister über seinen verzehrenden Grimm. „Laß ihn fliehen", sagte ihr bittendes Auge: „Gott wird ihn finden! — nicht vor dem Throne Ludwigs, wo höfische Verdorbenheit mit den Freunden des Verführers im Bunde steht, nein, vor Gottes Throne laß uns knieen!" —

Er gehorchte der Stimme des duldenden Engels, er verschloß seinen Gram in den Busen, und suchte Zerstreuung in Geschäften. Aber vergebens! Seine Vaterstadt war ihm verhaßt; wo er ging, wähnte er, man lese der Schwester Schande auf der Stirn des Bruders; wer sich nach ihm umsah; wer von ungefähr das Fenster öffnete, wenn er vorbei ging; wer zufällig lächelte; der stieß ihm Dolche ins Herz. Jedes Flüstern, jedes Augenwinken deutete er auf sich; der Aufenthalt in Brest wurde ihm eine Hölle; er raffte die lezten Trümmer seines Vermögens zusammen, und floh mit Babet nach Westindien.

Die Liebe gab, wie Geßner singt, dem Ersten Schiffer das Ruder in die Hand, und sezte sich zu ihm in einen ausgehöhlten Baum. Aber nicht die Liebe war Columbens Steuermann auf ungebahnten Meeren; die Menschenliebe stand am Ufer und weinte, als ein frischer Wind in seine Segel blies. Habsucht und Ruhmgier sassen oben im Mastkorbe, und schauten immer wach nach jeder Nebelwolke, die ein unbekanntes Land in ihrem Schooße zu tragen schien. Endlich, am 4. Dezember 1492 hatte die blühende Insel Hayti das

Unglük, mit dem europäischen Namen Hispaniola getauft zu werden. Hier schieden Habsucht und Ruhmgier brüderlich von einander; die erstere ging ans Land, um den Hunger zu stillen, und die leztere kehrte zurük nach Europa an die Wiege Franz des Ersten.

Hispaniola, jezt mehr noch unter dem Namen St. Domingo bekannt, nahm unsere Flüchtlinge auf in seinen blühenden Gefilden. Die schöne fruchtbare Ebene von Kap Francois breitete sich vor ihnen aus; sie näherten sich den Wohnungen der reichen Pflanzer, mit stumpfen Sinnen für die Reize der neuen üppigen Natur um sie her; denn ihre Herzen waren beklemmt, und der Schleier, der über ihrer Zukunft lag, verhüllte auch die liebliche Landschaft vor ihren Bliken.

Ein Empfehlungsschreiben des nemlichen alten Freundes, der durch seine wohlgemeinte Warnung Philipps Ruhe zerstörte, war Alles, worauf die armen Geschwister ihre Hoffnung bauten. Es war an einen gewissen Francois Melun gerichtet, einen der wohlhabensten Pflanzer auf der Insel, dessen Negersklaven das Land, und dessen Schiffe das Meer bedekten.

Mit jener Schüchternheit, die das Verdienst begleitet, wie die Schamröthe die Unschuld, trat Philipp vor den Alten, und überreichte ihm zitternd den entscheidenden Brief. Einige Schritte hinter ihm stand die zagende Schwester, und erwartete mit klopfendem Herzen ihr Urtheil von den Lippen des alten Mannes. Er las, zukte die Achseln, las wieder, und bedauerte, daß er eben keine Stelle zu vergeben habe.

Doch die Empfehlung seines redlichen Korrespondenten war so dringend, und der niedergeschlagene, kummervolle Blik des jungen Mannes sprach so rührend, daß er, nach einigem Hin- und Hersinnen, den Fremdling doch anzustellen versprach, wenn er nur seiner Schwester ein anderes Unterkommen zu verschaffen wisse, weil für diese im Hause kein Plaz vorhanden sey. — Diese harte Bedingung erstikte den Funken der Freude, der in Philipps Auge zu leuchten begann. Wehmüthig sah er sich nach Babet um, welcher eine stille Thräne sich über die Wange stahl; und schon schwebten die Worte: Arme Schwester! laß uns weiter gehn! ihm auf der Lippe; als plözlich durch eine Nebenthüre ein reizendes, weibliches Geschöpf von kaum sechszehn Jahren herein hüpfte; eine jener schlanken Kreolinnen, mit schwankendem Gange, leicht bekleidet, im griechischen Geschmak; keine regelmässige Schönheit, aber viel Physiognomie, blaß, mit schwarzen lebhaften Augen, und langen Augenwimpern. Franziska hieß das holde Geschöpf, welches die jüngere Schwester der Elisa Draper zu seyn schien. Sie war oft träge und indolent, wie alle ihre Landsmänninnen, aber auch eben so reizbar als jene. Sie war der Abgott des Hauses, und die Freude des alten Vaters, über den sie Alles durch ein bittendes Schmeichelwort vermochte.

Mit einem Blike ihrer grossen schwarzen Augen hatte sie die Gestalten der Fremdlinge aufgefaßt. Philipp gefiel ihr und Babet interessirte sie. Die Thräne, die unabgetroknet auf der Wange des Mädchens stand, der Kummer, der ungelindert das Haupt des Bruders beugte, fanden leicht den Weg zu ihrem reizbaren Herzen. Sie schmiegte sich an ihren Vater, sprach eines ihrer sanften, allmächtigen Worte, und Babet ward in die Zahl der vielen Kammermädchen aufgenommen, die ihre Herrschaft brauchten, und wenig von ihr gebraucht wurden. Den Bruder sezte der Alte in sein Komtoir, und prüfte ihn Anfangs durch kleine, und nach und nach durch immer verwikeltere Geschäfte; er bestand die Prüfung als ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und bewährter Redlichkeit; er stieg mit jedem Tage in der Gunst und dem Zutrauen seines Herrn; so wie Babet sehr bald aus einem Kammermädchen eine Gesellschafterin, und aus einer Gesellschafterin Franziskas Freundin wurde.

Die Zeit vernarbte allmählig die Wunden der Geschwister, und Philipp, dem der alte Melun gern jede Gelegenheit erleichterte, sich selbst etwas zu erwerben, sah durch unermüdeten Fleiß, vom Kredit seines Herrn unterstüzt, sein Glük immer schneller und schneller wieder aufblühen. Eine heitere Zukunft lächelte ihm; er wähnte sich geborgen vor den Stürmen des Schiksals — als plözlich

neue, bis jezt ihm unbekannte Leiden, seine Ruhe auf lange untergruben. Der Tyran der Sterblichen, der oft Fürsten demütbigt und Bettler beglükt, die Liebe schlich in sein unbewachtes Herz.

Franziska täglich sehn, ihr an der Tafel gegen über sizen, immer neue Reize des Körpers und der Seele an ihr ausspähen, so manchen freundlichen Blik haschen, so manche unschuldige Vertraulichkeit geniessen; das war zu viel für einen jungen Mann von 26 Jahren, dessen Herz noch keine Dirne verwahrlost hatte. Es währte lange, ehe er sich seiner Gefühle selbst bewußt war; und als er nicht mehr zweifeln konnte; als das Bild der Holden ihm zwischen den Zahlen am Schreibtisch herumhüpfte, und von da in seine Träume überging; als Zerstreuung in den wichtigsten Geschäften ihn oft seltsam überraschte: da erschrak er, wie ein Sohn, der die Hand ausgestrekt hat, um zum ersten Male seinen Vater zu bestellen; gedachte der ernsten Pflichten, die er seinem Wohlthäter schuldig sey; gedachte der unsinnigen Thorheit, um eine reiche Erbin zu buhlen; und versank aufs Neue in düstere Schwermuth.

Zwar verbarg er die Flamme, die ihn verzehrte vor den Augen argloser Zuschauer, selbst vor denen der Geliebten; nur den spähenden Bliken seiner Schwester konnte er sie nicht verbergen. Sie entlokte ihm das Geheimniß in einer traulichen Stunde, milderte durch diese Herzens-Ergiessung seinen Kummer, und gab ihm — was ein Frauenzimmer in solchen Fällen am Besten geben kann — milden Trost — ach! ein Geschenk, dessen sie selbst bedürftig war, denn keine ferne Hoffnung schimmerte ihr für den geliebten Bruder. Sie wußte — was sie freilich dem Liebenden sorgfältig verbarg — daß Franziska schon seit Jahren an einen gewissen Hrn. de Royer versprochen war, der sich jezt in Europa aufhielt, dessen Zurükkunft aber täglich erwartet wurde.

Zwar empfand die Verlobte eben keine Neigung für ihn; sie war noch ein Kind als er St. Domingo verließ, aber sie gehorchte doch ohne Widerwillen dem Wunsche ihres Vaters, und überließ sich sogar einer Art von Freude, als ein Brief ihr die baldige Ankunft ihres Bräutigams verkündete. Babet trat schweigend ans Fenster; Franziska sprang herzu, und überraschte eine Thräne, die verstohlen einen Rosenstok bethaute; sie erstaunte, und drang mit Hast und Hize in ihre Freundin, um die Ursache dieser unzeitigen Thräne zu erfahren. „Kennst Du den Hrn. de Royer?“ sprach sie forschend: „hast Du ihn vielleicht in Europa gekannt? — meinest Du, ich würde durch ihn nicht glüklich werden? — sage mir Deine Gründe. — Fürchtest Du, man werde Dich von mir trennen? — Sey unbesorgt, uns trennt nur der Tod.“

Eine Menge ähnlicher Fragen folgten sich schnell und hastig. Franziska sprach mit so vieler Lebhaftigkeit und Gutmütbigkeit; hatte ihren Arm so traulich um Babets Naken geschlungen, indem sie mit der Hand ihr sanft die nasse Wange streichelte, den Kopf auf ihre Schulter lehnte, und mit Innigkeit bat: weine nicht! sag es mir warum Du weinst! daß Babet gerührt und betäubt, sich einen Augenblik vergaß, und die Worte entschlüpfen ließ: mein armer Bruder! — Sie erschrak — Franziska wand sich plözlich los, und rief mit grossen forschenden Augen: Dein Bruder? —

Die verwirrte Babet heftete ihren Blik auf den Rosenstok, ihre zitternden Finger spielten mit den Blättern, sie antwortete nicht. Mit glühenden Wangen legte Franziska ihre Hände auf Babets Schultern, drehte sie hastig zu sich, und sprach bewegt: Mädchen! was ist das mit Deinem Bruder? — Schüchtern hob Babet ihr feuchtes Auge empor, Wehmuth glänzte in der Zähre — das Wort erstarb auf ihren Lippen — sie entschlüpfte dem Arme der Freundin und floh in den Garten, um allen ferneren Fragen auszuweichen.

Aber Franziska wußte schon genug; ihr Herz ahnete, was vorging, und die weibliche Eitelkeit errieth leicht das Uebrige. Sie warf sich auf ihren Divan, schuf durch seidene Vorhänge eine künstliche Dämmerung um sich her, und musterte Philipps Betragen seit seinem Eintritt in das Haus: seine Unbefangenheit in den ersten Monaten, seine Schüchternheit in den lezten; sein Er-

röthen, wenn sie ihn ansah, seine Zerstreuung, wenn sie mit ihm sprach; das träumerische Herumwandeln in Busch und Heken; die sorgfältigere Wahl seiner Kleidung; kurz, Alles, Alles verrieth laut: „er liebt Dich, Franziska! und Du darfst ihn nicht wieder lieben — darfst ihn nur bedauern!“ —

Von dieser Zeit an wurde das holde Mädchen ernster als gewöhnlich. Sie vermied ängstlich, mit Babet von ihrem Bruder zu sprechen; sie speiste oft auf ihrem Zimmer; kam sie zur Tafel, so sah sie schüchtern auf den Teller; und begegnete ihr Auge von ungefähr Philipps Bliken, so überflog eine schnelle Röthe ihr blasses Antliz. Kam sie zurük in ihr Schlafgemach, so schwebte Philipps trauernde Gestalt ihr vor, sein hohles Auge und der kummervolle erloschene Blik. Sie fühlte, daß er ihr nicht gleichgültig sey. Hätte er es gewagt, ihr seine Liebe zu entdeken, so würde der Stolz ihr Waffen geliehen haben; aber diese Bescheidenheit — dieß rührende Schweigen und stille Dulden — was wirket mehr auf ein weibliches Herz?

Auch Babet schwieg. Nicht die leiseste Anspielung überschritt die Grenze der Vertraulichkeit, die das Gefühl empfangener Wohlthaten zwischen ihr und Franziska gezogen hatte. So sehr die leztere dieß zarte Benehmen ihrer Freundin Anfangs billigte, so drükend wurde es ihr in der Folge, als ihr eignes Herz sich ins Spiel mischte. Oft wünschte sie heftig, Babet möge ihrer Scham und ihrem Stolze zu Hülfe kommen, ihr ein Bekenntniß erleichtern, das ihrem wunden Herzen den Trost der Freundschaft gewähren würde; aber vergebens! Babet blieb ihrem Vorsaz getreu, und half ihres Bruders stillen Kummer still tragen.

Eines Tages sezte sich der alte Melun schmunzelnd zu Tische, ergriff das Glas, und brachte es seiner Tochter auf die glükliche Ankunft ihres Bräutigams. Eine Glut überströmte Franziskas Wange, Stirn und Busen; sie führte das Glas zitternd zum Munde, und befeuchtete ihre trokenen Lippen. Der Vater lächelte schalkhaft, denn er hielt ihr Benehmen für jungfräuliche Schamhaftigkeit. Auch dann erwachte noch kein Mißtrauen in seiner Seele, als Philipp, unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit, plözlich aufsprang und hinaus taumelte. Franziska war einer Ohnmacht nahe. Babet mußte ihr Glas alle Augenblike an den Mund sezen, um durch einen Schluk Wasser die mit Gewalt heraufsteigenden Thränen hinab zu zwingen.

Glüklicherweise begann der Alte eine lange, für ihn sehr interessante Erzählung, von den Glüksumständen seines künftigen Schwiegersohnes, und trank dabei so oft auf seine Gesundheit, daß er, von Allem, was um ihn vorging, nichts bemerkte, sondern nach einer halben Stunde mit einem fröhlichen Rausch das Bett suchte.

Herr de Royer kam wirklich. Er war ein wakerer Mann, der Weltkenntniß und Biedersinn in sich vereinte. Er fand seine Braut über alle Erwartung liebenswürdig, betrug sich gegen sie äusserst gefällig, ward ihr nie durch Zudringlichkeit lästig, und erwarb sich bald durch seine heitere immer gleiche Laune ihr Wohlwollen, durch die Eigenschaften seines Geistes und Herzens ihre Hochachtung. Zwar — lieben konnte sie ihn nicht; denn selten liebet ein Mädchen den Mann, den es nicht selbst gewählt hat; aber sie empfand keinen Widerwillen gegen diese Verbindung, und hätte sie nur den jungen Renaud nie gekannt, sie würde Hrn. de Royer mit Freuden ihre Hand gereicht haben.

Der arme Philipp ließ sich seit der Ankunft des glüklichen Bräutigams nicht mehr vor ihr sehen. Es war ihm unmöglich, ein Zeuge der kleinen Vertraulichkeiten zu seyn, die jener sich natürlich bei einem Mädchen erlaubte, welches in wenigen Wochen seine Gattin werden sollte. Auch war Philipp wirklich krank; die Leiden seiner Seele verzehrten die Kraft seines Körpers; er schlich umher wie ein Schatten, betrieb seine Geschäfte mechanisch, und fühlte, daß bald jede Anstrengung ihm unmöglich seyn werde.

Der alte Melun wurde dieß täglich anwachsende Uebel gewahr. Weit entfernt, die wahre Ursache zu ahnen, glaubte er, das Klima sey dem Jüngling nicht zuträglich, und da er ihn wirklich väterlich liebte, so that er ihm, wiewohl ungern, den Vorschlag, St. Domingo zu verlassen, und mit Dem, was er sich erworben, auf irgend einer

andern westindischen Insel einen eigenen Handel anzufangen. Er versprach, ihn mit seinem ganzen Credit zu unterstüzen, und ihm sogar ein neues Schiff zu schenken, welches er vor Kurzem gekauft hatte.

Philipp ergriff diesen Vorschlag mit einer fieberhaften Begierde. Er küßte die Hand des Greises; ein lebhafter Funke entzündete sein mattes Auge; ein elektrischer Schlag gab seinem Blute raschern Umlauf, und mit rastloser Thätigkeit begann er die Anstalten zu seiner Abreise zu treffen, um wo möglich noch vor der verhaßten Hochzeit ein Land zu fliehen, wo seine liebsten Hoffnungen am Fuß des Brautbettes zu Grabe gingen.

Als Franziska diesen raschen Entschluß erfuhr, schloß sie sich in ihr Zimmer und weinte bitterlich. Sie fühlte, daß sie allein die Ursache einer Flucht sey, die den edlen Jüngling vielleicht aufs Neue den Stürmen des Schiksals Preis geben werde, und doch — was konnte sie thun als weinen, und ihn weinend segnen! — Je näher seine Abreise heran rükte, je beklemmter wurde ihr Herz, und in den lezten Tagen war es ihr unmöglich, öffentlich zu erscheinen. Sie schüzte eine Unpäßlichkeit vor, blieb auf ihrem Zimmer und arbeitete an einer Flagge, mit welcher sie das von ihrem Vater geschenkte Schiff ausschmüken wollte. Auf ein grosses weisses Tuch stikte sie einen schwebenden Engel, der in seiner Hand ein Vergißmeinnicht hielt. Sie hatte oft bis tief in die Nacht am Stikrahmen gesessen, und mit warmen Eifer eine Kunst getrieben, in welcher sie eine Schülerin der Penelope zu seyn schien. Das Gefühl, welche sie bei der Arbeit beseelte, gab dem Bilde ein täuschendes Leben. Der Engel lächelte, und doch umwölkte unverkennbar ein stiller Gram seine Stirn.

Jezt war die Flagge fertig, das Schiff zum Absegeln bereit, und Philipps Abreise auf den kommenden Morgen festgesezt. Da sprach Franziska in der Abenddämmerung mit klopfendem Herzen zu ihrer Freundin: „Geh, rufe mir deinen Bruder, daß ich ihm auch ein Lebewohl sage."

Die gute Babet, deren verweintes Auge sich bei diesen Worten mit neuen Thränen füllte, wankte hinaus, und führte bald nachher ihren zitternden Bruder in das dämmernde Gemach. Ohne Kraft sich zu bewegen, ohne Muth sein Auge aufzuheben, stand er an der Thüre, wie ein Verbrecher, der den Tod erwartet. Franziskas Busentuch verrieth die heftigen Schläge ihres Herzens. Sie sammelte sich, stand auf, und trat ihm entgegen.

„Lieber Renaud", stammelte sie: „Sie wollten doch nicht ohne Abschied von mir gehn?"

Er schwieg. Ein Berg lag auf seiner Brust. Nicht ein Wort hätte er hervorbringen können, wenn es die Herrschaft der Welt gegolten.

„Glauben Sie, lieber Renaud, daß Sie meine Freundschaft, mein Bedauern mit Sich nehmen?

Eine Thräne trat in sein erloschenes Auge.

„Das Schiksal ist nicht gerecht gegen Sie."

Seine Lippen zukten.

„Vielleicht auch nicht gegen mich!" sezte sie mit einem erstikten Seufzer hinzu.

Er hob sein Auge schüchtern zu ihr auf.

„Wir müssen der Nothwendigkeit gehorchen, wenn es auch uns beiden schwer werden sollte."

Er wollte versuchen zu lächeln, es gelang ihm nicht.

„Nehmen Sie zum Andenken diese Flagge von mir, die ich selbst gestikt habe."

Er griff gierig nach dem Geschenke.

„Es ist mein Schuzgeist, den ich Ihnen mit auf die Reise gebe. Es ist das Sinnbild meiner Wünsche — das Blümchen in seiner Hand war hoffentlich überflüssig."

Jezt konnte er nicht mehr. Ein Strom von Thränen durchbrach den Damm des Wohlstandes. Er bog sich auf ihre Hand — sie neigte sich über ihn und küßte ihn auf die Stirn — er heulte und stürzte hinaus. — Als die Sonne aufging, war sein Schiff nur noch ein weisser Punkt in der offenen See, den Franziska, schwermüthig ans Fenster gelehnt, mit feuchtem Auge so lange verfolgte, als er sichtbar blieb, und noch immer zu sehen wähnte, als er schon längst verschwunden war.

(Schluß folgt.)

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Das zoologische Museum von Surrey erhielt ganz kürzlich mit dem orientalischen Dampfboot eine reiche Sammlung von lebenden Thieren, welche von den wilden Gegenden des weissen Nils herrühren: darunter befinden sich 5 Giraffen und drei sehr seltene Antilopen, nemlich von den Arten Antilope leucorix, und Antilope addux. Die seltene Antilope leucorix, welche man bis jezt noch wenig gesehen hat, ist das Thier, welches die Egyptier auf den alten Tempeln von Longsor und Theben dargestellt haben und deren lange Hörner, welche im Profilbilde nur ein Horn zu seyn scheinen, die Fabel der Existenz des Einhorns hervorgerufen haben. Diese Thiere begleiteten zwei Eingeborne aus Oberegypten, welche ihre Wärter sind.

Die polytechnische Schule zu Paris hatte zur Zeit der Herrschaft Napoleons zum Vorsteher einen General, der an jeden Aufnahmskandidaten eine und dieselbe Frage richtete. Ein einziger junger Mann hatte das Unglük, zurükgewiesen zu werden. Der General fragte nemlich wie immer: »Wie viel Winkel sind in einem Dreiek?« und der Zögling erwiederte! »Vier!«

Was doch die Engländer nicht Alles wissen und können. Da hat nun ein solcher herausgebracht, daß die Erderschütterung von dem Knarren der Erdachse herrühre. Er hat sich daher vorgenommen, eine Reise nach den beiden Polen zu machen und die Erdachse mit raffinirtem Rüböl einzuschmieren!

Einem Pächter in der Nähe von Kirchberg (Württemberg) sind in einer Woche 6 seiner schönsten Pferde gefallen. Bei der Oeffnung derselben soll sich ergeben haben, daß sie Samen von der sogenannten Herbstzeitlose im Magen hatten.

Aus der neuesten Zählung der Einwoher von London hat man erfahren, daß diese Hauptstadt nicht weniger als 13,000 Schneider, 8000 Bäker, 8000 grosse Kaufleute, 7000 Kleinhändler, 6000 Schuhmacher, 5000 Modenhändler, 4000 Weinhändler, 8000 Wirthshäuser, 4000 Geschäfts-Agenten, 5000 Mezger und 4000 Goldschmiede und Jubeliere besizt.

Ein Berliner Fiaker fragte einen andern: »Warum läßt denn Dein Schimmel den Kopf so abscheulich hängen? — »Ich wees nich«, erhielt er zur Antwort, »was mit det Vieh ist; aber seit der neuen Eisenbahn wird er mir so nachdenklich.«

In einigen Gegenden Brasiliens treten bei ruhiger Luft und senkrechten Sonnenstrahlen täglich Gewitter mit solcher Regelmässigkeit ein, daß, wie Galdeleugh erzählt, die Leute dort, wie bei uns vor oder nach Tische, vor oder nach dem Gewitter einladen.

Ein von Hrn. Jung im Großherzogthum Baden im Grossen angestellter Versuch der Kartoffelpflanzung im Spät-Sommer ist günstig ausgefallen. Einige Morgen Landes, die im August v. J. angepflanzt wurden, haben zu Anfang April eine sehr ergiebige Ernte geliefert. Die jungen Kartoffeln sind schmakhaft, mehlig und groß.

Ein schottisches Blatt schreibt: »Unsere zahllosen Armen leben jezt von der Erinnerung Dessen, was sie einst gegessen haben.«

Bücher-Anzeige.

In der C. H. Beck'schen Buchhandlung zu Nördlingen ist erschienen:

Noth- und Hülfsbüchlein für jeden bayerischen Gemeindsmann. Eine Gabe für das Landvolk.

Dieses sehr zwekmässige Büchlein führt in Fragen und Antworten die Verpflichtungen und Rechte vor, welche jedes Gemeindeglied gegen den Staat, seine Gemeinde und seine Mitbürger hat. Es belehrt den bayerischen Gemeindsmann (oder Staatsbürger) in einer allgemein verständlich und dabei für Gebildete sowie für Mindergebildete äusserst anziehenden Form, überhaupt über Mancherlei, was ihm von grossem Nuzen seyn kann, und zu wissen höchst nothwendig ist. Jede bayerische Dorfgemeinde soll sich wenigstens Ein Exemplar dieses wahren Noth- und Hülfsbüchleins anschaffen, und dasselbe brav circuliren lassen. Kostet nur 4 Gr. oder 16 Kr.

Die k. k. oberste Hof-Post-Verwaltung in Wien hat den bis jezt hier und dort zu hoch genommenen Pränumerationspreis für dieses Blatt nunmehr durch die ganze österreichische Monarchie bei allen löbl. Postämtern gleichmässig auf jährlich 1 fl. 40 kr. C. M., jedoch ohne Einrechnung der gewöhnlichen Expeditions- und Nebengebühren, wo solche bestehen, herabgesezt. Da nun diese nicht überall, und wo sie bestehen, nur in unbedeutenden Ansaz kommen, der fixe Pränumerationspreis aber zu nur 1 fl. 40 kr. für ein ganzes Jahr wahrlich nicht mehr billiger seyn könnte, so glauben wir auf einen ansehnlichen Zuwachs neuer Abnehmer rechnen zu dürfen, und haben in diesem Antrage auch die bisher gedrukte Auflage bereits erhöht. — Noch ist zu bemerken, daß das k. k. Aerarial-Gränzpostamt Salzburg auf diese neue Bestimmung die Hauptspedition für die Gesammtstaaten Oesterreichs übernommen, und also alle k. k. löbl. Postämter ihren Bedarf von dort zu bestellen haben, auch durchaus Gleiches für die anderen zwei Frauendorfer Blätter gelte. —

Die Redaktion.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 30. 27. Juli 1843.

Inhalt: Phantasieen. — Die Entbehrlichkeit des Düngers im Landbau. — Reserve-Getreidemagazine in Bayern. — Lebendige Heken. — Der Schuzgeist. (Schluß.)

Phantasien.

Blühten noch die schönen Zeiten,
Wo ringsum im deutschen Lande
Stolz die Burgen niederdräuten
Von der Felserhäupter Rande:
Wünscht' ich solch ein Schloß zur Habe,
Mit der Liebsten drauf zu thronen;
Wahrlich solche Glükesgabe
Tauschte nimmer ich mit Kronen!

Fern vom schalen Stadtgetümmel,
Ueber mir die reinen Lüfte
Und der tiefazurne Himmel,
Unter mir Wald, Au'n und Klüfte,
Und ein Volk, voll Kraft und bieder,
Um mich her der Freiheit Wehen: —
O wie wonnevolle Lieder
Keimten auf so sel'gen Höhen!

Säße ich im weiten Saale,
Ungenekt von Neid und Feinden,
Bei dem liebgewürzten Mahle
Mit den biederherz'gen Freunden:
Dürft' es nicht an Weine fehlen,
Volle Becher müßten klingen,
Alles müßte Lust beseelen,
Und in's Thal der Jubel dringen.

Zu erhöhen noch die Wonne,
Nähm' die Laute ich zu Handen,
Säng' das Lob der Maiensonne,
Säng' von zarter Minne Banden,
Sänge von des Weins Rubine,
Von der tapfern Ahnen Ruhme,
Säng' vom deutschem Biedersinne
Und von edlem Ritterthume.

Früh wenn dem azurnen Neste
Sich der gold'ne Aar entschwänge,
Und mit rothem Strahl die Feste
Seiner Schwingen Glanz umschlänge;
Sprengte bei der Hörner Schmettern
Ich zur Jagd auf edlem Rappen
In den Wald, gleich Sturmes Wettern,
Mit den Rittern und den Knappen.

Tummelte im lust'gen Streite
Mit dem Eber mich und Bären
Und verfolgte in die Weite
Mit den blanken Waidgewehren
Rasch den Hirsch und ruhte nimmer,
Bis er blut- und schweißbedeket
In der hohen Sonne Schimmer
Läg' zu Boden hingestreket.

In des Waldstroms dumpfes Sausen
Müßten dann im Siegestone
Muntern Waidmannslieder brausen
Ob der Mühen reicher Krone.
Wie würd uns, den jagdlustmatten,
Drauf ein einfach Mahl wohl schmeken,
Das ich in der Eichen Schatten
Auf dem Grasplan würde deken.

Bei geloktem Hörnerschalle
Ging's dann heimwärts mit der Beute,
Und bei dem bekannten Halle,
Beim Gebell der freud'gen Meute
Oeffnet' sich das Fenster leise
Und die Theure schau'te nieder,
Nikte hold in Liebesweise,
Und ich grüßte sie hinwieder.

Auch bei Kampfspiel und Turnieren
Würde nimmermehr ich fehlen;
Würde, mir den Schild zu zieren,
Ihre Lieblingsfarben wählen.
Und erschlössen sich die Schranken,
Zög' ich vor in's Kampfgefilde,
Und wohl Mancher müßte wanken
Vor dem Talisman am Schilde.

Fiele dann ihr Blik voll Liebe
Auf mich nieder vom Balkone,
Flammten heller meine Hiebe
Bis erfiegt des Festes Krone.
Neidend müßt' auf sie man schauen,
Nahte sich mit Beifallniken
Eine aus dem Kreis der Frauen,
Mir den Kranz in's Haar zu drüken.

Und in meiner Trauten Armen,
Die mit Lust mein würde harren,
Dürft' ich minniglich erwarmen:
Süßer Lohn für Kampfgefahren! —
Doch rief' mich der Unschuld Stimme
Und der Waisen zu den Waffen,
Sollt' mein Schwert mit Rächergrimme
Schuz auch den Gekränkten schaffen! —

Wenn der Feinde Macht gebrochen,
Und ihr Uebermuth bezwungen,
Wenn das Vaterland gerochen,
Und der Waffenschall verklungen;
Kehrt' ich mit der Ehre Krone
Dann beim Klang der Siegeslieder
Zu der Heimat Felsenthrone
In der Liebsten Arme wieder.

Kläng' des Vaterlandes Wehe,
Das bedrängt vom Feindesschwarme,
Auf zu meiner Felsburg Höhe,
Zög' ich mit bewehrtem Arme,
Blank umhüllt vom Eisenkleide,
Zu des theuern Fürsten Fahnen
In das Feld zum blut'gen Streite
An der Spize treuer Mannen.

Würd' nach reichem Thatenleben
Mich der Todesengel mahnen,
Dürft' ich doch nach treuem Streben
Ruhen in der Gruft der Ahnen,
Mein Gebein im Grabeshage
Nicht mit Schurkenleibern einen,
Und an meinem Sarkophage
Sollten wak're Söhne weinen! —

Und vor meines Schwertes Schlägen
Zög' wohl Schreken her und Zagen;
Jeder ehrenwerthe Degen
Müßte achtend von mir sagen:
»Dort den wakren Ritter sehet,
Wie das Saitenspiel zu rühren
Er mit selt'ner Kunst verstehet,
Weiß er auch das Schwert zu führen!«

Doch von jenen schönen Tagen
Zeugen nur mehr öde Trümmer,
Welche in die Lüfte ragen,
Trauernd um den einst'gen Schimmer.
Mit den langverfallnen Scheiben
Schau'n sie nieder streng verdammend
Auf der Jeztwelt kraftlos Treiben,
Winzigenger Brust entflammend.

Längst ist jene Zeit vergangen,
Die ich stets so hoch verehret,
Kindisch wohl ist mein Verlangen,
Da sie niemals wiederkehret;
Doch in Liedes Klange webet
Täuschung mir in süssen Träumen,
Und mein Geist sich lustergebet
In der Dichtung Zauberräumen.

M. A. Buchbaur.

Die Entbehrlichkeit des Düngers im Landbau.

Der bayerische Eilbote, immer rührig, Lesern aus allen Ständen das Wissenswertheste aufzuspüren und mitzutheilen, sagt in Nro. 79: „Herr Bickes, der Entdeker des Geheimnisses, den Boden ohne Dünger anzubauen, hat die Güte gehabt, mir Folgendes zu berichten.

„In einer 4 Fuß tiefen Grube Rheinsand, worin voriges Jahr bereits Gerste und Haber gebaut war, stehen heuer Hanf, jezt, am 12. Juni 1843, 6 Fuß hoch; Gerste, über 5 Fuß hoch und Pflanzen, bereits 20 bis 25 Halme. Auf mittlerm, rauhem, steinigem Boden, der seit länger als 10 Jahren nicht gedüngt, und voriges Jahr, meistens an den nemlichen Stellen, dieselben Pflanzen hatte, stehen gegenwärtig: französisches und italienisches Raigras, 6½ Fuß hoch; weisser und rother Klee, 2 Fuß hoch (voriges Jahr gesäet); Luzerner, 3 Fuß hoch; schwedischer Luzern, 7 Fuß hoch (hat noch keine Blüte); Gerste hat noch keine Aehren, ist schon 4½ Fuß hoch und hat über 30 Aeste: Haber, 3 Fuß hoch, Blätter ¾ Zoll breit; Sommerweizen, 3½ Fuß, 1 Zoll breite Blätter; Fenchel, 5 Fuß und noch keinen Samen; römischer Kohl, 9½ Fuß hoch und noch nicht ausgewachsen; Kartoffel, 4 Fuß hoch. Salat, Erd-Beeren, Sauerampfer von auffallender Grösse, die Blätter des weissen, schwedischen Klee sind grösser, als die gewöhnlichen des rothen. Die Halme der Gerste und besonders des Weizens sind in der

Stärke eines Federkiels und die Stengel des römischen Kohls haben 2 Zoll im Durchmesser. Ferner findet sich auf den Gütern der Frau Herzogin v. Dalberg in Hernsheim Kohlsaat mit Gegenproben von ausgezeichneter Ueppigkeit. — So wirken die Reizmittel, womit die Welt hintergangen werden soll!! Franz Bickes."

Reserve-Getreidmagazine in Bayern.

Durch die allseitig landesväterliche Fürsorge Sr. Majestät des Königs wurden seit 1818 Reserve-Getreidmagazine in Bayern gebildet, die für alle Zukunft vollständig gehalten werden müssen, „damit der Staat auf ähnliche Ereignisse, wie solche in den Jahren 18$\frac{16}{17}$ und $\frac{17}{18}$ Statt gefunden, immer gefaßt und in den Stand gesezt werde, auf die Fruchtpreise nach Erforderniß der Umstände zum Wohl des Ganzen kräftig einzuwirken.

Diese Reserve-Getreidmagazine sind auf nach bezeichnete Weise in den Kreisen vertheilt:

	Weizen.				Korn.				Haber.		
	S.	M.	V.	S.	S.	M.	V.	S.	S.	M.	V.
Oberbayern	—	—	—	—	1480	—	—	—	—	—	—
Niederbayern	1228	2	—	—	7218	1	2	—	—	—	—
Oberpfalz	—	—	—	—	4557	3	—	—	—	—	—
Oberfranken	—	—	—	—	1484	5	3	$2\frac{1}{4}$	—	—	—
Mittelfranken	—	—	—	—	6288	1	3	$2\frac{1}{2}$	—	—	—
Unterfranken	—	—	—	—	2029	4	—	3	—	—	—
Schwaben	—	—	—	—	11095	3	1	—	6073	3	3
Summa	1228	2	—	—	34154	1	3	—	6073	3	3

Ausser diesen Staats-Reservemagazinen bestehen ferner auch noch bei mehreren grösseren Kommunen **bedeutende** Reservemagazine; so z. B. nur allein bei der Kommune Nürnberg gut konservirte Kornvorräthe im Gesammtbetrag von über 8000 Schäffel, zu dem Behufe, um die Gemeinde vor Mangel und Theurung zu schüzen.

Pakt ein, wucherische Spekulanten: es kommt nicht mehr dahin, wo ihrs gern haben möchtet!

Lebendige Heken.

Auf eine **zwekmässige Wahl der Hekenpflanzen** kommt sehr viel an, und es lassen sich manche Fälle anführen, in welchen die Hoffnung des Landwirths ganz getäuscht worden ist, besonders wenn er in hohen Lagen viele Arbeit und Unkosten angewendet hatte, um Hagedornheken zu ziehen, die nach mehrjähriger Wartung und Pflege ihn die Erfahrung machen liessen, daß sie sich für solche rauhe Regionen gar nicht schiken. An solchen Orten kann man dagegen in kurzer Zeit gute Heken aus Buchen, Birken, Lärchenbäumen und aus der Baumweide (Salix alba) ziehen. Dergleichen Hekenpflanzen sind einzig und allein in Gebirgsländern oder auf kalten nassen Boden anzuwenden; die 3 erstgenannten eignen sich für trokenen Boden, und die leztere, so wie auch Pappeln, für nassen oder sumpfigen Boden. In den Niederungen dagegen und in den tiefer gelegenen Theilen der Hochlande schikt sich der Hagedorn für trokenen oder mässig trokenen Boden am Besten, besonders für die verschiedenen Arten der lehmigen, sandigen oder kiesigen Länderei; für thonigen, oder kalten nassen Boden eignet sich die Buche, Birke, Pappel, Weide und die Erle ganz vortrefflich, für die kältesten, nässesten und sumpfigsten Theile eignet sich die Birke, die Pappel, die Erle und die Baumweide, und für den schweren Thon-Boden die Buche, die Schlehe ꝛc.; der Haselstrauch, der Hagebutterstrauch und die Eberesche, so wie alle verschiedenen, bis jezt bekannten Arten der Waldbäume, kommen gut in trokenem Boden fort und lassen sich zu Heken in Niederungen sehr gut benüzen; wenn man aber eine dieser Baumarten zu obigem Zwek anwendet, so muß es, wo möglich, ohne alle Vermischung geschehen. Selten wird ein Boden, wie gut er auch sonst sey, Pflanzen von entgegengesezter Natur in ihrem Wachsthume gleich günstig seyn. Schon deßhalb werden sie ein ungleiches Wachsthum haben, wodurch die Heke fehlerhaft und lükenhaft werden wird. Dergleichen Uebelstände nehmen aber bei dem ungleichmässigen Wachsthum der Pflanzen mit der Zeit immer mehr zu, werden jeden Tag sichtbarer und in ihren Folgen fühlbarer; denn die Pflanzen, die einmal das Uebergewicht über die andern erhalten haben, werden es auch fortwährend behaupten und die schwächeren nicht allein beschatten, sondern sie sogar der Sonne und der Luft, wie auch der Nahrung berauben. Ausser diesen Rüksichten gibt es noch eine

andere von eben so grossem, ja vielleicht noch grösserem Gewichte, davon wir hier Erwähnung thun müssen. Der Boden sey, z. B. dem Wachsthum aller Pflanzen, aus welchen man die gemischte Heke gebildet hat, gleich günstig, so gibt es doch gewisse Pflanzen, welche dem Wachsthum anderer höchst schädlich sind, wenn sie in ihre unmittelbare Nähe gepflanzt werden: Epheu und Geisblatt z. B. werden jederzeit, wenn sie mit Dornen oder andern Pflanzen in einer Heke vermischt werden, diejenigen Pflanzen vertilgen, an welchen sie emporklettern; ja sogar das Moos, welches einer der schlimmsten Hekenfeinde ist, bringt nicht solche Gefahr oder einen so sichern Untergang der Heken-Pflanzen. Selbst die verschiedenen Arten der Hagebutten, der Waldrebe, des Brombeerstrauchs, der Zaunrübe, so wie das Klebkraut (Galium apaime) ꝛc. haben dieselben Wirkungen und verursachen immer in dem Theile der Heke, in welchem sie wachsen, durch Unterdrükung der andern Pflanzen eine Lüke. L.

Der Schuzgeist.

(Schlus.)

Wenige Tage nachher feierte man ihr Hochzeitfest. Ihr Gemahl that Alles, um einen verborgenen Gram, den er zu spät gewahr wurde, durch Liebe und Aufmerksamkeit aus ihrer Brust zu tilgen; indessen der arme Philipp sich in tausend Geschäfte und Zerstreuungen stürzte, bald auf der See herumschwärmte, und bald auf dem Lande durch unruhige Thätigkeit sein widerspenstiges Herz zu betäuben suchte. Er schrieb oft an seine Schwester, und versprach ihr, sie abzuholen, sobald er es über sich gewinnen könne, einen festen Wohnplaz zu wählen; so lange aber die schuldlose Liebe dem bösen Gewissen die Geisel abborge, und ihn rastlos umhertreibe, so lange halte er es für Bruderpflicht, sie der sichern Freistatt nicht zu entreissen. Ihrer Freundin erwähnte er selten.

„Der Schuzgeist“, schrieb er einst, „der von meinem Schiffe herabweht, ist von seiner Schöpferin doch nur mit beschränkten Kräften ausgerüstet worden; er wacht über Alles, was ausser mir nur vorgeht; er geleitet mich glüklich in und aus dem Hafen; er gebietet den Wellen und zähmet die Sturmwinde; — aber um Das, was **in mir** tobt, bekümmert er sich wenig. Mein Herz ist den Stürmen Preis gegeben — meine Ruhe ist ein Spiel der Wellen, einer unseligen Leidenschaft.“

Franziska schwieg und grämte sich. Ihre blasse Wange wurde bleich, das Feuer ihres Auges erlosch allgemach; sie kränkelte wie ein Veilchen, dem Thau und Schatten mangelt. Ihr Gemahl war untröstlich darüber, und nachdem er vergebens jede Zerstreuung aufgeboten, jedes Mittel erschöpft hatte, schlug er ihr vor, ihm auf einige Zeit nach der Bay von Samana zu folgen, um zu versuchen, ob die Veränderung der Luft nicht vielleicht eine günstige Wirkung hervorbringen werde. Diese Bay liegt im spanischen Antheil von St. Domingo, und Herr de Royer hatte daselbst eine neue Pflanzung angelegt, die seine Gegenwart von Zeit zu Zeit erforderte.

Franziska willigte gern in diese Reise, theils aus Gefälligkeit, theils weil sie wirklich von den neuen Gegenständen wohlthätige Zerstreuung hoffte. Der Vater, so schwer es ihm wurde, sich von seinem einzigen geliebten Kinde zu trennen, billigte den Entschluß, segnete seine Tochter, und bat sie, gutmüthig scherzend, ihm aus der Bay von Samana einen Enkel aufzufischen. Von ihrer getreuen Babet begleitet, schiffte sie glüklich nach dem neuen Wohnplaz, und der Segen ihres Vaters schien in Erfüllung zu gehen, denn bald nach ihrer Ankunft fühlte sie sich schwanger. Das Entzüken ihres Gemahls war grenzenlos; er feierte diese frohe Botschaft durch ein ländliches Fest, an welchem er zwölf treue Neger zu den Füssen seiner Gattin führte, die ihr für die erhaltene Freiheit danken mußten.

Solche Züge gingen bei Franziska nicht verloren. Sie lernte ihren Gemahl täglich höher schäzen; der Gedanke an die frohe Aussicht, Mutter zu werden, theilte nach und nach ihre einsamen Stunden mit dem schwermüthigen Gedanken an Philipp. Je näher die Zeit ihrer Entbindung heran rükte, je fester fühlte sie sich an das Leben gekettet, und die kleinste Bewegung des ungebornen

Kindes machte ihr unaussprechliche Freude. Als endlich der erseufzte Augenblik da war; als der Säugling an ihrer Brust lallte, und die Freuden-Thräne der zärtlichen Mutter sich mit der des glüklichen Vaters mischte; da trat Philipps Bild hinter einen Schleier, aus neuen Pflichten und neuer Liebe gewebt.

Die Gesundheit des edlen Weibes war nun völlig wieder hergestellt. Sie reichte ihrem Kinde selbst die erste Nahrung, und ihr Körper genoß den wohlthätigen Einfluß, den die Natur mit der Erfüllung dieser Mutterpflicht verbunden hat; sie war blühender, und fühlte sich stärker als jemals. Als der kleine Franz ein Alter von drei Monaten erreicht hatte, konnten seine Eltern den Bitten des Großvaters nicht länger widerstehen, der den Enkel an sein Herz zu drüken wünschte. Sie machten Anstalten, die Bay von Samana zu verlassen. Herr de Royer ließ zu diesem Endzwek eine leichte Gorbette in segelfertigen Stand sezen, und sandte alle seine Leute und Gepäk in einem schweren Fahrzeug voraus.

Während dieß geschah, scheiterte ein kleines englisches Fahrzeug an der Küste, dessen Mannschaft sich jedoch glüklich ans Land rettete. Die Schiffbrüchigen wandten sich an Herrn de Venier, Kapitän eines französischen, zum Auslaufen fertigen Schiffes, mit der Bitte, sie an Bord zu nehmen, und nach Kap Francois oder Monte Christo zu bringen. Da er aber bereits zu viele Mannschaft am Bord hatte, so ersuchte er Herrn de Royer, wenigstens zwei davon in seiner Gorbette aufzunehmen. Der menschenfreundliche Mann bewilligte es, mit Aufopferung seiner eigenen Bequemlichkeit, denn er mußte, um des engen Raumes willen, einen getreuen Neger, der ihn bediente, zurüklassen. Er sprach mit den beiden Engländern, deren einer sich Kapitän John, und der andere Young nannte; er versorgte sie mit Wäsche und Kleidern, und sie gelobten dankbarlich, ihm unterwegs Hülfe zu leisten. Herr de Royer nahm noch zwei gemiethete französische Matrosen an Bord, und ging im März 1766 unter Segel.

Sie fuhren einige Tage mit günstigem Winde an der Küste hin, bis sie zu einer spanischen Pflanzung gelangten, die einem gewissen Manuel Borger zugehörte. Hier baten die Franzosen, sie ans Land zu sezen, da die beiden Engländer, als erfahrne Seeleute, vollkommen im Stande wären, das kleine Fahrzeug allein zu regieren, sie aber bei jenem Spanier ein längeres Unterkommen hofften. Herr de Royer, der während der verflossenen Tage Zeuge von der Geschiklichkeit der Engländer gewesen war, ließ sich beschwazen, verabschiedete die Franzosen, und sezte seine Reise fort.

Am andern Abend warfen sie den Anker zu Grigri, eine Meile oberhalb Porto Plata, an der nördlichen Küste von St. Domingo; sie assen am Lande, ohnweit einer spanischen Pflanzung, wo man gewöhnlich Erfrischungen einzunehmen pflegt. Nach Tische bestreuten sie den obern Theil der Cajüte mit Palmblättern, zogen ein Segel darüber und breiteten eine Matraze aus, welche dem Kinde, der Mutter und der Freundin zum Nachtlager dienen sollte. Franziskas Gemahl lagerte sich zu den Füssen seiner Gemahlin, und die beiden Engländer schnarchten im Vordertheile des Fahrzeugs.

Gegen 4 Uhr des Morgens wurde Franziska durch einen starken dumpfen Schlag gewekt, der das Bett ihres Gemahls zu treffen schien; zugleich hörte sie ihn vernehmlich stöhnen. Bebend fuhr sie in die Höhe, und rief: Babet! um Gottes Willen! — Doch ehe noch Babet sich ermuntern konnte, trat John, mit Blut bespritzt vor ihr Bett, und drohte ihr mit aufgehobener Axt, sie auf der Stelle zu ermorden, wenn sie einen Laut von sich geben, oder es wagen würde, das Segeltuch wegzuschieben, welches ihr den schreklichen Anblik verbarg. Mit funkelnden Augen verließ er sie; der eine zog die Segel auf, der andere sezte sich an das Steuerruder, und sie suchten, wie die Folge bewies, den Weg nach New-York.

Mit Anbruch des Tages war das Fahrzeug schon weit in der offenen See, und nun erhielten die zitternden Weiber Erlaubniß, aufzustehen. Franziska wankte hervor — Gott! welch ein Anblik! man hatte so eben den blutigen Leichnam ihres Gemahls über Bord geworfen, er schwamm noch auf dem Wasser. Die arme Wittwe sank kraftlos

zu Boden; die Unmenschen spotteten ihrer. Mit dem Dolch in der Faust trat John vor sie, und forderte die Schlüssel zu den Kasten und Koffern. Er durchsuchte Alles, nahm aber nur das baare Geld, und gab ihr die Schlüssel zurük.

Den ganzen Tag überließ man sie ruhig ihrem Schmerze. Das Fahrzeug segelte mit frischem Winde, Franziska wußte nicht wo sie war, Himmel und Meer umgaben sie.

Welcher Pinsel malt die Leiden der Nacht, die auf diesen Tag folgte! — Verlassen von jeder Hülfe; in der Gewalt der Mörder ihres Gatten, dessen Blut noch den Boden neben ihr färbte; zitternd vor Mißhandlungen ihrer Ehre; zitternd vor dem Leben ihres Kindes — ach! noch nie waren so mannigfaltige Leiden in den Zeitraum einer Frühlingsnacht zusammen gepreßt worden! —

Mit der ersten Morgenröthe traten die Räuber vor ihr Bett. „Dein Schluchzen und Wimmern", sprachen sie, „geht uns zu Herzen. Wir sind nicht weit von Kap Francois entfernt. Willst du, so soll einer von uns Dich in dem Boote dahin geleiten."

Ohne zu bedenken, daß dieser Vorschlag Leuten unmöglich Ernst seyn konnte, die, mit einem ungeheuern Verbrechen belastet, den Ort fliehen mußten, wo die gerechte Rache ihrer harrte; ohne zu bedenken, daß sie bereits drei Tage in offner See herumschwärmten, und folglich unmöglich so nahe bei Kap Francois seyn konnten; gehorchte Franziska nur dem Wunsche, diesen Mördern zu entfliehen, und willigte hastig ein. Der Kahn war, nach Art der amerikanischen Piroguen, sehr klein, und aus einem einzigen hohlen Stamm verfertigt; aber keine Gefahr schrekte sie. Sie ergriff ein kleines Bündel mit Wäsch, und that gern Verzicht auf ihre übrigen Habseligkeiten, die der Kahn nicht zu fassen vermochte. John warf selbst einen schlechten Strohsak, etwas Zwiebak, einen Krug mit süssem Wasser, einige Eier und ein wenig gesalzenes Schweinefleisch in die Pirogue, durchsuchte nochmals die Taschen der armen Wittwe, raubte ihr einige Kleinigkeiten von Werth, und stieß sie dann nebst Babet hinab in den Kahn. Mit Ungeduld erwarteten sie, daß einer der Mörder nachspringen sollte, um das elende Fahrzeug zu regieren; aber plözlich hieben die Barbaren das Thau entzwei. Young faßte das Steuerruder, John richtete die Segel, die Gorbette entfernte sich schnell, und die Unglüklichen wurden Wind und Wellen überlassen. — Starres Entsezen ergriff die jammernde Mutter; sie hob ihre Hände zu den Mördern ihres Gatten empor, und beschwor sie, sich des unschuldigen Kindes zu erbarmen — aber mit jedem Augenblike vergrösserte sich der Raum, der sie von dem Schiffe trennte.

Schon verhallte ihre Stimme ungehört — sie konnte nicht mehr schreien — sie suchte die Worte durch bittende Geberden zu ersezen — vergebens! die Mörder schwanden aus ihren Augen.

Franziska sank in Ohnmacht. Das Kind wimmerte an ihrer Brust; es suchte Nahrung und fand sie nicht; es suchte Wärme und verkroch sich in einen erstarrten Busen. Die Nacht brach herein. Die Gefahr stieg mit jeder Minute. Der Wind wurde stürmisch, die Wellen tobten, und jeder Augenblik drohte den elenden Kahn zu verschlingen. Eine hohe Welle bedekte sie, riß den Zwiebak mit sich fort, stürzte den Wasserkrug um, und beraubte sie ihrer lezten Hoffnung.

Welch eine Nacht! welch ein Hin = und Herschleudern zwischen Todesangst und Muttersorge! Babet, die schwache Babet, ergriff das Ruder, und da sie zuweilen bei kleinen Wasserspazierfahrten aus Schäkerei gesteuert hatte; so kam ihr diese geringe Uebung jezt zu statten, und sie brach manche Welle, die das Boot verschlungen haben würde.

Die Morgenröthe erschien, und mit ihr legte sich der Sturm; das war aber auch der einzige Trost, den Aurora ihnen zulächelte. Noch immer begrenzte Wasser und Himmel ihre ängstlich spähenden Blike; jede Minute ihres verlängerten Lebens glich einem Wunder. — So kämpften zwei zartgebaute Weiber und ein schwacher Säugling, sieben Tage und sieben Nächte mit Wind und Wellen, jeder rauhen Witterung ausgesezt; von Regen durchnäßt; von der Kühle der Nacht erstarrt; von der brennenden Mittagssonne gestochen; durch immerwährende Todesangst gepeinigt; ohne Wasser; ohne andere Lebensmittel, als die wenigen

Eier, und etwas gesalzenes Fleisch. Franziskas Kräfte nahmen stündlich ab; ein Blik auf das wimmernde Geschöpf an ihrem Busen, erhielt allein noch den schwachen Lebensfunken. Die Mutter Natur erbarmte sich der hülflosen Mutter, und unterstüzte sie über alle Erwartung. Bis zum sechsten Tage war noch immer Nahrung für den Säugling in ihrer Brust; aber endlich versiegte auch diese Quelle, und in der Nacht auf den siebenten Tag brachte das Stöhnen des hungernden Kindes die arme Franziska zur Verzweiflung. Sie beschloß zu sterben, aber auch sterbend noch einen Beweis ihrer mütterlichen Zärtlichkeit zu geben; sie wollte sich eine Ader öffnen, und das Kind mit ihrem Blute tränken; sie würde diesen durch Geisteszerrüttung erzeugten Gedanken auf der Stelle ausgeführt haben, wenn die Dunkelheit der Nacht sie nicht abgehalten hätte. Sie wiegte das schreiende Kind auf den kraftlosen Armen, und sang ihm mit schwacher Stimme den Trost zu, daß es bald in der Mutter Blut seinen Durst löschen sollte. Erschöpfung und Hunger betäubten endlich Mutter und Kind, sie sanken beide in einen Zustand, der der Ohnmacht ähnlicher war, als dem Schlummer.

Babet lag auf ihren Knieen und weinte und betete, auf das Ruder gestüzt, welches sie nicht mehr zu regieren vermochte. — Der siebente Tag brach an — eine freundliche Morgenröthe schimmerte auf den Wellen. — Als der Sonnenrand über das Meer trat, schaute Babet auf — und siehe, ein Schiff schwankte in geringer Entfernung vorüber.

Ein Schiff! Ein Schiff! kreischte sie den Schlummernden zu. — Franziska schlug die Augen auf — erblikte das schwellende Segel — vergaß ihre Ohnmachten, hielt den Säugling hoch in die Luft, und schrie Hülfe! Hülfe! — Babet riß das Tuch vom Busen, band es schnell an das Ruder, und ließ es in den Wind flattern. Es währte lange, ehe man vom Schiffe diese Zeichen gewahr wurde: ihre Angst war unaussprechlich. — Doch endlich — o Gott! wer malt das Entzüken dieses Augenblikes! — endlich wird eine Flagge aufgezogen, und das Schiff wendet sich. Die beiden Freundinnen sinken einander stumm in die Arme, und finden wieder Thränen in den hohlen vertrokneten Augen. — Immer näher und näher schwankt das Schiff, immer kleiner und kleiner wird der Raum, der das Boot von ihm trennt. Jezt treibt ein leichter Windstoß es dicht unter seinen Bord — Franziska hebt die Augen auf — und siehe, der Schuzgeist mit dem Vergißmeinnicht lächelt auf sie herab. Zu gleicher Zeit tönt ein Schrei des Entsezens vom Schiffe; ein Mann will sich in die Wellen stürzen — drei Matrosen vermögen kaum den Wahnsinnigen zurük zu halten — Franziskas Name durchschneidet die Lüfte! — Ein ausgesleztes Boot nähert sich; man trägt sie die Schiffsleiter hinauf, und legt sie mit geschlossenen Augen in Philipps Arme. — So lohntest du, Liebe! alle Martern der Vergangenheit, indem du den treuen Jüngling zum Retter der Geliebten erkorst.

Franziskas Erwachen — Philipps Entzüken sind keine Gegenstände der Kunst. Das Schiff ankerte bald nachher auf der Rhede von Neu-Orleans, wo Franziska die beglaubigte Erzählung ihrer Leiden im Gerichtshof von Louisiana niederlegte. Man sandte ihre Aussage sogleich nach New-York; die Mörder ihres Gemahls wurden streng verfolgt; aber es sey nun, daß sie den Tod in den Wellen gefunden, oder falsche Namen angenommen, man hat nie wieder etwas von ihnen gehört.

Sobald Mutter und Kind sich erholt hatten, führte Philipp sie selbst in die Arme des wakern Greises, den die Angst um seine Tochter auf das Krankenbette geworfen hatte. Die Freude, seinen Enkel zu umarmen, und Franziskas Hand in die Hand seines Pflegesohnes zu legen, war die lezte, die das Schiksal ihm hienieden aufgespart hatte. Er hinterließ Philipp Renaud als den Erben seiner Reichthümer, seiner Redlichkeit, und des stillen häuslichen Glüks, welches sein kostbarster Schaz gewesen war.

Babet theilte die Liebe und den Wohlstand ihres Bruders, und war die zweite Mutter seiner Kinder. Jede Bewerbung wies sie von sich, denn sie liebte nur Einmal. Noch im Alter kostete ihr diese Liebe manche Thräne, als sie erfuhr, daß Lauraguais unter Robespierres Tyrannei den Tod gefunden hatte.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der bayerische Eilbote gibt folgende Definition des Wuchers: »Wucher ist unsers Dafürhaltens ein Aufkaufen des Getreides zur Zeit des Mangels oder des zu befürchtenden Mangels bei zweideutiger Witterung zum Zweke der Preissteigerung und selbstsüchtigen Gewinnes auf Kosten der Bevölkerung. Der Kornwucherer verläßt sein sonstiges Gewerbe und spekulirt auf das Elend von Tausenden! Mag einer spekuliren und Geld zu verdienen suchen, in was er will, er kann ein rechtlicher Mann seyn und bleiben, gleichviel, ob er bei seinen Spekulationen gewinnt oder verliert. Wer aber die Noth und das Elend seiner Mitmenschen zum Ziele seiner Spekulationen macht, wer zu den Zeiten des Mangels durch Aufkauf des Getreides das Stükchen Brod des Armen noch mehr verkleinert, der ist ein Wucherer, und hat nach unserer Meinung auf das Prädikat eines rechtlichen Mannes keinen Anspruch, und neben der wohlverdienten Verachtung der Mitwelt wird seinen Nachkommen der fluchbeladene Gewinn seines Handels keinen Segen bringen.

Handweberei.

In Lyon hat man gefunden, daß auf Seidenzeugen die zarteren Farben wie Blaßrosa, Blaßblau und namentlich Weiß sich viel schöner herausstellen, wenn sie von Handwebern auf dem Land gefertigt sind, als es mit den besten Maschinen möglich ist. Demzufolge ist man, was jene Farben betrifft, von der Maschinenweberei abgegangen, so daß jezt viele betriebsame Familien in der Gegend von Lons-le-Saulnier, deren Webstühle lange gefeiert hatten, wieder reichliche Beschäftigung finden.

In Paris ist eine Karrikatur erschienen, welche den Astronomen Arago der dortigen Sternwarte, welcher bekanntlich nicht der erste war, der den Kometen bemerkte, im Bette schlafend vorstellt, während der Komet das Teleskop auf ihn richtet und den Astronomen observirt.

Rath für Weiber.
(Nach dem Englischen.)

Bleibt zu Hause, wie die Schneke,
Mädchen, Wittwe, Frau!
Aber tragt nicht, wie die Schneke,
Was Ihr habt, zur Schau.

Sprecht bedeutend, wie die Gloke,
Zeitgemäß, bestimmt!
Aber lärmt nicht, wie die Gloke,
Daß man's weit vernimmt.

Seyd dem Frager, wie das Echo,
Dienstlich fort und fort.
Aber habt nicht, wie das Echo,
Stets das lezte Wort!

Worträthsel *).

Ein Ding, es hat drei Glieder,
(Tres faciunt collegium;
O weh! hier nicht, wie dumm!)
Das ist euch sehr zuwider.
Sezt nur das erste Glied ein wenig ab,
So habt ihr dann die allerschönste Gab'
Für einen guten Winterfreund,
Der's Ganze nicht in sich vereint.

444.

*) Der Erste, der es löset, erhält ein werthvolles Buch als Preis.

Der deutsche Pilger durch die Welt.
Kalender u. Volksbuch für alle Länder deutscher Zunge.

Stuttgart. Hallberger'sche Verlagshandlung.

Von diesem Werke, herausgegeben von einer Gesellschaft namhafter deutscher Gelehrter und Schriftsteller, z. B. Leopold Schefer, Ludwig Storch, Dr. Duttenhofer, Lewald rc. rc., sind bis jezt zwei Jahrgänge (1842 und 1843) erschienen. Der allgemeine Beifall, dessen sich beide unter allen Ständen und in allen Gegenden Deutschlands zu erfreuen hatten, ist gewiß die sicherste Bürgschaft für des Werkes innere und äussere Vortrefflichkeit, welche ihm auch zuverlässig einen recht langen erfolgreichen Bestand sichert. Durch den allseitig gemeinnüzigen sowohl, als für Jedermann belehrend unterhaltenden Inhalt, so wie durch die anziehende artistische Ausstattung verdient dieser Kalender im wahrsten Sinne des Wortes den Namen eines »Volksbuches für alle Länder deutscher Zunge«, und er dürfte auch wegen seiner grossen Reichhaltigkeit und wegen des in Ansehung seines bedeutenden Umfanges beispiellos billigen Preises von 54 Kr. vor allen andern, mitunter ebenfalls trefflichen, sogenannten deutschen Volkskalendern und Volksbüchern vorzugsweise zu empfehlen seyn.

Die k. k. oberste Hof-Post-Verwaltung in Wien hat den bis jezt hier und dort zu hoch genommenen Pränumerationspreis für dieses Blatt nunmehr durch die ganze österreichische Monarchie bei allen löbl. Postämtern gleichmässig auf jährlich 1 fl. 40 kr. C. M., jedoch ohne Einrechnung der gewöhnlichen Expeditions- und Nebengebühren, wo solche bestehen, herabgesezt. Da nun diese nicht überall, und wo sie bestehen, nur in unbedeutenden Ansaz kommen, der fixe Pränumerationspreis aber zu nur 1 fl. 40 kr. für ein ganzes Jahr wahrlich nicht mehr billiger seyn könnte, so glauben wir auf einen ansehnlichen Zuwachs neuer Abnehmer rechnen zu dürfen, und haben in diesem Antrage auch die bisher gedrukte Auflage bereits erhöht. — Noch ist zu bemerken, daß das k. k. Aerarial-Gränzpostamt Salzburg auf diese neue Bestimmung die Hauptspedition für die Gesammtstaaten Oesterreichs übernommen, und also alle k. k. löbl. Postämter ihren Bedarf von dort zu bestellen haben, auch durchaus Gleiches für die anderen zwei Frauendorfer Blätter gelte. — Die Redaktion.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 31. 4. August 1843.

Ueber Juden-Reform, u. s. A.

„Concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur."

Kaum hatten wir aus öffentlichen Blättern die erfreuliche Nachricht vernommen, daß sich in Frankfurt am Main für die Tendenz der Juden-Reform ein eigener Verein, vertrauend auf nachkommende Filial-Verbündnisse in den verschiedenen Staaten Deutschlands, konstituire; so lesen wir schon wieder eine eben so edel philantropische Idee in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nro. 190, S. 1483 vom 9. Juli unter dem Titel: „Eine Quelle mehr für Deutschlands Wohlstand." Da man sich nun von allen Seiten bestrebt, sowohl den geistigen, wie auch den physischen Boden immer und mehr einer nur immer möglich höchsten Kultur zuzuführen, und so die Idee vom neuen Himmel und von der neuen Erde bei Offb. 21, 1., eben so religiös, unsittlich, als vernünftig-verständig zugleich, und weislich nach Festina lente! zu entwikeln, und mit ruhiger, sich allmählig entfaltender kluger Besonnenheit, dabei gebend dem Kaiser und Gott mit Freuden, was des Kaisers, und was Gottes ist; so glaube ich der guten Sache zu dienen, wenn ich bei diesen wahrhaft höchst angenehmen Veranlassungen folgende Inserate aus den Jahren 1839 et 1842 in dieser Zeitschrift auffindig, ergeben, zurük erinnere: Die Emanzipation der Juden. Der Vorbauungs-Assekuranz-Verein. —

Hiebei bemerke ich nur noch, daß schon anno 1833 und resp. als kleiner Nachtrag zu einem grössern Artikel des damals dem bayerischen Beobachter beigegeben gewesenen Konversations-Blattes, mit der Bezeichnung: „Unerwartet, aber erwünscht", und auch wieder in dieser Zeitschrift, Etwas über Juden-Reform betreffend, enthalten war. — (Klagl. Jerem. 4, V. 20).

Bei dieser Gelegenheit kann ich den schon mehrmalen in diesen Blättern ausgedrükten Wunsch abermals nicht unterdrüken, daß uns Deutschen Gott auch einmal einen Mann senden wolle, zu dem wir, wie einst Pharao zum egyptischen Joseph rufen können: „Du bist der Heiland der Welt!" (1. Moses. 41, 45. in Ulenbergs Bibel v. J. 1666) und welcher Mann anpassende Mittel ausfindig macht, Diejenigen zu erleichtern, welche bereits durch Eisen-Bahnbauten in Schaden gekommen sind, oder noch weiters darin kommen werden. —

Anwendung gläserner Röhren bei Brunnen.

In Oesterreich ist den Beamten auf der gräflich Dietrichsteinischen Glas- und Spiegelfabrik bei Protiwanow Th. Höcker und J. Schön ein Privilegium auf die Anwendung gläserner Röhren bei Brunnen ertheilt worden, über welche Erfindung die Privilegieninhaber im Innerösterreichischen Industrie- und Gewerbeblatt folgendes Nähere veröffentlichen:

„1. Als Brunnenröhren werden drei Schuh lange, oder auch längere, zwei oder auch mehrere Zoll im innern Durchmesser des Hohlraumes haltende, ein Viertelzoll in der Glasmasse starke, nach Umständen aber auch stärkere Glasröhren angewendet, die, an ihren Enden genau abgeschliffen, an einander gestellt, an dem Berührungspunkte mit

gewöhnlichem Wasserkitt umstrichen, mit einem drei Zoll breiten eisernen Ringe umgeben, und zwischen demselben und dem Glasrohre verkeilt, an senkrecht an einander gestellte drei Zoll starke, zwei Klafter lange, nach Umständen und Nothwendigkeit auch kürzere oder längere Pfosten, die mittels Stäben an die Brunnenterrasse angemacht werden müssen, durch hölzerne, an diese Pfosten angeschraubte Baken befestiget, und wie es sich von selbst versteht, nach der Tiefe des Brunnens verlängert, zum Herauffördern des Wassers aus demselben benüzt werden. 2. Der zu dieser gläsernen Pumpenvorrichtung nöthige Pumpenstiefel ist gleichfalls aus Glas, hat 4 Zoll im Durchmesser des inneren Hohlraumes, aber den nach unten zu stellenden Rand etwas trichterförmig ausgebogen, den obern Rand aber eben so, wie es bei den Glasröhren der Fall ist, abgeschliffen, ist jedoch an diesem mit einem aus Glasmasse bestehenden Randwulst von ungefähr ½ Zoll versehen, wo er mittels zwei eisernen Ringen und zwei Schrauben an die Glasröhren befestigt wird. 3. Das Herausschaffen des Wassers durch die gläsernen Röhren geschieht mittels einem gewöhnlichen Hebwerke und zwei Ventillen aus Messing, jedoch in der Art, daß das eiserne Hebgestänge ausserhalb und neben den gläsernen Röhren angebracht ist, und in dem oben erwähnten, zur Festhaltung dieser Röhren bestimmten, an die Pfosten festgeschraubten hölzernen Balken sich bewegt, woraus sich ergibt, daß im Innern der gläsernen Röhren ausser den zwei Ventillen durchaus keine metallene Vorrichtung besteht. 4. Der Auslauf für das Wasser aus den Röhren wird gleichfalls mittels einem gläsernen gebogenen Rohre von demselben Durchmesser, den die Röhren haben, welches an dieselben auf die oben beschriebene Art befestiget ist, bewerkstelliget. 5. Die Verfertigung der gläsernen Röhren geschieht auf die in den Glashütten zur Herstellung der Hohlgläser übliche Weise, nur wird als Flußmittel blos allein entweder Pottasche oder Glaubersalz, keineswegs aber als Zusaz Arsenik angewendet."

„Der Zwek dieser gläsernen Pumpenvorrichtung ist, damit ein durchaus reines Brunnenwasser, welches bei hölzernen oder metallenen Röhren gewöhnlich einen Nebengeschmak erhält und Metalltheile aufgelöst enthält, aus dem Brunnen geschöpft werden kann; wobei überdieß auch noch der Umstand eintritt, daß die Herstellung einer derlei gläsernen Pumpenröhrenvorrichtung im Vergleiche zu den gewöhnlichen hölzernen oder metallenen Pumpenröhren mit geringeren Kosten verbunden, sohin wirthschaftlicher ist."

Ueber den absoluten Werth der gebräuchlichsten Holzarten.

Gaylussac und Thénard haben durch genaue Untersuchung verschiedener Holzarten dargethan, daß die reine Holzfaser bei jeder Baumart gleich ist, und der Unterschied des Brennwerthes, so wie die spezifische Schwere lediglich in den mannigfachen Verbindungen zu suchen ist, von welchen dieselben durchdrungen sind, als harzölige Stoffe, Salze u. s. w.

Unter Leitung des so hochverdienten Professor Liebig haben die Herren Schöller und Petersen durch eine Reihe der mühevollsten Versuche den eigenthümlichen Brennwerth der verschiedenen europäischen Holzarten ermittelt, welches um so dankbarer anzuerkennen ist, als dadurch eine schon längst fühlbare Lüke in der Forstchemie ausgefüllt wird.

Sie verbrannten zu diesem Behufe stets 100 Theile vollkommen trokenen Holzes, und berechneten aus der Menge von Sauerstoff, welcher sie zur vollkommenen Verbrennung des Holzes bedurften, den Brennwerth, wobei jedoch auf die Bestandtheile, aus welchen die Hölzer bestehen, Rüksicht genommen werden mußte, indem bei mehreren Hölzern die darin enthaltene Wasserstoffmenge einen mächtigen Einfluß bei dem Verbrennungsprozeß ausübt.

So gibt das Lindenholz, das Fichten- und Kiefernholz eine lebhaftere Flamme, schnellere und intensivere Hize, leichtere Kohle als Eiche und Buche, was seinen Grund in der grossen Wasserstoffmenge hat, welche diese Hölzer besizen, und folglich mehr Sauerstoff zum Verbrennen bedürfen, daher auch bei diesen Feuerungen ein starker Luftzutritt erforderlich. Deßhalb eignen sich diese

Hölzer auch besser zu Feuerungen, welche einen hohen Hizgrad verlangen, als Porzellan- und Glas-Oefen, wo in den gemauerten Oefen die starke Masse, aus welcher sie bestehen, die schnelle Hize rasch aufnimmt und nach und nach zurükgibt, wenn gleich die wenig zurükbleibende Kohle nicht lange erhalten werden kann.

Anders verhält es sich bei den wasserstoffarmen Hölzern; sie geben eine weniger lebhafte Flamme, aber eine desto grössere Menge Kohle, welche durch ihre strahlende Hize eine dauernde Wärme hervorbringt; darum eignen sich dieselben auch mehr zur Feuerung in der Küche, zu eisernen Oefen, und sind den vorigen zu diesem Behufe vorzuziehen.

Von der in dem Holze enthaltenen Wasser-Stoffmenge hängt die nach dem Verbrennen zurükbleibende Kohle ab; indem der Wasserstoff mit der Kohle Kohlenwasserstoff bildet, bringt er die schnelle Hize und lebhafte Flamme hervor, und verbrennt daher grossentheils, ohne viel Kohle zu hinterlassen. Umgekehrt ist es bei den wasserstoffarmen Hölzern, als Buche, Eiche u. s. w.; sie geben beim Verbrennen eine kurze, wenig lebhafte Flamme, hinterlassen jedoch viele Kohle, und diese ist es, welche durch ihre strahlende Wärme diesen Hölzern den meisten Werth gibt.

Eichenholz steht in dieser Beziehung unter der Buche.

Folgende Zusammenstellung gibt einen Ueberblik des Gesagten; den Anfang machen diejenigen Hölzer, welche viel Flamme, rasche und intensive Hize geben und wenig Kohle hinterlassen, die lezteren hingegen viel Kohle bei langsamen Verbrennen.

1. Tilia europaea, Linde.
2. Ulmus suberosa, Korkulme.
3. Pinus Abies (Abies excelsa), Rothtanne, Fichte.
4. Pinus Larix, Lärchenbaum.
5. Aesculus Hypocastanum, Roßkastanie.
6. Buxus sempervirens, Buchsbaum.
7. Acer campestre, gemeiner Ahorn.
8. Pinus sylvestris, Kiefer, Föhre.
9. Abies pectinata, Edeltanne, Weißtanne.
10. Populus nigra, gemeine Pappel.
11. Pyrus communis, Birnbaum.
12. Juglans regia, Nußbaum.
13. Betula Alnus, Eller.
14. Salix fragilis, Bruchweide.
15. Quercus Robur et pedunculata, Eiche.
16. Pyrus Malus, Apfelbaum.
17. Fraxinus excelsior, Esche.
18. Betula alba, Birke.
19. Prunus cerasus, Kirsche.
20. Robinia pseudo Acacia, Akazie.
21. Fagus sylvatica, Weißbuche.
22. Prunus domestica, Pflaume.
23. Fagus sylvatica, Rothbuche.
24. Diospyros Ebenum, Ebenholz.

Das Bild einer guten Hausfrau.

Justus Möser, geb. 1720, gest. 1794, dieser unstreitig grosse Prosaiker, hinterließ uns in seinen Werken einen treuen Spiegel einer guten Hausfrau. Wir theilen denselben unsern geneigten Lesern unverändert mit, in der wohlgemeinten Absicht, daß manche Hausmutter ihn beherzigen, und ihren Töchtern empfehlen möge. —

Ich habe meine Frau im vierzigsten Jahre verloren, und meine Umstände erfordern, daß ich mich wieder verheirate. Allein so viele Mühe ich mir auch dieserhalb bereits gegeben: so kann ich doch keine finden, die mir ansteht, und der lieben Seligen einigermassen gleich ist. Ich höre von keiner, oder man sagt mir sogleich, diese Person hat sehr vielen Verstand, eine schöne Lektüre, und ein überaus zärtliches Herz. Sie spricht französisch, auch wohl englisch und italienisch, spielt, singt und tanzt vortrefflich, und ist die artigste Person von der Welt.

Zu meinem Unglük ist mir aber mit allen diesen Vollkommenheiten gar nichts gedient. Ich wünsche eine rechtschaffene christliche Frau, von gutem Herzen, gesunder Vernunft, einem bequemen häuslichen Umgange, und lebhaften doch eingezogenen Wesen; eine fleissige und emsige Haushälterin, eine reinliche verständige Köchin und eine aufmerksame Gärtnerin. Und diese ist es, welche ich jezt nirgends mehr finde.

Der Himmel weiß, daß ich es nie verlangt habe, allein meine Selige stand alle Morgen um fünf Uhr auf, und ehe es sechse schlug, war das ganze Haus aufgeräumet, jedes Kind angezogen und bei der Arbeit, das Gesinde in seinem Beruf, und des Winters an manchen Morgen oft schon mehr Garn gesponnen, als jezt in manchen Haushaltungen binnen einem ganzen Jahr gewonnen wird. Das Frühstük ward nur beiläufig eingenommen; jedes nahm das seinige in die Hand, und arbeitete seinen Gang fort. Mein Tisch war zu rechter Zeit gedekt, und mit zwei guten Gerichten, welche sie selbst mit Wahl und Reinlichkeit simpel aber gut zubereitet hatte, besezt.

Käse und Butter, Aepfel, Birn und Pflaumen, frisch oder troken, waren von ihrer Zubereitung. Kam ein guter Freund zu uns, so wurden einige Gläser mit Eingemachtem aufgesezt, und sie verstand alle Künste so dazu gehöreten, ohne es eben mit einer Menge von Zuker verschwenderisch zu zwingen; was nicht davon gegessen wurde, blieb in dem sorgfältig bewahrten Glase. Ihre Pikels übertrafen alles, was ich jemals gegessen habe; und ich weiß nicht wie sie den Essig so unvergleichlich machen konnte. Sie machte alle Jahr ein Bitters für den Magen, wogegen Dr. Hills und Stoughtons Tropfen nichts sind. Ihren Hollundersaft kochte sie selbst; und in keinem Nonnenkloster fand man bessers Krausemünzenwasser als das Ihrige. In unserm ganzen Ehestande hat keines aus dem Apotheker einen Groschen gebracht, und wenn sie etwas lächerliches nennen wollte: so war es ein Kräuterthee aus der Apotheke. Auf jedes Stük Holz das in Feuer kam, hatte sie Acht. Nie ward ein grosses Feuer gemacht, ohne mehrere Absichten auf Einmal zu erfüllen. Sie wußte, wie viel Stunden das Gesinde von einem Pfund Thran brennen mußte. Ihre Lichter zog sie selbst, und wußte des Morgens an den Enden genau, ob jedes sich zu rechter Zeit des Abends niedergelegt hatte. Das Bier ward im Hause gebraut, das Malz selbst gemacht, und der Hopfen daheim besser gezogen, als er von Braunschweig eingeführet wird. Der Schlüssel zum Keller kam nicht aus ihrer Tasche. Sie wußte genau, wie lange ein Faß laufen und wie viel ein Brod wägen mußte. Butter und Spek gab sie selbst aus, und ohne geizig zu seyn, bemerkte sie das Gesinde so genau, daß nichts davon verbraucht werden konnte. Eben so machte sie es mit der Milch. Sie kannte jedes Huhn das legte, und futterte nach der Jahrszeit so, daß kein Korn zu viel oder zu wenig gegeben wurde. Das Holz kaufte sie zu rechter Jahrszeit, und ließ die Mägde des Winters alle Tage zwei Stunde sägen, um sie bei einer heilsamen Bewegung zu bewahren. Im Sommer ward des Abends nie warm gegessen. Die warmen Suppen schienen ihr eine lächerliche Erfindung der Franzosen; und bei dem kalten Essen konnte das Geschier auch mit kalten Wasser gewaschen werden. Man brauchte alsdenn kein Feuer, und bei Winterabenden ward bei dem lezten Feuer im Ofen gekocht. Was in der Dämmerung geschehen konnte, geschah nicht bei Lichte, und die Arbeit war darnach abgepaßt. Ihre schmuzige Wäsche untersuchte sie alle Sonnabend, und hing solche des Winters einige Tage auf Linien, damit sie nicht zu feucht weggelegt und stokigt werden möchte. Wenn die Bettücher in der Mitte zu sehr abgenüzt schienen, schnitt sie solche los, und kehrte die aussen Seite gegen die Mitte. Auch die Hemde wußte sie auf eine ähnliche Art umzukehren und die Strümpfe zwei bis dreimal anzuknütten. Alles, was sie und ihre Kinder trugen, ward im Hause gemacht; und sie verstand sich auch sehr gut auf einen Mannsschlafrok. Sie konnte ihn in einem Tage mit eigner Hand fertig machen. Im Stopfen ging ihr keine Frau vor; alle Jahr wurden einige Stüken Linnen in der Haushaltung gemacht, und einige greis zugekauft, welche sie hernach zusammen bleichen ließ. Sie bügte solches selbst, und bewahrte es so viel möglich vor der gewalsamen Behandlung des Bleichers. Das Garn zu einem Stüke mußte von einer Hand und von einer Art Flachs gesponnen seyn. Von dem Besten ward gezwirnet; und keine Nadel oder Nähnadel konnte verloren gehen, weil nicht ausgefegt werden durfte, ohne daß sie zugegen war.

Ihr Garten war zu rechter Zeit, und mit selbst gezogenen Samen bestellt. Im Frühjahr

erholte sie sich in demselben von der langen Winterarbeit, indem sie säete und jätete. Die Früchte lachten dem Auge entgegen, ob sie gleich kaum den halben Dünger gebrauchte, den ihre Nachbaren ohne Verstand untergruben. Da sie allem Unkraut zeitig widerstand: so hatte sie nicht die halbe Arbeit. Alles was sie pflanzte, gerieth recht wunderbar, und ihr Vieh gab bei kluger Fütterung bessere und mehr Milch, als andere mit doppelten Futter erhalten konnten. Keine Feder wurde verloren, und kein Broken fiel auf die Erde.

Das Bewußtseyn ihrer guten Eigenschaften gab ihr einen ganz vortrefflichen Anstand. Alles was bei Tische mit Appetit gegessen wurde, war die schmeichelhafteste Lobrede für sie. Das Tischzeug konnte nicht bewundert werden, ohne daß nicht der Ruhm davon auf sie fiel. Ihre emsigen, reinlichen und muntern Kinder verkündigten der Mutter Lob vor allen Augen; und die Ordnung im Hause, die Fertigkeit, womit Alles von statten ging, und die Zufriedenheit, womit sie vieles ohne Beschwerde geben konnte, erheiterten ihre Blike dergestalt, daß alle Gäste davon entzükt wurden. Keiner Frau ist mehr geschmeichelt, und keiner weniger schmeichelhaftes gesagt worden. Ihr Blik breitete Lust und Zufriedenheit über Alles aus, und ich kann es nicht genug sagen, wie artig sie jede Gesellschaft mit in den Plan ihrer Arbeiten ziehen konnte. In der Dämmerung schäleten wir Aepfel mit ihr, oder pflükten Hopfen, und wer sein ihm zugetheiltes Werk zuerst fertig hatte, bekam von ihr einen Kuß. Man glaube es oder nicht, der eine hielt den Zwirn; der andere wikelte ihn auf, der dritte las Erbsen oder andere Samen aus; der vierte machte Dochte zu Lichtern, und ich glaube, wir hätten ihr zu Gefallen gern mit gesponnen, wenn wir es verstanden hätten. Spinnen, sagte sie uns oft, gibt allezeit warme Füsse, und würde sehr gut gegen die Hypochondrie seyn. Wenn wir unsere Arbeit gut gemacht hatten, sezten wir uns, nachdem die Jahrszeit war, an das Darrenfeuer, und tranken ein Glas Septemberbier, welches damals noch nicht so schwach gebrauet wurde, daß es in dem ersten Monat sauer werden mußte; oder wir thaten uns sonst mit Plaudern etwas zu gute. Nach ihrem Tode, ach ich kann ohne Thränen nicht daran gedenken, fand ich die Brautwagen für unsere vier Töchter fertig; und wie ich alles, was sie während unserm 16jährigen Ehestande in der Haushaltung gezeugt hatte, überschlug, belief es sich höher als das Geld, was sie in aller Zeit von mir empfangen hatte. So vieles hatte sie durch Fleiß, Ordnung und Haushaltung gewonnen.

Nächstens will ich Ihnen sagen, wie es mir damalen mit meiner allerliebsten Braut gehet.

Evelina.

„Sezen Sie sich her zu mir, Burney“, sagte die Herzogin von Devonshire zu dem berühmten Tonsezer dieses Namens; „Sie sollen mir eine Probe ihres Gehorsams geben.“

„Dazu bin ich jeden Augenblik bereitet“, erwiederte Burney, „ich kenne kein grösseres Glük, als Euer Gnaden einen Beweis meiner unbegrenzten Verehrung zu geben.“

„Nun, wir wollen sehen. Sie sollen mir einen Roman vorlesen.“

„Einen Roman vorlesen!?“ wiederholte Burney mit einer Miene und in einem Tone, die fast eben so viel Bestürzung als Verwunderung ausdrükten.

„Ich sehe, wie Sie erschreken. Sagten Sie neulich nicht ausdrüklich, Sie würden ihren Töchtern lieber Gift, als einen Roman in die Hände geben?“

„So sagte ich, weil ich eben Romane für das gefährlichste aller Gifte halte. Ich würde es meinen Töchtern nie verzeihen können, wenn sie auch nur einen einzigen gelesen hätten.“

„Nun, das ist ein Vorurtheil, von dem ich Sie heilen will. Nehmen Sie hier das Buch, und fangen Sie an.“ Damit reichte ihm die Herzogin einen damals eben neuerschienenen Roman, dessen Titel: Evelina war.

Burney blieb nichts Anderes übrig, als zu gehorchen. Er las, Anfangs seine Unlust aus Ehrfurcht für seine Beschüzerin nicht ohne Mühe ver-

bergend, bald aber mit immer steigendem Wohlgefallen.

„Ein vortreffliches Buch, Euer Gnaden! Troz meiner Abneigung gegen derlei Bücher, bin ich gezwungen, Das einzugestehen.“

„Nehmen Sie es mit nach Hause, sagte die Herzogin, „und wenn Sie es gelesen haben, so geben Sie es auch Ihren Töchtern. Sie brauchen nicht zu fürchten, daß sie dadurch vergiftet werden.“

Burney las das Buch jezt für sich zu Hause durch, und kaum hatte er es beendigt, so ließ er seine älteste Tochter Frances rufen.

„Ich habe Euch“, hub er an, „zwar auf das Strengste verboten, Romane zu lesen; allein es gibt keine Regel ohne Ausnahme. Dieses Buch enthält so vortreffliche Grundsäze, es ist mit einem so zarten und so warmen Gefühl für sittliche Schönheit, mit einem so sicheren Takt für das Anständige, und mit einer so feinen Beobachtungsgabe für das Lächerliche geschrieben: daß ich meinem Grundsaz, jedes schlechte oder gefährliche Buch Euch ferne zu halten, nicht untreu zu werden glaube, indem ich dieses in deine Hand gebe und dir empfehle, es mit deinen Schwestern recht aufmerksam durchzulesen.“

Damit reichte er das Buch seiner Tochter hin. Sie nahm es, warf einen Blik auf das Titelblatt, und fuhr bestürzt und hocherröthend zurük.

„Nun, was erröthest Du?“ fragte sie der Vater, „dieses Buch enthält Nichts, worüber Du erröthen müßtest.“

„Das weiß ich, mein Vater.“

„Du weißt es? Also hast Du es doch schon hinter meinem Rüken gelesen?“

„Das nicht, lieber Vater.“

„Wie sonst? also bist Du damit bekannt geworden?“

„Ich habe — ich habe es — — selbst geschrieben.“

Auch die übrigen Produktionen der Miß Burney, oder, wie sie nach ihrer Vermählung hieß, der Mistriß d'Arblay, erhielten einen ausgezeichneten Beifall, und Dr. Johnson, ein sehr strenger und eigensinniger Richter, sprach davon nie anders, als mit der entschiedensten Achtung.

Die runden Tische.

Ich lobe mir unsere Alten und ihre runden Tische; da ging es lustig her im Ritterkreise. Aber die Mode verdrängte die runden Tische, und mit ihnen floh die Geselligkeit und der gesellschaftliche Scherz. Unsere jezigen Tische beschränken bei etwas grösseren Gesellschaften das Gespräch auf die Nachbarn; eine ungesprächige Nachbarschaft und man sizt einen guten Abend stumm, und langweilt sich baß, abgerechnet, wenn Essen und Trinken für den Einen oder Anderen Gesellschaft oder Vergnügen genug ist. Will man mit einem etwas entfernter sizenden Freunde sprechen, so ist die Stellung sehr gezwängt, und froh bricht man bald ab; selbst die Stellung gegen den Nachbar schon ist gezwängt. Will man vollends mit einem etwas hoch sizenden Tischgenossen sprechen, so muß man schreien; zu einem allgemeinen Gespräche kann es an einem solchen langen Tische nie kommen. Ganz anders ist es mit den runden Tischen. Da sieht sich die ganze Gesellschaft, und das schon bringt einander näher; ist nur ein guter Gesellschafter am Tische, der macht die ganze Gesellschaft heiter, jeder kann das Gespräch hören und daran Theil nehmen; leicht mag es seyn, daß einer aus der Gesellschaft munter ist, oder es wird, und nun verbreitet sich die Munterkeit über den ganzen Kreis, denn leicht erfreuet der Wein des Menschen Herz. Auch kennt man, ein grosser Vorzug! an den runden Tischen kein Oben oder Unten, die leidige Etiquette fällt weg, Alle sind gleiche Tischgenossen, und das verscheuchet die Steifheit, diese Feindin gesellschaftlicher Freuden. Die Aesthetiker nennen die runde die Schönheitslinie, und wirklich sie hat und sie gewährt viel Angenehmes und Gutes. Also runde Tische, und dann — nur ein Paar gute Schüsseln darauf, und Geselligkeit und wahre gesellschaftliche Freuden werden in unsere Zirkel zurük kehren. Nichts bringt mehr Steifheit in eine Gesellschaft, als viele Gerichte,

wodurch man überdieß seinen Gästen das Kompliment macht, daß Essen ihre Bestimmung, der Grad ihrer Bildung also der Thierheit am nächsten sey. Gut — die runden Tische haben angefangen, wieder Mode zu werden, und die Paar Schüsseln werden uns die Zeiten bringen.

Die gewöhnlichsten Nahrungsmittel, jener Nationen, die kein Getreide haben.

In vielen Gegenden, besonders jenseits des Meeres und auf den meisten Inseln, wächst kein Getreide und ist auch keines zu haben. Da gibt es zwar verschiedene Völker, die theils aus wahrem Mangel, theils aus Trägheit oder tiefer Unwissenheit blos von Wurzeln, gedörrten Fischen oder auch vom Fleische der Thiere leben, die sie erlegen oder aufziehen; allein noch weit mehrere findet man, die damit weder zufrieden seyn würden, noch seyn können; für diese ist daher auf eine andere Art gesorgt, indem ihnen entweder Reis, oder der Sagobaum oder Kokosnüsse zur Hauptnahrung dienen. — Der Reis nährt viele tausend Menschen statt des Brodes, denn er ist nicht nur die gewöhnliche Speise der Negersklaven, die ihn auf sehr verschiedene Art zubereitet essen, sondern auch verschiedene andere Völker bedienen sich seiner als Hauptnahrung. Auch in Europa, in Italien und Spanien, desgleichen in Asien wächst viel Reis, vorzüglich aber wird er in Nordamerika in ganz ungeheurer Menge gebaut, da, ausser dem, was im Lande selbst gebraucht wird, jährlich an 200 Schiffsladungen ausgeführt werden. — Der Sago- oder Brodbaum ist ebenfalls, wie der Reis, ein Hauptnahrungsmittel für viele Menschen und Völker. Dieser wunderbare und vortreffliche Baum wächst in Ostindien, auf den Inseln des Südmeeres, wie auch an andern Orten sehr häufig und enthält unter seiner Rinde ein weiches, wohlschmekendes Mark, welches man wie einen Teig kneten und Brod daraus baken kann. Dieser Baum ist gewöhnlich 10 bis 15 Ellen hoch und oft so dik, daß ihn ein Mann mit den Armen kaum umspannen kann; er hat keine Aeste, sondern die Blätter wachsen gleich aus dem Stamme heraus und sind zwei Ellen lang, aus denen die Indianer Körbe, Strike, Dachziegeln u. dgl. verfertigen. — Auch die Kokosnüsse ernähren fast ganz allein viele tausend Menschen in Afrika und Asien. Sie wachsen auf Bäumen ohne alle Wartung und sind gewöhnlich etwas grösser als Gänse-Eier, oft aber auch so groß als ein Kinderkopf, so daß der kleinste amerikanische Affe, den man Sagion nennt, nicht selten in einer Kokosnuß gefunden wird, die er vorher ausgehöhlt hat. Sie haben eine gelbliche Schale, welche mit einem haarigen oder faserigen Gewebe umgeben ist, woraus die Bewohner jener Länder Strike drehen. Die Schale ist so hart wie Horn und man kann die künstlichsten Sachen daraus drechseln. Darin stekt der Kern, der beinahe die ganze Nuß ausfüllt und sehr schmakhaft ist. Dieser Kern ist aber in der Mitte hohl und enthält eine kühlende Milch, die für die dortigen heissen Länder eine wahre Wohltat ist. Die Seefahrer versehen sich auf Reisen sehr gern mit Kokosnüssen, und den Landesbewohnern sind sie die tägliche Nahrung.

Die meisten Menschen nähren sich theils vom Fleische, theils von Baum- und Erdfrüchten. — In Afrika und Indien hat man den Kohl der Pappelbäume; der Perser nährt sich vom Dattel-Baume; der Grieche plündert die Feigenbäume. Der Malaye genießt das Sagomehl. Die Insulaner im stillen Meere leben von der Brodfrucht. Die Italiener braten sich Kastanien; in der Berberei ißt man Eicheln; in Amerika ist die Cassave und Batate ein allgemeines Nahrungsmittel, und sogar die Isländer erhalten ihre Nahrung von der Natur ihrer verwünschten Zone.

Neues Schweinfutter.

In München und dortiger Umgebung soll es, wie ich erzählen hörte, seit einiger Zeit üblich geworden seyn, die Schweine mit dem sogenannten „Brand“, einem Abfalle und Rükstasse aus Seifensieder- und Unschlitt-Kerzen-Fabriken, nachdem man diesen Brand wegen seiner Härte zerstossen, und mit heissem Wasser angebrühet hat, zu füttern, wodurch die Schweine schnell und ergiebig gemästet werden sollen. — Es fragt sich nur, ob diese neue Fütterungsart den Schweinen selbst, dann erst der Genuß eines solchartigen gemästeten Schweines dem Menschen, und wenn auch geräuchert genossen, — wirklich gesund sey? —

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Strenge Geseze der Vorzeit.

»Wer«, hieß es in dem steyrischen Stadtrechte, »den Pflug beraubt, der des Morgens auf den Aker fährt, wer dem Bauer oder dem Gesinde was zu Leide thut, oder dreier Pfennige Werth nimmt, den soll man radebrechen. Wer in den Mühlen stiehlt, was fünf Pfennige werth, den soll man radebrechen. — Falsche Münzer wurden noch im 15. Jahrhundert in Lübeck, in Straßburg und so in mehreren deutschen Reichsstaaten auf öffentlichem Markte in Oel gekocht. — Die gewöhnlichen Scharfrichter waren in Klöstern die jüngsten Laienbrüder, — in den Städten waren es die jüngsten Schöppen.

Der zu spät ernannte Zahnarzt.

Beluse erzählt, daß er nach vielen Mühseligkeiten gerade an dem Tage Zahnarzt bei dem Könige Stanislaus in Luneville geworden war, als dieser König den lezten Zahn verlor.

Anakreontisch.

Bei der Lampe trüdem Schein
Sizt der Liebesgott allein,
Reden sich die Iliade.
Doch, er findet sie wohl fade,
Denn er gukt hie und da
Aus Homeros Opera
In ein kleines Billet doux,
Das ihm Psyche schikte zu,
Inhaltlich, daß bei den Reimen
Er die Lieb' soll nicht versäumen.

Eugen Fürst.

Geschichten und Lieder mit Bildern

von

Franz Pocci.

Unter diesem Titel sind in der literarisch artistischen Anstalt zu München bis jezt zwei Bände Lieder, Balladen, Märchen und kleine Erzählungen vom Grafen von Pocci und Andern erschienen, welche eine Fortsezung des früher von Guido Görres und Pocci herausgegebenen Festkalenders seyn sollen. Man möge uns über dieses Werk einige Worte gönnen. Lewald sagte schon im Jahre 1835 von dem Festkalender: »Es sind Nachklänge von »des Knaben Wunderhorn«, jedoch schwächer, und ich bin nicht der Meinung, daß sie weithin durch deutsche Gauen erklingen werden.« Da die uns vorliegenden »Geschichten und Lieder« eine ganz im nämlichen Geiste gehaltene Fortsezung des Festkalenders bilden, so wird wohl Herr Lewald die Beziehung seines Ausspruches auch auf dieses Buch gelten lassen. Wir wollen Herrn Lewald ohne Bedenken zugeben, daß die von Pocci herausgegebenen Lieder schwächere Nachklänge der lieblichen Zaubertöne des Wunderhornes sind, von welchem herrlichen Buche unser Heine mit Recht rühmt, daß es die holdseligsten Blüten des deutschen Geistes enthalte. Mit welcher Zauberkraft des dichterischen Genius müßte der Mann gerüstet seyn, der fähig wäre, die Sammlung von eigenen und Liedern einiger Freunde an Gehalt einem Buche gleichzustellen, in welchem mit sorgfältiger Auswahl die köstlichsten Kleinode gesammter deutscher Dichtung aus jedem Zeitraume des Bestandes unserer Sprache zusammengedrängt sind?! Wir wollen einen solchen Versuch Herrn Lewald überlassen, und uns indeß auch an diesen niedlichen Dichtergaben erfreuen, die uns seine voreilige Prophezeihung, daß sie nicht in die deutschen Gauen hinausdringen werden, durchaus nicht verkümmern soll. Wir überzeugten uns nur zu sehr, daß dem Maler des Münchner Panoramas kein Bayer etwas zu Danke machen kann, da er sogar unseren Platen zu begeifern strebte, dessen Ruhme seine Protestation gewiß keinen Flügel stuzen wird. — Volkslied, Mährchen und Sage sind das Hauptfeld, und Verherrlichung der Tugend, der Unschuld und des religiösen Sinnes das Hauptziel dieses Buches. Pocci's eigene Dichtungen zeichnen sich aus durch glükliche Erfindung, Klarheit und Frische der Diktion, so wie durch liebliche Naivität. Die anderen Beiträge sind sämmtlich niedliche und kernhafte Gaben der Poesie, wofür schon die bekannten Namen Kobell, Diepenbrock, Auerbacher, Fernau rc. rc. bürgen. Ein vorzüglicher Schmuk dieses Werkes ist die wahrhaft künstlerische artistische Ausstattung durch wohlgelungene Zeichnungen zu jeder einzelnen Dichtung. Jedermann wird durch die Leichtigkeit und den Schwung der Behandlung, so wie durch die tief markirte, mitunter zur Bewunderung reiche Charakterisirung der einzelnen Bilder auf das lieblichste sich angezogen und erfreut fühlen, so wie jeder unparteiische Kunstkenner zugeben wird, daß das Gebiet der Kunst durch die trefflichen Zeichnungen dieses Buches einen ehrenvollen Zuwachs an Kunstwerken erhalten habe.

M. X. B. . . . . . .

Die k. k. oberste Hof-Post-Verwaltung in Wien hat den bis jezt hier und dort zu hoch genommenen Pränumerationspreis für dieses Blatt nunmehr durch die ganze österreichische Monarchie bei allen löbl. Postämtern gleichmässig auf jährlich 1 fl. 40 kr. C. M., jedoch ohne Einrechnung der gewöhnlichen Expeditions- und Nebengebühren, wo solche bestehen, herabgesezt. Da nun diese nicht überall, und wo sie bestehen, nur in unbedeutenden Ansaz kommen, der fixe Pränumerationspreis aber zu nur 1 fl. 40 kr. für ein ganzes Jahr wahrlich nicht mehr billiger seyn könnte, so glauben wir auf einen ansehnlichen Zuwachs neuer Abnehmer rechnen zu dürfen, und haben in diesem Antrage auch die bisher gedrukte Auflage bereits erhöht. — Noch ist zu bemerken, daß das k. k. Aerarial-Gränzpostamt Salzburg auf diese neue Bestimmung die Hauptspedition für die Gesammtstaaten Oesterreichs übernommen, und also alle k. k. löbl. Postämter ihren Bedarf von dort zu bestellen haben, auch durchaus Gleiches für die anderen zwei Frauendorfer Blätter gelte. — Die Redaktion.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 32. 11. August 1843.

Der lezte Hohenstaufe.

Wer kennt die alte Stadt nicht am sandigen Isarstrand,
Wo hehr der Martinsmünster hinausschaut weit in's Land?
Ein Berg erhebt sich ragend dort aus der Thäler Schoß,
Drauf thront die schmuke Trausnitz, das alte Schyrenschloß.

Vor sechsmal hundert Jahren, da wuchs dort auf ein Knab',
Wohl auf der weiten Erde es Hold'res nimmer gab:
Wie über ihm der Himmel, so blau sein Auge war,
Das blikte drein so sinnig, und strahlte so kühn und klar.

Und um die Rosenwangen und um den Naken spielt'
Der goldenen Loken Fülle so lieblich und so mild;
Und sah den schlanken Knaben man durch die Auen geh'n,
Den Gott der Liebe wähnte man wandeln da zu seh'n.

Den unglükseligen Knaben, wohl Jeder kennet ihn:
Es ist der Staufen Lezter, der arme Konradin;
Der Lezte jenes Stammes, der Deutschlands Stolz einst war
Und ihm so riesenkräftig der Freiheit Licht gebar. —

Wie sich daselbst ihm mählig die Jünglingsjahre nah'n,
Da sehnt er sich gar feurig, zu geh'n des Ruhmes Bahn.
Ach, wenn von seinen Ahnen zum Ohr' ihm Kunde scholl,
Wie sehr ihm da nach Thaten das Herz im Busen schwoll!

Und wenn, von schönen Träumen aus beßrer Zeit beseelt,
Mit heißem Schmerz und Thränen die Mutter ihm erzählt:
Wie Gift, Verrath und Tüke den Staufenstamm zernagt,
Wie selbst sein rechtlich Erbe zu rauben man gewagt;

Daß nichts ihm fast mehr bliebe, als nur ihr liebend Herz,
Daß seiner nichts mehr harre, als Kummer, Noth und Schmerz;
Da schüttelt edlen Zornes er dann sein Lokenhaupt:
»O Mutter! nimmer bleibe des Meinen ich beraubt!«

»Laß mich zum Mann erst werden, und zeigen will ich dann,
»Daß Alles, nur nicht Schande, ein Staufe tragen kann!
»Und bleib' ich auch verlassen gar von der ganzen Welt,
»Des grossen Friedrich Enkel eh Tod als Schmach erwählt!«

Und stark und kräftig ward er bei Jagd und Waffenspiel,
Sein Geist ward kühn und mächtig und reicher sein Gefühl.
Nun treibt es ihn zu Thaten mit ungestümer Glut,
Er will der Welt erproben sein edles Staufenblut.

Doch als die Gräuelthaten er sah im deutschen Land,
Wie sich des Faustrechts Hyder durch alle Gaue wand;
Da kehret er voll Wehmuth vom Vaterland sein Herz,
Und all sein Sehnen wendet er jezo südenwärts.

Dort wo bei mildem Himmel ein ewiger Frühling lacht,
Liegt ja der Väter Erbe in zaubervoller Pracht.
Dem Land der Kunst und Bildung in hingeschwundner Zeit,
Er will ihm wiedergeben die alte Herrlichkeit.

Ihm weiht er all sein Träumen, ihm seiner Leier Klang;
Und als Siciliens Wehruf zum Ohr des Jünglings drang;
Kann er nicht länger schweigen des Innern Mahnungsschrei'n:
Von dem Tyrannen Anjou sein Erbvolk zu befrei'n!

Und als in Deutschlands Thälern der Frühling war entblüht,
Und in den Wäldern wieder erscholl das erste Lied:
Da zog mit seinen Mannen der junge Konradin,
Sein Erbe zu erobern, fern nach Neapel hin.

Ob ihn vom Zug die Mutter voll Zagen hielt zurük,
Er riß sich los, Vertrauen und Zuversicht im Blik:
»Nur als Siciliens König sollst Du mich wieder seh'n,
Wenn nicht, so werd' ich glorreich im Kampfe untergeh'n!«

Und wo der Heldenjüngling, der goldgelokte zog,
Ihm jedes Herz in Liebe sogleich entgegenflog;
Die Ghibellinen hoben begeistert das Panier,
Und Jubelruf begrüßte den Staufen für und für.

Es schleudert der heil'ge Vater wohl wider ihn den Bann,
Wohl flucht er ihm Verderben und Pest und Hölle an;
Doch Konradin, des Rechtes zum Erbe sich bewußt,
Er tritt dem Fluch entgegen mit makelfreier Brust.

Und im Triumphe zieht er zur stolzen Weltstadt ein;
Wo nur sein Auge weilet, strahlt ihm der Freude Schein.
Rasch ging der Zug nun weiter, bis endlich sich zur Schlacht
Bei Tagliacozzo stellet des Feindes Heeresmacht.

Dem Leu gleich ficht der Staufe, — besiegt ist Anjous Schaar!
Schon bringt Gebet des Dankes der junge Kriegsheld dar —
Doch anders war's beschlossen im ew'gen Schiksalsrath:
Was offnem Kampf mißlungen, das glüket dem Verrath!

Durch wälsche List erlieget des Jünglings muthig Heer,
Schwer zieht des Unglüks Wolke ob seinem Haupte her.
Daß doch sobald auf Erden das Schöne muß vergeh'n,
Daß seinen Thron das Laster so ruchlos darf erhöh'n!

Und Du, o Frangipani! der Weltgeschichte Fluch
Wird bei dem Weltgerichte dir aus der Verdammniß Buch
Einst gräßlich entgegenflammen für deine falsche That,
Für deinen schnöden Undank und schwarzen Hochverrath!

O thränenvoller Anblik! — In Fesseln eingeschnürt,
Wird vor den frechen Räuber des Vatererbs geführt
Des hehrsten Fürstenstammes, der Staufen wak'rer Sohn,
Geboren für die Freiheit, geboren für den Thron!

Und bald umschliest den Edlen ein dunkles Felsverließ
Noch froh, daß man zur Seite den Jugendfreund ihm ließ,
Den treugeliebten Friedrich, der als Geschiksgenoß
Allein der Tröstung Balsam jezt in sein Leiden goß.

Zwei lange düstre Monden verstreichen nach und nach,
Da treten eines Tages die Richter in's Gemach.
Was werden sie wohl künden dem treuen Freundespaar?
Die Losung wohl der Bande, so drükend doch fürwahr!

Doch unerhörter Frevel, ganz unerhört, bei Gott!
Statt Freiheit künden Tod sie, den Tod auf dem Schaffot!
Wenn sich im Ost erhebe der Sonne erster Strahl,
Dies sey das blut'ge Zeichen von ihrer Häupter Fall.

Und Konradin hört standhaft die Todeskunde an:
Er darf ja jezt der Wohnung der theuern Väter nah'n;
Die hochgepriesnen Ahnen, die wird er alle schau'n;
Sie werden mild ihn grüssen in Edens lichten Au'n.

So wie's dem Staufen ziemet, so stand er ja im Streit,
Der Ehre und der Tugend war all sein Thun geweiht!
Wenn troz des edlen Strebens ihm feindlich stets das Glük,
Erlag er ja doch würdig der Ahnen dem Geschik!

Er tröstet den Gefährten, der heisse Thränen weint:
»Wir bleiben ob den Sternen auch wie dahier vereint!
O schäme dich der Zähre, sie stehet nicht dem Mann,
Und denke, was der Herr thut, ist immer wohl gethan!«

Und wie des Ostens Thoren der junge Tag entschwebt,
Vom Lager sich der Edle getrost und stark erhebt;
Und festen Schrittes steigt er zum Blutgerüst hinan,
Das rings mit schwarzem Sammet gar schaurig angethan.

Und wie der Jüngling dastand, so männlich und so hold,
Und wie die Lüfte spielten mit seiner Loken Gold,
Wie er sein blaues Auge erhob so liebevoll,
Da war kein Blik im Kreise, der nicht von Thränen schwoll!

Jezt wirft er seinen Handschuh von des Schaffotes Rand:
»Bringt Petern von Arragonien«, so ruft er, »dieses Pfand,
Und sagt vom sterbenden Freunde ihm noch dies lezte Wort:
Er mög' an Anjou rächen den frevlen Fürstenmord!«

Drauf kniet er nieder, betend in vollem Herzensglüh'n,
Tritt dann zu seinem Freunde, umarmt und küsset ihn,
Und einmal noch schweift aufwärts sein Blik zur Himmelshöh':
»O Mutter, wie bereite ich dir so maßlos Weh!«

So ruft er noch, vom Schmerze bewältiget und weich,
Dann legt er ruhig nieder sein Haupt zum Todesstreich.
Das Beil zukt durch die Lüfte, wie heller Blizesschein —
Der Staufen lezter Sprosse hat aufgehört — zu seyn!

Ein Schrei des Schrekens dringet auf zu des Aethers Höh'n,
Doch aller Morde frechster und größter ist geschehn!
Vollendet ist, vollendet des hehrsten Stammes Fall,
Den je in ihrem Laufe beschien der Sonne Strahl!

O du Gestirn des Tages, verhülle doch dein Licht,
Beleuchte doch die Scene des größten Frevels nicht!
Ihr aber, linde Lüfte, nehmet Konrad's Seele auf,
Und traget sie, die reine, zum Heimatsland hinauf!

M. A. Buchbaur.

Das Opiumgesez.

(Eine birmanische Erzählung.)

Der Kaiser oder Boa des Birmanenreiches, welcher sich bekanntlich den „Beherrscher mit goldenen Füssen und vom weissen Elephanten" tituliren läßt, hatte einen Sohn, welcher kein grösseres Vergnügen kannte, als nach beendigten Lehrstunden an der Seite seines Pädagogus einen Spaziergang nach der grossen Menagerie seines Vaters zu machen, welche die wildesten Bestien jenes Welttheils enthielt. Es sind nun mehrere Jahre her, als er eines Abends wieder mit seinem Mentor dahin wanderte und sich auf seine kindische Weise mit den wilden Thieren unterhielt, durch allerlei Quälereien die Elephanten zum Knurren, die Tiger zum Brüllen, die Affen zum Kreischen, die Wölfe zum Heulen brachte. Auf einmal aber wurde dieses Getöse auf eine erschütternde Weise überhallt durch ein lautes, ohrzerreissendes Geschrei, ängstliches Hülferufen und Wimmern, denn „Feuer! Feuer!" erscholl es zugleich mit hundert donnerähnlichen Stimmen rings um die Ställe und Käfige, bei welchen sich der junge Prinz so höchlich divertirte. Zugleich wogten auch schon dunkle Rauchwolken heran, und gemahnten Jeden, den sie

umfingen, sein gefährdetes Leben in möglicher Eilfertigkeit zu retten. Der zitternde Pädagog zerrte seinen Schuzbefohlenen zwar in aller Hast nach sich, und rannte aus den kaiserlichen Gebäuden durch das nächste Pförtchen, allein der böse Unstern führte sie in gerader Richtung gegen den Brand, und Schrek, Qualm und Hize wirkte auf Beide so betäubend, daß sie ohnmächtig niedersanken und ganz nahe daran waren, ein Opfer der elementarischen Verheerung zu werden. Tumult und Angstgeschrei zerriß die Luft, das Brüllen der Thiere und Prasseln der Flammen vermehrte das Getöse und die Schreknisse. Niemand kümmerte sich um die Beiden, denn Jeder dachte in der höchsten Bedrängniß nur auf sich selber.

Ein armer Weber hingegen, der mit einem Eimer nach dem Ufer des Irawaddi hineilte, um wo möglich sein niederes Bambushäuschen zu retten, ging nicht achtungslos bei den Ohnmächtigen vorüber, sondern faßte sie mitleidsvoll ins Auge, erkannte mit freudigem Schrek den Prinzen, und warf im Augenblik sein Wassergeschirr von sich, um denselben auf seine Schultern zu laden und den bedrohlichen Flammen zu entreissen. Sein Nachbar schalt ihn aus ob dieser unzeitigen Nächstenliebe, weil er den jungen Prinzen nicht kannte, und eilte an ihnen vorüber, um Wasser aus dem Strome zu holen. Nachdem sich der Weber den Ohnmächtigen aufgeladen hatte, rüttelte er mit dem Fusse an dem Hofbeamten, und forderte ihn dringlich auf, sich an sein Gewand zu klammern, und durch die heranflutende Menge zerren zu lassen. Dieser raffte sich auf, faßte den edlen Retter, der sich H a g a - Z e m b o nannte, fest am Kleide und ließ sich mühevoll nachziehen. Der Gang war um so beschwerlicher und gefahrvoller, als das Volks-Gedränge mit jedem Augenblike dichter, ungestümer und unbezwingbarer wurde. Nichts desto weniger erreichte der rüstige Weber mit seiner Doppellast nach ungeheurer Anstrengung den kaiserlichen Palast, und übergab hier den noch sinnbetäubten Prinzen seinem Begleiter und dessen schon ängstlich harrender Gemahlin, wornach er in aller Hast den Rükweg einschlug, und sich der süssen Hoffnung hingab, daß er auch noch seine Hütte retten könnte.

Allein dieser beispiellos entsezliche Brand, der die drei zusammenhängenden Städte Ava, Umerapura und Saigaing mit gänzlicher Vernichtung bedräute, und auch in der That nicht weniger als zwanzigtausend Häuser in Schutt und Asche verwandelte, verschlang auch die kleine Hütte des armen Haga-Zembo wie einen Splitter, und ließ nachmals kaum mehr den Plaz erkennen, wo sie gestanden hatte.

Der verarmte Mann erschrak wohl nicht wenig bei diesem traurigen Anblike, denn er war ohne Haus und Handwerksgeräthe ein Bettler, und um so beklagenswerther, als die Zahl der Dürftigen und Hülflosen eben um das Zehnfache gewachsen war; er faßte und tröstete sich aber bald mit der Zuversicht, daß er von dem Boa, wenn er sich als Retter seines Sohnes meldete, gewiß ein so ansehnliches Geschenk bekommen werde, daß er sich eine neue Bambushütte bauen, und sein Gewerbe wieder fortführen könne. Er ließ nun den grossen Tumult vorübergehen, und stellte sich erst am dritten oder vierten Tage bei Hofe. Ein seltsamer Zufall fügte es, daß der Höfling, welcher ihm Bescheid zu geben hatte, eben der Mann war, welchen er sammt dem jungen Prinzen dem Flammentode entrissen, und der, weil er sich das Verdienst der Lebensrettung zugeeignet, zu der Würde eines Zahlmeisters erhoben worden war.

„Ich kenne dich nicht“, sprach der neue Zahlmeister zu Haga-Zembo, „und muß es vor der Hand nur glauben, daß du einiges Verdienst bei der Sache habest, insoferne du mir, als ich den Prinzen trug, vielleicht Bahn durch die Volksmenge gemacht hast. — Da nimm indeß auf dein gutes Gesicht hundert Kauris (d. i. Muscheln im Werthe von zehn Pfenningen) und melde dich nach einiger Zeit wieder in meiner neuen Wohnung, wohin ich einige von den vielen Hülfsträgern, die sich schon vor dir präsentirten, beschieden habe, daß wir die Sache untersuchen.“

Hiemit wandte er ihm den Rüken zu und vermied es, die Rechtsansprüche des armen Webers zu vernehmen, der zu dieser Abfertigung gewaltig den Kopf schüttelte, und sich sodann mißmuthig entfernte, um mit der erhaltenen kleinen Spende zuvörderst seinen Magen zufrieden zu stellen.

Nach Verlauf einer Woche ging Haga-Zembo, vom äussersten Mangel getrieben, nach dem prächtigen Wohnhause des neuen Zahlmeisters — allein dieser war nicht zu treffen, war jezt und nie für ihn zu Hause, wohl aber dessen Gemahlin, die Unglükliche, welche den braven Weber allerdings als den Retter des kaiserlichen Prinzen und ihres Mannes erkannte und ehrte, aber ihn aus Umständen, die wir bald werden kennen lernen, nicht nach Gebühr und gutem Willen belohnen konnte, sondern ihn wie sich selber nur schmerzlich beklagen mußte. „Guter, redlicher Mann!“ sprach sie zu ihm, „laßt ab, den Undankbaren fürder zu behelligen, anstatt daß er Euch vergelte, wird er Euch zulezt noch schaden und verderben; er ist durch das angemaßte Verdienst und seine darauf erfolgte Standeserhöhung ein Ehrvergessener, ein Treuloser, ein Unmensch geworden, denn seht nur, ich selber bin ihm jezt schon zu alt und gemein, und er legt Alles darauf an, mich zu verstossen, und eine Vornehmere zu heirathen.“

Der ehrliche Weber war bei diesem Geständnisse wie versteinert, und sagte: „Arme Frau! unter diesen Umständen beklage ich Euch mehr als mich selber, allein der Undankbare, der Uebermüthige soll seines unverdienten Glükes nicht geniessen, ich will ihm den Raub nicht gönnen; weil er ihn auch anderweitig so ungerecht macht, will ich ihn unablässig bestürmen und an seine Pflicht mahnen, will ihm solcher Art jeden Bissen vergällen, den er Andern entzieht; helfet mir nur mit meinem Nachbar bezeugen, daß ich damal, ihn und den Prinzen aus dem Brande gerettet, das Uebrige wird Buddha in seiner Weisheit fügen.“ —

Mit diesen beweglichen Worten verließ er sie, und kam, seinem Vornehmen getreu, von nun an täglich wieder, lief dem Zahlmeister, wo er nur konnte, den Weg ab, und bestürmte ihn, seiner eingedenk zu seyn. Eines Tages drang er sogar herzhaft in dessen Garten, wo er ihn schon mit seiner neuvermählten Frau lustwandelnd fand, nachdem er wirklich seine frühere, brave Gemahlin, die ihm sieben Kinder geboren, unter irgend einem nichtigen Vorwande herzlos und barbarisch verstossen hatte. Haga-Zembo warf sich dießmal etwas keker in die Brust, und verlangte kurzweg einen billigen Ersaz für sein Häuschen, seine Geräthe, Kleider und Werkzeuge, die er ohne Zweifel, wie sein Nachbar, erhalten hätte, wäre er nicht durch die bewußte Lebensrettung daran verhindert worden.

Der Zahlmeister hatte schon einen arglistigen Plan bei sich geschmiedet, er empfing den Bittsteller freundlicher, als dieser erwartet hatte, und hieß ihn in einen herrlichen Pavillon treten und eine Weile harren, wornach er sich endlich gewiß zu seiner vollkommenen Zufriedenheit mit ihm ausgleichen würde. Kurz darauf kam eine schöne Sklavin mit Tabak, Thee, Kaffee, Honigbrod rc., kredenzte ihm freundlich, und sollte ihm, wie sie sanft errröthend sagte, auf Befehl des Gebieters die Zeit angenehm verkürzen, bis er selbst wieder erscheinen könnte. Haga-Zembo war bei dem Erscheinen dieser holden Gestalt augenbliklich entglüht und sinnverwirrt, ob er zuerst nach der schönen Hand oder nach den Lekerbissen langen sollte, die sie brachte. Das Erste glaubte er für den Augenblik noch kaum wagen zu dürfen, darum nahm er ihr zuvörderst die süsse Bürde ab, und bot ihr einen Siz an seiner Seite. Als er nach einem kurzen Stillschweigen, während dessen nur die Blike redeten, nach einer Schale griff — faßte ihn das Mädchen bei der Hand und sagte leise: „Geniesset nichts, o Mann! und schüttet es dort unter die Blumen-Töpfe, denn Alles ist Opium, und ich sollte Euch betäuben, sollte Euch zur Stunde in die Schlinge des Verderbens loken. Lieber Mann! Ihr kennt ja das strenge Gesez des Boa, welches er in Folge des vielfachen und entsezlichen Unheiles, das dieser Trank im Lande schon angerichtet, gegeben und sofort jeden Betrunkenen verurtheilt hat, in den Zwinger der Stadt hinabgeschleudert und von den Alligatoren aufgefressen zu werden!“ — Der Weber schauderte, als ob er aus einem bösen Traume aufgeschrekt wäre, und drükte sonach die Hand des lieblichen Mädchens dankgerührt und liebeentzündet an sein Herz.

Die Sklavin fuhr fort: „Meine frühere Gebieterin, die Unschuldige, der ich insgeheim treu und redlich anhänge, erzählte mir von Eueren gerechten Ansprüchen, Eurer schlimmen Lage, und

ließ mich sowohl um ihret- als auch um Euretwillen zurük, daß ich Euch warne und helfe, wie es mir möglich würde; und der Gebieter, der Schändliche, wählte mich auf mein Bewerben ahnungslos zum Werkzeuge, Euch zu vernichten, damit er, wie er sich ausdrükte, auf ewig des lästigen Gläubigers los werde." — „Das soll ihm wahrlich nicht gelingen", entgegnete Haga-Zembo in glühender Aufregung des Geistes wie des Leibes, „und Buddha stehe mir bei, den Ruchlosen in der eigenen Schlinge, welche mich verderben soll, zu verstriken. Fürchte daher nichts für mich, edles Mädchen, und unterstüze mich in der Rolle, die du mich wirst spielen sehen; ich mache in der Minute den Anfang, und hoffe sie auch mit den Göttern glüklich durchzuführen!"

Sonach nahm er allmählig die Mienen eines Berauschten an, und bewies, daß ihm die Schauspielkunst ein angebornes Talent sey. Das Mädchen rief zwei Sklaven herbei, die ihres Winkes schon harrten, und diese stekten dem Betrunkenen noch ein Paar Fläschchen Opium in die Tasche, worauf sie ihn auf die öffentliche Strasse hinausschleppten, unverzüglich die Anzeige bei dem Gerichtshofe machten, und ihn als Uebertreter des Gesezes überlieferten. Als sich die Todesrichter um den Betäubten versammelten, und nach genommener Einsicht sogleich Befehle gaben, daß der Schuldige zur Richtstätte hingeschleppt werde, sprang dieser unvermuthet auf und sprach ganz nüchtern, wie er war: „Vergebet Ihr hochmächtigen Herren! daß ich mich vermessen habe, diese Rolle zu spielen, allein ich mußte es thun, um einen Andern zu entlarven, der von aussen schöner und glatter als eine Schlange, aber von innen noch häßlicher ist, als sie. Gleichwie das Gesez mit Recht Denjenigen verdammt, der trunken wird von dem heillosen Opium, welches ich nur dem Namen nach kenne, so verurtheilt es mit gleichem Rechte und gleicher Strenge auch Denjenigen wie einen Giftmischer, der einen Andern böswöllig und tükisch zu berauschen sucht. Das wollte nun der Zahlmeister mit mir thun — seine Sklavin Lallapin, meine edle Retterin, wird es Euch freiwillig bezeugen, und diese Leibeigenen, die mich hieher geschleppt, müssen es bekräftigen, widrigenfalls Ihr an ihnen die Folter anwenden könnet. Der Schändliche aber, der durch mein Verdienst Zahlmeister geworden, weil er sich die Lebensrettung des kaiserlichen Prinzen aus jenem Brande lügenhaft angemaßt hat, da ich doch diesen wie ihn selber den bedrohlichen Flammen entrissen habe, belohnt mir diese Wohlthat so mit Undank, Schimpf und Tod. Ja, Ihr hochmögenden Herren und Gesezhalter! zweifelt keinen Augenblik an der Wahrheit meiner Aussage, mein Nachbar, der Töpfer, der wird es Euch bestätigen, daß ich mein gefährdetes Haus ausser Acht gelassen habe, um die Ohnmächtigen zu retten, und das verstossene unschuldige Weib des Ruchlosen wird es Euch mit einem heiligen Schwur zum Schudagou bekräftigen, daß ich Beide wohlbehalten im Palaste abgesezt!" —

Die Sache erwekte grosses Aufsehen, und mußte wegen ihrer Wichtigkeit unverzüglich an den Boa selbst berichtet werden. Dieser ließ alsogleich eine strenge Untersuchung anstellen, rief die obbenannten Zeugen herbei und verhörte sie selber; und da sich zu diesen bald noch Andere gesellten, welche für den ehrlichen Weber und gegen den vielfach verhaßten Zahlmeister mit der Zugabe mancher anderer Beschuldigungen auftraten, so sah sich der Kaiser mit seinem Gerichtshofe in die Nothwendigkeit versezt, das Verdammungsurtheil über den Bösewicht auszusprechen. Er wurde noch an demselben Tage über jene hohe Bastey zu Ava in den furchtbaren Graben geworfen, der von tausend Alligatoren wimmelte, und der die gewöhnliche Richtstätte für die grössern Verbrecher des Landes ist.

Haga-Zembo erhielt von der kaiserlichen Familie ein ansehnliches Geschenk von zehn Lak Rupien im Werthe, und wurde oberster Thierwärter in den Stallungen des Boa. Er heirathete aus Dankbarkeit und Herzensneigung die liebliche Lallapin, womit er eine Perle vom Staube erhob und in Gold faßte, und nahm die brave Gemahlin des Gerichteten als eine Schwester in sein Haus auf.

Die Entbehrlichkeit des Düngers im Landbau.

Von der neuen Entdekung des Herrn Bickes, den Boden ohne Dünger zu befruchten, hat nun auch das Centralblatt des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern Notiz genommen. Dasselbe bezieht sich hiebei hauptsächlich auf die von Herrn Bickes darüber verbreitete Schrift, von der es sagt, dieselbe sey in einem solchen mystischen und zugleich ungewöhnlichen Styl des Bombasts geschrieben, daß man glaubt, die Sprache eines Verrükten oder eines Marktschreiers zu hören. Denn es ist z. B. gesagt, daß nun der Schleier der Isis gehoben und alle Geheimnisse der Natur enthüllt seyen, daß das Verfahren zu ganz neuen Erscheinungen in der Pflanzenwelt führen wird ꝛc. „Nach dieser Schrift", fährt das Centralblatt fort, „ist das Mittel nicht bekannt gemacht, weil der Erfinder für seine Erfindung eine grosse Belohnung entweder von den Regirungen oder durch Aktien-Subscription zu erhalten sucht, sondern es ist (Seite 22) nur von zubereiteten und präparirten Samen die Rede, so daß die Erfindung darin ohne Zweifel besteht, daß die Samen mit in einer Flüssigkeit (Beize) eingeweicht oder die Saaten mit flüssigen oder pulverförmigen Substanzen begossen oder überstreut werden.

Wenn der Erfinder oder Entdeker sagt, daß er einzelne Pflanzen ohne Stalldünger im schlechtesten Boden durch angewandte Mittel zur üppigsten Entwikelung brachte, so ist dieses nicht im Geringsten zu bezweifeln; man kann Pflanzen in reinem Quarzsand ziehen, wenn man die nothwendigen pflanzennährenden Stoffe im pulverförmigen oder aufgelösten Zustande der Pflanze im rechten Masse gibt. Die Wirkung mancher Beizen und Düngerrezepte beruht auf derselben Ursache, und das Geheimniß des Erfinders soll auch nichts anders als eine Beize der Samen mit Salmiak oder einem Ammoniaksalze seyn. Die Jauche und Gülle ist nichts Anderes als größtentheils eine Auflösung von verschiedenen befruchtenden Salzen und kann sowohl als Beize als auch zum Uebergiessen angewendet werden, was eine allgemein bekannte Sache ist. — Wenn aber der Erfinder sagt, daß die Unkosten unerheblich seyen, bei Getreide, Mais 15 kr., Kohlsaat, Rüben, Mohn ꝛc. sogar kaum 6 kr. (ob für den Morgen oder für eine Pflanze, ist nicht angegeben), und wenn dieses Mittel unter allen Verhältnissen eine eben so grosse Wirkung wie der gewöhnliche Stalldünger hervorbringt, dann mögen die Regenten ihm eine Belohnung gewähren, wie solche noch keinem Kriegshelden gegeben worden ist; „denn die Natur hat dann ihm ihre Geheimnisse geoffenbart (Seite 5 der Schrift), die Pforten der Armuth sind geschlossen, alle wahrhaften Elemente des Friedens sind unwiderlegbar beschlossen und festgestellt (Seite 8); eine grössere Wohlthat könnte der Menschheit nicht gemacht werden, die zugleich mehr die Herrlichkeit der Vorsehung zu offenbaren geeignet sey" (das Aufgeführte enthält die Worte des Erfinders aus seiner Schrift, um eine Probe von dem Styl derselben zu geben —); „allein so lange der Beweis des Angekündigten nicht geliefert ist, müssen wir die Wahrheit der Ankündigung in der erwähnten Ausdehnung bezweifeln."

Nachträglich sagt das Centralblatt: „Wir erfahren jezt etwas Näheres über das Bickes'sche Verfahren, leider aber nichts Empfehlendes. Ein ausgezeichneter Gärtner, Hr. J. Rinz zu Frankfurt a. M., sagt nemlich in einigen Bemerkungen über den diesjährigen Sommer in der N. Blumenzeitung u. a.: „Doch, wie das Uebel nebenbei für die Folge oft Gutes bewirkt, so verstreicht auch dieser nachtheilige Sommer nicht ohne Nuzen; — praktische Verfahren haben sich nemlich im Kampfe bewährt und befestigt, und manche theoretische Lehrsäze sind bei aller Trokenheit, wie man zu sagen pflegt, zu Wasser geworden. Unter Leztere gehört: Die Erfindung, den Boden ohne Dünger anzubauen, von Franz Heinrich Bickes in Kastel bei Mainz, wovon eine pomphafte Mittheilung in dem zweiten Jahresberichte des Mainzer Gartenbauvereins abgedrukt ist. Darin heißt es:

„Mögen Tadler, die Alles in Abrede stellen, was ihr schwaches Gehirn nicht faßt, ihre

Paar Kreuzer in der Tasche behalten, und später ob ihres Schwachsinnes erröthen.... Diese Erfindungen halte ich für eine der größten Wohlthaten der Vorsehung; — es ist aus Steinen Brod machen!.... Alle Hindernisse der Urbarmachung sind nun gehoben, und der Aermste ist im Stande, seine Nahrung zu gewinnen. Der Ertrag selbst kann bei Handelspflanzen ausserordentlich gesteigert und der Morgen mit einigem Fleisse bis zu einem Ertrage von 1000 bis 1500 fl., wie bei Tabak, gebracht werden....“

Um dieses Resultat zu erzielen, weicht Herr Bickes die Samenkörner in die von ihm erfundene, geheimnißvolle Masse ein, deren erstaunliche Wirkung sich nicht nur auf das Keimen der Pflanzen, sondern bis zur Reife der Frucht erstreken soll. Zur Ueberzeugung hat Hr. Bickes bereits einen sehr sandigen Aker dahier mit präparirten, und daneben mit nicht präparirten Weizenkörnern eingesäet, ferner wurden verschiedene präparirte und unpräparirte Kohlpflanzen nebeneinander gepflanzt, und siehe da: — ein Unterschied war meinem schwachen Auge gar nicht bemerkbar; darum kann ich denn, so sehr ich Hrn. Bickes als achtbaren Mann ehre, seiner Erfindung nicht den mindesten Werth beilegen.“

Unsere geneigten Leser mögen nun von der Sache denken, was sie wollen, Herr Bickes selbst aber hat inzwischen den Stand seiner Pflanzen, wie er am 28. Juni war, abermal dem bayerischen Eilboten (s. Nro. 88) mitgetheilt: „Hanf jezt 7 Fuß hoch; Gerste über 5 Fuß hoch mit 25 Halmen. Auf mittlerem, rauhem, steinigem Boden, der seit länger als 10 Jahren nicht gedüngt, und voriges Jahr an denselben Stellen meistens die nemlichen Pflanzen hatte: Französisches und italienisches Raigras, 6 und 6½ Fuß hoch; weisser und rother Klee, 2 und 3 Fuß hoch; Luzern über 3½ Fuß hoch; schwedischer über 9 Fuß hoch; Gerste über 6 Fuß hoch und von 30 bis 50 Aesten; Haber über 6½ Fuß hoch und 1 Zoll breite Blätter; Sommerweizen 6 Fuß hoch und nahe ¾ Zoll breite Blätter; Kohlsaat über 6 Fuß hoch; Fenchel 8 Fuß hoch mit zolldiken Stengeln; römischer Kohl 10½ Fuß hoch (noch nicht ausgewachsen); Kartoffel 4 Fuß hoch mit fingerdiken Stengeln; Salat, Sauerampfer, Erdbeeren rc. von auffallender Grösse. Die Blätter des weissen und schwedischen Klee's sind grösser, als die gewöhnlichen des rothen. Die Halmen des Habers sind in der Stärke von größten Schreibfedern und die Stengel des römischen Kohles 2 Zoll im Durchmesser. Ferner findet sich auf den Gütern der Frau Herzogin von Dalberg in Herrnsheim Kohlsaat mit Gegenprobe von ausgezeichneter Ueppigkeit.“

Wir wiederholen, was wir gleich Anfangs gesagt: „Etwas muß an der Sache doch seyn!“

Deutsche Industrie.

Im Jahr 1802 wurden aus Deutschland und zwar allein aus Schwabach für 200,000 Thlr. Nähnadeln mit 2 Prozent Kosten und 60 Proz. Gewinn nach England eingebracht. Später wurden sie mit 62 Prozent Gewinn wieder als englische Nähnadeln nach Deutschland gebracht.

Aphorismen.

†* Der Baum in Eden, der den Apfel der Erkenntniß trug, ist seitdem abgeartet: von moralischen Aepfeln gibt es nur mehr — Zankäpfel.

†* In den Weinliedern, welche seit Noah's gesungen werden, dürfte wohl mehr Wasser vorkommen, als in allem Weine, der seit Noah getrunken wurde.

†* Staats-Geheimnisse werden minder vorsichtig bewahrt, als — Toiletten-Geheimnisse.

†* Man kann sich nicht mehr über Splitterrichter beklagen, es wird gewöhnlich mit ganzen Knütteln darein geworfen.

†* Viele Rohrgattungen beherrschen jezt die Welt, das Zukerrohr, das Tabaksrohr, das Rohr der Dampfmaschine, des Gänsekiels, das Flinten-Rohr, das spanische rc.

†* Der pfiffigste Pfiff, die Eintracht der Völker zu bewirken, ist der Lokomotiv-Pfiff.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der Buchhändler Bohn in London gab vor einem Jahre einen Bücherkatalog heraus, der 2100 Seiten stark, 5 Zoll dik ist und die Titel von mehr als 300,000 Bänden enthält, die bei ihm zu haben sind. Der Katalog kostet sieben Thaler.

Eine eingebildete Kokette nahte sich in Gesellschaft einem Kavallerieoffizier, und sagte ihm geheimnißvoll: »Herr Baron, wenn Sie Fensterparaden machen, so muß dieß wenigstens zu einer Zeit geschehen, in welcher die Eltern nicht zu Hause sind. Sie reiten stets um 3 Uhr an meinem Fenster vorbei, dieß hat mir schon manchen bittern Vorwurf von Vater und Mutter zugezogen. Ich muß Sie bitten, es zu unterlassen.« — »Es soll nicht wieder geschehen«, erwiederte der Offizier, »aber um dieß versprechen zu können, sagen Sie mir doch gefällig, in welcher Strasse Sie wohnen.«

Ein Franzose, der in einem Gasthause eingekehrt war, wollte ausgehen, als es eben bedeutend zu regnen anfing, er sagte deßhalb zu dem Lohnbedienten in seinem gebrochenen Deutsch: »Ik mökte aben ein Reggenßirm.«

»Reggenßirm?« wiederholte der Lohnbediente mit verneinendem Kopfschütteln; — das kenne ich nicht! — Was ist das?«

»Mein Gott, Sie werden dok wiß, was ist ein Reggenßirm?

»Nein, ich weiß nicht«, entgegnete der Lohnbediente.

»Das ist eine Maschin, die man nimmt über der Kopf, um aufzufang der Tropfen von die Regen.«

»Ah, jezt verstehe ich«. meinte der Lohnbediente, »Sie wollen einen Paraplujh haben?«

»Si fait, si fait, un parapluie!« rief der Franzose voller Freuden endlich verstanden zu seyn.

»Ja, warum reden's denn halt nicht gleich Deutsch!« brummte der Lohnbediente, und ging, um den französischen Reggenßirm, auf deutsch Para-pluih genannt, zu holen.

Die Rose.

Was sehnst du nach der Sonne dich,
Du Rose jung und schön
Und strebst empor und mühest dich
Hinauf nach ihren Höh'n.

Sie zieht dich an mit falschem Blik,
Wärmt dir die Wangen roth,
Und willst du dich darüber freu'n,
So wärmt sie dich zu todt. —

Was sehnst du nach der Liebe dich,
Du Herz mit heissem Fleh'n,
Gib Acht, es kann der Rose gleich,
Dir Leid dabei gescheh'n.

Franz v. Kobell.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 33. 18. August 1843.

Inhalt: Ueber den Bau der Esparsette. — Ein Wort über Feuersbrünste. — Der betrübte Slowak. — Eine böse Ehegattin. — Das heurige Ernte-Jahr. — Sonderbare Geschmaksachen. — Anekdote.

Ueber den Bau der Esparsette.
(Von Inspektor Dr. Friedrich Medikus.)

Nachdem im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift ein Aufsaz über den Kleebau mitgetheilt worden ist, so mag im gegenwärtigen über die Kultur einer andern Futterpflanze, der Esparsette, gesprochen werden. Diese ist wie die sogenannte Luzerne ein mehrere Jahre ausdauerndes oder perennirendes Gewächs, das in schlechtem Boden 3 bis 4, in gutem 5 bis 10 und mehr Jahre aushält. Die Esparsette führt noch verschiedene andere Namen, als: Esperklee, Espar, türkischer Klee, Hahnenkammklee, endlich auch Heiligheu. Leztere Benennung verdankt indeß ihre Entstehung einem Irrthume, indem eine französische Benennung dieser Pflanze, sainfoin (d. i. gesundes Heu), mit saintfoin verwechselt und daher in jener Weise übersezt wurde.

Der Esparsette sagt der Boden um so besser zu, je mehr er Kalk enthält; sie findet also ihren Stand auf Kalk- und Mergelböden. Es sind indeß auch Beispiele, namentlich aus den Rhein-Gegenden bekannt, daß sie auf Sand- und Thon-Böden, die keinen oder fast keinen Kalk enthalten, gut fortkömmt. Moorige, naßkalte Böden verträgt sie durchaus nicht. Sehr viel ist bei dieser Pflanze insbesondere an der Beschaffenheit des Untergrundes gelegen; findet sich stokende Nässe in demselben, so stirbt sie bald ab; ist er aber troken, so wächst sie um so freudiger, je weiter sie in denselben hinabzudringen vermag, vorzüglich aber wiederum, wenn er viel Kalk enthält. Sie verlangt indeß nicht, daß der Untergrund bis zu grosser Tiefe aus guter Erde zusammengesezt sey; im Gegentheile hat sie den grossen Vorzug, daß sie in dieser Beziehung sehr genügsam ist und noch recht gut gedeiht, wenn derselbe aus Gerölle, namentlich Kalkgeschiebe, oder aus zerklüftetem Gestein, namentlich Kalkfelsen oder Kalkschiefer, besteht. In Unterlagen von dieser Art dringen die starken Wurzeln der Esparsette auf bedeutende Tiefe ein. Böden mit solchem Untergrunde enthalten meistentheils in der gewöhnlich seichten Oberschichte oder Akerkrumme auch Gerölle oder abgeblätterte Kalkschieferstükchen beigemengt, und troknen daher sehr schnell aus. Für dergleichen Böden aber, oder für seichte, magere, trokene Kalk- und Kalkkiesböden mit geröllİger, schiefriger oder auch dichtfelsiger Kalkunterlage ist die Esparsette eine unschäzbare Wohlthat, ja ohne sie ist auf denselben ein eigentlicher Aufschwung des landwirthschaftlichen Geschäftes gar nicht möglich; denn Gegenden mit Böden von der erwähnten Beschaffenheit haben in der Regel nur schlechte, magere Wiesen, und sind daher auf den künstlichen Anbau von Futterpflanzen, und zwar, da das Gedeihen der beiden anderen Hauptfutterkräuter, Klee und Luzerne, sehr gefährdet ist, namentlich der Esparsette hingewiesen. Solche Böden finden sich aber in unserem Vaterlande leider nur in zu grosser Ausdehnung, und zwar Kalkkiesböden mit gerölliger Unterlage namentlich in den Thälern der reissenden Gebirgsströme, als der Isar, des Lechs, des Inns (Münchner Heide, Lechfeld, Pokinger Heide) u. s. f., sonstige Kalkböden, nicht selten viel Schieferstükchen enthaltend, auf dem Rüken des ganzen sogenannten fränkischen Jura und aller seiner Verzweigungen, da meist eine Kalkschichte (Jurakalk, zum Theil auch Kalkschiefer) die oberste Schichte dieser Gebirgsformation bildet. Für die genannten Gegenden ist der Anbau der Esparsette nicht genug zu empfehlen.

In Beziehung auf das Klima macht diese Pflanze durchaus keine grossen Ansprüche, wie schon daraus hervorgeht, daß sie überall im mittleren und südlichen Deutschland, namentlich auch auf Alpenwiesen, wild wächst. Anhaltende Trokene verträgt sie weit besser als der gemeine Klee; dieser ist oft auf Böden, wie sie oben geschildert wurden, schon längst ausgebrannt, während die Esparsette noch frisch und kräftig dasteht, was wieder ein wesentlicher Vorzug derselben ist.

Hinsichtlich der Dungkraft ist die Esparsette ebenfalls genügsam; ja, sie vermag sogar Böden, welche seit langer Zeit nicht mehr gedüngt wurden, in hohe Kraft zu versezen, so daß nach ihr wieder mehrmals bodenzehrende Früchte gebaut werden können; jedoch lohnt sie es durch reichen Ertrag, wenn man ihr ein kräftiges Land einräumt, was bei Futterkräutern überhaupt stets geschehen soll.

Was die Vorbereitung des Landes für Esparsette betrifft, so kömmt es vorzüglich darauf an, ob man dieselbe mit oder ohne Ueberfrucht baut. Beides geschieht sehr häufig. Als Ueberfrucht dienen dieselben Pflanzen wie bei Klee, am Besten Getreide, das nach gedüngten Hakfrüchten folgt. Am Rhein baut man sie besonders gern unter Haber, welchem Möhren vorangegangen sind. Ohne Ueberfrucht und zwar gewöhnlich in die Brache wird die Esparsette ebenfalls am Rhein vielfältig gebaut; in der Regel geschieht dieß besonders dann, wenn man das Land nicht gehörig vorbereitet oder nicht genugsam kräftig für eine Ueberfrucht glaubt. Bei der Brachbearbeitung darf man sehr tief pflügen; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß frische, erst aus dem Untergrunde emporgebrachte mineralische Theile der Esparsette sehr zusagen und ihr Gedeihen ganz vorzüglich befördern.

Die Saatzeit ist, wie aus dem Vorstehenden von selbst einleuchtet, sehr verschieden. Man säet Esparsette, je nachdem sie unter Sommerung oder Winterung oder ohne Ueberfrucht gebaut wird, vom April bis in den September. Wenn man sie allein baut, so nimmt man am Rhein die Saat erst im Julius oder August vor; unter Wintergetreide wird sie in warmen Gegenden sogar noch im September gesäet. Am Samen darf man durchaus nicht sparen wollen, weder in der Quantität noch in der Qualität, wenn man auch wegen lezterer etwas mehr bezahlen müßte. Wer an seinen Esperschlägen Freude erleben will, muß vielen und guten Samen aussäen; ist zugleich Boden und Witterung etwas feucht, so darf man ein um so besseres Gedeihen erwarten. Nicht leicht eine Saat schlägt so oft fehl, wie die der Esparsette, wovon meist die Beschaffenheit des Samens Ursache ist, öfters aber auch die des Bodens und der Witterung, indem bei ganz trokenem Boden und sehr heisser Witterung der Same häufig vertroknet. Am Besten thut man daher, wenn man seinen Samenbedarf selbst zieht, dann weiß man, was man hat; muß man aber kaufen, so versäume man nicht, die Keimprobe vorzunehmen. Nach der Saat läßt man eine leichte Egge folgen, welche den Samen flach, jedoch um ein Gutes tiefer als bei Klee und Luzerne, unterbringt. Auf sehr steinigem Boden darf man nicht versäumen, auch noch zu walzen, damit die Sensen bei der Ernte keinen Schaden leiden. Das Saatquantum beträgt je nach der Beschaffenheit des Bodens und des Samens 3 — 4 Mezen auf das b. Tagwerk.

Bisweilen säet man mit der Esparsette auch noch eine der beiden andern Kleearten (Rothklee oder Luzerne) oder auch wohl Gräser im Gemenge aus. Von Luzerneuntersaat hat man am Rhein öfter schon recht gute Erfolge gehabt; doch bleibt die verschiedene Blütezeit der beiden Gewächse immerhin ein etwas mißlicher Umstand. Zur Untersaat von Rothklee, welche man am Rhein häufiger anwendet, räth man dort indeß auch nur, wenn man die Esparsette nicht länger als drei Jahre stehen zu lassen beabsichtiget; es wird hiebei vorzüglich der zweite Schnitt ergiebiger. Bei einer längeren Dauer eines solchen gemischten Futterschlages gehen die Rothkleestöke aus, was zur Verwilderung des Landes Anlaß gibt. Die Untersaat von Gräsern endlich ist nach der Ansicht der Mehrzahl von Denjenigen, welche darüber Erfahrungen gemacht haben, nicht zu empfehlen, weil dieselben in der Regel bald die Oberhand gewinnen und die Esparsette verdrängen.

Ganz ohne Pflege während des Wachsthums soll man die Esparsette nicht lassen, sondern in jedem Frühjahre entweder Gyps, Asche, Ruß oder auch Gülle aufbringen. Eben so ist gut, sie manchmal, namentlich im zweiten oder dritten Benüzungsjahre, tüchtig zu übereggen; sehr steinige Böden begründen hievon natürlich eine Ausnahme. Das Abweiden liebt die Esparsette im Allgemeinen nicht; am Schädlichsten ist aber die Vorhut mit Schafen auf jungen Schlägen; diese darf durchaus nicht geduldet werden.

Die Esparsette wird gewöhnlich im Monat Junius zum ersten Male gemäht. Der richtige Zeitpunkt zur Mahd ist, wenn die Blüten aufzubrechen anfangen; nicht zu empfehlen ist dagegen, zu warten, bis das Feld in voller Blüte steht, indem hiedurch die Qualität des Futters sehr leidet. Der erste Schnitt ist bedeutend, der zweite steht demselben weit nach und ist besonders auf mageren Böden oft gering; einen dritten Schnitt gibt die Esparsette nicht. Im Saatjahre kann die Esparsette, wenn sie auch schon bei sehr guter Zeit mit Sommergetreide gesäet wurde, nicht gemäht, darf aber dem Obigen zufolge auch nicht abgeweidet werden. Im ersten Benüzungsjahre steht sie noch etwas dünn und erreicht den vollen Ertrag nicht; dieser beginnt erst mit dem zweiten. Er übersteigt im ersten Benüzungsjahre selten 15 Centner; im zweiten und den folgenden erhält man durchschnittlich 20 — 25 Centner Heu; auf guten Böden stellt sich der Ertrag oft um ein Bedeutendes höher. Derselbe ist also im Allgemeinen geringer als bei Klee und Luzerne; dafür hat aber das Heu der Esparsette einen höheren Werth als das jener beiden andern Futterpflanzen, ja, es ist unstreitig das beste, nahrhafteste, so wie allen Thieren angenehmste und gesündeste Heu; daher der französische Name sainfoin. Die Esparsette wird in der Regel gedörrt, wenigstens der erste Schnitt.

Die Heuwerbung ist bei dieser Pflanze nicht so schwierig oder die Gefahr des Blätterverlustes weit geringer, als bei den andern Kleearten. Das Esparsetteheu wird daher in der Regel fast eben so wie das Wiesenheu bereitet, mit der einzigen Abweichung, daß man es seltener und vorsichtiger wendet; bei günstiger Witterung kann es meist schon am dritten Tage eingeführt werden. Wenn die Esparsette bei diesem Verfahren auch nicht beträchtlich viele Blätter verliert, so verdienen dennoch für diese Pflanze ebenfalls die Kleestiefel oder noch mehr die Kleepyramiden den Vorzug.

Will man Samen gewinnen, so wählt man hiezu ein drei = oder vierjähriges Feld und zwar, wenn gegypst wurde, den zweiten Schnitt. Der Same der Esparsette fällt sehr gerne aus; daher empfiehlt sich, wenn man keine Stiefel oder Pyramiden zum Dörren gebraucht, entweder den Samen mit den Händen abzustreifen, was aber nur im Kleinen thunlich ist, oder die am frühen Morgen beim Thau gemähten Schwaden gleich hinter der Sense in langen Kämmen oder auch bündelweise aufzustellen, so daß das Gipfelende in die Höhe zu stehen kömmt. Ist die Troknung vollendet, so muß Laden und Einfuhr mit möglichster Vorsicht auf mit Tüchern belegten Wägen geschehen. Der Ausdrusch wird hierauf am Besten so bald als möglich vorgenommen, damit der Same nicht durch die Gährung, welche das Heu jederzeit im Stoke durchmacht, leide. Die Gährungs-Wärme, eben so auch zu frühe Ernte, welche man vornimmt, um dem Verluste durch Ausfall zu entgehen, sind vorzügliche Gründe, weßhalb die Essparsaaten, wie oben schon gesagt wurde, so häufig mißrathen. Wird der Same abgestreift, so erhält man meist 4, ausserdem 3 Scheffel vom Tagwerk.

Es sind nunmehr alle Momente der Kultur der Esparsette durchgegangen worden; eine Frage wird sich indeß vielleicht noch manchem aufdrängen, nemlich wann es Zeit sey, ein Esperfeld umzureissen. Diese Frage beantwortet sich vom praktischen Standpunkte aus sehr leicht und einfach. Die Zeit des Umbruches hängt theils von den Wirthschaftsverhältnissen oder davon ab, wie lange man, ohne eine nachtheilige Störung in diesen herbeizuführen, ein Stük Land der sonstigen Kultur entziehen und dem künstlichen Futterbau widmen kann oder will, theils von dem Zustande eines solchen Schlages, indem es jedenfalls Zeit zum Umrisse ist, so bald viele Esperstüke ausgehen und

der Boden zu vergrasen anfängt. Eine Eigenthümlichkeit der Esparsette, welche auch noch manche andere Pflanzen, als: Klee, Luzerne, Erbsen und Lein besizen, darf nicht unerwähnt bleiben; diese besteht darin, daß sie bald nach sich selbst gebaut nicht gedeiht oder daß sie, wie man dieß nennt, mit sich selbst unverträglich ist. Aus diesem Grunde läßt man sie vor sieben oder neun Jahren nicht gern auf demselben Felde wiederkehren.

Werden die Vorzüge der Esparsette nochmals zusammengefaßt, so sind es folgende:

1) sie ist hinsichtlich des Bodens und Klimas genügsamer, als Klee und Luzerne;

2) sie gedeiht in trokenen Sommern besser als Klee;

3) sie gibt auf seichtem, trokenen Kalk- und Kalkkiesböden, auf denen das Gedeihen der beiden andern Futterkräuter sehr gefährdet ist, eine gesicherte Futterernte von ansehnlichem Betrage, und nur durch ihre Kultur wird es möglich, auf solchen Boden bedeutende Viehbestände zu ernähren;

4) sie liefert unter allen künstlich angebauten Futterkräutern das nahrhafteste und gesundeste Heu;

5) sie ist leichter zu heuen als die beiden andern Kleearten;

6) sie ist ein sehr bodenbereicherndes Gewächs; durch sie wird es möglich, schlechte Böden in Kraft zu bringen, und, wenn mit ihrer Kultur Brache verbunden wird, lange Zeit ohne Düngung anzubauen.

Zur Erläuterung des zulezt unter Ziffer 6. Gesagten möge noch Einiges, was gewiß Mancher mit grossem Interesse liest, beigefügt werden. In der größten Ausdehnung wird die Esparsette in Deutschland auf dem linken Rheinufer, namentlich in der Gegend von Mannheim bis hinab nach Mainz, gebaut. Eine besondere Art der Esper-Kultur, die dort Statt findet, liefert den unwiderleglichsten Beweis für die grosse Bodenbereicherungskraft, welche diese Pflanze besizt. Die Landwirthe jenes Bezirkes haben häufig auch entlegenere Grundstüke, welche gegen die näheren etwas vernachlässigt und wohl öfter viele Jahre gar nicht gedüngt werden; den gesammten Düngervorrath wenden sie den näheren Feldtheilen zu, auf denen sie starken Handelsgewächsbau treiben, deßgleichen den Wiesen, ganz vorzüglich aber den Weingärten. Um nun solchen entlegenen, herabgekommenen Feldtheilen aufzuhelfen, oder auch um dieselben für längere Dauer zum Besten der näheren auf so stiefmütterliche Weise behandeln zu können, führen die industriösen Landwirthe dortiger Gegend Fruchtumläufe mit Esparsette und Brache ein, welche, wie die Erfahrung lehrt, in den Stand sezen, dreissig und mehr Jahre anzubauen, ohne zu düngen (ja, Futter und Dünger, die auf solchem magern, abgetragenen Lande erzeugt werden, benüzt man anderswohin), und dennoch befriedigende Ernten liefern. Dergleichen Rotationen sind:

1, 2, 3. Esper, gegypst;
4. Roggen, darauf Stoppelrüben;
5. Brache;
6. Roggen;
7. Brache, besäet mit Esper.

Oder:

1, 2, 3. Esper, gegypst;
4. Kartoffeln;
5. Gerste oder Haber;
6. Brache;
7. Roggen mit untergesäetem Esper.

Wie hoch muß nicht eine Pflanze geschäzt werden, durch deren Kultur so Ausserordentliches möglich wird!

Auf den besseren Gründen in der Pfalz hat man längere Umläufe verschiedener Art, wovon einer Beispiels halber aufgeführt werden mag: 1) Brache, stark gedüngt, 2) Raps, 3) Roggen, 4) theils Weizen, theils Kartoffeln, 5) Gerste, 6 — 8) Esparsette, einmal begüllt, 9) Spelz, 10) Kartoffeln, auch Runkelrüben, begüllt, 11) Haber. Auch diese Fruchtfolge, welche mit bestem Erfolge ausgeführt wird, ist ein Beleg dafür, daß die Esparsette den Boden sehr bereichere, da in eilf Jahren nur einmal gedüngt und zweimal gepfuhlt wird, und der Boden dennoch so viele zehrende Ernten erträgt.

Die Esperkultur ist es auch vorzüglich, welche die angeführten Gegenden des linken Rheinufers aus Mangel und Armuth in Wohlstand versezte.

Namentlich David Möllinger zu Pfeddersheim (gest. 1787) hat sich unvergängliche Verdienste um den pfälzischen Esperbau und dadurch um sein Vaterland erworben. Gründe, welche, früher um 5 Gulden gekauft wurden, sind jezt in Folge seiner Bemühungen um 100 Gulden nicht zu bekommen.

Die Landwirthe der wegen ihrer Unfruchtbarkeit übel berüchtigten Münchener Heide, für welche der Anbau der Esparsette bereits nachdrüklichst empfohlen wurde, brauchen weder in die Pfalz zu reisen, noch Schriften über die dortige Landwirthschaft zu kaufen, um sich weiter über die Vortheile dieser Kultur zu belehren, sondern dürfen nur einen kleinen Ausflug in die Nachbarschaft auf das königliche Staatsgut Schleißheim machen, indem da diese Pflanze ebenfalls in grosser Ausdehnung gebaut wird. Daselbst hat der leider zu früh verstorbene königliche Direktor Schönleutner der erstaunten Umgegend ein Muster, noch immer einzig in seiner Art, aufgestellt, wie dürres Heideland in lachende Fruchtgefilde umgewandelt, wie auf solchem Boden ein sehr grosser Viehstand reichlich und gut genährt und eine grosse Wirthschafts-Ernte erzielt werden kann. Ausser der auf dem Schleißheimer Gute befolgten Rotation hat derselbe für die auf jener Heide gelegenen Dörfer noch eine ganz vorzügliche Fruchtfolge entworfen, nemlich: 1) Kartoffeln, gedüngt, 2) Gerste, 3) Klee, 4) Weizen, 5) Mengfutter, halb gedüngt, 6) Roggen, 7) Haber, 8 — 11) Esper, 12) Haber. Hiernach bedarf also ein so schlechter Boden ebenfalls in zwölf Jahren nur eine ganze und eine halbe Düngung.

Es ist im Interesse der bezeichneten Gegend recht sehr zu wünschen, daß diese Fruchtfolge bald allgemein angenommen werden, und hiedurch den ausgezeichneten Leistungen jenes Mannes an der Stätte langjährigen Wirkens ein wohlverdientes Monument, dauernder als Erz, erstehen möge. Wenn dieß geschieht, wenn der angegebene Umlauf Eingang findet, so kann es nicht fehlen, daß auch in diesem Bezirke bald, wie vormals in der jenseitigen Pfalz, Wohlstand statt der bisherigen Armuth sich verbreiten wird, daß die Landwirthe der Münchener Heide in Zukunft den Namen „Schönleutner“ mit denselben Gefühlen der Ehrerbietung und des Dankes aussprechen werden, wie die Pfälzer den Namen „Möllinger.“

Ein Wort über Feuersbrünste.

In unsern Tagen lesen wir beinahe täglich Einäscherung ganzer Ortschaften; und obgleich die Löschmittel verbessert und vermehrt sind, so ist doch selten dem Elemente der erwünschte Einhalt gethan worden.

Wir nehmen daher Gelegenheit, einige Worte hierüber niederzuschreiben, die Verhinderung grosser Feuersbrünste betreffend. Wir rathen:

1. Feuerfeste Gebäude. — Diese müssen nemlich gemauert seyn, mit Ziegeldächern bedekt werden, weite Räume lassen, d. i., nicht Haus an Haus gebaut kommen, nahe an Flüsse und Brunnen angelegt werden.
2. Geeignete Löschmittel für alle Arten von Brandunglük, nebst sorgfältiger Unterhaltung und monatlicher Visitation und Probe.
3. Strenge Feuerbeschau — ohne Rüksicht der Person, unter Verantwortlichkeit und mit Wechsel des Ausschusses, stets vom obersten Vorstande begleitet. Die soll auch alle 2 Monate geschehen und jene Hausherren, welche gestraft werden mußten, sollten veröffentlicht werden ex officio.
4. Sonderung von Stoffen, welche leicht Feuer fangen und fortpflanzen, nemlich Holz, Heu, Stroh, Holzwaaren, Pech, Schwefel, Oel u. dgl. Also Absonderung von Scheunen und Holzlegen vom Hause, was freilich nur bei nun folgenden Neubauten geschehen könnte. Ganz besonders dürften sämmtliche Holzlagen und Magazine gut gewölbt seyn. Bei der Rüksicht für das Ganze kann die Einrede des Einzelnen nur bedingnißweise berüksichtiget werden.
5. Gehörige Anzahl von Gemeinde-Brunnen. In Dörfern sollte auf je 20 Häuser 1 Gemeindebrunnen befohlen seyn,

in Märkten und Städten auf je 12 oder jede Gasse. Dadurch wird leicht die erste Unterdrükung des Feuers erzwekt und Personal erspart. Ein Bürgerfreund.

Der betrübte Slowak.

Ein Pfarrer stand vor seiner Pfarrei, und ein Slowak näherte sich ihm, seufzend und weinend. „Was ist Euch geschehen? Saget es mir, ich werde Euch helfen?“ — „Das ist nur bei Gott möglich — mein Knabe ist mir gestorben!“ — „Darüber sollet Ihr freudig seyn; denn er wird sich im Himmel bei den schönen Engeln befinden?“ — „Ich habe ihn nicht für die Engeln ernähret, sondern damit er mir meine Ochsen auf den Kopanizen (auf Anhöhen) weiden möchte.“ — Er ist vielen Wiederwärtigkeiten auf der Welt entgangen, und hat ewige Ruhe, ewige Freude“, sagte der ihn tröstende Seelsorger, und bekam zur Antwort: „Er war allein mit seinen Ochsen. Niemand hätte ihn geprügelt, weil er keinen Schaden machte, hatte sein Brod und Zwarg, ein gesundes Wasser im Brünnel, und pfiff geistliche Lieder.“ — „Ganz recht, ich werde ihn schön begraben.“ — Lassen ihm Euer Hochwürden auch dabei pfeifen und blasen; denn er hat diese Ehre verdienet, weil er ein gehorsamer guter Knabe war.“ — „Alles wird geschehen, was Ihr wünschet.“ —

Die Dummheit verachtet das Edelste, was sie nicht verstehet und zu benüzen weiß. Sie ist eine Geißel für Dummköpfe. —

Wer träg ist, bleibt arm, dumm, und wird als Taugenichts überall abgefertiget. — Der Mensch muß die Bedürfnisse seines Körpers befriedigen; aber seine erste und größte Sorge soll seyn um die Seele, damit sie zu ihrer ewigen Seligkeit sicher kommt. — Wohl jenen Kindern, die von Eltern und Freunden gelobt werden können.

Jarosch.

Eine böse Ehegattin.

Ein Mann hatte eine sehr böse Ehegattin, welche fast täglich mit ihm zankte, und ihm zum Troz Alles verkehrt machte. Als er endlich die Geduld verlor, hat er sie empfindlich abgeprügelt. Sie drohte ihm, sich aufzuhängen, ging und mit diesem Gedanken tief betrübt, ohne zu reden, herum. Der Mann aus Mitleid und Furcht bewogen, fragte einen klugen Nachbarn um Rath, wie er sie bessern, und ihr Erhängen verhüten könnte? Darauf hörte er, daß, wenn sie es noch einmal sagen wird, er ihr den vorbereiteten Strik hinwerfen soll, mit den schreklichen Worten: „Hier hast du den Strik, erhänge dich nur bald, damit du dem Teufel deine mit Christi Blut theuer erkaufte Seele übergibst, der dich ewig martern wird. Ich werde dein vorsäzliches Unglük nicht bedauern; sondern frohloken, daß ich eine bessere Gemahlin, als du bist, bekommen werde.“ Sollte sie sich doch aufhängen wollen, dann soll er ihr den Strik herausreissen, und sie einsperren, bis ihr die Wuth vergeht.

Kurz darauf hat sie ihm alle Schimpfnamen gegeben, und sagte, daß sie sich jezt sicher aufhängen werde. Er brachte den dazu vorbereiteten Strik, und warf ihn rasch auf sie hin, mit den obigen Worten. — Sie erschrak, fing an zu weinen, und verlor die Lust zum Selbstmorde.

Der Rathgeber kam mit diesem gequälten Manne bald darauf zusammen, und fragte ihn um die Wirkungen seines Rathes, er dankte ihm frohlokend dafür, und sagte: Meine Xantipe ist eine Dulcinea geworden.

Dieses Ehepaar zeugte erst jezt etliche Kinder, hat sie gut erzogen, und lebten mit einander ruhig, zufrieden, und war ein Muster guter Eheleute.

Das Weib wurde auf diese ungewöhnliche Art gebessert, und es gibt viele Arten zur Besserung; daher man nicht gleich verzweifeln soll, sondern Geduld haben muß. Nach einem Gewitter kommt eine ruhige Zeit, und nach einem Regen eine helle Witterung. Das Gute und Böse wechselt mit einander, und Jedes dauert nur eine kurze Zeit, was uns trösten soll.

Jarosch.

Das heurige Ernte-Jahr.

Gegen alle Erwartungen, Gott Lob! ist das heurige Ernte-Jahr im Durchschnitte und im Allgemeinen in ganz Deutschland weit beruhigender und ergiebiger ausgefallen, als so manch redlich Besorgter hoffte, und so Mancher vom Wuchergeiste durchdrungener gewunschen hat. — Ja! wahr!! und wahrhaftig!!! In Thränen wurde gesäet, und mit Sorgen und Kummer, und mit gerechter Besorglichkeit wurde geahndet, und mit grosser Angst und Bangigkeit mehr Schlimmes befürchtet, als Gutes gehoffet. Aber wer ergründet die Wege des Herrn, und wer ermißt die unendliche Grösse seiner nie versiegenden himmlischen, weisheitsvollen Vatergüte und göttlich-väterlichen Liebe! Eine ernste Stimme des Allmächtigen rief gleichsam von Oben herab, um uns Deutsche im Eintrachts- und Einigkeits-Gefühle des Selbstbewußtseyns unserer innern Kräfte und Mittel immer mehr und mehr erstarkend, an den Ausspruch der Schrift, und auch in politischer Beziehung, zurük zu erinnern: „wirket Euer Heil mit Furcht und Zittern!“ Indem wir nun dem Allgütigen innigst danken für den uns gewordenen Segen, und des Segens ernst-liebevolleste Lehre, möchte es auf der andern Seite denn doch auch sehr nüzlich, und höchst wichtig seyn, einen berathenden Zentral-Verein zur Sicherung der Zukunft vor zu hohen, und zur Bewahrung der kommenden Zeiten vor zu niedrigen Getreidepreisen, (beide Epochen höchst nachtheilig und bedenklich für die Tendenz einer wahren Wohlfahrt der Landwirthschaft, u. s. A.) endlich einmal ins thätig und gemeinnüzlich wirkende Leben, zu berufen. Ob hiezu meine früher dießfalls mitgetheilten Scherfleins, darunter auch „das landwirthschaftliche Aequiliber“ v. J. 1827 in der Bauern-Zeitung, ob hiezu des hochverdienten Freih. v. Seutter Abhandlung v. J. 1825 über das bisherige Sinken der Getreidepreise ꝛc. (Ulm 1825.) und ob weiters hiezu eine Annäherung, und so zu sagen, Mit-Verbindung an, und mit dem erst neu entstandenen ambulirenden landwirthschaftlichen Vereine Württembergs anwendbar, und was sonst noch damit zu vereinigen, und zu verbinden wäre; darüber können nur praktisch-Einsichtsvolle gründlich und erspießlich absprechen, die es mir als einen im Hagel-Assekuranz-Fache u. dgl. ergrauten, und überdieß immer kränkelnden Manne gewiß nicht ungütig aufnehmen und anrechnen werden, zuweilen schwülstig geworden zu seyn, und die Saiten unliebsamer Spannung berührt zu haben.

Heil meinem Vaterlande Bayern, Heil dem gesammten Deutschland, Heil der ganzen Menschheit!!!

Sonderbare Geschmakssachen.

Eine englische Dogge als Mezgerhund.
Eine Bauerndirne mit falschen Zähnen.
Ein Schulbube mit Cigarren.
Eine Dame im Versazhause deponirend.
Ein Buch mit mehr geraubten Stellen, als anderer Inhalt.
Ein Register über ein Abc-Buch.
Eine undeutsche französische Grammatik.
Ein silberner Knopf am Geißelstabe.
Französischen Unterricht vor der Muttersprache.
Eine Papierscheibe zu geschliffenem Glase.
Eine Bettdeke über ein Strohlager.
Ein Domino zu einer kurzledernen Hose.
Schulhebung und unerschwerte Aufnahme.
Religiöses Benehmen nach dem Tagskourse.
Goldene Ringe an unreinen Fingern.
Ein Handwerksmann und Jagdliebhaber.
Ein Kind als Kindsmagd.

Anekdote.

Ein Geistlicher in Appenzell fragte in der Kinderlehre einen Knaben: Was Joseph und Maria mit sich genommen hätten, als sie sich auf die Flucht begaben, um den Verfolgungen des Herodes zu entgehen? „I wäß es nüt, bin nüt beim Auspaken g'wesen“, antwortete der Knabe.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Mässiger Begriff von Freiheit.

Freudig sagte ein Neger zu einem Bekannten: »Gott sey Dank, ich bin nun frei, bin nicht mehr Sklave!« — »Was bist Du denn aber jezt?« — »Hausknecht!«

Ein Engländer hat berechnet, daß, so lange es Menschen gibt 26,628,843,285,075,840 (rechne es ihm Einer einmal nach!) Personen bis jezt auf der Erde gestorben seyen.

»Hansel, ´s'st kriminalisch kalt«, sprach ein Fiaker zum Andern. »Ja«, erwiederte dieser, vor Kälte hüpfend, »die Sonne hat im Sommer so viel gebrannt, daß für'n Winter nichts übrig geblieben ist.« —

Meerbilder.

1.

Nach Westen zieht das Segelschiff,
Zum fernen Ziel der Reise;
Rasch fliegt es um der Felsen Riff
Auf lust'ger Wogen Gleise.

Doch wendet traurig sich mein Sinn,
Es schauen meine Blike
Mit Sehnsucht nur nach Osten hin,
Ins Heimatland zurüke.

Es schwur mir Lieb' und Treue dort
Ein Mädchen, schön wie Hebe,
Sie gab darauf mir Hand und Wort,
Daß sie für mich nur lebe.

Ich denk an dich, lieb Bertha mein,
Zu jeder Stund' so gerne,
Mein Geist fliegt in dein Kämmerlein
Aus unermeßner Ferne.

2.

Hier liegen hundert Ballen
Mit Zuker und Kaffee,
Und dort so viele Kisten,
Gefüllt mit Chinas Thee.
Ein Herr aus England sizet
Auf dieser süßen Fracht,
Er hat aus fernen Zonen
Die Waaren mitgebracht.

Da kommt der Koch gelaufen
Und spricht zum Inselmann:
»Um Gotteswillen, Mylord,
Was fangen Sie denn an?
Sie werfen ja die Töpfe
Mit Schnittlauch in das Meer!
Der aber sagt: »»Was stellet
Ihr just sie auch daher.««

Eugen Fürst.

Auflösung des Worträthsels in Nro. 30 d. Bl.
Einbildung. Bildung.

Drukfehler-Anzeige.

In Nro. 31 d. Bl. auf der ersten Spalte, Zeile 16 v. u. lies: »und sittlich« statt unsittlich.

Bücher - Anzeigen.

Bei B. F. Voigt in Weimar ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

M. Wölfer's (pens. Bauinspektors in Gotha)

Gründliche Anweisung zum Treppenbau.

Zum Selbstunterricht für Zimmerleute, Tischler und Maurer. Mit der Abbildung von 24 verschiedenen Treppen- und Geländer-Mustern. Vierte unveränderte Auflage.
$\frac{1}{2}$ Rthlr. oder 36 kr.

Unbemittelten Handwerksgesellen, welchen die theuren Werke über Treppenbau unzugänglich sind, finden hier einen schon ziemlich genügenden Leitfaden zum Selbstunterricht, und haben daher schon dessen erste Auflagen die beifälligsten Beurtheilungen der Kunstrichter erhalten.

C. Schmied' Fabrikation der

Regen- und Sonnenschirme und Fächer

mit Berüksichtigung der Reparaturen derselben. Mit 24 Abbildungen. 8. 14 gr. $17\frac{1}{2}$ Sgr. oder 1 fl. 2 kr.
(Bildet auch den 126. Bd. d. Schauplazes der Künste und Handwerke.)

Zu diesem so einträglichen und fast überall betriebenen Gewerbe hat es bis jezt noch keine gedrukte Anleitung gegeben. Hier ist dasselbe so anschaulich und deutlich vorgetragen, daß jeder Nadler und andere Gewerbsverwandte solches leicht durch Selbstunterricht erlernen und dadurch, besonders an solchen Orten, wo noch keine Parapluimacher sind, seine Nahrung und Einnahme wesentlich vermehren kann.

W. Wedemann (Hofkantor in Weimar),

100 Gesänge der Unschuld, Tugend

und Freude, mit Begleitung des Klaviers. Gemüthlichen Kinderherzen gewidmet. Zweites Heft. 7te verb. Aufl. Gebez, in Umschlag geh. $\frac{1}{2}$ Rthlr. oder 54 kr. (Alle 3 Hefte kosten $1\frac{1}{2}$ Rthlr. oder 2 fl. 42 kr.

Zu 20,000 Exemplaren in allen Richtungen von Deutschland verbreitet, sind diese harmlosen, kindlichen und oft naiven Lieder ein Gemeingut der deutschen Jugend geworden und haben sich der allgemeinen Gunst zu erfreuen. Da solche nun zum sechsten Mal revidirt sind, so zeichnen sie sich sowohl hinsichtlich der Korrektheit des Tonsazes als der Lithographie aus.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 34. 25. August 1843.

Inhalt: Philippine Welserin. — Der Seelenkauf.

Philippine Welserin.

»Horch, die Thurmuhr hat geschlagen
Und er naht der Augenblik!
Darf ich hier zu bleiben wagen?
Zieh ich furchtsam mich zurük?
Tiefer noch den Pfeil zu drüken
In die schwerverlezte Brust,
Sollt ich fliehn aus seinen Bliken,
Fliehn, als wär' ich schuldbewußt!

»Und was hab' ich denn begangen?
Jugend, Schönheit, Edelsinn
Ziehn in schüchternem Verlangen
Meine Seele zu ihm hin.
Ach, er ist so mild, so freundlich,
Ist so tapfer, ist so schön!
War es möglich, kalt und feindlich
Solchem Reiz zu widerstehn?

»Ja, ich weiß, ich darf nicht hoffen,
Mich bethört kein eitler Wahn,
Mein Geschik liegt vor mir offen,
Eine dornenvolle Bahn.
Tollkühn zu dem Kaisersohne
Hob sich mein verwegner Blik;
Und der Glanz der Fürstenkrone
Schrekte strafend mich zurük.

»Doch was ist dort für Bewegung?
Wie das Volk zusammenströmt!
Alles scheint in froher Regung.
Guter Gott! Er ist's! Er kömmt!
Herrlich ragt er aus der Menge,
Die er freundlich nikend grüßt,
Aus dem fluthenden Gedränge,
Das sein Barberroß umfließt!«

Und schon hat er sie erspähet
Hinter der Gardinen Flor!
Zu dem Fenster, wo sie stehet,
Fliegt ein heisser Blik empor;
Denn die keinen Rang erkennet,
Liebe zieht ihn zu ihr hin,
Und der Sohn des Kaisers brennet
Für die schöne Welserin.

Täglich zieht er nun vorüber,
Täglich wird die süße Qual,
Seines Busens Schmerz ihm lieber,
Täglich wächst der Hoffnung Strahl;
Und schon wagt er zu gestehen,
Was die Seel' ihm glühend füllt,
Zitternd höret sie sein Flehen,
Denn sie schrekt der Zukunft Bild.

Und sie mahnt ihn seines Ranges
Seines Vaters, seiner Pflicht;
Doch voll heissen Liebesdranges
Achtet er ihr Warnen nicht,
Weiß sie bald zu überzeugen,
Daß sein Glük in ihr nur lebt,
Ihren strengen Sinn zu beugen,
Der ihm zagend widerstrebt.

Kann sie wohl sein Glük zerstören,
Ungerührt von seinem Flehn,
Ihn von Leid und Gram verzehren,
Diese Blike welken sehn?
Zwischen Lieben, Zweifeln, Scheuen
Reicht sie ihm besiegt die Hand,
Und des Priesters Segen weihen
Das geheimnißvolle Band.

Philippine! Philippine!
Rasch ist dieser Schritt gethan.
Doch es naht die ernste Sühne,
Es zerstiebt der schöne Wahn;
Denn der Kaiser hat vernommen,
Was ihr frevelnd hier gewagt,
Und sein Zorn ist rasch entglommen,
Hat euch schwer und streng verklagt.

»»Ja, ihr habt den Weg gefunden,
Wo ihr meine Macht verhöhnt;
Denn was Priesters Hand gebunden,
Wird von Menschen nicht getrennt.
Doch dieß sey euch laut verkündigt!
Die mich tief gekränkt, die schwer
Sich an meiner Huld versündigt,
Sehn mein Antliz nimmermehr!««

Wie ein Bliz aus heitern Lüften
Trifft die Liebenden dieß Wort,
Ihre Freuden zu vergiften,
Tönt's in ihren Herzen fort,
Mischt, ein düsteres Geleite,
Sich in jeden frohen Reihn,
Läßt an Philippinens Seite
Ferdinand nicht glüklich seyn.

Kummervoll sieht sie ihn trauern,
Es zerreißt ihr liebend Herz.
»Nein, die Qual soll nicht mehr dauern,
Nein, ich ende diesen Schmerz!
Hab' ich, Theurer, dich betrogen
Um des Vatersegens Glük:
Was die Liebe dir entzogen,
Bringt die Liebe dir zurük!«

Im entschlossenen Gemüthe
Reift ein Anschlag, klug und kühn.
Wohl kennt sie des Kaisers Güte,
Und zu dieser will sie fliehn.
Unerkannt soll er sie sehen,
Und wenn sie ihr Leid geklagt,
Ihr die Milde zugestehen,
Die er Keinem noch versagt.

An den Ort, wo jezt er thronet,
Zieht sie hin, zum fernen Prag,
Wo ihr nie ein Freund gewohnet,
Wo sie Niemand kennen mag.
Als bedrängte Fremde stehet
Sie vor ihres Kaisers Blik,
Die um Schuz und Hülf' ihn flehet,
Von ihm hofft ihr Lebensglük.

Und sein Blik ruht mit Vergnügen
Auf der lieblichen Gestalt,
Auf den engelsmilden Zügen,
Wo sich Zucht und Güte malt.
Mit geheimer, zarter Regung
Fühlt er sich zu ihr geneigt,
Hört mit inniger Bewegung,
Welch ein Schmerz die Holde beugt.

Freundlich läßt er sich erzählen,
Wie ein Ritter sie geliebt,
Wie das stille Glük der Seelen
Jezt des Vaters Härte trübt,
Dessen Zorn ihr Bund entflammet,
Der die Schnur zwar nie gekannt,
Doch sie mit dem Sohn verdammet
Und sie ewig von sich bannt.

»»Wahrlich! Das soll nicht geschehen!««
Ruft der Kaiser: »»Fasset Muth!
Laßt euch vor dem Vater sehen,
Glaubt mir, dann wird Alles gut.««
»Ach wie dürft' ich dieses wagen?
Mich verbannt sein strenger Spruch.
In der Ferne muß ich tragen
Meinen Schmerz und seinen Fluch.«

»»Nun so will ich mit ihm sprechen,
Nennt mir ihn, und seinen Sinn,
Wär' er noch so eisern, brechen
Traun! so wahr ich Kaiser bin!««
»Wollt ihr das? Ihr wollt verzeihen?«
Ruft sie — stürzet vor ihm hin:
»O laßt euch dieß Wort nicht reuen,
Denn ich bin die Wellerin!«

Staunend tritt der Fürst zurüke.
Unmuth, Mitleid, Zweifel, Lust
Kämpfen in dem Augenblike
Heftig in des Kaisers Brust.
Soll er — darf er sie verstoßen,
Die sich zitternd an ihn schmiegt,
Die, in Thränenström' ergossen,
Schluchzend ihm zu Füssen liegt?

Muß er nicht des Worts gedenken,
Das den raschen Zorn ihm band?
Kann er wohl dem Sohn verdenken,
Was er selbst beinah empfand?
Nein! er kann nicht widerstreben,
Enden muß er ihren Harm.
»»Komm!«« ruft er: »»dir sey vergeben!
Komm in deines Vaters Arm!««

»»Ja, ihr habt mich überlistet,
Schlau begegnet meinem Drohn:
Doch ich zürne nicht, ihr büßtet
Eure Schuld durch Reue schon.
Was geschehn ist, sey vergeben,
Himmelslust liegt im Verzeihn!
Laßt das neue schöne Leben
Uns der Lieb' und Eintracht weihn!««

Karoline Pichler.

Der Seelenkauf.

Unter den Aerzten der französischen Armee in jenen Kriegsjahren, welche den Aufbau und den Fall des neuen Cäsarenthrones in Frankreich sahen, genoß der Doktor Martelin einen grossen Ruf. Er galt für einen der ersten Operateurs seiner Zeit, und noch eine geraume Weile nachher tauchten in medizinischen Journalen Züge seiner ärztlichen Kühnheit und Entschlossenheit als wissenschaftliche Reminiscenzen auf. Er hatte ein trokenes, gravitätisches Wesen, das dem Patienten nicht sowohl ein wohlthätiges Vertrauen, als eine bange Zuversicht, einflößte, und sein starker knochiger Bau, die zähe Festigkeit seines Geistes, stellte ihn wie einen Athleten hin, immer bereit, gegen Krankheiten und Gebrechen, wie gegen reissende Thiere, siegesgewärtig anzukämpfen. Im Uebrigen war er leer und kalt, und mit seinen Sonden und chirurgischen Instrumenten hatte er, so zu

sagen, sich nur als ein Parteigänger der Menschheit, nicht als ihr bleibender Bundesgenosse und Mitkämpfer, bewaffnet. Auf der Erde lebte damals wahrscheinlich nur Ein Mensch, den er liebte; das war Napoleon. Weßhalb er ihn liebte, war schwer zu bestimmen; das Genie dieses ausgezeichneten Mannes mochte dem Verstande des Doktors imponiren, und so liebte er ihn, da er nichts Anderes zu lieben wußte, kritisch, wissenschaftlich, wie ein gelehrtes Buch, wie einen interessanten Krankheitsfall.

Doktor Martelin, von vielen Seiten gesucht, geschmeichelt, verehrt, entzog sich frostig und wortkarg allen Annäherungen, die ihn aus seinem einsamen Geleise zu bringen drohten. Einfach in seinen Ansprüchen, fast ohne Bedürfnisse, daher auch immer im Ueberflusse, war er in dem Falle, immer nur gebraucht zu werden, nie selbst zu brauchen, und dieses behaglich stolze Bewußtseyn mehrte seine Rüksichtlosigkeit für die ihn umgebende Welt. Nur da, wo das schwarze Gespenst der Krankheit an eine Thüre pochte, stürzte er, ein stummer Ritter, sich schnell und uneigennützig in den Kampf, und verschwand, wenn dieser im Guten oder im Bösen entschieden war, eben so stumm, als er gekommen, ohne Aeusserung einer Freude, wenn seine Wissenschaft siegte, ohne merklichen Mißmuth, wenn sie den Kürzern zog.

Zurükgezogen, ohne Angehörige und Familie, wie er dastand, schien er auch die Wahrung und Bedienung seines körperlichen Selbsts mehr dem Zufalle, als einer systematischen fremden Pflege, anvertraut zu haben. Zwar lebte und wohnte ein Mensch mit ihm zusammen, aber ohne die eigentlichen Funktionen eines Dieners; vielmehr stand Derselbe in einem so ganz eigenthümlichen, ungewöhnlichen Verhältnisse, daß die Leute sich sehr oft den Kopf darüber zerbrachen. Dieser einzige Gefährte des Doktors war, ein in jenen Tagen des erhizten Nationalhasses befremdlicher Fall, ein Engländer, sprach ein sehr gebrochenes Französisch, hatte einen verstörten Blik und war in seinem ganzen Wesen nichts weniger, als einnehmend. Wie er eigentlich hieß, wußte Niemand; er nannte sich schlechthin John, und wer sich eine nähere Adresse von ihm ausbat, that dieß auf die Gefahr hin, grobe Worte und ein grimmiges Zähnefletschen zu ernten. John wurde einmal als Zeuge vor Gericht geladen, und er gab seine Aussage als John, und seine Unterschrift als John, und als der Richter ihn nach seinen anderen Namen fragte, zukte er die Achseln, und meinte, so und nicht anders heisse er, und wenn er als John nicht genug sey, der möge ihn lieber ganz aus dem Spiele lassen. Kurz, mit diesem einsylbigen Namen John, der eigentlich kaum eine Name war, ging dieser Mensch trozig und mürrisch durch das Leben, unbekümmert um alles Fremde, doch auch eben so ungern selbst der Gegenstand fremder Aufmerksamkeit.

Zu dem Doktor stand John, wie schon bemerkt, in einem mysteriösen, unerklärlichen Verhältnisse, das sehr gemischte und verworrene Unterlagen zu haben schien. Er bezog von demselben ein ansehnliches Taschengeld, das mit den wenigen Dienstverrichtungen, zu denen er sich bequemte, gar keinen Vergleich aushielt. Sein Benehmen gegen den Doktor war bald ungebundene Vertraulichkeit, die einer vollkommenen Freiheit gleich sah, bald aber wiederum eine mehr als knechtische, grenzenlose, physische wie moralische Unterwürfigkeit, aus welcher sich eben so sehr eine blinde Liebe und Anhänglichkeit, als auf der anderen Seite die stumme Wuth und der tiefe, wenn auch thatenscheue Haß des Sklaven erzeugte.

Den Grund dieses, theils harmlosen und unbefangenen, theils beängstigenden und unheimlichen Zusammenlebens zweier so bizarren Persönlichkeiten, vermochte Niemand zu enträthseln. Erst eine spätere, nicht minder seltsame Katastrophe gab Licht hierüber. Um aber dem Gange der Erzählung nicht vorzugreifen, können wir diese Wendung der Dinge nicht abwarten, sondern müssen schon jezt auf frühere Anlässe zurükgehen, aus welchen sich jenes Verhältniß entspann.

In früheren Jahren unternahm Doktor Martelin ansehnliche Reisen. Wie alle forschenden jungen Geister, bevor sie ihren Erfahrungen eine bestimmte und übereinstimmende Gestalt abgewonnen, und das Resultat ihres Wissens in ein Ganzes

gebracht haben, mit Begierde einzelne Eindrüke und Züge auflesen und an einander reiben, so jagte auch er in der Nähe und Ferne solchen Bruchstüken nach, und legte sie, zu gelegentlicher Anwendung, in sein kritisches Herbarium. In London hielt er sich am Längsten auf. Der geräuschlose und doch beharrliche, kaufmännisch gewissenhafte Gang, den die Wissenschaft in England verfolgt, zog sein verschlossenes Gemüth stärker an, als der laute, dröhnende Triumphmarsch, womit sie in Frankreich jede Station ihrer Entdekungsreisen begrüßt. Dort barg er sich nun mit dunkelsüchtigem Behagen in den Nebel und die Kohlen-Atmosphäre der Hauptstadt Albions, grübelte und forschte und saugte sich voll an geschriebenem und lebendem Wissen. Ein leidenschaftlicher Anatom, zog er, wie ein Rabe, der Witterung von Leichen nach, auf offenem Schlachtfelde, wie unter Galgen und Hochgericht. Wo immer nur der strenge Buchstabe des englischen Gesezes einem Mörder oder Gauner die Kehle zuschnürte, da hatte Doktor Martelin sicher durch Vorkauf Beschlag auf die irdische Hülle des armen Sünders gelegt, und mit Sonde und Messer vertiefte er sich unablässig in das wunderliche Labyrinth menschlicher Nerven-Geflechte.

Da die Leichname geduldiger gegen seine blutigen Untersuchungen waren, als die lebenden und athmenden Menschen, so waren ihm Erstere lieber geworden, als diese, und die Ueberraschung, die ihm widerfuhr, als einst der Körper eines stümperhaft Gehängten unter seinen Händen plözlich wieder lebendig wurde, war wohl mehr ironischer, als freudiger Art. Der arme Teufel, dem nach ausgestandener gesezlicher Tödtung, diese unerwartete Wiedergeburt auf dem anatomischen Tische des Doktors widerfuhr, war ein wiederholt betretener Deserteur. Der Doktor hatte zum Glük noch nicht zu schneiden angefangen, als er noch einige Lebensthätigkeit in dem Körper des Unglüklichen verspürte. Fast besann er sich erst, ob er den vielversprechenden Leichnam wieder in einen, für seine Zweke nuzlosen Menschen verwandeln sollte. Indeß, einiges wissenschaftliche Interesse ließ sich auch von einer solchen Wiederbelebung versprechen. Er begann also den Scheintodten so kräftig zu frottiren, daß ein Lebendiger unter solchen Manipulationen leicht ein Scheintodter hätte werden können. Indeß, der Delinquent erfreute sich einer starken Natur, und nach einer verhältnißmässig kurzen Frist, gewann er Leben und Besinnung zurük. Er richtete sich auf, rieb sich die Augen wie ein Schlaftrunkener, und glozte dann den Doktor seltsam an. Der wüste Traum des Erwürgens lastete ihm noch auf Leib und Seele. Der Doktor kam diesem Zustande des Halblebens mit einigen kräftigen Mitteln zu Hülfe, und bald stand der Gehängte in der Person eines baumlangen Kerls ihm gegenüber, vollkommen seiner Sinne bewußt und kerngesund, als wäre gar nichts Ungewöhnliches mit ihm vorgegangen.

Als ihm sein Zustand klar wurde, fiel er dem Doktor stumm zu Füssen, als erwarte er erst von demselben die Erlaubniß, ob er wirklich leben dürfe. Es gewährte einen frappanten Anblik; ein Mensch, noch immer einem Leichname ähnlich in Farbe und Ausdruk, in der wilden, zerrissenen Toilette der schreklichsten aller Todesarten, mit der Schlinge noch um den Hals, die man ihm abzunehmen vergessen hatte.

Wie heissest Du? fragte ihn der Doktor kalt und theilnahmlos.

John Rockering, Deserteur; es war nicht so böse gemeint, ich dachte nicht, daß es so schlimm kommen sollte, stammelte der erstandene Todte.

Schon gut, John, fuhr Doktor fort. Nimm Deinen Kopf zusammen, und höre mich aufmerksam an. In welcher Weise Du noch athmest und lebest, kann Dir kein Zweifel seyn. Du bist, so lange ich es nicht gestatte, kein Mensch, sondern ein Leichnam, abgefallen von schmählichen Holze, ausgegraben unter dem Hochgerichte, nur künstlich von mir belebt, und nur so lange ich es zufrieden bin. Du hast keinen Namen mehr, denn Dein Name steht im Todtenverzeichnisse; ein Todtenschein ist Dein Paß; Gesez, Welt und Menschheit protestiren gegen Dein Daseyn, Du selbst mußt es ignoriren, noch auf Erden zu seyn. Du heissest nicht mehr John Rockering; den Dein Name ist verscharrt in verwünschtem Sande. John

sollst Du hinfort heissen; diesen Namen will ich Dir noch gönnen; ich, Dein zweiter Schöpfer.

Merke wohl auf, John. Ich habe mit den Menschen nie Etwas zu thun haben wollen, weder Dank von ihnen begehrt, noch ihnen Dank gezollt. Mit Dir, der Du kein Mensch mehr, sondern nur ein Leichnam, ein Schatten bist, ohne Namen und menschliche Gattung, hoffe ich mich besser zu vertragen. Ich nehme Dich in meinen Dienst, John, und werde Dich schüzen. Morgen verlassen wir mit einander England. Du sollst gute Tage bei mir haben, nie Unbilliges und Schweres von mir zugemuthet bekommen, Dich nie über Härte und Tyrannei beklagen können. Aber Eines habe immer vor Augen. Dein Leben ist nur ein Hauch, den ich fesselte, und den ich, wenn Du mich dazu zwängest, auch den Lüften wieder Preis geben kann. Sieh, noch hängt die fürchterliche Schlinge an Deinem Halse, John. Ich nehme sie Dir ab, aber ich hebe sie auf. Bedenke wohl, daß, wenn Du durch Deine Schuld, durch Widerspenstigkeit und Schlechtigkeit mich dazu zwingst, ich Dir jeden Augenblik die Schlinge, von welcher ich Dich befreite, zurükgeben, Dich wieder in den Leichnam verwandeln kann, als welchen ich Dich kaufte und empfing. Erkennst Du diese Bedingung an, und bist Du damit zufrieden, so schlage ein. Du sollst, so lange Du nicht muthwillig Dich selbst zu Grunde richtest, diese Stunde nicht zu bereuen haben.

Sir, sagte der arme Bursche, Sie haben Sich mir barmherzig erwiesen. Mein Leben ist Ihr Geschöpf und Eigenthum, ich trage es von Ihnen nur zu Lehen. Sie werden Ihre Macht nicht mißbrauchen, und somit bin ich der Ihrige mit Leib und Seele. — Der Lebende und der Todte reichten einander die Hand, und der seltsame Vertrag war geschlossen.

Wie wunderlich und ungleich auch das Verhältniß zwischen dem Doktor Martelin und John war, so bot dasselbe doch keinem von beiden Theilen eigentlichen Anlaß zur Klage oder Reue. Eben weil der Doktor den Andern ganz als sein Geschöpf betrachtete, jeder Rüksicht gegen denselben sich enthoben wußte, die er andern Leuten schuldete, und sich daher dem Umgange der Menschen entzog; desto unbefangener und vollständiger schloß der sonst so abstossende Mann sich an John an; er schien bei ihm sogar einer gewissen Wärme und Menschenliebe fähig zu werden, die ihm vorher fremd gewesen war, und das Bewußtseyn, ein Wesen ganz sein Eigenthum zu nennen, es mit unumschränkter Willkür zu besizen, und Alles fordern zu dürfen, ohne Etwas dafür zu schulden, erfüllte ihn mit einer eigenen Zufriedenheit, und machte ihn milder und gütiger, als je. John hatte, wie der Doktor ihm versprochen, nicht nur gute, sondern goldene Tage bei demselben. Nie that er eine Bitte vergebens; Ueberfluß und Wohlstand umgab ihn; seine Dienstleistungen waren leicht und eigentlich nur freiwilliger Art; nie erinnerte ihn ein unzartes Wort an seine schrekliche Abhängigkeit, und so schien der ganze verhängnißvolle Pakt, den Schöpfer und Geschöpf mit einander geschlossen, eine blosse Formalität zu seyn.

Aber auch John benahm sich verständig und brav; er war dem Doktor treu und ergeben, und nicht etwa der Zwang war es, der ihn anhänglich macht. Nur bisweilen wollte John Bull in Johns dikem Kopfe sich einigermassen regen, und Momente kamen, wo er sich etwas störrisch und eigensinnig benahm. Der Doktor gab dann mit seltener Geduld gewöhnlich so viel nach, als sich immer mit seiner Würde vertrug. Wenn aber John doch manchmal sich zu sehr übernahm, dann bedurfte es meist nur eines ernsten Blikes des Doktors, um Jenen zur Vernunft zu bringen, und das richtige Verhältniß war dann immer auf längere Zeit wieder hergestellt. Ein einziges Mal war es zu einem härteren, jedoch nur kurzen Konflikte zwischen Beiden gekommen. John hatte sich, als er mit seinem Herrn der grossen Armee nach Sachsen gefolgt war, in eine kleine, hübsche, deutsche Blondine verliebt, und bestand darauf, seine Karoline — dieß war der Name des freundlichen Kindes — zu heirathen. Der Doktor, keinem Dinge in der Welt so sehr abgeneigt, als dem heiligen Ehestande, lehnte sich entschieden gegen diesen Plan auf. Doch Johns altbritischer fester Schädel ließ einen, ein Mal gefaßten Ent-

schluß nicht so leicht wieder fahren. Der Doktor verdoppelte und verdreifachte seine Gegengründe, und fand sich endlich zu dem, freilich mehr triftigen, als delikaten Einwurfe bewogen, welchen Namen er denn eigentlich seiner Frau zu geben haben werde, da er für sich selbst keinen besize? Aber John meinte, in seiner Hize, er werde sich schon irgend einen Namen aus dem Kalender heraussuchen. Da überlief den Doktor die Galle; er langte mit einem heftigen Griffe in ein stets verschlossenes Fach seines Schreibpultes, und zog eine hänfene Schlinge heraus, deren Anblik dem armen John nur zu gut bekannt war. Dieser brach mitten im Worte ab, küßte dem Doktor die Hand, zum Zeichen, daß er seine Verpflichtung nicht vergessen habe, und ging dann sofort zu Karolinen, um ihr zu sagen, daß die Hochzeit noch aufgeschoben werden müsse, daß sein Herr in diesem Augenblike noch nicht seine Einwilligung dazu gäbe, und daß man auf eine günstigere Gelegenheit warten wolle.

Als er zu dem Doktor zurükkehrte, war dieser wieder so freundlich, wie immer, mit ihm. Des kleinen Zwistes wurde mit keiner Sylbe mehr gedacht, und das frühere gute Verhältniß war in seiner ganzen Ausdehnung wieder hergestellt.

Gleichwohl schien seit diesem Tage John das Drükende seiner Lage einigermassen zu empfinden, und seine frühere unbefangene Ergebenheit artete jezt in einen gewissen Zwang, in eine ängstliche Unterwürfigkeit aus, die er nicht nöthig hatte; ja es mischte sich seinen Gesinnungen für den Doktor eine Bitterkeit bei, die durch Verstellung gedämpft werden mußte, und so schlich sich allmählig der böse Geist der Lüge in das ganze Verhältniß ein, und ließ für die Folge irgend eine üble Wendung befürchten.

Der Doktor nahm hiervon Nichts wahr. Seine guten Gesinnungen für John hatten keinen Abbruch erlitten, und man hätte sogar behaupten können, daß er — ein Schiksal, dem wenige Hagestolzen entgehen — in gewisser Hinsicht unter dem Einflusse desselben Dieners stand, den er als sein willenloses Werkzeug zu betrachten Ursache hatte. Was ihn jedoch an John bisweilen verdroß, war, daß derselbe in einer Zeit, wo der Krieg die Antipathien der Völker auf den höchsten Punkt trieb, mit einer starren Unbeugsamkeit Partei für seine Landsleute, die Engländer, nahm, bei denen er es doch wahrhaftig nicht zu Glük und Ehre gebracht hatte, ja, daß er sogar bisweilen äusserte, es sey sein höchster Wunsch, für sein Vaterland, das ihn gebrandmarkt und erwürgt, Etwas zu unternehmen, seiner Nation wider ihren Willen einen Dienst zu erweisen, der sie zwingen solle, dem Gehängten ewigen Dank zu zollen, und ihm den Namen Rockering, den sie aus dem Buche des Lebens gestrichen und unter dem Galgen begraben, wieder ehrlich zu machen und zurük zu geben. Solche Aeusserungen entschlüpften ihm eigentlich nur unwillkürlich, und dann ward er immer sehr tiefsinnig, und sprach lange Zeit kein Wort. Der Doktor, bei all' seiner inneren Kälte doch für Frankreichs Ruhm erglühend und für Napoleons Grösse begeistert, mithin in jener Periode des Sturmes und Dranges ein leidenschaftlicher Feind der Engländer, ärgerte sich über solche Faseleien Johns, wie er sie nannte, gab aber übrigens Nichts darauf, und lebte der Ueberzeugung, daß diese patriotische fliegende Hize des Gehängten bald vorübergehen werde.

Mittlerweile hatte die Lage der Dinge sich sehr geändert. Die Schlacht von Dresden war geschlagen, der lezte Sieg, mit welchem der gelähmte Titane die Streiche des gegen ihn anstürmenden Europa auszupariren versuchte. Aber der Schauplaz seines Sieges drohte für Napoleon bald zum Gefängnisse zu werden. Unter dem Befehle des Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg, brach in den ersten Tagen des Oktobers 1813 die alliirte Hauptmacht aus dem Lager bei Tepliz auf, und rükte in mehreren Kolonnen in Sachsen ein. Unvermuthet stand Blücher, während Napoleon ihn noch bei Bautzen glaubte, mit seinem Heere an der Mulde. So in allen seinen Hauptkommunikationen bedroht und in Gefahr, zulezt gänzlich eingeschlossen zu werden, sah Napoleon sich endlich genöthigt, die Stadt Dresden, an deren Mauern und Schanzen er bei seinem allmähligen Falle sich bisher mit krampfhafter

Gewalt festgeklammert hatte, am 6. Oktober zu verlassen, und in zwei Kolonnen auf beiden Ufern der Elbe über Meissen nach Wurzen zurükzugehen, um von dort aus den verhängnißvollen Niederungen Leipzigs zuzustreben.

Der Doktor Martelin war beordert, der Armee auf diesem Marsche zu folgen. Er hatte in Dresden — wo zur Vertheidigung der Stadt und der Pässe nach dem Erzgebirge, der Marschall Gouvian=Saint=Cyr mit 30,000 Mann zurükblieb — noch Manches zu ordnen. Daher verschob er seine Abreise um einen Tag, und schikte John mit dem nöthigsten Gepäke bis Meissen voraus.

John hatte ihm beim Einpaken mit grosser Emsigkeit beigestanden und Alles auf das Schnellste besorgt, mit einer beinahe fieberhaften Beweglichkeit, die dem Doktor jedoch nicht auffiel. Auch dieser eilte, nachdem John bereits auf dem Wege nach Meissen war, seine Angelegenheiten zu beendigen, und am anderen Morgen mit dem Frühesten nachfolgen zu können. Johns bewiesener Eifer hatte den Doktor gefreut. — Ich kann mich auf John verlassen, sagte der Doktor zu sich selbst, indem er vor seinem Schreibpulte stand, und seine Papiere zusammenpakte, — und ich bin ihm Dank schuldig, wie wenig es auch den Anschein hat. Hätte ich es ihm wehren können, davonzulaufen, und mir meine Schlinge und seine Fesseln zurükzulassen? Er hat sich worttreu erwiesen, mir Opfer gebracht; ich will ihn belohnen. Sein Name ist in England gehängt worden; ich will ihm einen neuen, besseren geben. Die Zeit wird heiß und bedrohlich. Wer steht mir dafür, daß ich dem Lagerfieber entrinne, wenn mich auch keine Kugel ereilt! Ich bin reich, und habe Niemand, der mich beerbt. Was hindert mich, John als meinen Sohn anzunehmen, ihm meinen eigenen Namen zu geben, da dem armen Teufel der seinige so schaurig abhanden gekommen ist, und so ihn auch zu meinem dereinstigen Erben zu machen? Ja, so sey es, und schnell will ichs ausführen, ehe das Schiksal mich noch daran hindern kann. Gleich in Meissen, bei unserem ersten Wiederbegegnen, will ich ihm seine Freiheit ankündigen, ihn mit einem Namen überraschen, der ihn ehrt und reich macht. Und diese Schlinge da, an welcher ich ihn moralisch gefangen hielt, will ich ihm für ewige Zeiten zurükgeben. Er soll sie vernichten und somit den Zauber aus alter, böser Zeit brechen, der ihn quälte.

Er legte die Schlinge bereit, um sie bei der Abreise nicht zu vergessen.

In diesem Augenblike pochte es heftig an der Thüre, und ehe er noch „herein“ rufen konnte, stürzte ein junges Mädchen mit dem sichtbaren Ausdruke der höchsten Angst und Bestürzung, in das Zimmer.

Wer sind Sie? Was wollen Sie? fragte der Doktor barsch.

Herr! rief das Mädchen. Ich kann nicht länger schweigen. Die Angst bringt mich um. Ich bin Karoline, die Verlobte Johns. Herr, eilen Sie, ihn einzuholen. John geht mit fürchterlichen Dingen um, er will den Uebergang der Truppen bei Meissen und Ihre Abwesenheit benüzen, um den Kaiser der Franzosen zu erschiessen.

Der Doktor fuhr von seinem Sessel auf, und ein schrekliches Feuer blizte aus seinen Augen.

Herr! fuhr das Mädchen fort, indem sie ihm zu Füssen fiel. Verhindern Sie die schrekliche Unthat, aber haben Sie Erbarmen mit John. Uebergeben Sie ihn nicht den Gerichten. Ich glaube, es ist bisweilen nicht ganz richtig in seinem Kopfe; er glaubt, seinem Vaterlande dadurch einen wichtigen Dienst zu erzeigen — —

Beruhigen Sie Sich, Mademoiselle, sagte der Doktor, der seine ganze Ruhe wieder gewonnen hatte. Ich werde John hindern, das Verbrechen zu begehen.

Und Sie werden ihn nicht den Gerichten übergeben? flehte das Mädchen.

Ich selbst werde es mit ihm ausmachen, nehmen Sie mein Wort darauf.

Das Mädchen athmete auf. Der Doktor drängte sie zur Thüre hin, und sie ging beruhigt hinweg.

(Schluß folgt.)

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der Pariser Hundemarkt.

Eine der Sehenswürdigkeiten von Paris ist der Hundemarkt, welcher in der rue Lobineau abgehalten wird. Man findet dort die vollständigste Sammlung aller zum Hundegeschlechte gehörigen Arten; da gibt es Neufundländer, Windspiele, Bullenbeisser, Pudel, Jagdhunde, Leithunde, Dachshunde, Pintscher, Spize, Kings Charles, Bologneser, Schäfers, Fleischer- und Damenschooß-Hunde, kurz, was nur ein Hundeliebhaber sucht, findet er da.

In Bapeaume bei Rouen ist die grosse Baumwollspinnerei von Lemasson abgebrannt. Der Schaden wird auf 300,000 Frks. geschäzt; doch war die Fabrik versichert.

Gebrauchs-Anweisung für die Elektricitäts-Ableiter.

Die Elektricität ist bisher blos auf Organe, welche ihrer Nerventhätigkeit beraubt wurden, wie z. B. in Fällen der Lähmung, mit Erfolg angewendet worden; aber bis vor kurzer Zeit hat man nicht daran gedacht, das in den Organen noch weit häufiger im Uebermaße angehäufte und die Nerventhätigkeit überreizende elektrische Fluidum aus jenen abzuhalten; und doch ist es, nach erprobter Erfahrung, nur dieses elektrische Fluidum, welches die Ursache und das Wesen der rheumatischen und Nervenleiden in ihrer akuten und chronischen Form, der Entzündungen, Congestionen und verwandter Leiden gegründet.

Auf diese Annahme gestüzt und durch die Anwendung gewisser magnetischer Amulette, welche im Morgenlande schon seit Jahrhunderten üblich sind, aufgemuntert, hat es ein berühmter, in London domizilirender Physiker, Dr. Bureaud-Riofrei, versucht, jenes Elektricitäts-Uebermaß aus dem Körper abzuleiten, wozu er sich sogenannter Elektrometer bedient, welche allein bei ihm zu dem blos englischen Geldbörsen erschwinglichen, enormen Preise von 2 Guineen (24 fl. rhn.) zu haben sind und reissende Abnahme finden. Selbst durch ein eigenes Werk, betitelt: „Elektropathie, oder die Linderung und Heilung der Nervenschmerzen und anderer schmerzvoller Leiden, durch Ableitung der elektrischen Flüssigkeit, mittelst eines patentirten Instrumentes, Elektrometer genannt, suchte er die Wirksamkeit der Elektricitätsentziehung näher darzuthun, ein Werk das gewiß jedem Leidenden bestens empfohlen werden kann, indem das Lesen desselben nur zu seinem Nuzen gereichen wird. Die deutsche Uebersezung ist bei Ebner in Ulm erschienen, und kann aber auch durch jede andere Buchhandlung bezogen werden.

Nächst diesem Gelehrten, vielleicht durch ihn veranlaßt, hat auch ein vaterländischer Wund-Arzt, Ulmer zu Rottenburg, dergleichen Ableiter empfohlen und ihre unbestrittene Wirksamkeit nachgewiesen.

Wir haben nun die Sache näher geprüft und sind nach vielfältigen Versuchen, welche sich uns durch den unerwartesten Erfolg lohnten, so glüklich, der leidenden Menschheit in unsern Elektricitäts-Ableitern ein unfehlbares, bewährtes und unschäzbares Mittel anzubieten, welches die Vortheile des Bureaud'schen Elektrometers und des Ulmer'schen Rheumatismus-Ableiters vereinigend, am Körper getragen, nicht blos der Entstehung der erwähnten Leiden durch Anziehung und Ableitung der Elektricität vorbeugt, sondern sie auch, wenn sie bereits vorhanden, beinahe auf der Stelle, wie durch einen Zauber, lindert, heilt und ihre Wiederkehr verhütet.

Die Krankheiten und Schmerzen, gegen welche die Ableiter vorzugsweise dienen, sind: chronische und akute Rheumatismen und Nervenleiden aller Art, als: Gesichts-, Kopf-, Zahn-, Ohren-, Hals-, und Brustschmerzen, Rüken- und Lendenweh, Gliederreissen und Krämpfe; ferner Congestionen, Herzklopfen, Schlaflosigkeit, Rose, (Rothlauf), Augen-, Hals- und andere Entzündungen ꝛc. ꝛc.

Man trägt die Elektricitäts-Ableiter an einem lose um den Hals gebundenen Seidenbändchen oder Schnürchen auf dem Rüken, so daß es auf dessen Mittelpunkte zwischen den beiden Spizen der Schulterblätter gerade auf die Mitte der Rükenwirbelsäule zu liegen kommt. — Ist eines der besagten Leiden vorhanden, so wird sich alsbald eine vermehrte Transspiration entwikeln und der Ableiter seine Wirksamkeit gleich einem Zugpflaster bewähren, indem er sich an den Rüken anklebt und schmerzlos das elektrische Fluidum an sich zieht. Die Ableiter mit einem Ueberzuge zu versehen, dürfte bei deren Anwendung als Heilmittel nicht rathsam seyn und ihre magnetische Kraft schwächen; als Präservativ-Mittel getragen, könnte man dieß schon eher versuchen, nur müßte die Hülle von sehr porösem Stoffe seyn.

Der Verfertiger der Elektricitätsableiter.

Unterzeichnetem ist der Verkauf der Elektricitäts-Ableiter übertragen, die allein bei ihm ächt zu haben sind.

G. Schönbein zu Schwäb. Gmünd.

Da die Anwendung dieser Amulette sich auf richtige theoretische Grundsäze stüzt, ihre gute Wirkung auch praktisch nachgewiesen ist, Med. Corresp. Blatt 1842, so kann und will ich weder in eigentlich ärztlicher, noch in medicinisch-polizeilicher Beziehung etwas gegen den Verkauf einwenden.

Gmünd, den 11. Febr. 1843.

Gesehen

Königl. Oberamt, Binder.

Oberamts-Arzt, Dr. Bodenmüller.

Diese Elektricitäts-Ableiter sind zu haben bei F. W. Keppler in St. Nikola bei Passau. Wiederverkäufern wird ein angemessener Rabatt gegeben.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 35. 1. September 1843.

Die bayerischen Sommerbierkeller.

(Aus den Mittheilungen des Gewerbe-Vereins für das Königreich Hannover.)

Ueber die Konstruktion und die Einrichtung der bayerischen Sommerbierkeller sind der Direktion des Gewerb-Vereins, auf mehrere derselben gestellte Anfragen, durch die Gefälligkeit des Zentralverwaltungs-Ausschusses des polytechnischen Vereins für Bayern folgende Notizen zugegangen, deren Mittheilung bei den, neuerdings sehr lebhaft gewordenen Bemühungen für die Erzeugung eines guten Biers nicht ohne Interesse seyn wird. — Im Wesentlichen und Allgemeinen lassen sich die gestellten Fragen auf folgende Säze reduziren.

Der Boden, in den alle Sommerbierkeller hier gebaut werden, ist grobes Kiesgerölle, stellenweise mehr oder minder mit feinem Flußsande untermischt. Er scheint sohin zu fraglichem Zweke nicht der vortheilhafteste, indem sich die Sommerhize leicht hindurch mittheilt, und die Nässe ohne Hinderniß durchsikern kann, was über jeden Keller einen Ueberbau nothwendig macht, in Folge dessen er aber auch, wenn er anders von den Seiten her gehörig geschüzt ist, troken wird und bleibt, und dadurch schon eine Hauptbedingung der Güte erfüllt ist.

Da man auf den Anhöhen um München die Keller 30 — 40 Fuß tief unter die Oberfläche des Bodens legen kann, ohne auf Wasser zu kommen, so ist von dem Durchdringen der Sommerhize durch das Erdreich weniger zu befürchten, als vielmehr von der Mittheilung der natürlichen Erdwärme und dem Eindringen der äussern Luft durch Rizen, Kluften in den Thüren rc., und besonders durch das nothwendige Oeffnen der Thüren bei Abgabe des Biers. Da, wo sich ein Keller nicht in genannter Tiefe anlegen läßt, behilft man sich in der Art, daß man ringsum einen künstlichen Berg aufführt, so daß der Keller hierdurch hinlänglich mit Erdreich bedekt und umgeben wird.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Lage und der Boden bei München nicht ungeeignet zur Anlage guter Keller sey, wenn sie auch mit ziemlichen Kosten verbunden ist.

Es läßt sich übrigens nichts finden, was vorzugsweise für das Graben oder Miniren der Keller spräche, und wenn man auch zuweilen die Behauptung hört, die gegrabenen Keller seyen besser als die minirten, so möchte dieß mehr von der ungeeigneten Anlage der lezteren herrühren, obwohl auch nicht geläugnet werden kann, daß Kiesgerölle zu diesem Zweke minder passend ist, als fester Sand, Lehm rc., besonders wegen des Eindringens der Nässe von den Seiten her. Die Art, wie der Keller gebauet wird, hat keinen Einfluß auf die Güte desselben, wenn anders die allgemein bekannten Regeln zur Anlage eines guten Sommerbier-Kellers beobachtet werden.

Unstreitbar von vortheilhafter Wirkung auf die Keller aber ist die Sorgfalt, mit der von den Münchener Brauern die Kälte während der Wintermonate, besonders aber im Frühjahre in den Kellerräumen gesammelt, beim Eintritt der warmen Witterung durch ängstliches Verschliessen und Vermauern der Thüren und sonstigen Oeffnungen eingeschlossen und für den Sommer bewahrt wird, denn es ist einleuchtend, daß, wenn die Mauern und Gewölbe des Kellers und vielleicht auch das zunächst liegende Erdreich ausgefroren, oder doch wenigstens auf eine sehr niedrige Temperatur gebracht sind, wenn ferner die Masse gelagerten Bieres, das beinahe den größten Theil des Raumes eines Kellers einnimmt, auf dem Eispunkte oder wenig wärmer, und die in dem Kellerraum be-

findliche Luft von derselben Temperatur und dieses alles gut zusammen eingeschlossen ist, daß diese Kälte der Mittheilung der natürlichen Wärme vom Erdreiche her (der Zutritt der äussern Luft ist so viel wie möglich abgesperrt) lange widerstehen muß.

Die Anwendung des Eises zur Erhaltung niederer Temperatur in den Kellern fand zu München noch keine allgemeine Anwendung, obwohl es in einigen grösseren Brauereien schon mit Vortheil geschieht. Man hat die Erfahrung gemacht, daß nur gute Keller durch Anwendung des Eises verbessert werden, schlechte dagegen eher noch schlechter werden, weil durch das schnelle Schmelzen des Eises im Keller Feuchtigkeit entsteht.

Hinsichtlich der gestellten Fragen im Einzelnen ist Folgendes zu bemerken:

1) Auf welche Art wird der Eiskeller mit dem Bierkeller in Verbindung gebracht, damit er dem Bierkeller die größtmögliche Kälte mittheile?

Es ist nicht der Fall, daß eigene Eiskeller neben oder in Verbindung mit den Bierkellern angebracht sind, sondern das Eis befindet sich in einem einfach aus Brettern verfertigten Kasten, der, um Raum zu sparen, in einer Eke oder einem Ende des Kellers steht, jedoch so, daß er ringsum frei ist, theils um seine Kälte nach allen Seiten hin absezen zu können, theils um das schnellere Schmelzen des Eises zu verhindern, was gewiß Statt finden würde, wenn der sogenannte Eiskasten mit einer Mauer, und diese vielleicht wieder mit dem Erdreich in Verbindung stände.

2) Auf wie viel Grad Wärme erhält man dadurch den Bierkeller während der heissen Sommerzeit?

Während der Monate Mai und Juni auf 3 bis 4 Gr. R., später auf 5 Gr. R. und im Oktober kommt er selten über 6 Gr. Wärme.

3) Wie viele zweispännige Fuder Eis hält man für einen gegebenen Kellerraum erforderlich, um diese Kälte zu behalten?

Das Gewöhnliche ist, daß man auf einen Keller von circa 300 Quadratfuß Flächenraum einen Eiskasten hat, der 8 — 10 zweispännige Fuder Eis faßt. Wer Raum und Unkosten nicht spart, wird besser thun, die Eiskasten größer zu machen. Doch ist das oben angegebene Verhältniß für einen guten Keller hinreichend.

4) Wie viel Kubikinhalt gibt man dem Keller im Verhältniß zum Bierkeller?

In einem Kellerraum von 9000 Kubikfuß ist ein Eiskasten von 650 Kubikfuß nothwendig.

5) Wie viel Erde muß nach gemachter Erfahrung über dem Bier- und Eiskellergewölbe lagern?

Hier kann man wieder sagen, je mehr Schutt auf den Kellergewölben, oder mit andern Worten, je tiefer der Keller, desto besser. Die Höhe des Schuttlagers vom höchsten Punkte des Gewölbes bis an die Oberfläche des Bodens ist von 15 bis 20 Fuß hinlänglich. Das Maximum ist 25 Fuß.

6) Weßhalb hält man es nicht für zwekmässig, den Keller zu miniren, da doch der Boden, und wenn er reiner Sandboden wäre, eine grössere Festigkeit behält, als er nach dem Ausgraben und Auswerfen wieder bekömmt?

Im Allgemeinen und überall anzunehmen, daß die Keller zu graben zwekmässiger sey, als sie zu miniren, möchte ein Irrthum und durch Lage und Beschaffenheit des Bodens bedingt seyn.

Wenig in Betracht zu ziehen käme hiebei, daß beim Miniren das Erdreich eine grössere Festigkeit behält, weil, wie schon gesagt, man weniger das Eindringen der Sonnenhize durch das Erdreich, als die Mittheilung der natürlichen Erdwärme und den Zutritt der äusseren Luft befürchtet.

7) Werden auch an der Isar die Keller nicht mehr minirt? weßhalb?

Es gibt hier nur einige minirte Keller, die Mehrzahl und die in neuester Zeit gebauten sind gegraben. Ursache davon mag wohl seyn, daß das Miniren im Kiesgerölle etwas mehr Schwierigkeiten bietet, und der Ueberbau wegen Einsikern des Wassers von den Seiten her ausgedehnter seyn muß, als die Grundmauern des Kellers sind, also dadurch mehr Kosten erwachsen.

8) Wie hoch ist das steile Isarufer, an welchem sonst die meisten Keller angelegt wurden, über dem höchsten Wasserstande erhoben?

Der Plaz auf der Anhöhe des Isarufers, auf dem die meisten Sommerbierkeller von München

gebaut sind, ist ungefähr 40 — 45 Fuß über dem gewöhnlichen Wasserstande der Brunnen.

9) Hält man es zwekmässiger, die Keller auf freiem Felde anzulegen, wie an der Isar? und weßhalb?

Es mag einerlei seyn, ob man die Keller auf freiem Felde, an einem Berge, oder sonst wo immer anlegt, wenn man nur bei erforderlicher Tiefe nicht auf Wasser kommt, oder solches durch das Steigen der unterirdischen Wasser zu befürchten hat.

10) Was hält man von den Kellern im Sande, was von denen im Lehmboden, welchen gibt man den Vorzug?

Jedenfalls wären Keller im Lehmboden vorzuziehen, weil Lehm eine dichte Masse ist, zugleich auch guten Schuz gegen Feuchtigkeit gewährt, so daß unter günstigen Umständen ein solcher Keller nicht einmal eines Daches bedarf.

11) Es ist gesagt, Hauptbedingung eines guten Bierkellers sey — Verhinderung des Zutritts äusserer wärmerer Luft, mit Gestattung des nöthigen Luftzugs zur erforderlichen Reinigung und Wiederherstellung gesunder Kellerluft. Wie ist diese leztere zu erreichen im Sommer?

Wie schon mehrmals gesagt ist, bleibt es Hauptsache, den Zutritt der äusseren wärmeren Luft in die Keller abzuhalten, und das Wechseln der Luft kann nur immer auf Unkosten der niedern Temperatur Statt finden. Noch ist dieses fast allgemein Praxis, geschieht jedoch jedesmal in sehr kleinem Maßstab, indem man ganz kleine Oeffnungen nur während kühler Nächte aufmacht.

Aus Erfahrung kann bestätigt werden, daß das Reinigen oder Wechseln der Luft in guten troknen Kellern gar nicht nothwendig ist und deßwegen auch in einigen Brauereien hier seit längerer Zeit nicht mehr geübt wird.

Versuche der Anwendung des Mergels beim Kartoffelbau.

(Von Herrn Oekonom Weißenborn.)

Es ist längst erwiesen und durch die hohe Kultur auf den Mecklenburgischen Gütern bestätigt, daß die Wirkung des Mergels unter sonst zusagenden Bodenverhältnissen, und in sofern derselbe nicht zu wenig Kalkgehalt hat, ungemein groß ist; doch könnte vielleicht auch die hier zu Lande von mir mit demselben gemachte Erfahrung in Bezug auf Kartoffelbau unsern Landwirthen willkommen seyn.

Im Dezember 1841 bis Ende Januar 1842 wurden von einer Breite Land, welche 12 K. Aker enthielt, 10 Aker mit Mergel und zwar 30 vierspännige Fuder pr. Aker befahren. Das Land hatte 2mal Winterroggen getragen, wozu dasselbe mit Schafläger bei 2maligem Fortschlag gedüngt war. Diese Breite hatte sich aber durch das 2malige Bestellen mit Winterroggen mit viel Gras und Unkraut überzogen, weßhalb ich solche gleich nach der Ernte felgen und da das Wetter günstig war, auch später noch tüchtig abeggen ließ. Der Mergel, welcher aus einem bindigen fetten Lehmboden bestand und circa 60 Prozent Kalk enthielt, wurde bis Mitte März in kleinen Haufen liegen gelassen, wo derselbe, nachdem er sämmtlich durchgefroren war, sich sehr gut streute, indem dabei alle Klumpen wie Asche auseinander fielen. Nachdem dieß geschehen war, wurden pro Aker vier 4spännige Fuder größtentheils kurzer Hofdünger, welcher aus gemischtem Pferde- und Rindviehdünger bestand, gefahren, und auf die von dieser Breite liegen gelassene 2 Aker, welche von gleicher Qualität, und auch eben so behandelt waren, acht 4spännige Fuder von demselben Dünger. Sämmtlicher Dünger wurde gleich gestreuet, und in den lezten Tagen desselben Monats untergepflügt und zugewalzt. So blieb sämmtliches Land bis zum 22. April, wo das Bepflanzen desselben mit einer ganz vorzüglichen Sorte starker runder Frühkartoffeln (welche ich im Jahr 1839 von dem Kaufmann Herrn Luckhardt in Ziegenhain für den sehr hohen Preis von 5 Rthlr. pro Kasseler Viertel erhielt und besonders als Material zur Branntwein-Fabrikation zu empfehlen waren, indem solche schon zu Jakobi völlig reif sind und sofort zum Brennen verwendet werden konnten), und zwar in die 3te Furche, um solche mit dem Pflug bearbeiten zu können, vorgenommen wurde.

Da die Kartoffeln, wie schon erwähnt, sehr stark waren, und ich seit mehreren Jahren der Aussaat mit ganzen Kartoffeln wieder den Vorzug einräume, waren 4 Viertel pro Aker dazu erforderlich.

In der 3ten Woche nach dem Pflanzen der Kartoffeln, wo sich hier und da eine aufgegangen zeigte und ich glaubte, daß nun alle angewachsen wären, wurden sämmtliche Kartoffeln nach der Länge und Breite abgeeggt. Nach diesem Beförderungsmittel zum geschwinden Aufgehen habe ich nie ein so üppiges Kartoffelstük mit ganz dunkelgrünen Blättern im Aufgehen gesehen, als diese gemergelten Kartoffeln, indem der Unterschied gegen die nicht gemergelten jezt schon auffallend war. Kaum 14 Tage nach dem Abeggen konnten dieselben mit den 3schaarigen Jätepflug gelokert und von dem wenigen Unkraut, besonders in den gemergelten Kartoffeln, befreit werden. Derselbe Pflug wurde, ohne daß es bei den erwähnten Kartoffeln nöthig gewesen wäre, nach 14 Tagen nochmals angewendet, und so mußte alsbald darauf der Häufelpflug folgen, mit welchem sehr geeilt werden mußte, indem die gemergelten Kartoffeln schon das ganze Land überzogen hatten und dieselben so üppig und mastig standen, daß jede unvermeidliche Berührung des Pflugs Schaden verursachen mußte. Mitte Juni waren alle dabei nöthigen Geschäfte beseitigt, und jezt konnte man nun den auffallenden Unterschied zwischen den gemergelten und nicht gemergelten Kartoffeln schon in einer Entfernung von mehreren hundert Schritten deutlich wahrnehmen.

Der Zufall wollte es, daß ich meine Besizung verkaufte, und schon zu Johanni dieselbe verließ; allein nie, so lange ich Landwirthschaft betrieb, habe ich ein schöneres Kartoffelfeld gesehen, und wurde von jedem Fremden, indem das Stük Land ohnweit einer frequenten Strasse lag, bewundert, da alle übrigen Kartoffeln in einem grossen Umkreise vermöge des anhaltenden trokenen Wetters noch sehr weit zurük waren. Ob ich gleich kein Eigenthümer mehr war, so interessirte mich das Ergebniß dieser Kartoffel-Ernte doch sehr, um zu wissen, welcher Unterschied zwischen den gemergelten und nicht gemergelten Statt finden würde. Mein Nachfolger gab mir die Versicherung, mich gleich nach der Ernte davon in Kenntniß sezen zu wollen, und so erhielt ich am 20. August Folgendes mitgetheilt:

„Ohngeachtet des sehr trokenen Sommers bin ich mit der Kartoffel-Ernte, besonders mit der des gemergelten Stüks, welche nicht nur viel stärkere Früchte, sondern auch eine in 13 Kasseler Viertel höhern Ertrag bestehende Ernte geliefert hat, sehr zufrieden, indem die gemergelten pro Aker im Durchschnitt 35 Viertel, die nicht gemergelten aber nur 22 Viertel gegeben haben.“ — Auch hat mich mein Nachfolger vorigen Herbst wissen lassen, daß die Wintersaat, womit sämmtliches Kartoffelfeld ausgestellt worden ist, auf dem gemergelten sich sehr auszeichne, sowohl an Farbe als bestokten Stand.

(Aus der landwirthschaftlichen Zeitung für Kurhessen.)

Ueber Verwendung der Zukermelasse zur Viehfütterung.

Zukermelasse wird jezt in Nordamerika, woselbst solche sehr wohlfeil zu haben ist, als Futter für Kühe und Pferde sehr vortheilhaft verwendet (wie dieß bereits auch in der Runkelrübenzukerfabrik des BM., Hr. ꝛc. Baupel in Niederbobne, und insonderheit auch selbst mit durch Wasser verdünntem Syrup dem Vernehmen nach geschieht, worüber man annoch einer erbetenen näheren Berichtserstattung entgegensieht) und als vorzüglich anwendbar zu diesem Zweke empfohlen wird. Das Vieh, so berichtet man von dorther, gewöhnt sich leicht an den Genuß dieses Stoffs, und da derselbe viele Nahrungstheile enthält, so wird er in manchen Fällen der Körner- und Heufütterung vorgezogen. Die Erfahrung hat in Amerika, besonders in Westindien, gelehrt, daß die Arbeitsneger, und selbst die Hunde, welche Melasse geniessen, wohlbeleibt und kräftig, diese sogar fett davon werden.

(A. d. l. Z. f. K.)

Der Seelenkauf.
(Schluß.)

Kaum war sie fort, so ergriff Martelin seinen Hut. Er ließ im Zimmer Alles stehen und liegen. Nicht einmal das Schreibpult, welches seine Papiere und Gelder enthielt, nahm er sich die Zeit, zu verschliessen. Nur die Schlinge stekte er zu sich, und so eilte er zum Zimmer hinaus.

Nachdem durch Davoust, den Brükenzerstörer, schon im März 1816 die Elbbrüke zu Meissen den Flammen geopfert worden war, hatten die Franzosen, als der Abzug der Preussen nach der Lützener Schlacht, ihnen gestattete, sich in jener Gegend wieder festzusezen, die Verbindung zwischen beiden Ufern zulezt durch eine Schiffbrüke unterhalb Meissen bewerkstelligen müssen, die am linken Ufer von der sogenannten Fischergasse auslief, und am rechten Ufer die Flur des, mit der überelbischen Vorstadt Meissens (mit Vorbrüke) zusammenhängenden Dorfes Kölln berührte. Mächtige Verschanzungen, zum Theil noch von den Preussen angelegt, und dann von den Franzosen erweitert, dienten auf dieser Seite, namentlich von dem Grasfleischen und dem Rathsweinberge aus, den Elbpaß zu vertheidigen, und durch einen, oberhalb der Stadt, im Dorfe Proschwitz gelegenen anderen Weinberg, nach der von dort bis ins Elbthal herabführenden, mit Stufen versehenen Schlucht „der Kazensprung" genannt, war ein Fahrweg angelegt worden, um dadurch einen Ausweg aus dem Elbthale zu gewinnen. Flora und Pomona hatten überall dem eisernen Schritte des Mars weichen müssen. Mitten in Weinbergen und Gärten sträubten Schanzen und Verhaue ihre Kämme empor; Kanonenläufe gähnten mit ihren schwarzen Mündungen, wo bisher nur die friedlichen Waffen der Hake und des Spatens gewaltet hatten, und hinter den zusammengetretenen Weinpfählen spreizten sich Bajonette. Der Herbsthimmel hing grau und mürrisch über die sonst so lachende, jezt verstörte und erschrekte Natur des Elbthales herein, eine grause Vergangenheit und Gegenwart überblikend, und verhängnißvolle, blutige Tage ahnend, die noch kommen sollten.

Der 7. Oktober 1813 sah Napoleons lezten Uebergang über die Elbe. An diesem Tage erdröhnte die hölzerne Schiffbrüke bei Meissen von Früh bis in die Nacht unter den Tritten der Franzosen; wie bisher die Welt darunter gezittert hatte, unter den Hufen der Rosse, unter den Rädern der Kanonen und Pulverwagen. Alles deutete die furchtbare Nähe eines Kampfes an, durch welchen der Besiz einer Welt gesichert oder für immer verloren werden sollte.

Gegen Mittag trat eine kleine Pause ein, und die Brüke wurde frei; denn der Mann des Schiksals, dem jene Heere folgten, Napoleon selbst mit seinem blizenden Generalstabe, sollte nunmehr die Brüke passiren, und ehrfurchtsvoll machte man dem Gewaltigen Plaz, damit Nichts seinen Uebergang störe. Schon sah man am linken Ufer, zwischen Neudörfchen und den an Meissen anstossenden Fischerhäusern, den Schimmel, der den Mann der Schlachten und der Siege gegen die Brüke hin trug.

Als dieß geschah, trat auf dem entgegengesezten Ufer, aus der, durch jene befestigten beiden Weinberge gebildeten Schlucht, in welcher die Orte Vorbrüke und Niederfähre liegen, ein Mann gegen die Brüke vor, und blikte mit starrer Aufmerksamkeit auf die Reiter hin, welche, den Kaiser an ihrer Spize, sich jenseits dem anderen Ende der Brüke näherten. Der Mann hatte stiere Augen, seine Lippen zukten; er schien etwas Entsezliches im Sinne zu führen. Ein langer grauer Mantel bedekte seine ganze Gestalt, so daß man nicht wahrnehmen konnte, was er unter demselben in den Händen hielt. Der Mann war John.

Schon polterten die Pferdehufe auf den ersten Gliedern der schwimmenden Brüke, und immer näher kam Napoleon, der auf seinem Schimmel in abgemessenem Trabe über die Schiffbrüke heranritt, dem rechten Ufer. Je mehr derselbe sich näherte, desto unruhiger wurden die Bewegungen, welche Johns Arme unter dem Mantel vornahmen. Jezt hatte der Kaiser nur noch ein Drittheil der Brüke zu passiren. Dieß schien für John der richtige Moment und die passendste Entfernung zu seyn. Er schlug den Mantel aus

einander; in jeder seiner Hände blizte ein Pistol. Das Leben des Weltüberwinders schwebte auf der Spize dieser Sekunde.

Aber in diesem Augenblike erhielt John von rükwärts einen heftigen Schlag auf die Schulter, daß er die Arme sinken ließ. Er sah sich um, und blikte in die Augen des Doktors Martelin, welche mit einem schreklichen Ausdruke auf ihn hafteten. Der Doktor redete kein Wort, er zeigte ihm nur stumm die unselige Schlinge, welche er mit der einen Hand in die Höhe hielt. Und John verstand den Wink. Einen Moment früher noch fieberroth im Gesicht, ward er jezt bleich wie eine Kalkwand. Aber auch er sprach keine Silbe. Stumm wie der Tod, aber dem Pacte getreu, nahm er sein Verhängniß dahin. Der Doktor führte ihn einige Schritte weit am Ufer zurük, wo an einem grossen, frei am Fusse der Anhöhe liegenden Gehöfte, ein Nußbaum seine stämmige Aeste weit über die Mauer herausstrekte. Hier angekommen, reichte er dem bleichen John die Schlinge, und deutete auf einen der Aeste. Kein Widerspruch, keine Bitte ging über Johns Lippen. Er legte die Pistolen auf den Boden hin, wälzte mit eigener Hand einen Stein herbei, um, darauf tretend, den Ast zu erreichen, und befestigte mit dumpfer Ruhe das Ende der Schlinge an dem Aste.

Er war mit dieser schaurigen Vorbereitung zu Stande und schon im Begriffe, sich die Schlinge um den Hals zu legen; da hatten die Reiter mittlerweile das Ende der Brüke erreicht, und faßten allgemach auf dem Ufer Fuß.

Verwundert, zwei Menschen vor sich zu sehen, von denen der eine bei hellem Tageslichte und an offener Strasse sich aufzuhängen Anstalt machte, während der Andere in stolzer Unthätigkeit, ja offenbar einwilligend, dabei stand, lenkte einer der Adjutanten die Aufmerksamkeit des Kaisers auf dieses bizarre Schauspiel hin, und der Leztere rief die beiden Männer an, mit ihrem verdächtigen Werke innezuhalten.

Auf diesen Ruf wollte John, der mit seinen selbstmörderischen Vorrichtungen so ziemlich zu Ende gekommen war, dieselben unterbrechen. Aber der Doktor gab ihm einen Wink, sich nicht stören zu lassen, und, voll unverbrüchlichen Gehorsams, würde John wirklich zur äussersten Katastrophe geschritten seyn, wären nicht zwei Gensdarmen aus Napoleons Gefolge zu ihm hingesprengt, die ihn mit Gewalt an seiner so beharrlich betriebenen Selbsthinrichtung hinderten.

Was soll das heissen? Gehorcht man mir so schlecht? sagte Napoleon zornig, indem er dicht zu Martelin hinritt. Was wolltest Du beginnen?

Mein Vaterland retten, Sire! erwiederte Martelin mit Selbstgefühl, und zeigte auf Johns Pistolen, welche noch, scharf geladen, am Boden lagen.

Der Kaiser schien etwas überrascht bei diesem Anblike. Dann flog ein ironisches Lächeln um seine feingebildeten Lippen, das aber augenbliklich wieder einem befehlenden Ernste wich. Du scheinst, gehorsamere Leute zu besizen, als ich, sagte er. Wem ein Meuchelmörder die Gefälligkeit erzeugt, sich, auf einen blossen Wink hin, freiwillig aufzuhängen, der hat es weit gebracht.

Es war keine Gefälligkeit, Sire, bemerkte Martelin mit unerschütterlicher Ruhe; es war kontraktliche Pflicht. Der Mensch da lebt und athmet nur mit meiner Erlaubniß; ich habe ihm den Athem eingeblasen, und habe das Recht, denselben zu jeder Sekunde zurükzufordern. Er ist eine Maschine, die durch meine Kunst zusammengesezt wurde; und ich darf sie wieder zerschlagen, wie und wann ich will.

Wärest Du mir nicht bekannt aus Deinem Wirken, so würde ich Dich für wahnsinnig halten, sagte Napoleon. Dann wendete er sich zu John hin. He, Bursche! donnerte er ihm zu. Ist es wahr? Wolltest Du auf mich schiessen?

Ja, Sire, antwortete John mit Festigkeit. Und ich bin keiner der schlechtesten Schüzen; ohne die Dazwischenkunft meines Herrn waren Eure Majestät verloren.

Da flüsterte Napoleon einem Adjutanten einige Worte ins Ohr, worauf die Gensdarmen John in ihre Mitte nahmen, und hinter das Gehöfte führten. Drei Chasseurs folgten ihnen.

Und jezt, Martelin, erzähle mir, wie Du zu dem Menschen gekommen bist, und welche Bewandtniß es mit Eurem Verhältnisse hatte? gebot der Kaiser.

Martelin erzählte in möglichster Kürze den Hergang. Als er zu Ende gesprochen hatte, knallte hinter dem Gehöfte ein Doppelschuß, und der Wind trug den Pulverdampf herüber.

Was bedeuten diese Schüsse, fragte Martelin überrascht.

Sie bedeuten, daß der Meuchelmörder aufgehört hat zu leben, sagte der Kaiser ernst.

Sire, das heißt in mein Recht eingreifen, sprach Martelin unerschroken. John gehörte mein; mir mußte seine Bestrafung bleiben. Ich hatte mein Wort gegeben, es selbst mit ihm auszumachen. Der nächsten Schlacht wohne ich noch bei, weil man meiner bedürfen könnte. Nach der Schlacht, bitte ich um meine Entlassung.

Du bist ein alter Trozkopf, lächelte Napoleon. Indeß ich hoffe, Du wirst Dich bis dahin noch anders besinnen. Nach der Schlacht habe ich ohnehin mit Dir zu sprechen; ich habe Dich für die Ehrenlegion vorgemerkt.

Martelin erwiederte Nichts; aber er schüttelte ablehnend den Kopf. Der Kaiser bemerkte dieß nicht mehr. Er wendete sein Pferd und ritt mit seinem Gefolge gegen die Bergstrasse von Proschwitz hin.

Und dennoch bleibe ich nicht im Dienste, troz Zureden und Ehrenlegion, sprach Martelin unbeugsam vor sich hin. Man hat mich in meinem Rechte gekürzt. Nach der nächsten Schlacht begebe ich mich zur Ruhe.

Und er hielt Wort, wenn auch in anderer Weise, als er gemeint hatte.

Während der Schlacht bei Leipzig befand sich Martelin bei dem rechten Flügel des französischen Heeres unter Poniatowski, und folgte diesem Marschalle, nachdem Napoleon Lezterem persönlich die Vertheidigung der südlichen Vorstadt Leipzigs übertragen hatte, hinter die Mauern der Stadt. Als nun nach Napoleons Flucht, unmittelbar hinter demselben eine zu frühzeitig springende Flattermine die Elsterbrüke am Ranstädter Thore vernichtete und den zurükgebliebenen Franzosen den Weg der Rettung abschnitt, während am Mittage des 19. Oktobers die Verbündeten durch drei Thore unaufhaltsam in die Stadt hineindrangen: da stürzten sich Poniatowski und Macdonald, und Viele, die ihnen zunächst folgten, mit ihren Rossen von dem steilen Ufer herab in den angeschwollenen Fluß. Martelin, der kurz vorher noch die Wunden Poniatowski's verbunden hatte, war auf dieser Flucht dem Lezteren zur Seite. Als man fünf Tage später den Leichnam des ritterlichen Poniatowski, in der Nähe des jezigen Gerhard'schen Gartens, aus den Tiefen der Elster zog, fand man, dicht in der Nähe des ertrunkenen Marschalls, auch die Leiche des Doktors Martelin.

Herrmann Meynert.

Aphorismen eines griesgrämigen, verunglükten Liebhabers.

Wenn, wie ich irgendwo gelesen, die Liebe einem Bilde gleicht, so bildet der geliebte Gegenstand das Gemälde selbst, die ganze übrige Welt aber nur den Namen. Auf diese Art dürfte wohl die Liebe mancher Schönen ein wahres Historiengemälde seyn.

Die Liebe gleicht dem Thermometer; Beide erleiden stete Veränderungen im Innern durch äussere Eindrüke.

Das Leben gleicht einer Komödie, sagen Viele; mich dünkt diese Vergleichung zu wenig würdevoll. Eher halte ich die Liebe für eine Komödie: bei dieser kommt Vieles auf Täuschung an; verschiedene Individuen spielen hier ein und dieselbe Rolle mit gleichem Erfolge, und gewöhnlich endet es mit einer Heirath.

Da gewisse Medikamente, bei aller Zwekmässigkeit dennoch oft üble Folgen nach sich ziehen, so machte ich den Vorschlag, daß man aus weiblichen Herzen ein Pulver zu gewinnen suche, und damit Proben anstelle.

Diesem Vorschlage hat man, in Bezug auf den Ausdruk: „zu gewinnen suche", widersprochen, weil, wie Viele behaupten wollen, bei weiblichen Herzen gar Nichts zu gewinnen sey; am Wenigsten, wenn damit — Proben angestellt werden.

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Lehre und Trost.

Einer der sieben Weisen Griechenlands wurde gefragt, was die älteste Sache in der Welt sey? »Gott«, antwortete er, »weil er von Ewigkeit da ist.« Die schönste Sache? »Die Welt, die sein Werk ist.« Die Ausgebreitetste? »Der Raum, weil er Alles umfaßt.« Die Bequemste? »Die Hoffnung, weil sie uns immer bleibt, wenn wir auch Alles verloren haben.« Die Kostbarste? »Die Tugend, weil ohne sie kein Glük besteht.« Die Schnellste? »Der menschliche Geist, weil er in einem Augenblik das Weltall durchfliegt.« Die Stärkste? »Die Nothwendigkeit, weil sie endlich mit Allem fertig wird.« Die Leichteste? »Andern Leuten Rath ertheilen.« Die Schwerste? »Sich selbst zu kennen.« Das boshafteste Thier? »Der Mensch — —.« Der größte Weise? »Die Zeit, die endlich über Alles siegt!«

Grabschrift.

(Aus dem Englischen.)

Hier liegt der Windmüller Jackson!
Er lebte vom Winde mit Weib und Knaben;
Es leben auch sonst viele davon,
Die keine Mühle haben.

Bücher - Anzeigen.

Bei B. F. Voigt in Weimar ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leblanc, Walter, Flachat, Barrault und Petiet

praktische Eisenhüttenkunde oder systematische Beschreibung des Verfahrens bei der Roheisensteinerzeugung, der Stabeisenfabrikation, Giessereibetriebe und der Stahlbereitung. Dritten Theiles erstes Heft. Mit 10 Planotafeln. gr. 4. $2\frac{2}{3}$ Rthlr. oder 4 fl. 48 kr.

Dieses Supplement schließt sich sowohl an die erste, als zweite Auflage des bekannten und weitverbreiteten grösseren Werkes von Leblanc und Walter an, und ist keinem Besitzer derselben entbehrlich, da es auch durch das Hinzukommen der Herren Flachat, Barrault und Petiet des Neuesten von hoher Wichtigkeit Vieles bringen konnte. Dieser dritte Theil wird in vier solchen Lieferungen bestehen und noch vor Ablauf des Jahres 1843 gänzlich vollendet seyn.

C. Hartmanns Beiträge zur

neuesten Mühlenbaukunst in Abbildungen und Beschreibungen zwekmässiger neuerfundener Maschinen und Vorrichtungen aus dem Gesammtgebiet des Mühlenwesens. Erste Lieferung mit 11 lithogr. Planotafeln. Royal Folio. $2\frac{1}{2}$ Rthl. oder 4 fl. 30 kr.

Dieses Werk, welches von Zeit zu Zeit fortgesezt wird, schließt sich als Fortsezung an alle früher erschienene Mühlenbauwerke, namentlich an die vortreffliche Weinholz'sche Mühlenbaukunst an, indem es die neuesten und zwekmässigsten Maschinen und Vorrichtungen aus dem Gesammtgebiete des Mühlenwesens in guten Werkzeichnungen und genauen Beschreibungen darstellen wird. Jeder, der mit obiger wenig kostenden ersten Lieferung einen vorläufigen Versuch machen will, wird gewiß gern nach den folgenden greifen.

C. Hartmanns praktische Anleitung zur Anlage und Benüzung gegrabener und

artesischer Brunnen.

Mit 9 lithographirten Tafeln. 8. 1 Rthl. oder 1 fl. 48 kr.

(Bildet auch den 124 Bd. des Schauplazes der Künste und Handwerke.)

Die zahlreichen Werke, welche bereits über artesische Brunnen vorhanden sind, machen das vorstehende nicht überflüssig, weil sie, bei den hier sorgfältig benüzten wichtigen neueren Fortschritten und Erfahrungen darüber, nun schon größtentheils veraltet sind, auch sich nicht wie obiges mit der Anlage aller übrigen Gattungen von Brunnen beschäftigen.

Landwirthschaftliche Berichte aus Mittel-Deutschland

von

Th. G. Gumprecht.

Sieben und zwanzigstes Heft.

Preis 12 ggr. oder 48 kr.

Mit jeder Lieferung gewinnt diese ausgezeichnete landwirthschaftliche Zeitschrift mehr an Interesse. Der Verfasser ist durch seinen großartigen Wirthschaftsbetrieb in den Stand gesezt, die Theorie sogleich in Praxis umzusezen, wodurch wir in seiner Schrift die neuesten ökonomischen Erfahrungen von allen Seiten gründlich beleuchtet erhalten. Als erster Direktor einer verzweigten landwirthschaftlichen Gesellschaft kommen ihm alle Vortheile und Mängel der rationellen Oekonomie vor die Augen, und er ist bemüht, denselben überall auf- und abzuhelfen. — Nebstdem erfreut sich dieses Journal der Namen vorzüglicher Mitarbeiter, es bespricht die neuesten landw. Werke und ist überhaupt in allen Theilen ausgezeichnet.

Die Redaktion.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

N e u e
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 36. 8. September 1843.

Anbau von Zukerrunkelrüben.

Die Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Stuttgart hat den Mitgliedern der 6sten Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe als Festgabe ein Werk überreicht:

„Die Königl. Württemberg'sche Lehranstalt für Land- und Forstwirthschaft in Hohenheim ꝛc."

In diesem Werke wird Alles, was jene höchst schäzbare Anstalt betrifft, aufs Sorgfältigste auseinandergesezt und beschrieben.

Ein junger Mann, welcher seine landwirthschaftliche Laufbahn unter meiner Leitung begonnen und in Hohenheim fortgesezt hat, kehrte jezt zurük und brachte mir vorerwähntes interessantes Werk mit.

Aus demselben hebe ich nachstehende Beschreibung des Zuker-Runkelrübenbaues aus:

Im Herbste vorher wird die Wikhaberstoppel 2'' tief gestürzt, abgeeggt, dann 7 bis 8'' tief gepflügt. Während des Winters, oder mit dem ersten Beginne des Frühlings, werden 10 Wägen Dung zu 28 Ctr. per Morgen aufgeführt und sogleich gebreitet. Sobald immer der Trokenheits-Zustand des Landes im Frühjahr es zuläßt, wird der Dung 7 bis 8'' tief untergepflügt, das Land durch Eggen möglichst verkleinert, worauf dann mit dem Häufelpflug nach der Länge der Beete je 1½ Fuß von einander entfernte 3'' tiefe Rinnen gezogen werden, in welche der Same eingebracht wird. Dieß geschieht in der Art, daß an jede Rinne eine Arbeiterin angestellt wird, die mit einem Längenmaße von 1½ Fuß zur Beachtung der Distanzen und mit einem Mäßchen, das 12 bis 14 Samenkörner faßt, versehen ist; der Same wird, je nach obigem Maße, häufchenweise in die Rinne gelegt und mit etwas Erde, von dem daneben befindlichen Rüken, bedekt. Auf diese Weise kommen die Runkeln, auf je 1½ Fuß Entfernung, in der Länge und Breite zu stehen, und man bedarf zur Besämung eines Morgens 10 bis 15 Pfd. Samen. Ausser der eben beschriebenen Methode, wurde im Laufe der lezten 6 bis 8 Jahre die breitwürfige Saat, die Drillsaat, die Saat mit der Elsasser Stekmaschine, die Saat auf Kämme und die mit dem Pflanzenholze versucht; unter allen diesen Methoden hat sich aber das obige Verfahren, als das nach allen Beziehungen, namentlich auch hinsichtlich der den Runkeln gegebenen Entfernung, so wie des verwendeten Samenquantums, aufs Entsprechendste bewährt. Wenn der Same gut keimt, so kommen an jeder Stelle 10 bis 12 Pflanzen zum Vorschein, die, nach 4 Wochen etwa 2'' hoch gewachsen, bis auf Eine ausgezogen werden, womit zugleich das erste Behaken des Landes und das Nachpflanzen der leeren Stellen verbunden wird. Das zweite Behaken geschiebt etwa 6 Wochen später, und zwar noch tiefer, als das erste. In der Regel genügt diese Bearbeitung, und nur ausnahmsweise, wenn der Boden sehr fest seyn, oder viel Unkraut sich zeigen sollte, wird das Land stellenweise, oder, nöthigenfalls, auch ganz, zum dritten Mal, und zwar, wie auch die beiden ersten Male, mittels Handarbeit, behakt.

Diese Arbeit mit dem Reihenschaufler auszuführen, ist bei der geringen Entfernung der Rüben, welche durch ihre Bestimmung für die Zuker-Fabrikation geboten wird, nicht möglich. Mitte Oktober werden sie mit dem Karst aus dem Boden genommen, nachdem zuvor das Laub abgeschnitten worden ist. Die Blätter werden, da man ihre Fütterung nicht für zuträglich hält, entweder

verkauft, oder zur Düngung auf dem Lande gelassen. Die Aufbewahrung der Runkeln geschieht in Mieten. Ist der Aker ganz geleert, so wird er abgeeggt, zu 3″ tief gepflügt, wieder geeggt und zur Vorbereitung für die Gerstensaat im Herbste noch einmal und zwar zu 7 bis 9″ tief gepflügt. — Soweit die Hohenheimer Beschreibung.

Zur Verständigung bemerke ich zuvörderst, daß ein Würtembergischer Morgen, von dem hier die Rede ist, circa gleich ist $1\frac{1}{5}$ preuß. Morgen.

Da mein junger Freund mir mittheilte, wie er sich überzeugt habe, daß die Rüben, nach vorstehender Beschreibung angebaut, einen sehr lohnenden Ertrag geben: so ermunterte mich dieß um so mehr, dem Anbau, wie er hier geschildert, näher nachzudenken.

Da stieß ich aber auf einen mir anscheinenden Widerspruch in der Beschreibung, indem nach derselben 3″ tiefe Rinnen gezogen werden sollen, in diese der Same eingebracht, bedekt und dann die Rinnen (sie bilden nemlich auf beiden Seiten 3″ hohe Dämme) offen gelassen; nun sagt aber die Beschreibung weiter nichts darüber, was nach dem Verziehen der Pflanzen bei dem ersten Male Haken aus diesen Dämmen oder Erhöhungen werden solle; ich machte den jungen Mann hierauf aufmerksam, und dieser ergänzte die Beschreibung nun dahin:

Daß bei dem ersten Male Haken diese Dämme um die Pflanze herum in die Rinnen hereingezogen würden. Nach vollendeter erster Hakarbeit sey der Aker dann vollkommen geebnet, und die junge Pflanze stehe nun mit den obersten Blättern über den Erdboden hinaus. Die in die Rinnen gezogenen Dämme verschütteten also zugleich das Unkraut, das in den Rinnen gewachsen sey. Erst nach dieser Ergänzung wurden mir die Vortheile, welche namentlich aus diesem einzelnen Punkte des Verfahrens für den Akerbau hervorgehen müssen, recht klar. Gerade in diesem Punkte weicht hauptsächlich unser bisheriges Verfahren von dem dortigen ab. Die daraus hervorgehenden Vortheile des Erstern scheinen mir folgende zu seyn:

a. Der Same kommt sicherer zum Keimen, da in die Rinne die Feuchtigkeit besser einziehen kann.

b. Für jede Witterung passend, hat man den Grad des schwächern oder stärkern Bedekens mit Boden besser in der Gewalt, wie bei andern Methoden.

c. Den jung hervorkeimenden Pflänzchen verleihen die 3″ hohen Dämme auf beiden Seiten Schuz.

d. Durch das Hereinziehen der Dämme bei dem ersten Male Haken (es versteht sich, daß auch in den Rinnen, namentlich um die Pflanze herum, der Aker sorgfältig gelokert werde) erhält die junge Pflanze Schuz und Anhaltepunkt, indem zugleich (wie schon vorher erwähnt) das Unkraut, welches durch das Haken in den Reihen momentan getödtet ist, verhindert wird, aufzuschiessen, aber auch nach seiner Vertilgung nüzt, indem es, mit ein Paar Zoll Boden bedekt, als vegetabilische Düngung wirkt.

e. Ganz vorzüglich auch noch hat dieses Bedeken oder vielmehr Heranziehen des Bodens an die Pflanze den Vortheil, daß die Runkelrübe mehr unter sich, als über sich wächst, und gerade hierin habe ich einen Hauptmangel unserer bisherigen Methode zu finden geglaubt, indem ich mich überzeugt habe, daß diejenigen Theile der Rüben, welche aus dem Boden herauswachsen, ungleich geringer an Zukerinhalt sind, als die in der Erde gewachsenen.

Eine fernere Hauptabweichung der geschilderten Hohenheimer Methode, gegen unser bisheriges Verfahren, liegt in dem Quantum der Aussaat.

Während wir 1, 2 bis 3 Körner zusammen einlegen, werden dort 12 bis 14 Samenkörner auf einen Flek gelegt. Liegt hierin auch anscheinend eine Verschwendung an Samen, beiläufig etwa 6 bis 8 Pfund pro Morgen, was schadet das?

Wir werden wohl nicht leicht wieder in den Fall kommen, daß wir, wie im Jahre 1836,

das Pfund Runkelrübensamen mit 15 Sgr. bezahlen.

Jezt ist der Same mit 2 bis 3 Sgr. das Pfund willig zu haben, während man ihn für 1 Sgr. ganz füglich selbst bauen kann.

Der Mehraufwand würde sich also auf etwa 10 Sgr. pro Morgen reduciren.

Welche Vortheile aber dadurch erzielt werden, möchte aus Nachstehendem hervorgehen:

a. Man ist ziemlich sicher, keinen leeren Flek zu haben; denn schwerlich werden von 10 Samenkörnern alle ausbleiben.

b. Es bildet sich durch diese Art Herauslegung ein Filz von Pflanzen, und dieser schüzt sich von selbst gegen Unkraut in den ersten Wochen der Vegetation.

c. Beim Verziehen wird man unter 10 bis 12 nebeneinanderstehenden Pflanzen leichter eine gute und kräftige herausfinden, als unter 2 bis 3.

d. Die vom Verziehen übrigen Pflanzen werden genugsam Auswahl zu nöthigen Rekrutirungs-Pflanzen zu etwaigen neuen Anpflanzungen bieten, der Ueberrest aber wird, an die stehenbleibende Pflanze gelegt und durch Heranziehen der Dämme mit 2″ hoch Boden bedekt, diesen jungen Pflanzen die kräftigste und zusagendste vegetabilische Düngung liefern (ich erinnere an das in Liebig's Werk mitgetheilte Beispiel, der Düngung junger Weinstöke mit Weinreben und Blättern) und mit Wucherzinsen Das zurükgeben, was sie bei ihrem Hervorkeimen dem Boden entnommen haben.

Nun habe ich nur noch zu bemerken, wie das Fortlegen der Stäbchen, zur Beachtung der Distanz keineswegs umständlich ist, vielmehr bei einiger Einübung der Leute sehr rasch geht, wovon ich bei ähnlicher Operation aufs Hinlänglichste mich überzeugt habe.

Noch rascher auch könnte, zur Vermeidung des einzelnen Abmessens in den Rinnen, die Entfernung durch ein etwa 6 Zinken haltendes Markirinstrument bewirkt werden.

Die auch oft angewendeten quer über die Dämme zu ziehenden Markirinstrumente möchte ich weniger vorschlagen, weil sie andere Nachtheile mit sich führen.

Was nun die übrige Kulturmethode anbetrifft, so finde ich noch anzuführen, wie diese wohl einen so tiefgründigen, wohlbearbeiteten Boden bedingt, wie Hohenheim ihn besizt. Wo diese Bedingungen nicht vereint sind, da möchte eine sorgfältigere Kulturmethode eintreten, und über diese werde ich sogleich Gelegenheit nehmen, mich auszusprechen.

Zuvor jedoch will ich noch auf einen Umstand der mitgetheilten Hohenheimer Methode aufmerksam machen. Es ist dieser:

Das Ausheben der Rüben mit dem Karste.

Dieser Karst ist das gewöhnliche, beim Weinbau übliche, Lokerungsinstrument, eine mit einem Misthaken Aehnlichkeit habende zweizinkige Gabel, deren Zinken 8″ lang sind. Ein kräftiger Hieb mit diesem Karste lokert die Rübe so, daß die nachfolgende Person sie mit Leichtigkeit aus dem Boden heben kann. Daß ein solches Herausheben in gar mancherlei Hinsicht bei Kernrüben Vortheile gegen das Heraufheben mit dem Spaten, oder das Herausakern oder Ruhren hat, leuchtet ein.

Nach diesen Voraussendungen will ich nun zur Beschreibung derjenigen Kulturmethode übergehen, wie ich mir sie denke, und wie ich sie auch künftig ausführen werde:

a. Der zum Rübenbau bestimmte Aker werde nach der Ernte der Getreidefrucht ganz flach gestürzt, sofort abgeeggt und (um, zum Ersaze der geopferten Stoppelweide, als Aequivalent eine Spätweide zu gewinnen) mit einem wohlfeilen Weidekraute, z. B., Knöterich oder Raps, besäet.

b. Im Oktober werde der Aker mit 12 Fuder pro Morgen kräftigen, strohigen Rindvieh-Dünger befahren (wohl weiß ich, daß die Rüben, ohne Anwendung animalischen Düngers, geeigneter für die Zukerfabrikation werden; aber hier ist die Grenze, wo das In-

teresse des Producenten und des Fabrikanten sich stets feindlich einander gegenüberstehen werden); dieser Dünger werde mindestens 6 Zoll tief beigeakert. Der Dünger werde aufs Allersorgfältigste in die Furche eingelegt.

Ehe er jedoch eingelegt werde, folge dem Pfluge unmittelbar

der Mineur oder Wühler (einspännig), welcher den Untergrund auf 3 bis 4'' auflokert.

Der Düngereinleger folgt also nicht dem Pfluge, sondern dem Mineur, so daß der Dünger auf den aufgelokerten Untergrund zu liegen kommt und sogleich durch den Pflugstreifen bedekt wird. Daß die Pflugstreifen möglichst schmal genommen werden, und überhaupt die ganze Arbeit (als Basis des Gelingens) höchst sorgfältig und akkurat vollführt werden muß, darf ich wohl nicht erst bemerken.

So wird nun der Aker den Einwirkungen des Winters, nachdem zuvor jede Vorsicht angewendet ist, unschädliche Feuchtigkeiten schnell abzuleiten, überliefert.

Die Vortheile dieses Verfahrens sind in die Augen springend.

Während durch den Mineur (ich möchte ihn das Segensfüllhorn für den Akerbau nennen) alle Vortheile einer tiefen Kultur erreicht werden, werden alle möglichen Nachtheile eines Ueberganges in solche vermieden. Der 6'' tief beigeakerte strohige Dünger kann in jeder Art wirken, indem er durch die gröbern Niederschläge den durch den Mineur zur Aufnahme vorbereiteten Untergrund schwängert, durch die sich entwikelnden düngenden Gase die obere Erddeke befruchtet, und endlich als Medium zwischen beide erwärmend und zugleich lokerhaltend mechanisch einwirkt.

c. Im zeitigen Frühjahre werde der Aker nun geeggt, und durch dieses Eggen das Morschen und Keimen des Unkrautes befördert.

d. Das Eggen, nach Befinden auch Walzen, werde wiederholt, bis die Zeit zum Legen der Körner herannaht.

e. Nun werde der Aker zur vollkommenen Mürbemachung und Mischung ein-, nach Befinden auch wohl zweimal eng und tief geruhrt. und nach Verhältniß und Bedürfniß gewalzt und geeggt.

f. Dem folge dann unmittelbar das Ziehen der Dämme auf Hohenheimer Art, und endlich

g. Das Einlegen der Kerne.

Von da an schliesse ich mich ganz dem Hohenheimer Verfahren an, und bemerke nur noch, daß, wenn das erste Mal Haken sorgfältig mit der Hand vollführt ist, ich keinen Grund sehe, warum die zweite oder dritte Bearbeitung nicht mit dem Lokerungsinstrumente, namentlich mit der kleinen dreiekigen Reibenegge und mit dem Jätemesser, in den Zwischenräumen und dicht um die Pflanze vollführet werden könnte, Beide Instrumente scheinen in Hohenheim noch unbekannt, und doch sind sie so höchst wesentlich beim Rübenbaue.

Noch erwähne ich eine andere Methode, nach welcher nicht in Dämme, sondern ins Quadrat die Rüben gebaut werden, wo aber dann die Beete so angelegt werden, daß alle Eggearbeit darauf vollendet werden kann, ohne daß der Aker durch die Zugthiere festgetreten wird, indem diese blos in den Zwischenfurchen gehen, oder vielmehr ein Pferd mit 2 leichten Eggen, oder auch 2 Pferde voreinandergespannt und die Eggen dann durch den Arbeiter auf dem Beete dirigirt werden.

Bei der Auswahl der Rüben zum Samen muß ich noch ganz besonders erwähnen, daß sorgfältig die ausgewählt werden müssen, welche mehr unter sich wachsen und die Blätter mehr breiten — das muß mit unausgesezter Aufmerksamkeit alljährlich geschehen; denn die Rübe, so wie jede Pflanze nach Licht emporstrebend, wächst lieber über sich, als unter sich. — Auch ist es bei der Samengewinnung sehr wesentlich, den Samen nach und nach einzusammeln, damit er reife und den unvollkommenen recht nachreifen zu lassen.

Amt Delse, den 4. Januar 1842.

Gumprecht.

Neapolitanisches Pferdefutter.

In Neapel erhalten die Pferde, — und bekanntlich gehören die neapolitanischen Pferde zu den geschäztesten Pferden von ganz Europa, — ausser Haber ungeschnittenes Weizenstroh, Queken, Cichorienblätter, Salat, gelbe Rüben, und viele andere Kräuter, die sich Niemand in Deutschland einfallen läßt, als Pferdefutter zu gebrauchen. Man behauptet dort, daß die Pferde durch die Queken, die man bei uns als unnüz auf dem Felde verbrennt, Stärke bekommen, und gibt sie ihnen statt des Habers; hinterher sodann Salat, und nur wenig Heu, das man für hizig hält. Die Queken werden vorher gewaschen und dann erst gegeben. Pferde, die nicht an dieses Futter gewöhnt sind, wollen die Queken Anfangs nicht fressen; aber nachher fressen sie dieselben mit Begierde. — Die gelben Rüben gibt man den Pferden mit dem Kraute, um sich dadurch zu reinigen und gesund zu erhalten. Sie fressen sie sehr gern. Der Salat, nicht der eigentliche Kopfsalat, sondern eine Art Stengelsalat mit langen Blättern, ist dort die Hauptnahrung der Pferde. Die Cichorienblätter gibt man ihnen vom Monat März an, den Sommer hindurch. Haber erhalten sie überhaupt nur in vornehmen Ställen, und nur zweimal des Tages, Morgens und Abends. Die übrigen erhalten nur Haber, wenn sie zum Fahren gebraucht werden sollen. Diese neapolitanischen Pferde sind zwar im Ganzen klein, geben aber einen sehr leichten und äusserst starken Trab und sind sehr geschmeidig und geschikt zum Abrichten.

Einige Vortheile bei dem Hopfenbau.

1. Man soll, sobald man in die Erde kann, die alten Stöke gehörig ausschneiden, damit junge Keime ausschlagen, denn der Frost soll ihm nichts schaden. Rüksichtlich des Düngens soll man wie in den Weinbergen ein Paar Schritte von einander Gruben machen, und solche wo möglich mit Schweins-Mist füllen; so werden die Wurzeln von dem Hopfen in solche laufen, und beständig Nahrung, und mehr Feuchtigkeiten als sonst haben. Der größte Vortheil aber wäre, daß man auf diese Art in drei Jahren nur einmal dürfte. Auf und um den Hopfen soll man gar keinen Dünger, sondern nur etwas gute Erde nehmen.

2. Es ist ein Fehler, wenn man allzu lange Stangen zum Hopfen nimmt, denn dadurch bekommt man zwar längere Reben und viel Blätter, destoweniger aber Hopfen, daher soll man in dem allerbesten Boden die Stangen sechs Ellen, im mittelmässigen aber kaum fünf Ellen lang nehmen, auch wenn die Reben ein wenig länger als die Stangen sind, mit einer Spießruthe oben die Spizen abwerfen, so wird er nicht weiter in die Höhe wachsen, und desto mehr Hopfen tragen.

3. Aus eben dieser Ursache soll man ein Paar Ellen hoch die untersten Blätter abbrechen, so wird man mehr und schöneren Hopfen bekommen.

4. Wenn aber ein Hopfengarten lange Jahre genüzet worden, so daß immer alle Jahre hin und wieder viele Pflanzen absteben und verfaulen, so thut man am Besten, wenn man ihn ganz umakert, und eine Frucht herausnimmt, im Herbste aber, damit sich die Feuchtigkeiten hineinziehen, diesen Plaz wieder umakert, und im Frühjahre darauf den Hopfen von neuem anlegt.

Man wird aber allezeit wohlthun, wenn man neuen Hopfen anleget, daß man Böhmisch Gelege dazu nimmt. Es ist daselbst sonderlich der Sazerkreis deßwegen bekannt, wo er in grosser Menge gebauet, und alsdann sowohl in Ober- und Niedersachsen mit vielen Nuzen ausgeführt wird. Man findet auch feinen Hopfen im Pilsener Kreise, wo der beste um Klattau wachsen soll.

Die Güte vom Hopfen kann man erkennen: 1) wenn viel feines, gelbes Mehl in den Köpfen ist; 2) wenn er, da man ihn in den Händen reibt, einen starken Geruch von sich gibt; 3) wenn er sich fein klebricht und fett angreift.

M*** in Laibach.

Einige Winke über die Betreibung der Gemüse-Gärtnerei.

Der Gemüsebau ist gewöhnlich nicht sehr einträglich für Leute, welche die Gartenarbeiten durch

fremde Hände verrichten lassen müssen, ausgenommen, wo Ueberfluß an Arbeitern ist, und dieselben also wohlfeil zu haben sind, oder wo der Bedarf an Gemüse für den eigenen Verbrauch sehr groß ist. Daher rentiren herrschaftliche Gärten, welche durch besoldete Gärtner bestellt werden, nur nach diesem Verhältnisse und kosten unter andern Umständen fast immer mehr, als sie eintragen; weßhalb, wo es blos auf ökonomische Vortheile abgesehen ist, wohl überlegt werden muß, ob es nicht besser gethan ist, den Garten zu verpachten, als auf eigene Rechnung durch Arbeiter oder einen Gärtner bestellen zu lassen. Es sind hiebei vornehmlich folgende Punkte in Berechnung zu bringen: 1) Zinsen des Ankaufspreises oder Werthes des Gartens, Kosten für Ankauf und Unterhaltung der Garteninstrumente, für Gartenverbesserungen, Anschaffung des Samens, Dünger ꝛc.; 2) Unterhaltung der nöthigen Einrichtungen, Häuser, Treib- und anderer Beete, Brunnen, Wasserleitungen, Wege, Einfriedungen, Aufbewahrungsorte für Gemüse u. s. w.; 3) Unterhaltungskosten des Gärtners.

Diese Kosten also müssen durch den Ertrag des Gartens völlig gedekt werden, wenn nicht Verlust Statt finden soll. Hiebei kommt es jedoch nicht allein auf die Preise an, in welchen die Produkte zu den verschiedenen Zeiten stehen, sondern hauptsächlich auch auf einen hinlänglichen und leichten Absaz.

Gemüse, welche man fast zu allen Zeiten gut und dabei sehr wohlfeil kaufen kann, bezahlen sich für den Eigenthümer eines kleinen Gartens selten oder nie; und man wird daher in grossen Städten oder in Gegenden, wo der Landmann viele Gemüse baut, von einem Gemüsegarten nur dann einigen Vortheil ziehen, wenn man im Stande ist, die Gemüse entweder früher oder später zu liefern, als wenn sie in Menge zu Markte gebracht werden.

Ein sehr häufiger Fehler wird endlich dadurch begangen, daß man in jedem Boden Alles ziehen will, und dann nichts Vollkommenes erlangt.

Die Grabkapelle des Herzogs von Orleans.

Am 13. Juli hat die feierliche Einweihung der Grabkapelle zum Andenken des Herzogs von Orleans Statt gefunden, die in Jahresfrist unter der Leitung des Königlichen Privatdomainen-Architekten Lefranc nach dem Grundriß des Kronbaumeisters Fontaine einige hundert Schritt von dem freien Plaz vor der Porte-Maillot an der Stelle des Hauses errichtet worden, in welchem der Prinz verschieden ist. Die Pariser besehen seitdem die neue Kapelle haufenweise; jeden Tag bildet sich vor dem Eingang des Gebäudes ein Schweif von ansehnlicher Länge, der während der drei Stunden, wo der Zutritt gestattet ist, sich ununterbrochen wie ein Seil ohne Ende abhaspelt. Die Kapelle ist ganz, bis auf das Dach, von schönem Sandstein im Style des Rundbogenbaues aufgeführt, der mit dem romanischen die meiste Verwandtschaft zeigt; alle Bogen im Innern und Aeussern an den Fenstern, in den Gewölben und Giebeln sind halbkreisförmig. Sie ist in Gestalt eines lateinischen Kreuzes gebaut, das Portal an der Mittagsseite, das Chorhalbrund gegen Norden. Von Aussen läuft um den ganzen Bau eine Reihe zierlicher Säulen, deren Kapitäle den korinthischen ähnlich sind und die rundbogigen Fenster und Stirnfelder tragen. Innerhalb der reich verzierten Rundgiebel des Portals und der beiden Kreuzarme sind drei Fenster, in der Form von Rosen mit feinem steinernen Schlingwerk und Glasmalereien angebracht, welche leztere sich auf die drei göttlichen Tugenden beziehen.

Das Innere erhält seine ziemlich schwache Beleuchtung durch zwei grosse und acht kleinere rundbogige Steinfenster mit Glasmalereien, die, zwischen zierlichen gothischen Säulchen eingefaßt, vierzehn Heiligenfiguren vorstellen und, gleich den göttlichen Tugenden in den drei Rosen, in der Königl. Manufaktur zu Sèvres gefertigt sind. Zu den Heiligenfiguren hat Ingres die Zeichnungen geliefert; es sind freie, sehr belebte Gestalten mit verschiedenartig charakteristischen Köpfen von lebendigem Ausdruk; nur möchte in den Linien der Gewandung mehr Einfalt und Hoheit, in den

Bewegungen und Kontouren mehr erhabene, statuarische Ruhe, Schärfe und Würde zu wünschen seyn. Aber die Glasmaler, welche die künstlerische Ausführung besorgten, sind nach dem Urtheil der Kunstkenner hinter den Originalien zurükgeblieben, indem leztere finden, daß die Massen nicht harmonisch und gehörig gehoben und abgerundet hervortreten, sondern meist etwas flach und zerstreut erscheinen, überdieß auch die Ausführung der Köpfe, Hände und Gewänder weder die strenge Zeichnung, noch den ernsten Charakter und Ausdruk der Cartons treu wiedergibt. So viel ist gewiß, daß diese gemalten Kirchenfenster in technischer Hinsicht den guten alten Glasmalereien an Gluth und Klarheit der Farbe, so wie am gefühlvollen Farben-Akkord bedeutend nachstehen, wenn sie ihnen auch in Beziehung auf Korrektheit und Schönheit der Zeichnung überlegen seyn mögen, was bei Glasmalereien ein sehr untergeordnetes Kunstverdienst ist. Die drei göttlichen Tugenden auf den rosenartigen Fenstern über dem Eingang und in den Giebeln der Kreuzarme sind in Hinsicht auf Ausführung schwach, und wegen der zarten, süßlich manierirten Auffassung im höchsten Grade unerfreulich. Die Glasmalerei erfordert stets eine einfache, würdevolle, statuarische Komposition und Zeichnung.

Aehnliche Säulen wie die aussen herumlaufenden empfangen inwendig die Gurten des steinernen Tonnengewölbes, welches etwa zwanzig Fuß weit gespannt ist. Im Durchschnitt der Kreuz-Arme erhebt sich ein Glokenthürmchen. In den Kreuzarmen sind zwei Kapellen, die eine dem heiligen Ferdinand gewidmet, die andere mit der Statue des Prinzen in Generals-Uniform und im Zustande des Todes, von dem Bildhauer Triquetti nach der Zeichnung Ary Scheffer's ausgeführt in weissem Marmor. Der betende Engel in knieender Stellung am Kopfe des Sterbenden, ebenfalls von weissem Marmor, ist nach einem hinterlassenen Modell der Prinzessin Marie gearbeitet. Am Sokel bemerkt man ein Basrelief mit dem Genius Frankreichs in schmerzlich bewegter Rührung über den Verblichenen. Da man bei dem Durchgehen durch die Kapelle wegen des grossen Andrangs von Menschen nirgends stehen bleiben darf, so war es mir nicht möglich, diese dem Anschein nach sehr weich und sorgfältig gearbeiteten Marmorwerke einer näheren Prüfung zu unterwerfen. Was sich bei so flüchtiger Schau meinem Gedächtniß besonders eingeprägt hat, ist der Ausdruk reiner Frömmigkeit und Beseligung in den Zügen des Engels. Hinter dem Hauptaltar ist in einer Nische aussen, von einem magischen Lichte erhellt, eine Madonna mit dem Kinde aufgestellt, die als Bildhauerarbeit ohne Kunstwerth und als architektonischer Schmuk eine Spielerei und Beeinträchtigung aller Stylgeseze ist. An der Ostseite ist ein Garten mit Cypressen bepflanzt; gegen Süden die Wohnung für den Geistlichen und den Wärter; gegen Westen das Gitter nach der Strasse zu. Schade, daß die äussere Ansicht durch umstehende Gebäude und eine hohe Mauer versperrt ist.

Das ehemals an dieser Stelle befindliche Krämerhaus ist bekanntlich Stük für Stük abgetragen und mit seinem ganzen Ameublement in einen Theil des Parks von Neuilly geschafft worden, für welchen der unglükliche Prinz bei seinen Lebzeiten eine ganz besondere Vorliebe hegte.

(Allg. Pr. Ztg.)

Haarberechnung.

Wenn Jemand sich jährlich 5mal die Haare schneiden läßt, jedesmal zu 3 Loth berechnet, so thut dieß 15mal 1 Loth; in 60 Jahren aber schon 900 Loth, oder c. 28 Pfd. per Kopf. Die Million gibt 28 Millionen Pfd. Haare, 4 Millionen Einwohner c. 118 Millionen, wovon zur Hälfte Geschlechts, auf Bayern z. B. 59 Mill. Pfd. träfen, was auch 590 Tausend Zentner Haare gäbe. 1 Pfd. zu 1 kr. gerechnet, gibt den Sammlern also (59'000,000 : 60 :) c. 1 Million Gulden. Jedenfalls dürften Menschenhaare den Viehborsten in mancher Anwendung vorzuziehen seyn.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ein Berliner, welcher Raimunds »Alpenkönig« im Leopoldstädter Theater in Wien gesehen hatte, war mit der Aufführung des Ganzen zufrieden, nur äusserte er sich, sollte das Lied: So leb' denn wohl du stilles Haus, von welchem man so viel Aufsehens macht, viel nobler seyn, nicht wie im Urtext:

> So leb' denn wohl du stilles Haus,
> Wir zieh'n betrübt aus dir hinaus,
> Und fänden wir das größte Glük,
> Wir denken doch an dich zurük.

es sollte heissen:

> So leb' denn wohl, du still' Jebäude,
> Wir zieh'n hinaus janz ohne Freude,
> Und fänden wir auch ein Pläsir,
> Wir dächten doch retour an dir.

Im »Portrait der Geliebten« wird der gute Rath ertheilt: man solle die Frauen als Telegraphen anwenden, d. h, alle fünfzig Schritte ein Weib hinstellen und der Ersten die zu verbreitende Nachricht als ein Geheimniß anvertrauen. Man könne überzeugt seyn, daß sie dann rascher, als durch jeden andern Telegraphen befördert werde.

Was ist ein Geist?

Bei einer Schulprüfung fragte der Schulmeister einen Bauernknaben: »was ist ein Geist?« Da dieser es nicht wußte, so beantwortete der Lehrer selbst die Frage, indem er sagte: »ein Geist ist ein Wesen, welches weder Fleisch noch Bein hat.« Nun fragte er den Knaben abermals, um sich zu überzeugen, daß er die Erklärung richtig aufgefaßt habe, was ein Geist sey. Dieser antwortete schnell und beherzt: »Ein Pfannenkuchen, denn er hat weder Fleisch noch Bein.«

Der Schiffsjunge.

1.

> Das wilde, schäumende Roß,
> Gejagt von der Sporen scharfem Stoß
> Auf krummgewundener Reiterbahn
> Mit seitwärts geneigtem Leibe stürmt:
> So fliegt, wie die Fluth sich senkt und thürmt,
> Das Schiff die Wellen hinab, hinan,
> Von mächtigem Seitenwinde gefaßt,
> Mit tief vorüber geneigtem Mast.

> Es braust das Meer, es kracht und stöhnt
> Des beladnen Fahrzeugs schwere Wucht
> Auf seiner rastlos eiligen Flucht;
> Der Matrosen freudiges Hurrah! tönt.
> Der Steuermann am Ruder steht,
> Das Rad mit gewaltigen Armen dreht,
> Stets blikend scharf auf's zitternde Schwanken
> Der Boussole mit mancherlei frohen Gedanken:
> Er überzählt sein Geldchen im Stillen:
> Schon hört er am Strande die Fidel klingen,
> Wo blühende, lustige Dirnen springen,
> Die gern dem Seemann sind zu Willen.

> Vergnügt, die Heimat wiederzusehn,
> Am Verdek frisch auf und niedergeht
> Weghaltenden Schritts der Kapitän,
> Und lächelnd empor in die Segel späht,
> Die voll ihm schwellen zur Augenlabe
> Von des Windes köstlicher, flüchtiger Habe.

> Dort klettert ein Junge gar flink und heiter
> Die Sprossen hinauf der schwankenden Leiter;
> Schon hat er erreicht in munterer Hast
> Die höchsten Segel am stolzen Mast:
> Den Lüftefanger, den Wolkenraser,
> Den Mondbespflüker, den Sternengraser;
> Da bricht das morsche Tau entzwei,
> Woran er geschwebt, — ein banger Schrei —
> Er stürzt hinunter in's Meer,
> Und über ihn stürzen die Wellen her.

> Umsonst, Matrosen, ist euer Bemühn
> Den Jüngling zu retten, er ist dahin!
> Wie hungernde Bestien stürzen die Wellen
> Dem Opfer entgegen, sie schnauben und bellen;
> Schon hat ihn die eine wüthend umschlungen,
> Und über sie kommen die andern gesprungen,
> Die um die Gierige neidisch schwärmen
> Mit schäumendem Rachen und wildem Lärmen.
> Die Sonne wiederum zum Himmel steigt,
> Da ruhn die Winde, jede Welle schweigt,
> Und traurig steht der feiernde Matrose,
> Nachdenkend seinem wandelbaren Loose.
> Klar blikt der alte Mörder Ozean
> Dem Himmel zu, als hätt' er nichts gethan.

2.

> Aus des Frühlings warmen, weichen Armen
> Riß das schnelle Unglük ohn' Erbarmen
> Ihn hinunter in das tiefe Meer.
> Ueber ihm und seinen Jugendträumen
> Seht ihr nun die kalten Wogen schäumen,
> Seine Heimat grüßt er nimmermehr.

> Oder hat der Frühling eine Kunde
> Senden wollen nach dem kühlen Grunde,
> Als er diesen Jüngling fallen ließ?
> Sammeln sich um ihn die Seejungfrauen,
> Froherstaunt in der Korallenauen
> Stillem, trübe dämmerndem Verließ?

> Flechten sie schon freudig und erschroken,
> Schöner Fremdling, in die nassen Loken
> Muscheln dir zum weissen Rosenkranz?
> Werden sie in ihren Felsenriffen
> Nicht von dunkler Sehnsucht schon ergriffen
> Nach des Erdenfrühlings heitrem Glanz?

Nicolaus Lenau.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 37. 15. September 1843.

Einige Bemerkungen über die Mästung des Rindviehes.

(Von Philipp Schwab in Hockenheim.)

Von grosser Wichtigkeit in unserer Landwirthschaft ist die Rindviehzucht, und insbesondere bildet die Mästung der Thiere einen bedeutenden Nahrungszweig für unsern Bauernstand. Zu bedauern ist übrigens, daß in vielen Gegenden das Futter nicht mit der gehörigen Nüzlichkeit verwendet wird. Man bereitet nemlich die Nahrungsmittel nicht immer so zu, wie dieselben dem Thiere am Zuträglichsten sind, und bei der Mästung die größte Wirkung hervorbringen. Wir sind in dieser Hinsicht noch zurük; bessere Methode befolgt man in einzelnen Theilen von Württemberg, Holland, Belgien und insbesondere in England. Auch trifft man dort, besser als bei uns, die rechte Auswahl hinsichtlich der Mastthiere; dieser Gegenstand verdient daher unsere größte Aufmerksamkeit, und ich erlaube mir deßhalb einige meiner Erfahrungen unter folgenden Abtheilungen in Kürze mitzutheilen.

1) Nothwendige Eigenschaften des mit Vortheil zu mästenden Thieres.
2) Behandlung desselben.
3) Zubereitung der Nahrungsmittel.
4) Fütterungsmethoden.
5) Wirkungen der verschiedenen Nahrungsmittel.

1) Eine nothwendige Eigenschaft zur Mästung ist die Gesundheit des zu mästenden Thieres. Bei genauer Beobachtung ist dieselbe leicht zu erkennen und beurkundet sich hauptsächlich durch munteres Aussehen, klares, helles Auge, leichten und lebhaften Gang, leichtes Athemholen, Freßlust, glänzende kurze Haare, biegsames Fleisch, weiche und lose anliegende Haut. Gute Zähne sind ebenfalls ein Haupterforderniß bei der Mästung. Man wähle ferner zur Mästung weder zu junge, noch zu alte, sondern nur völlig ausgewachsene Thiere.

Allzujunge Thiere haben zu viele Säfte zum Wachsthume nöthig, als daß sie schnell fett werden könnten; alte Thiere hingegen haben den grossen Nachtheil, daß deren Fasern und Zellengewebe schon zu hart, die Kauwerkzeuge mangelhaft sind, und die Verdauung schwach ist. Die Mästung solcher Thiere ist noch aus dem Grunde undankbar, weil dieselben auch ein holziges, geschmakloses Fleisch liefern. Bei vollkommen ausgewachsenen, aber noch jungen Thieren hingegen sind die Verdauungswerkzeuge noch in voller Kraft, die Fasern weich und dehnbar und der Körper bedarf keine Säfte mehr zum Wachsen.

Die Gestalt des zur Mästung bestimmten Thieres ist ebenfalls zu beachten; Thiere von mittlerer Grösse, tiefem Gestelle, breiter Brust, gewölbtem Rüken, fleischigen Schultern, breiten Hüften, tonnenförmigen Bauch, breiter Rippe und verhältnißmässig dünnen Knochenbau mästen sich leicht. — Thiere mit starken Knochen haben in der Regel eine stärkere Nerventhätigkeit, welch lezteres dem schnellen Fettwerden hinderlich ist.

Auch liebe ich die helle Farbe bei Ankauf der Mastthiere; dieselben haben in der Regel eine weniger hizige Natur, als jene von dunkler Farbe, doch ist besondere Rüksicht hierauf nicht zu nehmen; allein eine Hauptbedingung ist, daß bei dem Thiere die Zellengewebe und Fasern weich sind, besondere Kennzeichen hievon sind, daß die Haut nicht fest am Fleische anliege, sondern weich und lose sey.

2) Man verschaffe dem Mastthiere ein bequemes, ruhiges und gleichförmiges Leben, der Stall sey mehr dunkel, als hell, darf auch weder zu

kalt noch zu warm seyn und muß gelüftet werden können, auch soll dort möglichste Stille herrschen, ferner ist grosse Reinlichkeit von absonderlichem Nuzen, wo es thunlich, wasche und bürste man die Thiere zum öftern, denn die Oberfläche der Haut muß stets rein seyn, im andern Falle treten die durch die Poren der Haut ausscheidenden Stoffe in den Körper zurük und stören den natürlichen Gang der thierischen Verrichtungen. Ferner sorge man dem Thiere für weiches und bequemes Lager. Sind Thiere zu lebhaft und unruhig, so suche man durch etwas betäubende Mittel oder durch Verstopfen der Ohren mit Baumwolle und Verkleben derselben diesem dem Fettwerden hinderlichen Uebelstande abzuhelfen.

Die Jahreszeit hat besondern Einfluß auf die Mastung, feuchte und kühle Witterung ist derselben sehr förderlich, während grosse Hize und allzustrenge Kälte das Fettwerden hindert; es eignet sich deßhalb das Spätjahr und Frühjahr besonders zum Mästen. Zwei Monate dieser Jahreszeit wirken, mehr als drei Monate im Sommer; auch ist natürlich, daß der Landwirth im Spätjahr und Winter dem Thiere besser abzuwarten Zeit hat, und lohnender deßwegen, weil das Winterfutter mehr Fleisch und Fett abgibt, als das grüne wässerige Futter im Sommer.

So wie die Fütterungszeit bei dem Mastthiere genau eingehalten werden muß, wenn das Futter die gehörige Wirkung hervorbringen soll, eben so sey der Landwirth besorgt, daß seine Thiere schonend behandelt werden, dulde nicht, daß seine Diener dieselben gefühllos mißhandeln und abängstigen.

3) Die zwekmässige Zubereitung der thierischen Nahrungsmittel ist von besonderer Bedeutung, der nahrhafteste Körper gibt dem Thiere nur wenig Nahrung, wenn ihn der Magen des Thieres nicht gut verarbeiten kann, man suche deßhalb alles Futter so viel wie möglich zu verkleinern.

Die Verkleinerung des Futters erleichtert die Verdauung ungemein und ist in ökonomischer Hinsicht ebenfalls von ausserordentlichem Nuzen; ich verstehe darunter die Verkleinerung der Getreiden sowohl als des Heues und der übrigen thierischen Speisen. In einer guten Wirthschaft sollte durchaus kein Getreide ungeschroten oder zum wenigsten in Wasser eingeweicht, kein Heu ohne zu Hekerling geschnitten zu seyn, verfüttert werden, es ist dieses eine Verschwendung ohne Gleichen, je mehr verkleinert oder erweicht, um so auflöslicher ist das Futter; die Engländer kochen sogar das geschnittene Heu, um es noch verdaulicher zu machen.

Die Gährung ist ebenfalls eine sehr wichtige Zubereitungsart, es wird dadurch nicht nur allein die Substanz auflöslicher und erzeugen sich neue nahrhafte Theile, als Schleimzuker &c., sondern die auf diese Art zubereiteten Futtermittel werden von dem Rindvieh gerne genossen, doch muß man besondere Sorge tragen, daß die Gefässe, worin die Gährung vor sich geht, sehr rein gehalten werden, damit sich darin keine Säure bildet.

Ich muß hier noch die Zubereitungsart des Heues im Hohenlohe'schen erwähnen; das Heu wird dort bei der Einheimsung von Gelege zu Gelege tüchtig mit Salz überstreut, und dann fest eingetreten. Heu auf diese Art behandelt, und zwar zu Hekerling geschnitten, macht erstaunliche Wirkung, und die geringste Sorte Heu wird hiedurch für das Vieh genießbar.

4) Eine gute Futtermethode besteht hauptsächlich darin, zu wissen, wie oft und wie viel einem Thiere Futter gereicht werden soll, damit es dem Endzweke entspreche, zu welchem das Thier bestimmt ist; soll ein Thier gemästet werden, so muß darauf gesehen werden, daß man vor allen Dingen viel Fleisch hervorbringe, ehe man auf Fett mästet.

Die Mästung besteht in einer Anhäufung der Säfte in den Zellen und Räumen des Körpers, diese Anhäufung muß in den Zellen und nicht in den Blutadern bestehen, denn sonst entsteht nur Vollblütigkeit.

Ordnung und Reinlichkeit im höchsten Grad sind Grundbedingung beim Füttern; man gebe dem Thier oft, aber nie zu viel Futter auf einmal, und nie die zweite Portion, ehe es die erste völlig aufgefressen hat. Wer die Freßlust des Thieres nicht zu erhalten weiß, ist kein guter Rindviehwärter.

Man trachte gleich beim Anfang der Mästung die Gefässe der Thiere zu erweichen, es trägt solches zu dem schnellern Zunehmen derselben wesentlich bei; um dieses zu erreichen, wendet man Waschungen und warme Schrottränke, Oelsamentränke, oder Spülicht und Sauerteigwasser an. Beim Mästen darf gleich von vornherein an Salz kein Mangel seyn, zur Beförderung der Verdauung tragen noch überdieß Wachholderbeeren, Spießglas, und Enzian, in kleinen Gaben gegeben, vortheilhaft bei.

Zu Hervorbringung von Fleisch füttert man vortheilhaft mit Dikrüben und Kartoffeln, mit Herling von gutem Heu, und Oelsamentränken, erst wenn viel Fleisch vorhanden, suche man auf Fett zu wirken, und dieses bringt man hervor durch gekochte oder gedämpfte Kartoffeln mit Zugabe von geschrotenem Getreide und Salz, gutes Kleeheu soll hiebei nicht fehlen. Ich habe weiter oben bemerkt, man soll dem Thier oft, aber nie zu viel Futter auf einmal reichen, dieses gilt aber insbesondere bei dem Mastthiere: nach der Futtergabe muß die Krippe immer wieder rein seyn. Mit gutem Erfolg bei der Fettmästung wendet man nach dem Füttern ein Geleke von etwas Getreideschrot, Salz und verriebenem Mohnkuchen an, es erregt dieses für die nächste Fütterzeit eine erstaunliche Freßlust. Mit Sauerteig zur Gährung gebrachtes Getreideschrot, täglich als Getränk verabreicht, macht gleichfalls erstaunliche Wirkung, eben so betäubende Mittel.

5) Nach Oberlehrer J. A. Schlipf wird dem Futterwerth

von 100 Pfund gutem Wiesenheu gleich geschäzt:

100	„	gutes Kleeheu,
90	„	Esperkleeheu,
90	„	Luzernheu,
100	„	Wikenfutter-Heu,
200	„	Kartoffeln,
250	„	Dikrüben,
200	„	Kohlrabi,
400	„	Weißrüben,

4 bis 5 Pfund Grünfutter werden dem Futterwerth von 1 Pfund Heu gleichgesezt.

Die Getreidesorten machen in der Regel die Wirkung bei der Mästung je nach ihrem Gewichte, doch wird die eine Sorte von dem Rindvieh lieber genossen, als die andere, und ist demselben auch zuträglicher. Im geschrotenen Zustande sind für das Rindvieh besonders zu empfehlen und nach dem Fortlaufe der Mästung zu geben:

Haber,
Gerste,
Saubohnen,
Wiken,
Erbsen oder Bohnen.

Die Dauer der Mastzeit erstrekt sich in der Regel auf 3 bis 4 Monate, doch kann keine feste Zeit angenommen werden, es hängt von dem Zustande ab, in welchem das Thier in die Mästung kam, oder ob sich der Fleisch- und Fettansaz rasch oder langsam bildete; überhaupt gibt es darin so viele Ausnahmen, daß darüber nichts Bestimmtes anzugeben ist; man sezt deßwegen die Mästung mit Vortheil so lange fort, bis keine bedeutende Zunahme des Körpers mehr bemerkbar ist.

Gemeinde-Komposthaufen.

Obgleich neuerer Zeit Einiges für die Reinlichkeit in den Strassen der Dörfer geschieht, so wird diese doch nicht so handgehabt, als es zu wünschen wäre. Abgesehen davon, daß die Unreinlichkeit, die durch das Anhäufen von Koth in den Strassen entsteht, der Gesundheit der Bewohner nachtheilig ist, so hat dieses noch den fernern Nachtheil, daß dadurch eine beträchtliche Menge düngender Stoffe verloren geht; denn der Strassenkoth enthält bekanntlich viele fruchtbare Theile, die von liegen gebliebenen thierischen und Pflanzenstoffen herrühren, und dessen Werth wird noch erhöht, wenn die Strassen mit Kalk beschlagen und der sich bildende Kalkstaub mit ersteren sich verbindet.

Um die Reinerhaltung der Strassen zu befördern und den hierbei gewonnenen Koth zugleich als Dünger dadurch nuzbar zu machen, daß man ihm Zusäze gibt, die seine Wirkung zu diesem Zwek erhöhen, und ihn auf geeignete Weise be-

handelt, machte der königlich württemb. landw. Bezirksverein von den Fildern den Vorschlag, Gemeinde-Komposthaufen zu errichten.

In dem Wochenblatte für Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel, Jahrgang 1841, wird hierüber bemerkt: Bei der Errichtung von Gemeinde-Komposthaufen wird eine beträchtliche Menge Dünger erworben, der seither unbeachtet blieb. Dieß ist schon ein Vortheil, aber ein weiterer besteht noch darin, daß die Unternehmer der Strassenreinigung, um den Werth solchen Kompostes noch mehr zu erhöhen, die Aufgabe haben, noch weitere düngende Stoffe auf irgend eine Weise herbeizuschaffen, und daß sie also veranlaßt sind, nachzuforschen, wo man diese am Billigsten und gar umsonst haben kann. Da wird es sich manchmal zeigen, daß man seither Manches unbeachtet gelassen hat, was nuzbar gemacht werden könnte. Versteigert man endlich die Komposthaufen, so erlöst man vielleicht im ersten Jahr noch nicht viel, bis die Käufer derselben und ihre Nachbarn durch den Erfolg dieses Dungmittels gelernt haben, wie wirksam es ist. Dann kann es aber möglicherweise auf Preise kommen, welche nicht nur die angekauften Dungmaterialien, sondern selbst die Arbeit des Sammelns und Umstechens völlig deken, so daß man die Strassenreinigung umsonst hat. Dieses sollte den einzelnen Bauern die Augen öffnen und sie veranlassen, selbst vor Hof und Haus kehren zu lassen, und das Gesammelte zu Privat-Komposthaufen zu verwenden. Die Gemeinde-Komposthaufen werden dann immer mehr an Grösse und Zahl abnehmen und endlich sogar ganz überflüssig werden. Das gute Beispiel hat dann den Sieg verschafft. Kommt diese Zeit, so ist es noch besser: so lange sie aber nicht da ist, darf die Gemeinde die Mühe und einiges Geldopfer nicht scheuen. Man erreicht also durch diesen Vorschlag viererlei Zweke;

1) Herbeiführung der Reinlichkeit; 2) Benüzung des Strassenkoths, der seither größtentheils verloren war, zur Düngung; 3) Aufsuchung und Benüzung von anderen Dungstoffen, welche seither auch verloren waren; 4) Aufstellung eines guten Beispiels in Anlage und Verwendung des Kompostes.

Die ländlichen Hausgärten.

An die Gehöften unserer Landleute stossen gewöhnlich mit Bäumen bepflanzte Pläze an, die theils als Grasland niederliegen, oder, theilweise mit einigen Johannis- und Brombeersträuchen besezt, dazu dienen, den für den Hausbedarf nöthigen Salat, Zwiebeln, Kraut ꝛc. darauf zu ziehen, sehr häufig aber auch weder zu Gras- noch Gartenland benüzt, sondern als zu unbedeutend und klein angesehen werden, als daß man sich die Mühe geben sollte, einige Arbeit, deren man ohnedieß schon zu viel mit seinen Äkern zu haben glaubt, darauf zu verwenden. Man läßt auf diesen Stükchen, die ehemals eine Einzäunung hatten, nach und nach aber durch Beschädigung diese verloren, wachsen was nur immer will und gibt sie den Hühnern, Enten, Gänsen, Ziegen ꝛc. zur freien Benüzung als Weide hin. Höchstens gebraucht sie die liebe Jugend noch des Sonntags zum Kegelspiel, wenn sie ein Pläzchen findet, der von den hier verlorengehenden Excrementen obiger Thiere nicht bedekt ist. Von Zeit zu Zeit möchte gerne auch die Hausmutter oder der Vater in diesem sogenannten Garten nach vollbrachter Arbeit der Ruhe pflegen, leider aber ist dieses unter solchen Umständen nicht möglich oder doch nicht einladend. So klein diese Gartenpläze auch sind, so würde es sich gewiß doch lohnen, abgesehen von der Annehmlichkeit, die sie gewähren könnten, und dem niedlichern und reinlichern Aussehen, das sie einem ganzen Gehöfte verleihen würden, erstere zu Dem zu benüzen, was sie ihrem Namen nach seyn sollten! Ein schönes Beispiel hiervon geben uns die betriebsamen Altenburger. C. A. Linke führt in seinem Werke über „sächsische und altenburgische Landwirthschaft“ hierüber Folgendes auf: „Den Gartenbau schäzt der Altenburger hoch, denn selten wird nur eine kleine Wirthschaft anzutreffen seyn, welche nicht mit einem wohlbestellten Garten von mehr oder weniger Grösse versehen wäre, indem der dasige Landmann gutes Gemüse als eines der Hauptnahrungsmittel sehr liebt. Gewöhnlich liegt die Behandlung desselben der Hausfrau ob; wo jedoch in einem Orte mehrere grosse Bauern-

Wirthschaften vorhanden sind, kommt es nicht selten vor, daß einige Bauern einen Gärtner haben, um die feinsten Gemüse an Kohlarten, Wurzeln, selbst Spargeln ꝛc. in grosser Menge mit vielem Fleisse selbst zu erzeugen, indem der Altenburger von dem Grundsaze ausgeht, daß gutes wie schlechtes Gemüse einerlei Stelle im Garten einnimmt, einerlei Dünger kostet, dieses dieselbe Arbeit erfordert, wie jenes, und nur eine Kenntniß des zwekmässigen Baues nöthig ist. — Das, was in der Wirthschaft nicht gebraucht wird, kommt bei guten Preisen zum Verkauf in die Städte, wo dann in der Regel bald Ueberfluß an guten grünen Waaren Statt findet und dann Wohlfeilheit derselben erzeugt. Bei dem Gemüsegarten, auch Kleinobsgarten genannt, ist gewöhnlich noch ein Blumengarten vorhanden, in welchem häufig die schönsten Zierpflanzen anzutreffen sind. Die Sämereien der zum Gebrauch für Menschen und Thiere zu bauenden Pflanzen werden mit grosser Sorgfalt selbst erzeugt oder gegenseitig ausgetauscht, weßhalb sie unter einander deren Anbau beobachten, der so gut wie der Felder von Einzelnen unter steter Kontrolle und Kritik der übrigen Wirthe und Wirthinnen steht, um die etwaigen Fehler zu rügen, der Feldmark im Ganzen keine Schande zu machen und so deren guten Ruf nicht zu vernichten. Der Ueberschuß des eigenen Samenbedarfs bildet daher einen gesuchten Handelsartikel.

In jenen Gemüsegärten finden sich mit Ausnahme einzelner niedriger Franzbäume oder Beerensträuche keine Obstbäume vor. Diese haben gewöhnlich einen separaten (Baum-) Garten."

Das Kastriren der Kühe.

Wenn man gewöhnlich in kleinen Wirthschaften, welche keine landwirthschaftlichen Nebengewerbe betreiben, die zur Arbeit, Zucht und Milcherzeugung untaugliche Kühe zur Mastung stellt; gleichwohl aber dabei das dazu verwendete Meliorations-Futter (Nuzungsfutter) durch manche, den Mastungserfolg verhindernde Ursachen, wie z. B. durch das öftere Rindern nicht gehörig Nuzen bringt, und dadurch der Mastungserfolg nicht in dem Masse fortschreitet, als wenn jene hindernden Ursachen entfernt worden wären: — so dürfte es gewiß sehr vortheilhaft seyn, eben so wie die Ochsen, jene Kühe, welche einen schlechten Nuzungs-Ertrag geben und von Natur sehr oft zum Rindern geneigt sind, ehe sie auf die Mast gestellt werden, zu kastriren oder zu verschneiden, weil dadurch, nach vielseitigen Erfahrungen die Kühe das allerschmakhafteste Fleisch liefern und bei verhältnißmässig weniger Futterquantum viel schneller fett werden.

„Das Verschneiden der Kühe mittels Wegnahme der Eierstöke findet in Baden und Württemberg immer mehr Nachahmung. Man erreicht dadurch, 1) daß die Kühe bei Abnahme der Milch, welche man zur Zeit der Verschneidung von ihnen erhielt, noch 2 bis 3 Jahre ununterbrochen fortgeben und daß dieselbe von besserer Beschaffenheit ist; 2) daß die Kühe bei Abnahme der Milch ohne alle Anwendung eines Mastfutters sich gleichsam von selbst mästen und ein sehr schmakhaftes Fleisch bekommen. Das Verschneiden zeigt sich namentlich von grossem Vortheil bei Kühen, welche fortwährend rindern und nicht aufnehmen, ferner bei solchen, welche am schweren Geburten und sonst fehlerhaften Geschlechtstheilen leiden, endlich bei älteren Kühen, da diese nur für einen geringen Preis vom Mezger übernommen werden. Die Verschneidung selbst ist ohne alle Gefahr für das Thier und kann zu jeder Jahreszeit, mit Ausnahme bei grosser Hize und Kälte und regnerischer kalter Witterung, vorgenommen werden. Das Befinden der Thiere wird durch dieselbe so wenig gestört, daß die Milchabsonderung nur wenige Tage unterbrochen wird und die Bauchwunde in 5 — 8 Tagen in der Regel gut geheilt ist." *)

„Ein Veterinärarzt in Lausanne hat den Vorschlag gemacht, Kühe, selbst erwachsene, zu verschneiden, indem sie nachher so viel Milch geben wie vorher, viel leichter fett werden und ihr Fleisch eben so fett und viel zarter als das Ochsenfleisch würde. Er schlägt nemlich vor, Kühe über 10

*) Aus dem allg. Anz. der Deutschen 1842. Nro. 108.
P.

bis 12 Jahre, so wie alle, welche keine guten Kälber geben, zu verschneiden." *)

Um diese für die Mastung sehr vortheilhafte Operation mit Nuzen anwenden zu können, ist es nothwendig, daß sich dazu befähigte Personen, z. B. Thierärzte, mit jener Operation bekannt machen möchten, um dieselbe nöthigenfalls mit der gehörigen Fertigkeit vollziehen zu können; damit sie auch in andern deutschen Gegenden verbreitet und benüzt werden könne. **)

Verfahren, nicht völlig reife Kartoffeln zur Nahrung tauglicher zu machen.

Die Kartoffeln, die zu frühzeitig geerntet werden, sind wässerig und unschmakhaft, wenn sie auch mit grosser Sorgfalt gesotten werden. Ein Mittel, um in diesem Falle ihre Qualität zu verbessern, besteht darin, sie vor deren Gebrauch acht Tage an einen Ofen oder Herd zu stellen; nach welcher Zeit man finden wird, daß die Kartoffeln sehr schmakhaft und mehlig geworden sind.

(Echo du Monde savant 22. Décembre.)

Ausgezogen aus den: Annales de la Société royale d'horticulture de Paris.

Sophie.

Ich wohnte eine Zeitlang in einem kleinen Dorfe unweit Baden und besuchte gewöhnlich des Morgens die guten Landleute der Umgegend.

Eines Tages saß ich unter dem breiten Vordache eines dieser freundlichen Landhäuser bei einem guten Glase Markgräfler und kräftigem, duftendem Brode, um es mir recht wohl seyn zu lassen. Aber der bekümmerte Ausdruk in den Gesichtern der Leute hinderte mich daran.

Einige Minuten nach meiner Ankunft trat ein Mann zu uns mit einem breiten Querhut auf dem Kopfe, einem kurzen Roke von Manchester, einem Buche unter dem Arm und einer Reitpeitsche in der Hand. Er sprach ein wenig pedantisch.

„Ach, guten Tag, Herr", sagte der Bauer; „heute kommen Sie recht früh."

— Ich komme schon weit her und war hier unten im Dorfe, wo ich die Liebe besucht habe.

— Aha, dachte ich bei mir selbst, das ist der Landarzt, der seine Kranken besucht.

— Die arme Liese! sprach der Bauer; Sie haben im Frühjahr immer mit ihr zu schaffen.

— Sie wird schlecht gehalten, erwiderte der Doktor.

— Das kann man uns nicht nachsagen, fuhr der Bauer fort, und wenn's mit Sophie nicht besser wird, so haben wir uns keine Vorwürfe darüber zu machen. Die arme Sophie ist die Nahrung nicht gewöhnt und dabei die harte Arbeit!

— Ihr sollt sie nicht im Schatten der grossen Nußbäume dort ruhen lassen, sagte der Mann im Sammtroke; sie muß mit Gewalt zum Gehen angehalten werden; ich lese ihr ganzes Leiden in ihren Augen; ich mach' sie doch noch gesund, aber es wird Mühe kosten.

Ich kann nicht beschreiben, was in meinem Innern vorging und welch' ein Gedanke plözlich darin Wurzel faßte. Der Bauer hatte mir nie etwas von dieser Sophie gesagt. Sie hatte schwere Arbeit, war die Nahrung nicht gewöhnt, mithin nicht aus dem Lande, dabei ihre Neigung, die Einsamkeit aufzusuchen und im Schatten der Nußbäume zu ruhen, alles Dieses flößte mir den lebhaften Wunsch ein, diese Sophie kennen zu lernen. Ich fühlte fast gegen meinen Willen einen magnetischen Zug, der mein ganzes Interesse auf Sophien lenkte: ich hätte jeder Gefahr Troz geboten, inzwischen aber suchte ich sie in dem Schatten der Nußbäume. Meine Phantasie verwarf jedoch Alles, was sich dort von Bäuerinnen fand. Sophie mußte anders aussehen. Ach, sie war vielleicht aus den feinen Gesellschaften der Stadt, deren Zierde sie war, durch ihre Kränklichkeit verurtheilt, beständig unter diesen Leuten zu leben.

So aufgeregt verließ ich meine Bauern, um nur desto öfter wieder zu ihnen zurükzukehren.

*) Dorfzeitung 1842 Nro. 194. P.

**) Ueber diesen Gegenstand enthalten neuerdings Aufsäze: Rieckes landw. Wochenbl. 1842 Nro. 11, Karlsruher landw. Wochenblatt 1842 Nro. 2 und 7.

Eines Abends, als ich, von einem Spaziergange kommend, bei ihnen einkehrte, fragte der Bauer seine Frau, ob Sophie esse?

— Ja, sie fängt an, sprach die Bäuerin; sie steht auch schon auf und geht wieder.

Warum, sagte ich zu mir selbst, ißt sie nicht mit den Leuten? Hier liegt ein Geheimniß zum Grunde. Ich konnte mich nicht länger halten, meinen Wunsch in dieser Hinsicht laut auszusprechen.

— Wird sie sich denn nie mit Euern Kindern um den Tisch hier sezen, Vater Martin? sagte ich zu dem Bauer, und dabei wurde ich roth, als ob mein ganzes Geheimniß durch diese Frage verrathen würde.

— Wer soll sich mit unsern Kindern hier an den Tisch sezen? fragte der Bauer.

— Nun, Fräulein Sophie, sprach ich.

— Was ist das für ein Fräulein Sophie? erwiederte der Bauer.

— Je nun, die junge Dame, von der Ihr immer sprecht, an deren Gesundheit man so grosses Interesse nimmt, die der Doktor alle Morgen besucht.

Zuerst gukte mich der Bauer mit weit aufgerissenen Augen an; dann aber begann er unmenschlich zu lachen und wie auf's Stichwort fielen Alle im Chore ein und die Kinder wälzten sich dabei auf der Erde. Nie habe ich einen ähnlichen Ausbruch der Lustigkeit gesehen.

— Fräulein Sophie! schrie der Bauer mit Thränen in den Augen. Euer Fräulein Sophie, die krank ist, das ist unsere Kuh, die ich erst auf dem lezten Markte gekauft habe.

Und das Lachen wollte kein Ende nehmen.

— Und der Mann mit dem weiten Hute, der alle Morgen kommt, ist unser Vieharzt, der mehr verdient, als Eure Stadtärzte zusammen genommen.

Damit war denn der Zauber zerstört, alle Wonne, die mich erfüllt hatte, verschwunden. Ich weiß es mir nicht zu erklären, so komisch der Fall auch war, ich konnte nicht mitlachen; ich war ärgerlich, daß ein schöner Traum so grotesk enden mußte. Hätte er einen Tag länger gedauert, so wäre ich bis zum Wahnsinn verliebt in die unbekannte Sophie gewesen.

Von dem Scherz zu ernsten Dingen! Folgendes trug sich in Paris zu und ist werth, in die Chronik der Damen aufgezeichnet zu werden, es mag als Gegenstük des Obigen gelten:

Rührende Liebesgeschichte.

Zwei junge Leute in Paris: Michel, ein zwanzigjähriger Koffermacher, und Louise, eine sechszehnjährige Stikerin, hatten sich zum Sterben in einander verliebt. Allein die Familien Beider wollten nicht in ihre Verbindung willigen, weil sie noch zu jung seyen, wie man meinte. Die beiden jungen Leute nahmen sich daher vor zu sterben und sandten in dem Augenblik, als sie zu Vollführung dieses Vorsazes schritten, einen Brief an ihre Eltern mit der traurigen Nachricht davon. Kaum hatten diese das Schreiben erhalten, so liefen sie in die Wohnung ihres Sohnes, erbrachen die Thüre, deren Rizen hermetisch verstopft waren und fanden zwei Leichname, neben einander sizend, bei einem Kohlenbeken und auf einem kleinen Tische einen Zettel, worauf Michel und Louise ihre Familien um die Gunst baten, sie beide in demselben Grabe ruhen zu lassen.

Anfänge zu Ungerechtigkeit.

Ein allzuschmeichelndes Wesen. —
Inconsequenz. —
Ungleiche Beurtheilung in Gleichem. —
Unterschied von Nebensachen. —
Zudringlichkeit. —
Fragen nach Ursprung. —
Einwürfe nach Persönlichkeit. —
Aufzählung von Gebrechen. —
Abstammungshistorie. —
Standeseinwürfe. —

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Shakspeare.

Es ist neuerdings in England ein Streit über die richtige Schreibart des Namens des »grossen Dichter« entstanden und dabei angeführt worden, daß in den Akten von Stratford in der Zeit, als des Dichters Vater Mitglied des Stadt-Rathes war, der Name Shakspeare 166 Mal vorkommt, aber auf vierzehn verschiedene Arten geschrieben ist, nemlich:

Shackesper	Shakspeyr
Shackespere	Shaknspere
Shacksper	Shakspire
Shackspere	Sharpeare
Shaksper	Sharper
Shakspere	Shakrpere
Shakspare	Sharpear.

In der ersten Folioausgabe der Werke des Dichters lieset man Shakespeare, was am besten zu dem Familien-Wappen zu passen scheint, einer Hand, die einen Speer schüttelt: der Dichter selbst aber unterschried sich bei einer Verkaufsurkunde 1613 Shakespere und unter seinem Testament Shakspeare.

Die Menge der Seide, die allein in England verbraucht wird, beträgt jährlich mehr als vier Millionen Pfund und zur Hervorbringung dieser Masse sind Miriaden über Miriaden Insekten erforderlich. Vierzehntausend Millionen Geschöpfe leben und sterben jährlich, um nur diesen kleinen Theil der Erde mit einem Luxusartikel zu versorgen. Staunt man schon darüber, so wende man seine Blike nach China, dessen Millionen Bewohner von dem Kaiser auf dem Throne herab bis zu dem Bauer in der ärmlichen Hütte ihre Kleidung dem Seidenwurme verdanken. Der Geist kann die zahllose Menge dieser Geschöpfe nicht fassen, welche jedes Jahr ihre dünnen Fädchen im Dienste des Menschen spinnen.

Es erzählte in einer Gesellschaft Jemand, wie er sich auf eine plumpe Art habe betrügen lassen, und sezte dann hinzu: »Nicht wahr! ich war doch ein rechter Esel?« »Ich will nicht widersprechen«, erwiederte der Angeredete.

Die höchst gelegene Wohnung auf der bekannten Erde ist eine Meierei am Chimborasso, welche 13,500 Fuß hoch über dem Meere liegt. Die Kühe sollen daselbst das Futter direkt aus den Sternen beziehen.

Ein reicher Bischof äusserte gegen einen armen Land-Pfarrer, daß er die Luft in dieser Gegend sehr rein und heilsam finde. »O ja«, erwiederte dieser, »wenn ich von der Luft leben könnte, so würd' ich mich hier vortrefflich befinden.«

So sonderbar es auch klingen mag, so wahr ist es, daß in Canada die dreijährigen Knaben die Butter reiten. Es ist nemlich ganz einfach: der Landwirth läßt für seinen Jungen ein hohles, aber wohl verschlossenes Schaukelpferd, inwendig mit Rippen machen. In dieses Schaukelpferd füllt die Muter den Rahm, sezt den Jungen auf das Pferd, und der schaukelt bis zur Wiederkehr der Mutter die Butter fest.

Auf einige Romanenschreiberinnen.

1.

Gutmüthig haben Gänse lange Zeit
Zum Schreiben ihre Federn uns geweiht;
Das konnte länger nicht so bleiben;
Sie fangen jezt an, selbst zu schreiben.

2.

Verschont mit Schriften uns, ihr lieben, zarten Puppen;
Zum mündlichen Geschwäz leih'n wir Euch gern das Ohr.
Kocht, wenn's nicht anders ist, kraftlose Wassersuppen;
Nur sezet sie uns nicht aus Euern Büchern vor.

Frauenwerth.

(Nach dem Französischen der Madame Marie de l'Epinay.)

Du sprachst: »Es ist, das Weib der Schwalbe zu vergleichen,
Die kommt im Lenz', im Winter flieh'nd zu weiten Fernen;
Im Lächeln wie im Glük, wirst treu du's kennen lernen,
Allein im Schmerz', in Thränen wird die Liebe weichen!«

Wie wenig, ach! kannst du in uns'ren Seelen lesen!
Das Leid läßt höher flammen uns'res Herzens Triebe;
Der Schmerz nur läßt uns lieben mit der höchsten Liebe
Das neugebor'ne, schwache, nakte Menschenwesen.

Und Alles, was in Seufzern leis' verhaucht sein Leben,
Erinnerung an Todte, der Lebend'gen Klagen,
Dieß Alles läßt, wie Harfenklang, vom Wind getragen
Um Tempelmauern schallet, unser Herz erbeben.

Der Sympathie hat uns're Schwäche Gott verschrieben,
Wir selbst bedürfen ja so sehr der fremden Arme,
Und unser tiefes Mitgefühl mit fremdem Harme
Bürgt uns, daß für uns sorgen werden, die uns lieben!

Und heißt denn: Lieben nicht für And're fürchten, leiden? —
Wir folgen Beide einem unfruchtbaren Wege:
Laß Stacheln reissen mich von deinem Dorngehege
Und sieh dann, ob wohl meine Hände Dornen meiden?

Und wenn die Stunde schlägt, die uns vereinigt wieder,
Legt still das Weib, des Ew'gen Gnade zu ermessen,
Wenn hier auf Erden einst der Tugend sie vergessen,
Vor Gott den Schaz der Thränen, die sie stillte, nieder!

Ignaz Zwanziger.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 38. 22. September 1843.

Inhalt: Ein für die Landwirthschaft, besonders in seinen Folgen höchst bedenklicher Uebelstand. — Ein Wörtchen über Alterthumsforschung. — Einmal wiederum ein Wörtchen über Eisenbahnen, nebst einem Anhange über „das Hanns-Gericht“ Deutschlands der Vorzeit. — Von der Sonne und den zwölf himmlischen Zeichen. — Ein Wörtchen über Zweig-Eisenbahnen. — Ein sonderlicher Einfall für die Zweke der allgemeinen, und besondern Mobiliar- und Häuser-Feuer-Assekuranz-Anstalten. — Etwas über den Nuzen des Viehsalzes.

Ein für die Landwirthschaft, besonders in seinen Folgen höchst bedenklicher Uebelstand.

Nur zu oft, besonders aber wiederum anno 1834, und vorzüglich auch heuer habe ich während meiner mehr als 48jährigen Beobachtungen die für einen Freund der Landwirthschaft gewiß! wahrhaft betrübende Bemerkung gemacht, daß, wenn Landmänner von den Verhängnissen der Dürre und Trokne, oder von jenen umfangsreicher Hagelschläge rc. heimgesucht, und dadurch der Hoffnung des genügenden Viehfutters beraubt werden, zu dem höchst schädlichen Mittel greifen, sich ohne weiters, und gleichsam mit unüberlegter Schnelle, ihres Viehes, ohne Bedachtnahme auf Nachzügel, u. dgl., zu entledigen. Das kömmt mir aber gerade so vor, als wenn ein Abgebrannter auch das noch verbrennen wollte, was nach überstandener Feuersbrunst den Flammen entzogen und gerettet wurde. Das Vieh wird bei oben gemeinten Veranlassungen um einen Spottpreis verkauft, und meistens von Spekulanten für den Handel ins Ausland aufgekauft; da aber das Vieh nicht, gleich Champignons, über Nacht nachgezügelt werden kann, und durch eine solche plözliche Viehstands-Verminderung und Auswanderung an Jung- und Altvieh ein bedenklicher Uebelstand der akerbauenden Klasse eines Landes, wenigstens theilweise erwächst; so möchte dieser Gegenstand, und wahrhaft! vom höchsten Interesse, und vor Allem zu den vorzüglichsten Berathungs- und Sizungs-Attributen unserer landwirthschaftlichen Vereine, oder landräthlicher, oder selbst landständischer Versammlungen sich eignen.

In Kriegszeiten weiß man freundlichen und feindlichen Truppen mittels Ausschreibungen an Kontributionen Geld, Getreide und Fourage auf der Stelle zu verschaffen; wenn aber die Natur Krieg führet, dann scheinen Aller Arme der Theilnahme beraubt, und vom Schlagflusse der Hülfslosigkeit gleichsam gelähmet, und getroffen, total zu Boden geworfen zu seyn!! — Liesse sich bei vorgemeinten Umständen und Uebelständen nicht auch durch — auf Rükersaz — berechnete Konkurrenz-Ausschreibungen, doch wenigstens einige momentane Hülfe ausmitteln; die auch alsdann anwendbar seyn dürfte, wenn, besonders in nassen Jahrgängen, das Vieh, vorzüglich die Schafe, auf den Weiden nicht blos nur kärgliche, sondern überdieß auch ihrer Gesundheit höchst nachtheilige Nahrungsmittel, darunter besonders die für Pferde äusserst schädliche Herbstzeitlose, u. s. a. bei Gelegenheit anhaltend regnerischer Witterung gar so gerne und häufig wachsende Giftpflanzen, antreffen? Schon seit Längerem, besonders aber auch heuer wiederum, hört man Klagen über die abnehmende Güte der Schaf-Wolle. Unerläßlich, wie mir einmal ein alter Schäfer versicherte, unerläßlich ist eine gleichförmige Ausdünstung und das Schwizen der Schafe zu dem Gedeihen des Wachsthumes und der Güte ihrer Wolle; wenn aber nun dieses Ausdünsten und Schwizen durch anhaltend regnerische Witterung, und durch den auf keine Art und Weise schonend gesicherten Aufenthalt, im Freien gestört, und erst durch sonstige, von erfahrenen Schafzüchtern zu berathenden, und in Vorschlag zu bringenden heilsamen Maßregeln erhalten, und befördert wird; was wird am Ende, und bei dem Verhältniß der ohnehin

durch Gemeinde-Gründe-Vertheilungen ꝛc. verminderten wordenen Schafe-Weidenschaften aus unserer Schafzucht werden? Dem Schafe schadet übrigens nicht blos an der Wolle allein, sondern auch seiner Gesundheit im Ganzen anhaltende Nässe, Kälte, oder zu grosse Hize, besonders nach der Schurzeit, vorzüglich nach der Herbst-Schurzeit. Hingeworfene, flüchtige Ideen, aber wohlgemeint zum wahren Besten der Landwirthschaft, stehen nun da; und Wem das Eine oder das Andere hievon allenfalls zu überspannt, unrichtig, oder unausführbar erscheint, der bereichere uns dagegen aus der Vorraths- und Schaz-Kammer seiner praktischen Kenntnisse, und seiner Erfahrungen mit solchen Winken und Rathschlägen, die entweder den Kompetenz- und Erweiterungs-Verhältnissen unserer Kreis-Hülfs-Kassen, wohlthätig in ihren Wirkungen, zusagen, oder welche Winke und Rathschläge an das gemeinnüzliche Wirken aus den Zeiten der Klöster-Bestände Heil bringend und Wohlfahrt befördernd zurük erinnern, um Speise und Futter, Menschen und Vieh in Zukunft zu sichern.

Gott wird das Andenken eines solchen Mannes segnen, und man wird seiner dankbar gedenken von einem Geschlechte zum andern, Amen!

Ein Wörtchen über Alterthumsforschung.

Schon damals, als ich bei Schleißheim, die anno 1818 später dem bayerischen National-Blatte mitgetheilte Urkunde, die Jakobi-Klause bei besagtem Schleißheim betreffend, und dort früher aufgefunden, veröffentlichte, schon damals, also schon 1806 tauchte in mir die Idee und der heimliche Wunsch auf, für Deutschlands, besonders aber für meines Vaterlandes Bayern Alterthumsforschung einmal auch einen so recht entsprechenden Zentral-Verein von Gelehrten und Künstlern, von Priestern, und sonstigen Liebhabern und Freunden dieses so wichtigen, auf ästhetische, auf religiöse und moralische Volksbildung so einflußreich wirkenden National-Institutes, zu erleben; und diesem Zentral-Verein eine Art gegenseitiger Wanderungs- und gegenseitiger Besuchs-Berührung, wie z. B. den heutigen naturforschenden, forstwirthschaftlichen, u. dgl. Vereinen, einzuräumen. — Das Böhmen —, das Böhmen, — lag mir dabei immer im Kopf; — ich weiß selbst — nicht recht warum, — und auch so manch anderes Land, — wo mancher wakerer Ur-Bayer — vielleicht auch — vergessen — begraben liegt. —

Ich verschlummerte aber gleichsam die Idee des vorgemeinten Zentral-Vereines, ich vergaß das seltene Bild einer Madona in dem Dorfe Feldmoching bei Schleißheim, und immer schwächer wurde meine Rükerinnerung an die so herrlichen historischen, und topographischen Leistungen aus den ältesten, ältern und neuern Zeiten unserer bayerischen Akademie der Wissenschaften, u. s. a. vortrefflicher Männer meines Vaterlandes, — als mich wie plözlich aus einem Traume 2 neuerlichste Beilagen zur allgemeinen Zeitung gleichsam aufwekten.

Ja! — so dachte ich, — ein solcher Alterthumsforschungs-Verein könnte wohl am Besten unter den so weisen, und unter der so segensvollen Aegide unseres Königs Ludwig, Majestät, aufkeimen: „Möchten überall solche Verbindungen keimen und möchte die geschikte Hand nicht fehlen, die ihre Kräfte zum gemeinsamen Anbau des gemeinsamen Feldes vereiniget.“

Mit diesen Worten schließt vorerwähnter Aufsaz, — zu dessen Realisirung nur „die geschikte Hand“ noch fehlet, — eine Hand voll Kenntnisse und Erfahrungen, und eine Hand, die sich beherzt in die Wagschale des Vertrauens, und der aneifernden Ueberzeugung muthig hinein, und dazu auch eine Urkunden-Sammlung — u. dgl. beilegen kann. — Eine solche Hand, die auch zugleich aus derlei künftigen Erträgnissen — dem Dombaue Kölns Segen spendet, — eine solche Hand wünsche ich meinem Vaterlande Bayern, und unserm gesammten Vaterlande Deutschland; — eine Hand, die, während sie wenige und geringe Geldbeiträge fordert, und annimmt, dafür desto mehr und grössere literarische und Kunstbeiträge entgegen gibt, und auf

dem Wanderungs= und gegenseitigen Besuchswege, (allenfalls alle 3 Jahre) in den grössern Städten Deutschlands wenigstens eine Hand zurükläßt voll Treue und deutschen Biedersinns, eine Hand Westenrieders, oder Zschokkes und ihres ruhmwürdigen Gleichens, eine Hand edelsinnig theilnehmend gedrükt auch von so manchem würdigen Künstler, dem die Geschichte die heilige Gefährtin des Christenthumes und der Kirche ist!! Amen.

Einmal widerum ein Wörtchen über Eisenbahnen, nebst einem Anhange über „das Hannsgericht" Deutschlands der Vorzeit.

Von allen Seiten, besonders aber auch ab Seite der k. b. Staatsregirung vernimmt man es mit Vergnügen, wie sehr man bemüht ist, die so wichtigen Privat=Unternehmungen für neue Eisenbahnen, oder für Erweiterung und Ausbreitung der ältern auch von Oben herab, zu unterstüzen. — Bei dieser Gelegenheit glaubt aber so Mancher auf den Ursprung der Hanse (Hansar) aus dem 13ten Jahrhunderte, auf den Fortgang und Untergang derselben, und sich theilweise berufend auf Westenrieders historischen Almanach v. J. 1790, zurükerinnern zu dürfen, und zwar unter Beziehung auf die Inserate in dieser Zeitschrift v. J. 1842 S. 49, 50, 53, 276, und S. 72 des heurigen Jahrganges; damit, wie so Mancher befürchtet, nicht auch einmal diese Eisenbahnen=Privat=Kompagnien, und vielleicht einst im Anschlusse mit den Privat=Dampfschifffahrts=Vereinen, wenigstens unsern Nachkommen über den Kopf hinaus steigen, und wenigstens dieses wollen. Doch! diesem einstigen, und vielleicht denn doch, wie Einige meinen, möglich werden könnenden, oder wenigstens versucht werden wollenden Anwogen, werden schon die sich immer mehr und mehr ausbreitenden, und notabene! unter Aufsicht ꝛc. der Staatsregirungen stehenden Handelskammern, unter Mitwirkung des Bundestages zu Frankfurt, einen geeigneten Damm entgegen zu sezen wissen. Dagegen möchte es auf der andern Seite keineswegs unwichtig erscheinen, mit auswärtigen Staaten und Regirungen, und im Voraus schon, solche Verträge von Seite Deutschlands Regirungen abzuschliessen, die den Bestand der gegenseitigen Eisenbahnen=Anlagen, und Bauten, selbst, was Gott verhüten wolle! in Kriegszeiten, u. dgl. gewährleistend, und für ewige Zeiten hin gleichsam, bewahren. Salvo meliori! Folgender Anhang wird es übrigens beweisen, wie man schon vor Alters daran dachte, durch Einheit der Prinzipen in mancherlei Beziehung, und durch Eintracht der Deutschen unter sich, Germaniens Wohl, und wenigstens vorzubereiten. „Das Hannsgericht war seiner Zeit ein kaiserlich befreites Gericht zu Regensburg, welches aus dem Hanns=Grafen, oder Präside, der allzeit ein Mitglied des innern und geheimen Rathes war, und aus 12 Assessoribus, so meistens Glieder des äussern Rathes waren, zusammengesezt und gebildet. Es wurde mit kaiserlichen Privilegien von anno 1100 zu Zeiten Kaiser Heinrichs IV. und von 1207 vom Kaiser Philipp begnadiget. In selbigen wurden alle Polizeisachen, und andere zwischen den Innungen und Handwerkern entstandene Streitigkeiten nach den vorhanden gewesenen Spezial=Ordnungen, und Spezial=Instruktionen abgethan. Die Erwählung des Hanns=Grafen gründet sich unter andern auf ein der Stadt Regensburg vom Kaiser Friedrich II. ertheilet wordenes Privilegium. Ausser diesem Hanns=Gerichte zu Regensburg soll es auch noch 2 dergleichen Hanns=Gerichte, nemlich zu Wien und Speyer, gegeben haben."

Von der Sonne und den zwölf himmlischen Zeichen.

(Dem Thierkreise.)

Die Sonne ist uns unläugbar der merkwürdigste Stern. Ihm verdanken wir Licht, Wärme und Leben, die Fruchtbarkeit der Erde, Abwechslung der Jahreszeiten, Eintheilung und Berechnung der Zeit. Ihr Durchmesser beträgt 113 Erd=

Durchmesser oder mehr als 194,000 geographische Meilen; ihr Umkreis = 611,000 geogr. Meilen; ihre Oberfläche 118,093 Millionen Quadr. Meilen; folglich ist die Sonne 1,443,000 Mal grösser als unsere Erde, und ihr körperlicher Raum beträgt so viel, daß man aus ihrer Masse 1,400,000 Erdkugeln machen könnte.

Sie dreht sich auch um ihre Achse binnen 25½ Tagen, oder, wie es von der Erde aus beobachtet, scheint, binnen 27½ Tagen, woran aber nur die Fortrükung der Erde in ihrer Bahn Schuld ist. Man bestimmt diese Umwälzung vermittels der Fleken und Fakeln, welche man auf ihrer glanzvollen Oberfläche erblikt. Die Fleken kommen immer am östlichen Rand der Sonne zum Vorschein, wenn sie nicht auf der uns zugekehrten Hälfte derselben selbst entstehen; erscheinen in der Mitte der Sonnenfläche rund, (in welcher Gestalt sie oft mehrere Tage verweilen, indem sich der Sonnenkörper in weit längerer Zeit, als unser Wohnort, um seine Achse schleudert), werden aber immer länger, je näher sie dem Sonnenrande kommen, bis sie endlich am westlichen verschwinden, und entweder gar nicht mehr oder am östlichen nach 13¾ Tagen wieder zum Vorschein kommen. Manche verschwinden schon auf der uns zugekehrten Sonnenscheibe, ehe sie noch den Rand erreichen.

Den Stand, welchen die Sonne von Monat zu Monat im Thierkreise einnimmt, findet man in den Kalendern angegeben: es heißt z. B. die Sonne tritt in das Zeichen des Widders, des Stiers ꝛc. Die Sache ist so zu verstehen:

Wenn die Erde in den zwölf Monaten ihre schiefe Bahn (ecliptic) um die Sonne durchläuft, so muß — von der Erde aus gesehen — die Sonne in jedem Monat bei einer andern Anzahl von Fixsternen stehen, und diese Fixsterne, die sich in diesem Kreise befinden, werden — weil sie meistens Namen von Thieren führen — der Thierkreis (Zodiacus) genannt. Die Fixsterne, vor welchen die Sonne im Juli stehet, führen den Namen: der Löwe. Diesen Namen haben sie aber keineswegs deßhalb, als ob sie wegen ihrer Stellung unter sich die Figur eines Löwen bildeten; nein, die Benennung ist ganz willkürlich, jedoch in der Absicht geschehen, um den Bewohnern der nördlich gemässigten Zone (denn nur für diese ist die Benennung der verschiedenen Zeichen passend, weniger ist sie's für die nördlich kalte, und am Allerwenigsten für die ganz heisse oder für die südlich gemässigte, und für die südlich kalte Zone), anzudeuten, was sie in jedem Monate theils zu beobachten, theils zu thun haben. (Die Chaldäer sollen die Sternbilder erfonnen haben.)

Den 21. März (wo die Erde mit der Sonne in einer horizontalen Richtung steht, wo also Tag und Nacht gleich sind, oder wo aequinoctium ist) tritt die Sonne in den Widder, d. h., jezt werden die Schafe, die die künftige Heerde ausmachen sollen, geschoren, während die zum Schlachten bestimmten ausgemärzt werden. Auch gibt es gegenwärtig Lämmchen.

Im April tritt die Sonne in den Stier, d. h., nun ist die Zeit das Feld zu bestellen, den Stier vor den Pflug zu spannen.

Im Mai (wo die Erde auf ihrer schiefen Bahn noch tiefer steht, als im vorigen Monate, wo also die wohlthätigen Strahlen der Sonne auf die nördlich gemässigte Zone schon sehr merklich wirken), tritt die Sonne in das Zeichen der Zwillinge, d. h., die gegenwärtige Blütezeit erinnert uns an die wiederkehrende Fruchtbarkeit der Erde.

Den 21. Juni (wo die Erde ihren niedrigsten Stand, die Sonne also, welcher man vormals diese Bewegung zuschrieb, noch höher hinauf zu steigen aufhört (Solstitium), tritt die Sonne in den Krebs, rük- und vorwärts — wie der Krebs geht — neun und sechzig zu lesen), d. h., nun ist auf der nördlichen Hälfte unserer Erdkugel der längste Tag, die Sonne wird rükgängig (nimmt den Krebsgang an), die Erde steigt auf ihrer schiefen Bahn wieder in die Höhe.

Da die Erde bei ihrem Laufe um die Sonne sich mit einem Punkte — dem Nordpole — immer gegen den Polarstern richtet, so muß die nördliche Hälfte derselben jezt von der Sonne etwas weiter abgekehrt seyn, es ist Sonnenferne (Aphelium), der Sommer in der nördlichen Hemisphäre ist daher weniger, während jezt in der

südlichen Hemisphäre ein ausserordentlich kalter Winter herrscht.

Im Juli tritt die Sonne in den Löwen, ein hiziges Thier im heissen Afrika, zum Kazengeschlechte gehörig, daher in bekannter Zeichnung der runde Kopf und Kazenbukel, d. h., ohnerachtet gegenwärtig die Erde auf ihrer schiefen Bahn wieder in die Höhe steigt, und also die senkrechten Strahlen der Sonne mehr gegen die Mitte der Erde (den Aequator oder die Linie) hinfallen, so ist der jezige Monat dennoch der heissester, (nemlich für die nördlich gemässigte Zone), weil selbst die weniger wirkenden Sonnenstrahlen die Erde — welche in den langen Sommertagen einmal erwärmt ist, und die auch bei den kurzen Nächten nur wenig abgekühlt — noch mehr zu erwärmen im Stande sind.

Im August tritt die Sonne in das Zeichen der Jungfrau, (der Schnitterin, der Mann bestellt den Aker und führt die Früchte nach Hause, das Schneiden muß das weibliche Geschlecht besorgen, daher eine Sichel und ein Rechen.)

Den 21. September tritt die Sonne in die Wage, d. h., die Erde steht mit der Sonne wieder in horizontaler Linie, Tag und Nacht sind also wieder, wie im März, gleich. (Aequinoctium.)

Im Oktober tritt die Sonne in den Scorpion, ein Insekt, dessen Stich in heissen Gegenden tödtlich wird), d. h., dieser Monat ist der Gesundheit der Menschen am Nachtheiligsten, weil auf die in demselben noch ziemlich warmen Tage sehr oft schon kühle Nächte plözlich zu folgen pflegen.

Im November tritt die Sonne in den Schüzen, d. h., jezt geht die Jagd an, die Hasen haben ihren Winterbalg.

Den 21. Dezember tritt die Sonne in den Steinbok, (ein Thier, welches auf die steilsten Gebirgsspizen klettert), d. h., nachdem gegenwärtig die Erde auf ihrer Bahn den höchsten Stand erreicht hat, — die Sonne also am Niedrigsten steht, — so steigt diese lezte täglich wieder höher, während die Erde auf ihrer Bahn wieder abwärts geht (Solstitium.)

Der Nordpol der Erde neigt sich jezt gegen die Sonne, es ist Sonnen-Nähe (perihelium), der Winter in der nördlich-gemässigten Zone ist daher weniger strenge, während jezt in der südlichen Hälfte der Erdkugel, ein eben so heisser Sommer ist, als in der Sonnenferne ein schreklich kalter Winter daselbst war.

Im Januar tritt die Sonne in den Wassermann, (Schläuche vorstellend, in welchen nach der Vorstellung der Alten der Gott des Regens sein Wasser, so wie der Aeolus seine Winde, aufbewahren sollte), d. h., in der nördlichen Hemisphäre ist jezt die Schnee- und Regenzeit.

Im Februar endlich tritt die Sonne in die Fische, d. h., man sieht jezt — wo fischreiche Teiche sind, in denselben nach u. s. w.

Sonach würde es also sehr lächerlich seyn, wenn man glauben wollte, die vorgenannten Zeichen hätten auf die Lebensdauer oder auf die Neigungen der Menschen einen wirklichen Einfluß, so daß z. B. ein Kind — im Februar geboren — ein Stokfisch werden, oder — im August geboren — verliebt seyn, oder — im September geboren — zu einem Krämer Anlage haben müsse; denn von Zwillingen, in einer Stunde geboren, ist oft der eine dumm, der andere verständig, da der eine oft ganz entgegengesezte Eigenschaften als der andere hat.

Nein, blos die Lage, in welcher man sich befindet, die Beispiele, welche man täglich vor Augen hat, und die Erziehung, welche man von Jugend auf genießt, — sind es vorzüglich, welche den Neigungen des Menschen diejenige Richtung geben, welche man an demselbigen gewahr wird. Der Sohn gewinnt in der Regel wieder die Handthierung lieb, welche sein Vater, oder ein anderer — ihm theurer — Anverwandter treibt; das Kind, welches das Unglük hat, einen unmoralischen Vater, Erzieher, Lehrherrn, Gespielen, oder wie sonst noch die Menschen heissen mögen, die dasselbige zurük umgeben — wird in der Regel die nemlichen Thorheiten, Ausschweifungen und Laster begehen, welche es so oft zu beobachten Gelegenheit hatte; es müßte denn seyn, daß die traurigen Folgen derselben — welche es an seinem Vorgänger schon zu deutlich bemerkte — es davon abschrekten und dagegen auf bessere Wege brächten,

und der verzärtelte Liebling der Eltern, dem diese so manche Leichtfertigkeit und jugendliche Thorheit aus Leichtsinn oder übertriebener Affenliebe ungestraft hingehen liessen, (wie oft wird sogar über dieselben gelacht!) — wird einfältig und boshaft und dadurch am Ende die gerechte Strafe Derjenigen, welche an seiner schlechten Erziehung die meiste Schuld haben, während ein anderes Kind — ernst und strenge erzogen — einst zum nüzlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft und zum guten brauchbaren Bürger des Staats heranwächst, und dadurch zugleich auch die Freude und Stüze seiner vernünftigen und braven Eltern in ihrem Alter seyn wird.

Ein Wörtchen über Zweig = Eisenbahnen.

Herr Dr. List, ein sehr einsichtsvoller, und hochverdienter Mann versprach unlängst in seinen „Eisenbahnen-Aphorismen“ bei dem Bau einer gewissen bayerischen Eisenbahn 21 Millionen zu ersparen. — Als ich dieses gelesen hatte, da dachte ich bei mir selbst: „von diesen 21 Millionen liessen sich gewiß mehrere Zweig = Eisenbahnen, oder wenigstens mehrere neue Vizinalwege, die mit den Eisenbahnen in komerzieller Verbindung stehen, und inclusive der Expropriationsquoten, herstellen.“ Während nun Aller Augenmerke, und alle Kapitalien größtentheils nur auf die Erbauung von Haupt-Eisenbahnen hingerichtet sind, wäre es doch auch gewiß und recht sehr, besonders der Zukunft willen, zu wünschen, und wo möglich, gleichzeitig mit den Bauen neuer Hauptbahnen, auch seine freundlichen und geneigten Seitenblike auf Herstellung von Zweig = Eisenbahnen, oder, (und wenn diese wohlfeiler zu stehen kommen), auf neue Vizinalwege zur Verbindung mit den Haupt-Eisenbahnen, und zu Gunsten des Frachtwesens rc. hinzulenken; damit dort angrenzende Städte oder Märkte, die Getreide = und andere Handelswaarenmagazine, oder Niederlagen bereits besizen, oder errichten, des wohlthätig ausgebreiteten Verkehres wegen, wobei aber Lokal-Bedürfnisse mit Vorsicht berechnet, gesichert bleiben, sich auch beruhigend erfreuen könnten. — Salvo meliori! —

Ein sonderlicher Einfall für die Zweke der allgemeinen, und den besondern Mobiliar = und Häuser-Feuer-Assekuranz-Anstalten.

So manche Feuersbrünste entstehen durch Bliz-Beschädigungen und aus Mangel und Abgang der Bliz-Ableiter an den Gebäuden. Sollte man daher nicht vor Allem dahin sehen, kein Gebäude der gemeinten Assekuranz = Vereinen einzuverleiben, bevor dieselben nicht mit, und zwar mit wohl konstruirten Bliz-Ableitern, versehen worden sind. — Wenn aber ältere Gebäude, ohne mit solchen Ableitern versehen gewesen zu seyn, durch Blize eingeäschert werden, und deren Besizer aus erweislichen Mangel an Geldmitteln früher zur Sezung dieser Ableiter nicht zu bewegen waren; wäre es dann nicht billig und — selbst gerecht, solchen durch Feuersbrunst, und wenigstens aus negativer Schuld, Verunglükter, ein, oder einige Prozente von der an sie zu vergütenden Entschädigungsquote, und zwar für den Zwek abzuziehen, von diesen eingehenden Geldern wahrhaft armen Unterthanen derlei Bliz-Ableiter unentgeltlich sezen zu lassen. Fraglicher Abzug findet aber alsdann nicht Statt, wenn das abgebrannte Gebäude nicht direkte selbst und primitiv vom Blize getroffen, sondern in Folge eines durch Bliz entstandenen Feuers eines, oder mehrerer Nachbarsgebäude, auch mit ein Raub der Flammen geworden ist. — Mögen Einsichtsvollere dieses Scherflein ihres weitern gütigen Hinblikes würdigen! —

Etwas über den Nuzen des Viehsalzes.

Der Gebrauch, den Hausthieren von Zeit zu Zeit Kochsalz entweder unter dem Futter, oder als Leke, und bisweilen auch unter dem Getränke zu geben, um die Verdauung zu befördern und die Gesundheit zu erhalten, ist, wenn auch dermalen noch nicht ganz allgemein bekannt, doch nicht mehr neu und ohne Zweifel der Natur abgelernt, indem alle Hausthiere, vom Instinkte getrieben, selbst das Mauersalz von den Wänden mit sichtbarer Behaglichkeit ablekken, und in Gegenden, wo die Erde

mit Kochsalz geschwängert ist, diese häufig von denselben genossen wird. Es gibt daher auch jezt keine gut eingerichtete Meierei, und keine wohl geordnete Schäferei, wo dieser Gebrauch nicht eingeführt wäre, und wo die darauf verwendeten Kosten nicht reichlich ersezt würden durch gesündere Thiere, durch Vermehrung der Milch und fettere Beschaffenheit derselben, durch wohlschmekenderes Fleisch, schnellere und bessere Mastung, feinere Wolle, besseres Leder, und sogar durch kräftigeren Dünger. — Allein, weil der kluge Oekonom stets darauf ausgehen muß, den möglich größten Nuzen, bei gleicher Wirkung, aus den wohlfeilsten Mitteln zu ziehen, so hat man auch schon längst, statt des Küchensalzes das wohlfeilere Steinsalz angewendet, und dazu in neuerer Zeit noch das Viehsalz bereitet, dessen Nuzen durch zahlreiche Erfahrungen aufmerksamer und prüfender Landwirthe nicht dem mindesten Zweifel unterliegt. — Die Leser dieser schäzbaren Zeitschrift können sich von der Wahrheit dieses Ausspruchs überzeugen, wenn sie eine kleine Schrift nachlesen wollen, die vor Jahren dahier unter dem folgenden Titel erschienen ist: „Ueber den Nuzen und die Anwendung des, bei den königlich-bayerischen Salinen Berchtesgaden, Reichenhall, Traunstein und Rosenheim zubereiteten Viehsalzes. München, 1827.

Der Schreiber dieses Aufsazes ist der Meinung, daß, obgleich der Nuzen des Viehsalzes sowohl theoretisch, als praktisch in diesem Schriftchen nachgewiesen ist, es ihm doch gestattet seyn dürfte, auch sein Scherflein in einer Sache beizutragen, welche das Fortschreiten der vaterländischen Landwirthschaft so nahe angeht; er will aber für jezt nur auf einige, nicht allgemein genug bekannte Umstände aufmerksam machen, von welchen der günstige Erfolg des Salzgebrauchs größtentheils abhängig ist. Diese Umstände sind 1. die Jahreszeiten, 2. die Witterung, 3. die Lebensart, 4. die Beschaffenheit des Futters und des Getränks, und 5. der Gesundheitszustand der Thiere. Es lehren nemlich Wissenschaft und Erfahrung hinsichtlich dieser Umstände folgendes:

1. Der Nuzen des Salzes ist grösser im Sommer, als im Winter.

2. Bei trokener Witterung wirkt das Salz besser, als bei nasser.

3. Die Stallfütterung erfordert seine Anwendung mehr, als der Weidegang.

4. Trokenes, schwer verdauliches, unreines und künstlich bereitetes Futter wird mit Salz besser verdaut, als ohne dasselbe.

5. Hartes und unreines Trinkwasser wird durch Salz verbessert.

6. Starke Thiere vertragen grössere Salzabgaben, als schwächliche.

7. Solchen, die an Eingeweidewürmern leiden, nüzt es sehr, wenn es mit Wachholderbeeren, Wermuth, Rainfarren, Enzian ꝛc. vermischt, entweder als Leke, oder mit dem (kurzen) Futter gemengt, gegeben wird, endlich

8. Thiere, welche am Durchfall leiden, vertragen das Salz nicht gut.

Diesen Erfahrungen, welche den Werth diätetischer Verhaltungsregeln haben, können noch folgende beigesezt werden:

1. Pferden, welche viele Kleien und Nachmehl erhalten, bekömmt das Salz besonders gut. Am Besten wirkt es hier, wenn es unter das Futter gemischt wird; auch kann es bisweilen im Getränke gegeben werden. Leken taugen hingegen für Pferde nicht.

2. Den Milchkühen ist das Salz besonders gedeihlich, am Besten unter dem Futter, nicht aber im Getränke. Dasselbe gilt auch von dem Mastvieh.

3. Schafe und Ziegen lieben das Salz sehr, besonders als Leke und mit bittern Kräutern.

4. Schweine erfordern am Meisten Behutsamkeit in der Anwendung des Salzes, weil die Fütterungsart derselben sich meistens nicht wohl damit verträgt; es sollte ihnen daher auch nur in Verbindung mit Eicheln, Roßkastanien ꝛc. gegeben werden.

Es mag hieraus die Nothwendigkeit einleuchten, bei der Anwendung des Salzes stets mit Umsicht zu Werke zu gehen, und nie die alte Regel zu vergessen: Was nicht nüzt, das schadet.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Natürliche landwirthschaftliche Zauberei.

In einer Gemarkung des Odenwaldes hatte eine arme Wittwe ein kleines Wiesenflükchen, von dem sie in Ermangelung anderen Futters meistens den Ertrag grün abmähte. Auffallend war es, wie vieles Futter diese Frau nach Hause trug, und welch üppigen Graswuchs diese kleine Wiesenfläche im Vergleich mit den benachbarten Wiesen zeigte, obgleich leztere von Zeit zu Zeit gedüngt wurden, während diese Wiese der Frau noch niemals ein Wägelein Dung gesehen hatte. Man fing daher nachgerade an, die arme Wittwe der Zauberei zu beschuldigen, bis einer der Nachbarn sie einst beim Futterholen belauschte und hier wahrnahm, daß sie den Plaz, welchen sie eben abgegrast hatte, aus ihrer Roktasche mit frischer Holzasche überstreute. Der Nachbar biß sich in die Lippen und nahm sich fest vor, diese Hexerei in der Folge gleichfalls und im grösseren Maßstabe zu exerziren.

Donaubilder

von

Dr. Theodor Mörtl.

Mit zwei Stahlstichen.

Diese in der Schorner'schen Buchhandlung zu Straubing in trefflicher Ausstattung erschienenen Gedichte sind eine um so erfreulichere Erscheinung, da die an Naturschönheiten und an Sagenreichthum dem vielbesungenen Rheine gewiß nicht nachstehende Donau an dem talentvollen Verfasser endlich einmal einen würdigen Vertreter im Gebiete der Dichtkunst gefunden hat. Mit dem glüklichsten poetischen Scharfblike wußte der bekannte Dichter der Zwillinge, von dem wir nur bedauern müssen, daß er uns nicht öfter mit Geschenken seiner anziehenden Muse erfreut, gerade das Schönste und Lieblichste aus dem reichen Sagenschaze der von Deutschlands Sängern so unverzeihlich vernachlässigten ehrwürdigen Donau auszuheben, und wir wandeln mit lieblich erheitertem Sinne an seiner Hand durch durch das zauberische Reich einer thatenreichen und farbenhellen Vergangenheit und lauschen in süßer Behaglichkeit den bald naiv schäkernden, bald ernst und feierlich schollenden Akkorden seiner mächtigen, jeder Modulation fähigen Harfe, bis wir endlich unvermerkt auf der Warte des deutschen Ruhmes, dem stolzen Denkmale der Gegenwart anlangen; noch voller entrauschen jezt den Saiten die Klänge der Begeisterung, verkündigend den Ruhm des erhabenen Gründers der Walhalla, erglüht für Deutschlands Freiheit und mahnend an Deutschlands Einigkeit. Begeistert und durchdrungen von heiliger Vaterlandsliebe hören wir sein Feierlied mit der beherzigungswerthen Mahnung verklingen:

> Sollten — mög' es Gott verhüten —
> Groll und List einst Kriege brüten,
> Und es sät' in's deutsche Haus,
> Das vereint so herrlich blühet,
> Das nur Ein Geist jezt durchglühet,
> Fremde List auch Zwietracht aus —
> Deutsche Fürsten, ohne Säumen
> Scharet Euch in diesen Räumen,
> Reicht Euch brüderlich die Hand,
> Einig bleib' das deutsche Land!

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro 39. 29. September 1843.

Inhalt: Adrian Brauwer. — Ideen und flüchtige Einfälle zu einer neuen Akademie der Politik. — Atmosphärische Eisenbahnen. — Stylmuster.

Adrian Brauwer.
(Aus dem Leben eines Malers.)

Die Sonne war im Untergehen und die buntscheckigen Häuser von Haelem erglänzten unter ihren lezten Strahlen. Die engen, den Tag über verschlossenen Fenster begannen der Kühle des Abends sich zu öffnen; die Mägde plauderten vor den Thüren, und von den hinter jedem Hause befindlichen Gärten verbreiteten sich die Wohlgerüche in die benachbarten Strassen. Es war zu jener reizenden Stunde, wo Licht und Geräusch sanfter werden, und die Erschöpfung des Tages ihre Erholung sucht.

Am Eingang in ein niederes, schlecht angestrichenes Haus saß ein Knabe von zwölf Jahren, die Arme nachläßig auf einen Rahmen gestüzt, der auf seinem Knie ruhte, und die Blike zum Himmel erhoben. Sein bleiches Gesicht schien sich in der kühlen Abendluft zu beleben, und seine erschöpften Augen folgten lächelnd dem Fluge der die Dächer umflatternden Vögel. Er mochte sich schon längere Zeit dieser träumerischen Neigung hingegeben haben, als eine gellende Stimme sich neben ihm vernehmen ließ:

„Wirst Du Deine Blumen in die Wolken malen, Taugenichts?“ rief eine kleine, schwärzliche, hagere Frau, welche aus dem Hause trat und deren Haube von Nadeln mit allen Farben Wolle ganz gespikt war.

Der Knabe wendete sich um, als ob er plözlich erwacht wäre, erröthete, erblaßte und schlug dann verwirrt die Augen nieder.

„Laß sehen, was Du gethan hast, seit Du hier bist“, fuhr die hagere Frau fort, indem sie eine neue Nadel in die Haube stekte. Dabei neigte sie sich über den Rahmen, welchen das Kind ihr voll Unruhe entgegenhielt.

„Nur drei Blumen und zwei Vögel? — dacht' ich mir's doch, als ich Dich hinausgehen sah. Warum bleibst Du nicht bei mir am Ofen?“

„Mutter, es war draussen schön;“ antwortete das Kind schüchtern.

„So, schön!“ rief die kleine Frau heftig aus. „Geht es Dich etwas an, wenn es draussen schön ist? Hast Du je gesehen, daß ich mich um das schöne Wetter bekümmere? So schön! — Man sollte glauben, er nähre sich von der Sonne! Adrian, Du bist bereits ein Faullenzer und ein Taugenichts, wie Dein Vater; aber nimm Dich in Acht, meine Besen haben Stiele! . . .“

Der arme Knabe schauderte bei diesen Worten. Er nahm seinen Rahmen, seine Farben und Pinsel zusammen, und wollte in das Haus zurükkehren.

„Siehst Du nicht, daß es Nacht wird, und daß es dunkel ist im Hause? fuhr seine Mutter fort. Willst Du, daß ich wegen Dir eine Lampe anzünde? Bleibe, wo Du bist, und benüze den Rest des Tages. Du mußt recht arbeiten, denn ich will mich neben Dich sezen.“ — Sie trat in das Haus, und kehrte gleich darauf mit ihrer Stikerei zurük.

Inzwischen hatte Adrian seinen Rahmen vorgenommen, und wagte das Auge nicht mehr aufzuschlagen. Er malte Vögel und Blumen auf Tuch, welche an die Bäuerinnen der Umgegend von Harlem zum Puze verkauft wurden. Anfänglich zeichnete er nur mit der Feder die Umrisse, welche seine Mutter sofort stikte; als sich jedoch sein Geschmak rasch ausbildete, wurden seine Skizzen voll Frische, die von den Käuferinnen bald mehr gesucht wurden, als die Stikereien der Mutter.

Sobald diese erkannte, welchen Nuzen sie aus dem frühreifen Talente Adrian's zu ziehen vermöge, ließ sie ihm keine Ruhe mehr. Das Kind mußte den Spielen seines Alters, und selbst den Sonntagsspaziergängen entsagen. Es durfte keine Nester mehr suchen, keine Blumen mehr pflüken, keine Schmetterlinge verfolgen. Adrian's freie Zeit war zu kostbar geworden, als daß er sie dazu verwenden durfte, glüklich zu seyn. Er legte sich später nieder, und stand früher auf. Man entfernte Alles von ihm, was ihn hätte zerstreuen können, selbst Luft und Sonne mit einbegriffen. Das Kind büßte schon jezt für sein Genie: der arme Vogel war zur Henne mit goldenen Eiern geworden.

Diese veränderte Lebensweise griff Adrian's Gesundheit an, allein seine Mutter nahm keine Rüksicht darauf. Dieser Frau hatte das Schiksal grausam mitgespielt, und ihre Seele glich jenen erstorbenen Händen, die kein Gefühl mehr haben. Sie war kein starkes, sondern ein an den Schmerz gewöhntes Wesen. Da sie stets gelitten hatte, so schien es ihr, leiden sey eigentlich leben, und weil sie ohne Erbarmen für sich selbst war, glaubte sie das Recht zu haben, es Andern zu versagen. Uebrigens rührte die Gewinnsucht, die sie grausam gegen ihren Sohn machte, bei ihr von einem ehrenhaften Gefühle her. Mit Schulden überladen, die ihr Mann vor seinem Tode gemacht hatte, legte sie sich die Verpflichtung auf, sie alle zu bezahlen. Ihre und Adrian's Arbeiten hatte keinen anderen Zwek. Aber Katharina Brauwer verdarb diesen Akt zarter Rechtlichkeit durch die Art, wie sie dieselbe ausführte. Sie war eine von jenen Frauen, welche, in Ermanglung der schönen Eigenschaften des Herzens, selbst der opfernden Hingebung die Häßlichkeit des Egoismus aufdrüken, und dem Guten in der Ausübung schaden.

Adrian, der sich verurtheilt sah, eine mühsame Pflicht zu erfüllen, deren Wichtigkeit er nicht einsah, beschränkt in allen seinen Bedürfnissen, in allen seinen Neigungen, faßte bald eine Art von Widerwillen gegen seine Mutter. Als daher diese, in Folge der unausgesezten Arbeit, krank ward, empfand er jene zärtliche Besorgniß nicht, welche er hätte fühlen sollen. Die Härte Anderer macht uns selbst hart, und die Gleichgültigkeit der Kinder ist nicht die geringste Strafe für die Gleichgültigkeit der Eltern. Adrian sah in den Leiden seiner Mutter nur eine Ursache freierer Bewegung. Die alte Frau hatte ihn nur durch Furcht im Hause festgehalten; sobald er wahrnahm, daß sie weder aufstehen, noch ihn schlagen könne, verachtete er ihre Befehle, und ergriff die Flucht.

Es war so lange her, daß er der Freiheit genossen hatte, daß er in eine Art von Schwärmerei darüber verfiel. Im Laufe durcheilte er die Vorstädte, und schon in wenigen Minuten war er im freien Felde. Hier fand er frische Luft, reifes Getreide, und Bäume mit Vögeln, welche von den Zweigen herabsangen. Adrian warf sich zu Boden, und wälzte sich jubelnd im Grase. Er wiegte sich auf den Aesten der alten Tannen, er trank aus den Quellen, stellte sich mit bloßen Füßen in die Bäche, und sezte sich an den Rand einer Wiese, um sich aus Binsen einen Kranz zu flechten.

Auf solche Weise verfloß sein Tag, indem er sang, und die vorüberfliegenden Schmetterlinge ermordete. Als ihn der Hunger an die Heimkehr erinnerte, machte die Freude dem Schreken Plaz. Langsam und gesenkten Hauptes schlug er den Weg nach der Stadt ein. In dem Augenblike, als er von Weitem das Dach seines Hauses gewahrte, machte er zitternd Halt; es fiel ihm ein, er könnte seine Mutter genesen finden, und dieser Gedanke erfüllte ihn mit Schreken. Gleich wohl sezte er seinen Weg nach kurzem Zögern schüchtern fort, indem er sich an den Mauern hinschlich. Mehrere Nachbarn hatten sich an der Thüre seines Hauses versammelt; einer derselben gewahrte ihn von Weitem.

„Da kommt er“, rief er aus; „wo kommst Du her, Unglüklicher? Weißt Du, was in Deiner Abwesenheit geschehen ist?“

„Nein.“

„Deine Mutter ist gestorben.“

Der Knabe bebte zurük. — Durch nichts auf diese Nachricht vorbereitet, schwankte er, als ob ihn der Schlag getroffen hätte. Die Nachbarn um-

gaben ihn mit jenem geschwäzigen Mitleid, das den Weibern aus dem Volke eigen ist, und führten ihn in das Haus.

Adrian's erster Eindruk war eine erstarrende Ueberraschung; allein bei dem Anblike der Leiche seiner Mutter stieß er einen Schrei des Schmerzes aus. Was sich noch an guten Eigenschaften in seinem Herzen fand, wachte plözlich auf; das Kind fiel auf die Kniee, und weinte am Bette der Verblichenen. Die anwesenden Weiber hatten Mitleid mit ihm, und führten ihn hinweg von diesem Anblike.

Zwei Tage brachte er bei einer Nachbarin zu, die Alles aufbot, ihn zu trösten. Wie lebhaft und aufrichtig übrigens auch sein erster Schmerz war, so konnte er doch unmöglich von langer Dauer seyn. Seine Mutter ließ ihm keine jener Erinnerungen zurük, welche das Andenken heiligen. Mit ihrem Tode verlor er weder Schuz, noch Pflege, noch Liebkosungen. Er ward nicht ferner zu Arbeiten verurtheilt, deren Ehrenwerthes er nicht begriff. Der Tod quittirte die Schulden seines Vaters. Als Waise fühlte er sich zwar allein, aber auch frei.

Obgleich er jedoch den Tod seiner Mutter nicht sowohl für ein Unglük, als vielmehr für eine Befreiung hielt, so wagte er dennoch nicht, sich der geheimen Freude, die er empfand, hinzugeben. Ein inneres Gefühl sagte ihm, jene Empfindung sey unrecht, und mischte die heimliche Zufriedenheit mit irgend einer Art Scham und Traurigkeit.

Ueberdieß war die Erinnerung an seine Mutter noch lebendig, und beherrschte ihn durch die Furcht. Als er daher, nachdem die Todte beerdigt worden war, in seine Wohnung zurükkam, fand er sich tief ergriffen.

Er suchte mit den Augen den Stikrahmen, an welchem Katharina gewöhnlich arbeitete; er horchte, ob er ihre Stimme nicht vernehme, aber Alles blieb leer und stumm. Nicht ohne Angst blikte Adrian um sich: der Schreken, den ihm seine Mutter bei Lebzeiten eingeflößt hatte, schien sich diesem Hause mitgetheilt zu haben, wo Alles ihn an eine lange Dienstbarkeit erinnerte. Zum ersten Male betrat er dieses Haus, ohne lärmende Schimpfworte zu vernehmen, und bei diesem Schweigen überlief es ihn kalt. Seine Freiheit verursachte ihm eine Art von Entsezen. Es schien ihm, seine Mutter befinde sich, wenn gleich unsichtbar, noch hier, aber immer unerbittlich, und die geringste seiner Handlungen bewachend. Beherrscht durch diese kindische Scham, griff er zu seinem Rahmen und zu seinen Farben, sezte sich vor die Thüre, und zeichnete mit solchem Eifer, als ob Katharina Brauwer ihn beobachtet hätte.

Seit einer Stunde mochte er etwa arbeiten, als sich ein Schatten über seine Zeichnung verbreitete; er schlug die Augen auf, und begegnete den Bliken eines Greises, der vor ihm stand, und seine Zeichnung mit Aufmerksamkeit betrachtete.

„Wer hat Dir Unterricht ertheilt?" fragte der Fremde.

„Niemand, Herr."

„Wie alt bist Du?"

„Dreizehn Jahre."

„Wer sind Deine Eltern?"

„Ich habe keine mehr."

Der Greis betrachtete die Zeichnung abermals. Endlich sagte er:

„Ich bin der Maler Hals; komm mit mir, ich will Dein Lehrer werden, und für Dich sorgen."

Mitten in seinem Elende war Adrian schon öfters der Gedanke gekommen, er könne Eines Tages Maler werden, allein, als wäre es ein allzu schöner Traum, glaubte er nie daran. Man denke sich, welche Wirkung Hals Vorschlag auf ihn machen mußte. Der alte Professor benüzte den ersten Taumel, um ihn mit sich zu führen, und am folgenden Tage ward Brauwer in das Atelier seines Patrons unter den zahlreichen Zöglingen desselben eingeführt.

Das nunmehr folgende Jahr war für Adrian ein Jahr der Trunkenheit, denn die Malerei entwikelte ihm eine ihrer Hülfsquellen um die andere. Noch war diese Kunst nicht ein Gegenstand ästhetischer Diskussionen geworden. In der Ueberzeugung, daß die Nachahmung das beste Mittel zur Reproduktion des Lebens in allen seinen Richtungen sey, gaben sich die Künstler gänzlich dem

Studium der Form hin, und wenn es ihnen gelungen war, dem Holze oder der Leinwand Athem einzuflössen, wenn sie alle Anmuth und Kraft darauf übergetragen hatten, welche Gott selbst dem Antlize seiner Geschöpfe ausdrükte, so glaubten sie ein Meisterstük vollbracht zu haben. Die Kunst hatte also damals noch nichts Metaphysisches; sie war das Resultat einer tief eindringenden Betrachtung, einer Art göttlicher Eingebung, der mühsame Studien, vielfache Versuche und praktische Geschiklichkeit zu Hülfe kamen.

Brauwer verirrte sich daher nicht in phantastische Gebilde; er suchte die Kunst, wie Gott wollte, daß man die Wahrheit suchen soll: mit dem unschuldigen Glauben kleiner Kinder. Den Blik stets auf die Aussenwelt gerichtet, bemühte er sich, die Form, das Leben derselben zu erfassen. Nie ging er aus ohne sein Skizzenbuch, und häufig sah man ihn in den Strassen von Haelem, wie er den jungen Mädchen, die vom Brunnen zurükkehrten, oder trunkenen Soldaten, oder streitenden alten Weibern folgte, und mit starken Strichen die reizenden oder grotesken Stellungen zeichnete, welchen sein Blik begegnete.

Diesem ausdauernden Studium hatte er es zu verdanken, daß seine Fortschritte unermeßlich waren, und nach Verlauf von zwei Jahren wurden seine Gemälde von den Kennern bemerkt. Hals, der diesen Erfolg vorausgesehen hatte, und dessen Wohlwollen für ihn nur eine Spekulation des Geizes gewesen war, zog den möglichsten Nuzen hieraus. Er hielt den Knaben zu noch strengerer Arbeit an, und verkaufte seine unbedeutendsten Skizzen den Kunsthändlern um theures Geld. Als jedoch Adrian's Lehrgenossen dessen Ueberlegenheit wahrzunehmen begannen, befürchtete Hals, irgend ein Zufall möchte Adrian selbst damit bekannt machen, und um diese Gefahr zu vermeiden, verschloß er ihn allein in eine abgelegene Dachkammer, und gab ihm jeden Tag seine Aufgabe. Somit ward dem armen Brauwer sein eigenes Talent zum zweiten Male unheilbringend, und raubte ihm sein einziges Erbtheil — die Freiheit.

Unglüklicherweise für ihn, wurden seine Gemälde immer mehr gesucht, und Hals Gewinn vermehrte sich in gleichem Grade. Für den Geizigen ist das Geld, wie jene verzehrenden gebrannten Wasser, welche den Durst erhöhen, statt ihn zu löschen. Bald kannte die Habgier des alten Malers keine Grenzen mehr. Er bediente sich aller Qualen, um Adrian zu einer fortgesezten und raschen Arbeit zu nöthigen; er brach ihm an der Nahrung ab, versagte ihm Bett und Kleider, so daß der arme Junge seine frühere Gefangenschaft und die harte Behandlung seiner Mutter zurükwünschte.

Inzwischen erregte Adrian's Verschwinden die Neugierde der übrigen Schüler von Hals; man brachte bald heraus, daß er eingeschlossen sey. Van Ostade (derselbe, der sich später als Maler auszeichnete) betheuerte, er werde Alles daran sezen, ihn zu sehen. Und in der That benüzte er die Abwesenheit des Meisters, um bis zu der Dachkammer Brauwer's zu dringen; dort legte er das Auge an eine Thürspalte, aber kaum hatte er einige Augenblike hineingeschaut, so brach er in einen Schrei der Bewunderung aus: er sah nemlich Brauwer's leztes, eben vollendetes Gemälde. Nachdem er einige Worte mit dem Gefangenen gewechselt hatte, stieg er in das Atelier zurük, um zu erzählen, was er gesehen hatte. Alle Schüler wollten sich mit eigenen Augen von diesem Wunder überzeugen, und kamen, einer nach dem andern, an Adrian's Thüre. Die meisten begnügten sich, das Gemälde zu bewundern, einige jedoch, welche die Kunst nicht in der Absicht, sie zu ehren, sondern sie auszubeuten, studirten, dachten darauf, die Umstände zu ihrem Vortheile zu benüzen. Sie machten Brauwer den Vorschlag, ihnen die fünf Sinne und die zwölf Monate des Jahres zu malen, und zwar jedes Stük um vier Sous. Adrian willigte mit Vergnügen ein, ganz erstaunt darüber, daß seine Gemälde um Geld erkauft werden sollen!

Nur Van Ostade kam mehremal, und forderte ihn auf, zu entweichen, mit der Versicherung, er könne allenthalben von seinem Pinsel leben. Noch schwankte Brauwer; allein der Winter hatte begonnen, und die Kälte ward in der Dachkammer des Meisters Hals unerträglich. Adrian beschloß, zu gehen, und nachdem er einigen Kameraden acht

bis zehn Gemälde um dreissig Sous verkauft hatte, sprengte er die Thüre seines Gefängnisses, und ergriff die Flucht.

Von seinen Kinderjahren her in seinen Willen beengt, hatte er die Gewohnheit verloren, nach eigener Eingebung zu handeln; sein Geist war ohne Kühnheit, sein Verlangen ohne Thatkraft geblieben, und die lezten, bei Hals zugebrachten Monate hatten die Seele gebrochen, der es von jeher an Nachdruk fehlte. Ueberdieß war er an Geräusch, an Licht und an Bewegung nicht gewöhnt, und somit war sein erster Eindruk, als er sich in den Strassen von Harlem befand, ein schmerzlicher Zwang; er schämte sich seiner Lumpen: er wußte nicht, wie er unter so vielen Bliken einhergehen sollte. Um sich denselben zu entziehen, trat er in eine Kirche, und verbarg sich im dunkelsten Winkel unter der Orgel. Hier ward er von einer moralischen Ohnmacht ergriffen. Es schien ihm, als sey ihm die Sklaverei zur zweiten Natur geworden, und er nicht fähig, je der Freiheit zu geniessen. Dieser Gedanke quälte ihn so furchtbar, daß er in heisse Thränen ausbrach. Ein Mann, der neben ihn betete, hörte sein Schluchzen; er näherte sich ihm, und fragte ihn um die Ursache seines Kummers. Brauwer erzählte ihm die ganze Wahrheit. Der gerührte Fremde schlug ihm vor, ihn zu seinem Meister zurükzuführen, indem er ihm bessere Bedingungen für die Zukunft versprach. Brauwer ließ sich überreden. Somit ward er zu Hals zurükgebracht, der beschämt, seine geizige Grausamkeit entdekt zu sehen, seinen Zögling in der Folge besser zu behandeln gelobte.

Adrian wurde auch wirklich zu einem Vorkäufer gebracht, wo man ihm einen braunen Rok, rothe Beinkleider und gestreifte Strümpfe kaufte. Auch ward ihm gestattet, in dem geheizten Atelier zu arbeiten, und die nöthige Nahrung ward ihm verabfolgt.

Jezt arbeitete Brauwer, hierdurch beglükt, mit grösserem Schwung, und sein Talent entwikelte sich immer mehr. In seiner verbesserten Lage gewann er auch etwas mehr Entschlossenheit, als er seither gehabt hatte. Mit den Jahren begann auch die Männlichkeit in dieser verspäteten Natur sich zu zeigen. Er bemerkte, daß Hals seine Gemälde verkaufte, und ob er gleich ihren Werth nicht zu schäzen wußte, so kam es ihm doch vor, es sey besser, er arbeite für seine eigene Rechnung, als für die seines Meisters. Er entwich daher abermals, und begab sich nach Amsterdam.

Es war damals die schöne Zeit der flammändischen Schule. Die Malerei war noch nicht entthront durch die Tulpenzucht, und in den Niederlanden gab es nur grosse Künstler, welche Meisterwerke hervorbrachten, die von grossen Kennern mit Gold aufgewogen wurden. Das Volk theilte sogar diese Leidenschaft der Reichen, und die Maler wurden damals überall empfangen, wie die Minnesänger der früheren Zeit.

Bei seiner Ankunft in Amsterdam trat Brauwer in die erste Schenke, die er auf seinem Wege fand. Wer in Holland mit einem Stoke in der Hand und einem Tornister auf dem Rüken reist, kann in einer Schenke nur zwei Dinge verlangen: Bier und Käse. In der Erwartung, daß man ihm beides bringe, ergriff Adrian seinen Pinsel, und entwarf auf dem tannenen Tisch das Gesicht eines Charlatans, der ihm unterwegs aufgestossen war. Als der Wirth mit dem Verlangten eintrat, hielt er ganz erstaunt still bei der grotesken Skizze.

„Wie, Landsmann, könnt Ihr etwa malen?“ — Näher hinzutretend, rief er aus; „Bei Gott, Ihr führet eine sichere Hand.“

„Seyd Ihr Kenner?“ fragte Brauwer lächelnd.

„Ein wenig, Landsmann; ich habe selbst den Pinsel geführt, ehe ich den Bratspieß handhabte, und mein Sohn ist nicht links in der Kunst.“

„Wie heißt Ihr?“

„Van Soomern.“

„Das ist ein grosser Meister; ich sah Gemälde von ihm bei Hals; er behandelt Geschichte, Landschaft und Blumen mit gleicher Geschiklichkeit.“

(Schluß folgt.)

Ideen und flüchtige Einfälle zu einer neuen Akademie der Politik.

Unlängst stellte uns das um Deutschlands gegenwärtige und besonders künftige Interessen wahrhaft hochverdiente „Zollvereins-Blatt" eine neue Aera unsers erlauchtesten Bundestages in Aussicht. — Eine grosse Aufgabe! — So dachte ich bei mir selbst, und ein Hoffnungsblik für einen einst werdenden europäischen, und endlichen allgemeinen Völker-Bund!! — Allein, — was möchte wohl vorerst dringend Noth thun, um eine solche Zukunft nicht blos zu begründen, — sondern auch ihre weitere Entwikelung und Fortdauer sicher zu bewahren, und damit der in dieser wichtigen Angelegenheit so dringende Eifer, und die so unerläßliche Beharrlichkeit ja niemals nachlassen, oder gar erkalten? —

Vor Zeiten gab es diplomatische Pflanzschulen; worin Adeliche für die Tendenz künftiger Gesandtschafts-Posten u. dgl. im höhern wissenschaftlichen Sinne, und in höherer Bedeutung der Staats-Politik, und mitunter auch des Kriegswesens vor- und herangebildet wurden. Die Zeiten des Krieges sind nun, Gott Lob! vorbei, und die Taktik unserer heutigen Diplomatie hat einen andern, und zugleich weit edleren Wendepunkt bekommen; und gerade aber diese Zeiten und damit verändert wordenen Verhältnisse, und der Völker-Wunsch nach Einigkeit und Eintracht, und nach jenen ungestörten „ewigen Frieden", der vorerst von Jemand, und schon vor Jahren — in Deutschland vorgeschlagen, — nun aber von Amerika herüber neuerdings beantragt wurde, — diese Umstände alle, möchten uns gleichsam den wohlmeinenden Rath ertheilen, unsere früher bestandenen diplomatischen Pflanzschulen eine neue Industrie und Handel, Agrikultur und Gewerbs- und Schiffahrtswesen ꝛc. würdig fördernde Gestalt und Umstaltung, bezähmend zugleich jeden unedeln Merkantil-Geist nach dem Rath eines „Braun", und „„Mabli"", — und im Voraus entgegen tretend jeder unwürdigen Habgierde u. s. w. — zu ertheilen.

Als im 18ten Jahrhunderte auf Anrathen des Staats-Ministers Marquis de Torcq der König von Frankreich Ludwig XIV., und wahrscheinlich die erste — Academie de la Politique errichtete, worin die geheimsten Staatssachen und ausländische Sprachen traktirt wurden, da war es zum Hauptgrundsaze festgesezt, in dieser Akademie solche junge Leute nur aufzunehmen, die von gutem, also größtentheils adelichen Geschlechte, daher von feiner Aufführung und Bildung, und guter Hoffnung waren, auch mußten diese Jünglinge vorerst Philosophiam und humaniora absolvirt haben, und sich die Geschichte von Franz I. bis auf die damaligen Zeiten wohl eigen machen, und Kommentarien über den Grotium de Jure Belli et Pacis anfertigen. — Diesen Zöglingen wurden alle Acta publica et secreta und alle Negationen unter Anleitung geschikter Meister unter die Hände gegeben, um sich daraus zu informiren, und sich, schüzend und bewahrend gegenseitige Völkerrechte ꝛc., zu künftigen, und vorzüglich auswärtigen Staatsgeschäften vorzubereiten, und theoretisch und praktisch geschikt zu machen.

Was nun, und im Gegenhalte von Damals, — und Jezt — wahrhaft nüzlich einzuführen wäre; darüber werden schon einsichtsvolle Staats-Männer Rath und Bescheid zu geben wissen, und von den so hochsinnigen Adel Deutschlands, von Jeher, kein Opfer scheuend, bereitet gewesen, wahrhaft Edles, wahrhaft Großartiges und wirklich Gemeinnüzliches nach Kräften zu unterstüzen, zu verbreiten, und stets zu befördern, von unserm so hochsinnigen Adel Deutschlands läßt sich nun auch, und im Voraus schon die gerechte, und die lohnende Hoffnung mit allen Zutrauen hegen, daß dieser allverehrte Adel auch in der Sache einen Beistand leisten werde, würdig seines Berufes, angemessen der Grösse seiner höheren Bestimmung, u. während der König von Bayern, und der König von Preussen im Vereine der übrigen erlauchtesten Bundes-Glieder Rosen der Unsterblichkeit um den Dombau Kölns flechten, werden gewiß auch einst ewige Kronen der Weisheit und des Edelsinnes auf Frankfurts heilige

Zinnen der Vorzeit und Gegenwart pflanzen. — Deutschlands edle Männer und Frauen aus dem Adel, und aus höhern Ständen!! —

Möge mir daher unter Gottes Beistand dieses gegenwärtig kleine Scherflein eben so gelingen, und eben so viel Theilnahme erregen, wie jene v. J. 1821. Die Errichtung einer landwirthschaftlichen Schule zu Schleißheim betr. Amen!!!

Atmosphärische Eisenbahnen.

Am 19. August wurde der erste Versuch auf der atmosphärischen Eisenbahn von Kingstown nach Dalkey angestellt und mit dem unbedingtesten Erfolge gekrönt. Drei Wagen, mit den Arbeitern der Bahn und ein Paar Freiwilligen gefüllt, durchliefen den Raum von Kingstown bis Dalkey, $1\frac{1}{2}$ Miles, in 4 Minuten. Die Schnelligkeit wurde erwirkt, obgleich das Luftpumpenpiston nur 20 Bewegungen pr. Minute machte, während 26 die Bewegung ist, die es gewöhnlich haben soll. Zugleich wurde der Vorsicht wegen das Piston, das die Wagen zieht, unmittelbar nachdem die Luftpumpe zu arbeiten begonnen hatte, mit der sich leerenden Röhre in Verbindung gebracht. Hieraus ergibt sich, daß bei grösserer Thätigkeit der Luftpumpe, oder wenn das Piston mit der bereits geleerten Röhre in Verbindung gesezt wird, anstatt der allmähligen Ausleerung zu folgen, eine bis jezt noch nicht zu übersehende Schnelligkeit hervorgebracht werden kann. Die Eisenbahn geht bergauf und bildet eine Schlangenlinie mit Curven, wie sie auf Dampfeisenbahnen total unmöglich sind. Die Bewegung der Wagen ist eine vollkommen gleichmässige, und man hört in denselben kein anderes Geräusch als das der rollenden Räder. Bei diesem ersten Versuche handelte es sich vor Allem darum, die Anwendbarkeit des Prinzips im Grossen zu bewähren, und der Erfolg bestätigte vollkommen alle Hoffnungen der Erfinder und Unternehmer. Die atmosphärischen Eisenbahnen werden zur „Repeal“ aller Dampfeisenbahnen führen. Das scheint, nach diesem ersten Versuche zu schliessen, kaum einem Zweifel unterworfen zu seyn. Diese Erfindung und die Verwirklichung derselben gereicht Irland zum höchsten Ruhme. Man macht sich schwerlich eine Idee, auf wie viele Schwierigkeiten der Unternehmer gestossen, und welche unermüdliche Ausdauer es gekostet hat, das Werk ins Leben zu rufen. Die Engländer, die stets mitleidig auf alles Irländische herabsehen, zukten die Achseln und lachten, und machten Wortspiele über irländische Windmacherei, Luftpumpengrösse u. dgl. Fast alle Autoritäten der Wissenschaft in London sprachen sich einstimmig gegen die Möglichkeit der Verwirklichung der Erfindung aus, und nur Herr Brunel, der Tunnelerbauer, hatte, als französischen Blutes, Unpartheilichkeit genug, bei der irländischen Erfindung nur an die Erfindung zu denken und den Irländer zu vergessen. Nach dem Erfinder, Hrn. Cligg, gebührt die größte Ehre Hrn. Pim, dem Bevollmächtigten der Eisenbahn von Dublin nach Kingstown. Er war es, der allen Einwürfen zu begegnen wußte, der alle Hindernisse besiegte, der jede Autorität aufsuchte und jeden Mann von Einfluß in Bewegung sezte, bis er zulezt nach zehn Jahren Arbeit von der Regirung eine Anleihe von 25,000 Pfd. St. erwirkte, und die Verpflichtung der Rükzahlung von der Eisenbahn-Gesellschaft vermittelte. Ohne Hrn. Pim's unermüdliche Ausdauer würde das ganze Projekt vielleicht noch Menschenleben geschlummert haben. Die Besizer des Patents, zugleich die aktiven Mechanisten des Unternehmens, die Herren Gebrüder Samuda, verdienen nicht weniger Anerkennung, sich einem solchen Unternehmen mit ihrem Wissen und ihren Kapitalien angeschlossen zu haben.

Stylmuster.

In einem Votum über die Bestrafung eines Verbrechers las man: „er hat ein achtjähriges Zuchthaus verwirkt.“

In einem Vernehmungsprotokoll stand wörtlich folgende Frage: „Zu wissen, zu stehlen, verboten zu seyn, und dennoch gestohlen zu haben, was Inquisit dazu sage?“

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Calembourgs.

Jeder Diener oder Bote, der von seiner Herrschaft zu einer Bestellung ausgeschikt wird, ist ein geschikter Mensch; wer für einen Andern, ohne den Auftrag erhalten zu haben, etwas abmachen will, ist ein Ungeschikter.

Sämmtliche junge Schauspieler, die noch Stühle und Tische auf die Bühne herbei- oder von derselben wegtragen üben sich dabei im tragischen Fache.

Zu denjenigen Früchten, welche zu jeder Jahreszeit gedeihen, doch von Keinem gern genossen werden, zählt man die Ohrfeigen.

In der Welt ist keine Sprache, die längere Worte hätte, als die mexikanische. So bezeichnet z. B. das Wort: »Amatlakuilulilquitkatlaxtlahuilti« den Lohn, den man einem Boten gibt, der ein Papier bringt, worauf mit symbolischen Charakteren irgend eine Neuigkeit geschrieben steht.

Bücher - Anzeigen.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 40. 6. Oktober 1843.

Inhalt: Adrian Brauwer, (Schluß) — Von Raffinirung des Repsöls. — Sicheres Mittel, die Keimkraft des Esparsettsamen zu befördern. — Ueber das Fioringras. — Merkwürdige Verbesserung des Kartoffelbaues. Ueber Diamanten.

Adrian Brauwer.
(Aus dem Leben eines Malers.)
(Schluß.)

„Es scheint mir fast, als seht Ihr ihm nichts nach", bemerkte der Wirth, indem er zusah, wie das Gesicht des Charlatans sich unter Brauwers Pinsel belebte. — „Alle Teufel, wer seyd Ihr, daß Ihr so schnell und so gut malet?"

„Ein Schüler."

„Euer Name?"

„Adrian Brauwer."

Van Soomeren trat ehrerbietig zurük, und zog die Müze ab.

„Nun wird mir's klar", sagte er ehrfurchtsvoll. „Meister Adrian Brauwer hat mir grosse Ehre erzeigt, daß er mein Haus erwählt, und Alles, was sich darin befindet, steht zu seinen Diensten."

Adrian glaubte Anfangs, der Wirth wolle ihn zum Besten haben. Es kostete ihn grosse Mühe, seinen Ohren zu trauen, als ihn dieser versicherte, sein Name sey ja berühmt in den Niederlanden, und seine Gemälde seyen sehr gesucht. Um sich übrigens von der Wahrheit zu überzeugen, malte er in wenigen Tagen ein Gefecht zwischen Bauern und betrunkenen Soldaten auf eine Kupferplatte, die ihm sein Wirth geschenkt hatte.

Van Soomeren nahm es über sich, das Gemälde anzubringen, und ging zu Herrn von Vermandois, einem reichen Liebhaber der Kunst, den er kannte.

Brauwer sezte sich besorgt vor die Thüre der Schenke, und hatte mehr Furcht, als Hoffnung. Nach Verlauf einer Stunde gewahrte er van Soomeren, der ohne Gemälde, aber mit zufriedener Miene zurükkehrte.

„Wie steht es?" fragte er ihn.

„Wie es steht? Es gibt kein Geld mehr in Amsterdam. Es sind hier etwa acht bis zehn Maler, die ihre Gemälde schneller fertigen, als man Münze prägt; die Sammler haben so viel gekauft, daß sie alle zu Grunde gerichtet sind."

„Habt Ihr meines verkauft?"

„Allerdings; Ihr truget mir ja auf, es um jeden Preis anzubringen. Ich habe es um ein Nichts verkauft."

„Wie viel habt Ihr erhalten?"

„Eine Lumperei, wie ich Euch sage."

„Wie viel denn?"

„Hundert Dukaten."

Brauwer sprang auf mit einem Schrei: „Hundert Dukaten . . . Unmöglich!"

„Hier sind sie", fuhr van Soomeren fort, indem er dem jungen Manne eine lange Börse voll Gold übergab.

„Hundert Dukaten!" wiederholte dieser; „hundert Dukaten? . . ." Und er sezte sich, vor Freude trunken, nieder; die Börse zitterte in seiner Hand. Er schüttete sie auf die vor ihm befindliche steinerne Bank aus, und zählte die Goldstüke eines nach dem andern. Der Anblik der Dukaten überzeugte ihn endlich. Dann sprang er auf wie toll, und tanzte, sang und drehte sich um sich selbst; dann umarmte er den Wirth und rief aus:

„Van Soomeren, ich will Dein Glük machen! Ich habe Gold; sieh' her, Gold!" Darauf ließ er die Börse in seiner Hand klingen.

„Jezt bin ich reich, wie ein König! — Zu trinken, van Soomeren! Bring mir die Weine Deines Kellers, steke Deinen Hühnerhof an den Spieß. Lade alle Vorübergehenden ein. Heute Abend soll die Stadt Amsterdam bei mir zu Nacht

speisen. Laß aufgehen, laß aufgehen . . . ich zahle Alles, ich habe Gold."

Van Soomeren, bei dem der Wirth schon längst den Künstler verdrängt hatte, gab sich keine Mühe, Brauwer davon abzubringen, oder seiner Freigebigkeit, die ihm zum Nuzen gereichte, Einhalt zu thun. Er lud die Nachbarn ein, die Freude seines Gastes zu theilen, und er selbst vertauschte die Küchenschürze mit dem Kirchweihroke, und nahm Plaz an der Tafel, gleich einem Gaste.

Drei Tage lang dauerte die Orgie: aber in der Mitte des vierten erschien van Soomeren plözlich mit einem nüchternen und majestätischen Gesichte, die baumwollene Müze auf dem Ohr, die Schürze um, und ein langes Papier in der Hand.

„Was willst Du, geisterhaftes Wesen?" rief Brauwer, der betrunken war.

„Herr, hier ist die Rechnung."

„Wie hoch beläuft sie sich?"

„Gerade auf hundert Dukaten."

„Hier sind sie; und nun wirf Dein Papier, Deine Müze, Deine Schürze zum Teufel, und trinke, was noch übrig ist."

Von jezt an war Brauwers Schiksal entschieden. Er hatte das Elend zu schnell mit dem Reichthum vertauscht, als daß er vermögend gewesen wäre, den Wechsel mit Vernunft und Würde zu ertragen. Er hatte, wie wir bereits bemerkten, eine Seele, die jedem Eindruk nachgab. Die langen Entbehrungen der Kindheit hatten ihn zu den Ausschweifungen der Jugend vorbereitet; sobald er den Genuß kostete, wollte er sich bis zum Tode in denselben versenken. Hierin glich er Einem, der lange gehungert hat, und dessen Hunger kaum mehr gestillt werden kann. Gewissensbisse, die ihn etwa in diesem tollen Wahne hätten aufhalten können, fühlte er nicht; er war ohne andere Zügel, als die Furcht, auferzogen worden; sobald diese beseitigt war, kannte er keine andere Richtschnur. Auf der andern Seite hatte sein Herz frühzeitig jenen zarten Takt verloren, der zuweilen die Stelle der Moral vertritt. Er war zu lange unglüklich gewesen, als daß sein Gefühl nicht abgestumpft worden wäre; daher bedurfte es auch aller Aufregungen einer Orgie, um seine abgestumpften Sinne zu reizen.

Da er von jezt an, wie er sich ausdrükte, mit seinem Pinsel Wechsel fabriziren konnte, die nie protestirt wurden, so überließ er sich ohne allen Rükhalt den ausgelassensten Freuden. Wie groß übrigens auch seine Einnahmen waren, so konnten sie doch bald seinen Phantasien nicht mehr genügen. Dieser Wechsel von Reichthum und Elend beunruhigte ihn übrigens wenig; er fand sogar häufig in dem leztern Gelegenheit, seine drollige Laune auszuüben.

Eines Abends, als er, mit dem einzigen Roke bekleidet, den er besaß, nach Hause zurükkehrte, ward er durch Diebe ausgeplündert, die seine Betrunkenheit benüzten, und ihn beinahe nakt liegen liessen. Als er am andern Morgen aufwachte, lag er im Hemde vor seiner Thüre. Sogleich schikte er zu einigen Kaufleuten, allein diese verweigerten ihm allen Kredit. Brauwer verlor den Muth nicht; er nimmt alte Leinwand von Gemälden, läßt sich einen vollständigen Anzug daraus fertigen, auf welchen er mit Wasserfarben die lebhaftesten Blumen malt, überzieht das Ganze mit einem Firniß, geht ins Theater, und wählt dort den auffallendsten Plaz. Jedermann staunt über die Pracht seines Anzuges, und mehrere Damen lassen ihn fragen, woher er diesen wundervollen Stoff bezogen habe. Sofort läßt Brauwer sich einen Schwamm bringen, und wäscht in Gegenwart der erstaunten Menge alle Blumen von seinem Gewande ab, das wieder zur schmuzigen, groben Leinwand wird.

Nach dieser Mystifikation zwangen ihn seine Gläubiger, Amsterdam zu verlassen; ohne Paß begibt er sich nach Antwerpen. Damals befand sich Spanien im Kriege mit den General-Staaten. Brauwer wird als Spion verhaftet, und auf die Citadelle festgesezt. Der Herzog von Aremberg ward auf Befehl des Königs von Spanien gleichfalls daselbst festgehalten. Brauwer, der ihn in einem Hofe gewahrte, und der ihn für den Gouverneur hielt, erzählte ihm sein Mißgeschik, und bat ihn, ihm zu helfen.

„Ich werde untersuchen, ob Du wirklich ein Maler bist“, sagte der Herzog.

Noch an demselben Tage ließ er Rubens um Leinwand und Farben bitten, und sendete diese dem Gefangenen, der ihm am dritten Tage seine Arbeit zustellte.

„Um Gott!“ rief der Herzog lachend aus, „was hat er hier gemacht? Das ist der alte Alonzo, mit zweien seiner Haudegen, welche Karten spielen.“

Brauwer hatte nemlich Tags zuvor diese Soldatengruppe im Hofe gesehen und kopirt.

Aremberg ließ sogleich Rubens zu sich bitten, und zeigte ihm das Gemälde. Rubens, der leicht in Begeisterung gerieth, brach in Bewunderung aus.

„Herr Herzog, ich biete Euch 600 fl. für dieses Bild.“

„Schönen Dank, Peter; ich will es behalten. Aber von wem glaubt Ihr, daß es sey?“

„Ich kenne nur Einen, der in diesem Genre, und mit solcher Kraft und Einheit malen kann, das ist Brauwer.“

„So hat er mich also nicht getäuscht“, sagte der Herzog. Und hierauf erzählte er Rubens, was ihm begegnet war. Rubens eilte unverzüglich zu dem Gouverneur, erklärte ihm die Sache, stellte Kaution für den Gefangenen, und erhielt den Befehl zu dessen Freilassung. Sofort ließ er sich in Adrians Kerker führen, küßte ihn auf beide Wangen und sagte:“

„Ich bin Rubens, Euer Bruder in der Malerei; kommt, Meister, Ihr seyd frei.“

Und hierauf führte er ihn in den Palast, den er zu Antwerpen besaß, wies ihm reiche Kleider, ein geräumiges Atelier an, und erklärte ihm, er lasse ihn nicht mehr von sich.

Anfangs ward Brauwer gerührt durch diese glänzende und kordiale Gastfreundschaft. Bald jedoch fühlte er sich beengt. Rubens Palast, geschmükt mit Bildsäulen, umgeben von Blumen, und mit Fresken und kostbaren Stoffen tapezirt, vertrug sich nicht gut mit den Gewohnheiten der Schenken von Amsterdam. Die ernsthaften spanischen Herren, denen er unaufhörlich darin begegnete, brachten ihn in Verlegenheit. Er wußte nicht, wie er sich in ihrer Gegenwart benehmen sollte; sein reicher Anzug sogar hinderte ihn, und sein Federhut war ihm drükend. Manchmal war er im Begriff, seinem vergoldeten Gefängnisse zu entfliehen, wie er der Dachkammer entflohen war. Endlich, an einem Tage des Empfanges bei Rubens, als eine glänzende Menge sich durch die Säle drängte, entwischte Brauwer, der diesen Prunk nicht länger ertragen konnte, rannte nach dem entgegengesezten Ende von Antwerpen, und trat dort in eine Schenke.

„Zu trinken!“ rief er in dem Tone, den er ehemals mit seinem Freunde van Soomeeren geführt hatte, denn mit dem Fusse auf der Schwelle der Schenke, hatte er sein altes Wesen wiedergefunden; er sezte sich an einen Tisch, an welchem bereits ein Mann aus der Welt saß, den man an seinem Anzuge leicht als einen Bäker erkennen konnte.

„Kamerad“, sagte Brauwer fröhlich, „willst Du Dich mit mir betrinken? Ich bezahle die Kosten.“

„Es gilt!“

Trunkenbolde machen schnell Bekanntschaft, und man unterhielt sich lange, denn der Bäker war einer jener unverwüstlichen Trinker, welche dem Fasse der Danaiden gleichen. Adrian gerieth in Bewunderung vor solcher Capacität. Als er daher erfahren hatte, daß sein Gefährte Joseph Craesbeck hiesse, und eben so viele Freude an der Malerei, als am starken Biere habe, sagte er zu ihm, indem er ihm die Hand reichte:

„Höre, Joseph, Du gefällst mir, Du bist ein ungenirter Bursche, mit Dir kann man sprechen, den Hut auf dem Kopfe; Du siehst nicht darauf, ob alle Knöpfe der Beinkleider sich am rechten Plaze befinden. Ich will Dich nicht mehr verlassen. Morgen ziehe ich zu Dir. Ich will Dich malen lehren, und Du lehrst mich trinken.“

„Es gilt!“

Am andern Tage verabschiedete sich Brauwer von Rubens, troz dessen Bitten, und zog zu seinem Craesbeck.

Der Bäker war übrigens ein Mensch von stiller, aber tiefer Beobachtung. Jeden Abend, wenn er seinen Ofen geleert hatte, ging er zu Adrian, und sah ihm zu, wie er malte. Später begaben sie sich mit einander in die Schenke. Nach Verlauf von einem halben Jahre erklärte er seinem Meister, er fühle sich im Stande, den Entwurf eines Gemäldes zu unternehmen. Der erste Versuch schien Brauwer so ausgezeichnet, daß er ihn aufforderte, eifrig zu arbeiten. Der Bäker folgte diesem Rathe, und machte in kurzer Zeit so grosse Fortschritte, daß er sein Handwerk verlassen konnte und Maler ward.

Hierdurch wurden jedoch die Bande, welche Brauwer und Craesbeck verknüpften, nur noch enger. Sie verliessen sich nicht mehr, und führten ein noch lustigeres Leben, als früher.

Inzwischen bemächtigte sich des Bäkers ein geheimer Kummer; er hatte eine sehr hübsche Frau, die jünger war als er, und von der es ihm schien, als liebe sie ihn nicht.

„Was liegt daran!“ sagte Brauwer philosophisch. „Weiber und Bier gibt es in der ganzen Welt; trinkt man aus Deinem Glase, so trinke Du aus dem Andern.“

Allein Craesbeck wollte nichts von dieser Moral wissen. Eines Tages verläßt er düsterer als gewöhnlich seinen Freund, und begibt sich in sein Atelier, während Brauwer bei seiner Frau zurükbleibt. Bald darauf hören diese Aechzen und verhaltene Seufzer.

„Grosser Gott!“ ruft Brauwer aus: „Joseph wird doch nicht eine Thorheit begangen haben?“

Er eilt mit der jungen Frau hinauf, und beide finden Craesbeck mitten im Zimmer liegend, ein Messer in der Hand, die Brust offen und voll Blut. Bei diesem Anblike stößt seine Frau ein Jammergeschrei aus, faßt ihren Mann in die Arme, und bedekt ihn mit Thränen.

„Ich glaubte, Du liebtest mich nicht mehr, und darum wollte ich sterben“, sagte der Bäker mit schwacher Stimme.

„Was hast Du gethan, Joseph, mein Joseph!“ rief die junge Frau ausser sich. Ich — Dich nicht mehr lieben? . . . Ich werde Dich nicht überleben!“

„Also liebst Du mich?“

„Du zweifelst noch daran, Joseph? . . . Gib mir Dein Messer, ich will mit Dir sterben.“

„Das ist nicht nöthig“, sagte Craesbeck, indem er mit einem Sprunge aufstand, und mit seinem Aermel die Wunde abwischte, die er sich auf die Brust gemalt hatte. „Du bist ein gutes Weib, und von jezt an zweifle ich nicht mehr an Dir.“

Die immer wachsende innige Freundschaft der beiden Maler führte jeden Tag zu zahlreicheren Unordnungen. In ganz Antwerpen hörte man nur von ihren ärgerlichen Ausschweifungen, und bald kam es so weit, daß die Obrigkeit sich genöthigt sah, denselben ein Ende zu machen. Brauwer ward ergriffen und aus der Stadt gebracht, mit dem Verbot, je wieder in derselben zu erscheinen.

Anfangs befand sich unser Maler in einiger Verlegenheit; aber gegen Abend begegnete er einem Kaufmann, der nach Frankreich reiste, und ihm einen Plaz auf seinen Wagen anbot.

„Meinetwegen“, sagte Brauwer lachend, „Du ziehst in ein Land, wo es guten Wein und hübsche Mädchen gibt. Reisen wir nach Frankreich. „Und somit begleitete er den Kaufmann.

Zu Paris angelangt, glaubte er, er dürfe sich nur nennen, um, wie in den Niederlanden, Bewunderung und Theilnahme zu finden; er sah sich jedoch grausam enttäuscht. Niemand kannte ihn dort. Niemand wollte seine Gemälde kaufen. Der französische Adel jener Zeit war überdieß zu elegant, zu abgeschliffen, um an seinem Genre Geschmak zu finden. Der Bürgerstand war zu wenig Kenner, und beschäftigte sich mehr mit politischen Streitfragen, als mit Malerei.

Da Brauwer somit zu Paris nichts als Demüthigung und Elend erfuhr, so beschloß er, nach Antwerpen zurükzukehren. Allein der Weg dahin war lang, und er mußte ihn zu Fusse zurüklegen, weil er ohne alle Hülfsmittel war. Man darf annehmen, daß Brauwer auf den ermüdenden Märschen mehr als einmal seine thörichte Verschwendung und den Mangel aller Voraussicht

verwünschte. Für Leichtsinnige kommt die Erfahrung immer zu spät; aber eines Tages kommt unfehlbar die Stunde, wo sie ihnen klar wird; nur ist diese Stunde häufig die lezte.

Nach zweimonatlichen Anstrengungen aller Art und unerhörten Leiden, gewahrte Brauwer endlich den Kirchthum von Antwerpen. Es schien jedoch, als ob seine Kräfte nur durch das Verlangen, sein Ziel zu erreichen, aufrecht erhalten würden. An dem Thore der Stadt fiel er bewußtlos nieder.

Zwei Tage darauf erhielt Rubens aus dem Hospital von Antwerpen ein von zitternder Hand geschriebenes Billet. Er eilte dahin. Brauwer war den Tag zuvor gestorben. Man zeigte ihm die Stelle, wo er auf dem Kirchhofe der an der Pest Gestorbenen beerdigt worden war. Rubens heftete lange Zeit das Auge auf dieses frische Grab; dann sagte er zu seinem Zögling van Dyk, der ihn begleitet hatte:

„Brauwer war ein grosser Maler, und nur Gott mag wissen, was bei einer andern Erziehung aus ihm geworden wäre; aber Kinder, die in ihrer Jugend allzu elend sind, werden selten Männer von Genie.“

Einige Zeit darauf ließ Rubens Brauwers Körper ausgraben und in der Karmeliterkirche beisezen. Er traf Anstalten, ihm ein Monument sezen zu lassen; schon war der Riß dazu fertig, als ihn selbst der Tod im Jahre 1640 hinwegraffte.

Brauwer arbeitete sehr viel, troz seiner ausschweifenden Lebensweise; daher hinterließ er eine grosse Anzahl von Gemälden. Die meisten sind klein, und stellen das Innere von Schenken, oder Streite zwischen Bauern dar. Es ist merkwürdig, wie dieser Maler, der gleich allen körperlich-schwächlichen und charakterschwachen Menschen, ein grosser Bewunderer der Kraft und Stärke war, sich meist darin gefiel, Scenen der Gewalt zu schaffen. Seine Bauern schlagen sich mit dem Messer in der Hand, und seine Soldaten, die sich an irgend einem schlechten Orte balgen, sind von schauder-erregender Wahrheit. Uebrigens athmen alle Gemälde Brauwers jenes kräftige Leben, welches Callots Werke in so hohem Grade besizen, und dem Tenier häufig abgeht. Dieser hat mehr Ruhe und mildere Farben; aber Brauwer übertrifft ihn an Bewegung. Es liegt etwas Fieberhaftes in seinen Kompositionen. Sein Pinsel ist feurig und zugleich konvulsivisch; man gewahrt darin eine dahin schwindende Natur. Was die Zeichnung anbelangt, so ist sie ganz die der flammändischen Schule, weniger elegant als wahr, weniger korrekt als tiefgefühlt.

Von Raffinirung des Repsöls.

Daß der Repsbau bei geeignetem Boden, welcher in Bayern in den meisten Gegenden zu finden ist, und bei gehöriger Behandlung, im Verhältnisse des Flächen-Inhalts, der dazu erforderlich wird, dem Landwirthe eine weit höhere Bodenrente liefert, als die in Bayern übliche Pflanzung der übrigen Oelpflanzen und der Getreidsorten, ist eine bereits längst erkannte Sache; auch ich habe mich dessen auf meinem Hof zu Neit seit mehreren Jahren überzeugt; was mir aber hiebei am Meisten Verdruß machte, war der Umstand, daß ich weit umher keine Mühle erfragen konnte, von der ich aus meinem Reps brauchbares Brennöl nur in meine Haushaltung hätte erhalten können; ich bekam das Oel überall trübe zurük, und wenn sich dasselbe in den Gefässen auch nach und nach läuterte, so wurde solches doch selten ganz rein, und selbst das bessere hievon, welches ich als Probe zum Nachtlicht verwenden wollte, rauchte stark, und erlöschte die Flamme beim ruhigen Stand schon nach Verlauf von 2 — 3 Stunden.

Nun habe ich aber im vorigen Spätherbste in Erfahrung gebracht, daß der bürgl. Müller Bartholomä Vogl in Landshut, nicht ohne grossen Kostenwand eine Oelpresse gebaut hat, und daß derselbe auch das Oel gehörig raffiniren kann; ich habe daher vor einigen Wochen drei Mezen Winterreps von nur mittelmässiger Qualität der vorjährigen Ernte bei ihm zu Oel bereiten lassen, und bekam hievon eine weit reichlichere Qualität, als ich verhältmässig auf den gewöhnlichen Oelstampfmühlen hätte erlangen können, und zwar das schönste und reinste Oel, welches an Feine und Reinheit keinem der besten übrigen Speise- und

Brennölen nachsteht, und hell und ruhig bis auf den letzten Tropfen ununterbrochen fortbrennt.

Ich nehme mit Vergnügen hieraus Veranlassung, dieses zu Ehre des Herrn Vogels hiemit öffentlich bekannt zu machen, und denselben allen Landwirthen, welche Reps bauen, zur Oelfabrikation bestens zu empfehlen.

Kronwinkl, den 24. Januar 1843.

Hirschberger,
Gerichtshalter sen. und Mitglied
des landwirthschaftlichen Vereines in
Bayern.

Sicheres Mittel, die Keimkraft des Esparsettsamens zu befördern.

Bekanntlich ist das linsenförmige Samenkorn der Esparsette in eine schwer trennliche Hülse eingeschlossen, so daß man genöthigt ist, den Samen in der Hülse auszubauen.

Der Umstand, daß das Samenkorn die festgeschlossene Hülse nur zum Theil ausfüllt, macht ihn nach Verhältniß des Umfangs zur Erde sehr leicht, daher der ausgesäete Esparsettsame nicht wohl unter die Erde zu bringen ist; bei der fleissigsten Arbeit bleibt ein Theil des ausgesäeten Samens auf der Oberfläche der Erde liegen; was zur nothwendigen Folge hat, daß dieser nicht keimen kann, wenn er nicht von einer sehr feuchten Witterung begünstigt wird. — Diesem Uebelstande habe ich auf nachstehende Weise mit dem besten Erfolge abgeholfen.

Ich ließ den Esparsettsamen im reinen Wasser so lange erweichen, bis die Hülse ganz mit Wasser vollgesaugt und die Luft aus derselben entfernt war, was in einem Zeitraume von 24 — 36 Stunden zu geschehen pflegt, je nachdem das dazu verwendete Wasser eine Temperatur hat. Sobald dieß erreicht ist, wird der Same irgendwo aufgeschüttet, so daß sich das anhängende Wasser verliert, was binnen 2 — 3 Stunden größtentheils zu geschehen pflegt; sodann wird so viel trokene, fein gesiebte Erde beigemischt, bis der Same das klebrige Zusammenhängen verliert und geschikt zum Aussäen wird. Der auf diese Weise behandelte Esparsettsame egget sich sehr gerne unter, und auch jener, welcher auf der Erdoberfläche liegen bleibt, keimt, wenn die Witterungs-Verhältnisse nicht im höchsten Grade ungünstig sind, vorzüglich dann, wann die Aussaat gewalzt wurde.

Zincker.

Ueber das Fioringras.

(Aus der landwirthschaftlichen Pflanzenkunde von Metzger.)

Ueber kein Futtergras hat man vor ungefähr 10 Jahren mehr Lärm verbreitet, als über das Fioringras, der von England ausging und sich über Deutschland und Frankreich verbreitete. Die hierüber gemachten praktischen Erfahrungen sind aber bis jezt sehr widersprechend, was wohl daher rühren mag, weil man nicht immer das ächte Gras aussäete, hauptsächlich aber, weil es in den verschiedenartigsten und oft sehr unpassenden Boden-Arten und Lagen angebaut worden zu seyn scheint. Nach unserer Ansicht gehört das Fioringras nur auf feuchte torfige Wiesen, und namentlich in Gegenden, wo viel Nebel und feuchte Luft ist, unter welchen Verhältnissen es einen dichten Rasen bildet und ein nahrhaftes, mehrmal abzumähendes Bodenfutter liefert, das bis in den Winter Blätter treibt und im Herbste bis in den tiefen Winter hinein noch abgeweidet werden kann, wozu namentlich das englische Klima, wo die Luft sehr feucht und der Winter gelind ist, sich besser eignen mag, als das deutsche.

Schwerz sagt hierüber: Es gedeiht vorzugsweise auf feuchten und moorigen Wiesen, und so bleibt auch das mindergute unter sicheren Umständen schäzbar. Die Schösse dieses Grases verlängern sich auf 2 — 4, ja manchmal auf 6 Meter. Man muß sich aber deßwegen nicht vorstellen, als wenn man auch 10, 15, 20 Fuß langes Heu davon einernten werde. Der rankende braunröthliche Halm kriecht nemlich dicht über der Erde her, schlägt an jedem Knoten neue Wurzeln in dieselbe und treibt von jedem dieser Punkte eine Schosse mit einigen Blättern bis zur Höhe von 1½ Fuß auf. So viel also und nicht mehr kann die Sense davon fassen.

Auf Wässerwiesen, denen es nicht an Wasser fehlt, bietet dieses Gras ein saftiges, nährendes Futter und das beste Heu dar, welches man kennt, besonders für Schafe. Auf troknem, magerem Boden aber wird es so hart und saftlos, daß kein Thier es des Anbisses würdiget. Man pflanzt es sehr leicht durch Ableger fort, indem jedes auch noch so kleine Rankenstük Wurzel schlägt. Man hat den beinahe unglaubigen Ertrag einer Wiese in Weltshire, wovon man den Grundwerth wenigstens auf 5400 fl. per Hektar anschlägt, von diesem Grase, welches sich darauf findet, herleiten wollen. Eine genaue Untersuchung hat aber bewiesen, daß diese Wiese die Grösse ihres Heuertrags einzig dem gemeinen Rispengras (Poa trivialis) zu verdanken hatte.

100 Pfund Samen kosten bei Booth und Comp. in Hamburg 30 Mark.

Merkwürdige Verbesserung des Kartoffel-Baues.

Man hat in neuerer Zeit auch in Deutschland die Erfahrung gemacht, daß die Kartoffeln, ohne daß man einen genügenden Grund anzugeben wußte, gänzlich fehlgeschlagen sind. Ein Gleiches war in England in den lezten Jahren der Fall, und eine Provinzialzeitung, der „Paisley Advertiser“ theilt nun hinsichtlich der Abhülfe Folgendes mit. Ein Hr. Stierrat kam auf die Ansicht, daß die erzeugende Kraft der Kartoffel auf einem Boden, der, ohne auszuruhen, längere Zeit angebaut worden war, allmählig erschlaffe. Um die Probe zu machen, pflanzte er einige wenige Kartoffeln auf einem Boden, der 70 Jahre lang unbebaut war. Als er im folgenden Jahre die gewonnenen Kartoffeln als Samen benüzte, schlug auch nicht Eine fehl, während rundumher die Kartoffeln zahlreich mißriethen. Er hat dasselbe die lezten sechs Jahre hindurch gethan, und nie Mißernte gehabt; er hat solche frisch gewonnene Kartoffeln neben den alten gewöhnlichen angepflanzt, und leztere sind mißrathen, während die andern prächtig gediehen sind, obgleich die Zeit der Aussaat, Behandlung und Düngung sonst ganz gleich waren. Auffallend ist dabei, daß die frisch zur Besamung gezogenen Kartoffeln im ersten Jahre viel minder gut zu essen sind; ein gleiches Maß frischer und alter Kartoffeln gab bei der Umwandlung in Mehl oder Stärke ein ganz verschiedenes Resultat; die alten Kartoffeln ergaben sieben, die auf neu umgebrochenen Boden gezogenen Kartoffeln nur vier Pfund. Bei der nächsten Ernte glich sich jedoch dieß aus.

Ueber Diamanten.

Gegen Ende des vorigen Jahres ist schon von Paris aus die merkwürdige Entdekung mitgetheilt worden, daß man Diamanten, welche man bisher nur lose im Sande vorkommend kannte, auch in ihrem Muttergestein, in der Felsart, worin sie sich gebildet haben müssen, aufgefunden habe. Jezt ist diese wichtige Entdekung auch in Berlin vollkommen bestätigt worden. Herr v. Lomonocheff, der kaiserl. russische Gesandte in Rio-Janeiro, hat bei seiner Rükkehr nach St. Petersburg einige Tage in Berlin zugebracht, und Herr Dr. Girard hat die von ihm mitgebrachten Diamanten im Muttergestein genau examinirt und beschrieben. Die ersten mineralogischen Autoritäten von Berlin, Herr v. Buch, Weiß und Rose, haben die Thatsache vollkommen bewährt gefunden. Theils sind die im Gestein sizenden Diamanten in einem Konglomerate von weissen Quarz und Kieselschiefer, welches einen Kitt von Brauneisenstein hat, eingewachsen. Viel interessanter sind aber die Stüke von ursprünglicher Entstehung, in welchen die Diamantenkrystalle in einem sehr quarzreichen Glimmerschiffer und in einem weissen Quarzfels fest inne sizen, die Stüke stammen aus Brasilien, von den Felsen am linken Ufer der Corrego dos Rois in der Serra de Santo Antonio de Grommagoa, 43 Legoas nördlich von Diamantino oder Tejuco in der Provinz Minas geraes. Die in neuerer Zeit angenommene Ansicht, daß die Diamanten ein jüngeres Erzeugniß aus verdichteter pflanzlicher Kohle seyen, wird durch die Entdekung auf das Bestimmteste beseitigt.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Seeluft im Zimmer.

Dr. Lobethal zu Breslau hat die Kunst erfunden, mittels eines Apparates durch eine sorgfältige Gasmischung Seeluft im Zimmer herzustellen. Es bedienen sich der Bäder darin Brustkranke und Schwindsüchtige, indem etwa 12 Personen um ein Bassin sizen, in dessen Mitte eine Fontaine entspringt, wodurch die flüchtigen Bestandtheile des künstlichen Seewassers verdünsten.

Gummielastikum

ist nun von einem gewissen Ascherdson in London sogar zur Pflasterung, besonders für Pferdeställe, empfohlen worden.

Die phrenologische Gesellschaft

in London hat, unter Dr. Combe's Auspicien, eine Prämie für die beste Abhandlung der Frage ausgeschrieben: »Wie Parlamentsmitglieder nach den Grundsäzen ihrer Wissenschaft zu wählen seyen?«

Ein Kleid.

Der Baron James von Rothschild kaufte bei seiner lezten Anwesenheit in Brüssel für seine kürzlich verheirathete Tochter ein Spizenkleid, wofür er nicht weniger als 30,000 Franken bezahlte.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro 41. 13. Oktober 1843.

Inhalt: Hütchen. — Ein Aufruhr auf einem Sklavenschiffe. — Das Holzpflaster in England. — Preisaufgabe.

Hütchen.

»Ich bin ein Geist, und geh' herum und heisse mit Namen Hütchen:
Wer früh aufsteht und fleissig ist, bekommt von mir ein Gütchen!
Husch, hin und her,
Die Kreuz und Quer!
Die ganze Stadt ist ledern,
Liegt bis an's Ohr in Federn!« —

»Doch horch, da klingt ping pang, ping pang, bei einem Nagelschmiede,
Und seine Tochter singt dazu aus einem frommen Liede!
Gesegnet seyd,
Ihr guten Leut'!
Wie fleissig beide sizen:
Die Tochter klöpfelt Spizen!«

Nun macht der Schmid viel Nägel sich... die Stange nimmt kein Ende! —
Die Tochter mißt die Spizen nach . . . o Wunder auch kein Ende!
»Seyd fröhlich heut
Ihr guten Leut',
Die Frühauf segnet Hütchen
Mit seinem Zauberrüthchen!« —

August Kopisch.

Ein Aufruhr auf einem Sklavenschiffe.

Kapitän Amadeus war ein tüchtiger Seemann; er hatte als einfacher Matrose begonnen, und war später Untersteuermann geworden. Eine Holzspleisse zerschmetterte ihm in der Schlacht von Trafalgar die Hand; er wurde amputirt und mit guten Zeugnissen entlassen. Die Ruhe behagte ihm nicht sonderlich, und bei der nächsten Gelegenheit, sich einzuschiffen, nahm er Dienste als Unterlieutenant am Bord eines Freibeuters. Einige Prisengelder, die ihm zukamen, verschafften ihm die Mittel, Bücher zu kaufen, und die Theorie der Schiffkunst zu studiren, deren Praxis er sich vollkommen zu eigen gemacht hatte. Mit der Zeit wurde er Kapitän eines Korsaren von drei Kanonen und einer Equipoge von sechzig Mann; die Küstenfahrer von Jersey erinnern sich noch seiner Thaten. Mit dem Eintritte des Friedens hörte sein Gewerbe auf. Während des Krieges hatte er ein kleines Vermögen errungen, das er auf Kosten der Engländer zu vermehren hoffte. Er mußte seine Dienste friedliebenden Kaufleuten anbieten, und da er als entschlossener, erfahrener Mann bekannt war, so konnte es nicht fehlen, daß man ihm ein Fahrzeug anvertraute. Als der Negerhandel verboten wurde, da war Kapitän Amadeus ein kostbarer Mann für die Ebenholzhändler. Am meisten Ehre brachte ihm bei den Sklaven-Verkäufern der Bau einer Brigg, den er selbst leitete, eines langen, schmalen Schnellseglers, der einem Kriegsschiffe glich, und dennoch eine grosse Anzahl Schwarzer fassen konnte. Die Zwischendeke seiner Augusta, so nannte er die Brigg, sollte nur drei Fuß vier Zoll hoch seyn, indem er behauptete, diese Höhe erlaube den Sklaven von gewöhnlichem Wuchse, bequem zu sizen. „Warum sollten sie auch aufstehen wollen? Sind sie auf den Kolonien angelangt“, sprach Amadeus, „so werden sie lange genug auf den Beinen bleiben müssen.“

Die Augusta lief an einem Freitag von Nantes aus, wie abergläubische Leute später bemerkten. Die Inspektoren untersuchten das Schiff sorgfältig, aber es entgingen ihren Bliken sechs grosse Kisten mit Ketten, Handfesseln und jenen Eisen, die man, der Himmel weiß, warum, Gerechtigkeits-Stangen nennt. Auch erstaunten sie nicht über den unermeßlichen Wasservorrath der Augusta, welche nach ihren Papieren nur nach dem Senegal segelte, um dort Holz- und Elfenbeinhandel zu treiben. Wohl dauert die Fahrt nicht lange, aber

zu viel Vorsicht kann nie schaden. Träte Windstille ein, was dann anfangen?

Die Augusta segelte also an einem Freitag — wohl betakelt und mit Allem versehen — aus. Amadeus hätte vielleicht solideee Masten gewünscht, aber so lange er die Brigg befehligte, hatte er sich nicht darüber zu beklagen. Die Fahrt ging bis zue afrikanischen Küste schnell und glüklich von Statten. Man legte im Joal-Fluß in einem Augenblike voe Anker, da die englischen Kreuzer diesen Theil der Küste nicht bewachten. Mäkler vom Lande kamen sogleich an Bord. Die Zeit konnte nicht günstiger seyn; Dauda, ein bekannter Krieger und Menschenverkäufer, brachte so eben eine grosse Anzahl Sklaven an die Küste und schlug sie wohlfeil los. Denn er war sich kräftiger Mittel bewußt, den Markt rasch wieder zu veesehen, wenn seine Handelsgegenstände selten wueden.

Kapitän Amadeus ließ sich nach dem Gestade beingen, um Danda zu besuchen. Ee traf ihn in einer eilig errichteten Strohhüte in Gesellschaft seiner beiden Frauen, einiger Unterhändler und Sklavenführer. Dauda hatte sich zum Empfange des weissen Kapitäns geschmükt; er trug eine blaue alte Uniform mit Korporals-Galonen, von jeder Schulter hingen zwei goldene, an denselben Knopf befestigte Epaulettes, über Rüken und Beust baumelnd. Ein grosser Reitersäbel war mittels einer Schnue an seinee Seite aufgehängt; in der Hand hielt er eine schöne, englische Doppelflinte. Stillschweigend betrachtete ihn Kapitän Amadeus eine Zeit lang, und nachdem er seine Gestalt als Kenner gepeüft hatte, wandte er sich gegen seinen Lieutenant, und speach: „Das ist ein Keel, den ich in Martinique um wenigstens tausend Thaler veekaufen könnte."

Man schleppte einen Korb mit Branntweinflaschen herbei, sezte sich in den Schatten, und Dauda gab ein Zeichen, daß man die Sklaven vorführen solle, die er zu verkaufen hatte. Sie erschienen in langer Reihe, den Körper durch Ermüdung und Furcht gebeugt; den Hals umschloß je eine sechs Fuß lange Gabel, deeen beide Enden am Genike durch eine Holzstange verbunden waren.

Bei jedem männlichen oder weiblichen Sklaven, der vor ihm vorüberzog, zukte der Kapitän die Achseln; die Männer fand er hinfällig, die Weiber zu alt oder zu jung, und beklagte sich sehr über die Verschlimmerung der schwarzen Race. Unter immerwährendem Tadel traf er indessen eine Wahl unter den stärksten und schönsten Schwarzen. Diese konnte er zu gewöhnlichen Preisen annehmen, bei den übrigen abee verlangte er eine bedeutende Verminderung. Dauda vertheidigte dagegen seine Interessen, lobte seine Waare, sprach von der Seltenheit der Menschen und den Gefahren des Handels. Endlich nannte er einen Preis füe die Sklaven, welche der Kapitän an Bord nehmen wollte.

Sobald der Dolmetsch Dauda's Vorschlag in das Französische übertragen hatte, fiel Amadeus vor Staunen und Wuth rükwärts; dann stieß er einige abscheuliche Flüche aus, und erhob sich, als wollte er den ganzen Handel mit einem so unveenünftigen Menschen abbeechen. Dauda hielt ihn fest, vermochte ihn aber kaum wieder zum Sizen zu bringen; eine neue Flasche wurde entpfropft, und die Unterhandlung fing wieder an. Jezt kam die Reihe an den Schwarzen, die Vorschläge des Weissen toll und unsinnig zu finden. Man schrie und stritt sich lange Zeit, und trank im Uebermasse Branntwein; aber das Getränk beachte eine durchaus verschiedene Wirkung auf die zwei unterhandelnden Parteien hervor, je mehr der Feanzose teank, desto mehr verminderte er seine Angebote, je mehr der Afrikaner trank, desto mehe gab er in seinen Fordeeungen nach, und als der Korb geleert war, hatte man sich vereinigt. Schlechte Baumwollenzeuge, Feuersteine, drei Tonnen Branntwein, fünfzig Gewehee in schlimmen Stande wurden für hundert und sechszig Sklaven gegeben. Der Kapitän gab dem mehr als halb trunkenen Schwarzen zur Ratifikation des Kaufes einen Handschlag, und sogleich wurden die Sklaven den französischen Matrosen übergeben, welche ihnen schleunig die hölzernen Gabeln abnahmen, und dafür Halseisen und Handschellen anlegten.

Noch waeen etwa deeissig Sklaven, Kinder, Geeise und schwache Weiber übrig. Das Schiff

war voll; Dauda wußte nicht, was er mit diesem Ausschusse anfangen sollte, und bot dem Kapitän das Stük für eine Flasche Branntwein an. Das Anerbieten war verführerisch; Amadeus wählte die zwanzig besten von den dreissig Sklaven aus. Dann verlangte Dauda nur noch ein Glas Brannt-Wein für jeden von den zehn Uebrigen. Amadeus bedachte, daß ein Kind nur den halben Raum einnehme, und wählte drei Kinder, erklärte aber, daß er sich nun mit keinem einzigen Schwarzen mehr belasten werde. Als Dauda sah, daß ihm noch sieben Sklaven zur Beschwerde bleiben werden, so ergriff er sein Gewehr, und schlug auf ein Weib an, das zuerst kam; es war die Mutter der drei Kinder. „Kaufe", rief er dem Weissen zu, „oder ich tödte sie. Ein Gläschen Branntwein, oder ich schiesse." „Nun, was Teufels soll ich damit machen?" entgegnete Amadeus. Dauda gab Feuer, und die Sklavin stürzte nieder. „Jezt an einen Andern", rief Dauda, als er einen kranken Greis bemerkte. „Ein Glas Branntwein. . ." Eine seiner Frauen fiel ihm in den Arm und der Schuß ging in's Weite. Sie hatte in dem Alten, den ihr Gatte tödten wollte, einen Magier erkannt, der ihr prophezeit hatte, sie werde Königin werden. Dauda, vom Branntwein zur Wuth getrieben, war nicht mehr seiner Herr, als er sah, daß man sich seinem Willen widersezen wollte; er schlug seine Frau mit dem Gewehrkolben und wandte sich dann an Amadeus: „Nimm, ich schenke Dir diese Frau, sie ist schön." Lächelnd betrachtete sie Amadeus, nahm sie an der Hand und sprach: „Ich weiß schon ein Pläzchen für sie." Der Dolmetsch hatte menschliches Gefühl; er gab Dauda ein Stük Wollenzeug für die sechs übrigen Sklaven, befreite sie von ihren Gabeln und erlaubte ihnen zu gehen, wohin sie wollten. Alsbald machten sie sich davon. Einstweilen verabschiedete sich der Kapitän von Dauda und ließ die Ladung so schnell als möglich an Bord bringen. Dauda legte sich im Schatten auf das Gras nieder und entschlief. Als er wieder erwachte, war das Schiff unter Segel und schwamm den Strom hinab; den Kopf noch schwer von der Schwelgerei des vorigen Tages, verlangte Dauda sein Weib Ayscha. Man entgegnete, sie habe das Unglük gehabt, ihm zu mißfallen, und er habe sie dem weissen Kapitän geschenkt, der sie nach seinem Schiffe gebracht. Erstaunt über diese Nachricht, schlug sich Dauda vor die Stirne, ergriff seine Flinte und lief, da der Fluß mehrere Krümmungen bildete, nach einer Bucht unfern der Mündung. Er hatte noch Zeit, sich in einen Kahn zu werfen, und das Sklavenschiff zu gewinnen. Amadeus war überrascht, als er ihn erblikte, mehr aber noch, als er ihn sein Weib wieder begehren hörte. „Geschenkt wird nicht zurükgegeben!" antwortete er und wandte ihm den Rüken zu. Der Schwarze bestand darauf, wollte einen Theil der Gegenstände zurükgeben, die er zum Austausch gegen die Sklaven erhalten; am Ende bot er sogar seine goldenen Epaulette, seine Flinte und seinen Säbel. Alles vergebens.

Während dieser Verhandlung sprach der Lieutenant der Augusta zum Kapitän: „Diese Nacht sind uns drei Sklaven gestorben, wir haben Raum; warum ergreifen wir nicht diesen kräftigen Kerl; er ist allein mehr werth, als die drei Todten." Amadeus stimmte dieser Meinung bei. Man hatte ihn nur der Waffen zu berauben, denn es wäre gefährlich gewesen, Hand an ihn zu legen, so lange er sie noch besessen hätte. Der Kapitän verlangte nun die Flinte von ihm, als wollte er sie prüfen und sich versichern, ob sie so viel werth sey, als die schöne Ayscha; während er die Federn spielen ließ, war er darauf bedacht, das Pulver von der Pfanne fallen zu lassen. Der Lieutenant seiner Seits faßte den Säbel, und als Dauda so entwaffnet war, pakten ihn zwei stämmige Matrosen, warfen ihn auf den Rüken und knebelten ihn. Der Schwarze leistete heldenmässigen Widerstand und wurde bei der Vertheidigung verwundet. Er stieß ein wüthendes Geschrei aus, und geberdete sich wie ein im Neze gefangener Eber; als er aber sah, daß aller Widerstand fruchtlos sey, schloß er die Augen und blieb regungslos. Aus seinem schweren, raschen Athemzuge war allein noch zu schliessen, daß er lebe.

„Bei Gott!" rief der Kapitän, „die Schwarzen, die er verkaufte, werden herzlich lachen, wenn

sie ihn jezt auch als Sklaven erbliken. Dießmal werden sie einsehen, daß es eine Vorsicht gibt."

Von einem guten Landwinde begünstigt, entfernte sich das Schiff rasch von Afrika's Küste.

Dauda war einige Zeit von seiner Wunde unter den Luken fest gehalten; endlich erschien er auf dem Verdeke und warf, das Haupt stolz unter der furchtsamen Menge der Sklaven erhebend, einen trüben aber ruhigen Blik auf die unermeßliche, das Fahrzeug umwogende Wasserfläche; dann legte er sich oder sank auf den Boden des Oberloffs, ohne sich nur die Mühe zu geben, seine Ketten so zu ordnen, daß sie ihm minder unbequem würden. Amadeus saß, behaglich seine Pfeife rauchend, auf dem Hinterkastell des Schiffes; zu seiner Seite stand Aysche, ohne Fesseln, angethan mit einem eleganten blauen baumwollenen Kleide, niedliche Maroquin-Pantoffeln an den Füssen, in der Hand eine Platte und Liqueurs darauf, die sie ihm von Zeit zu Zeit reichte.

Ein Schwarzer, der den Dauda haßte, machte ihm ein Zeichen, daß er auf diese Seite blike. Dauda wandte sich, sah, stieß einen Schrei aus, erhob sich stürmisch, lief gegen das Hinterkastell, ehe die Matrosen ihn von einer so ungeheuern Verlezung aller Schiffsdisciplin abhalten konnten, und rief mit donnernder Stimme: „Aysche, glaubst Du, es gebe im Lande der Weissen keinen Mama Jumbo." Schon liefen die Matrosen mit aufgehobenem Stoke herbei; aber Dauda kehrte, wie empfindungslos, ruhig zu seinem Plaze zurük, während Aysche in Thränen ausbrach und von den geheimnißvollen Worten versteinert schien.

Der Dolmetsch erklärte, daß der Name des Mama Jumbo allein schon im Stande sey, Schreken hervorzubringen. „Fürchtet ein Mann bei den Negern, sein Weib thue, was viele Weiber in Europa, wie in Afrika thun, so droht er mit Mama Jumbo."

In der Nacht, als die ganze Mannschaft in tiefem Schlafe lag, hörten die Wächter einen ernsten, düstern, feierlichen Gesang, der vom Zwischendeke herauf ertönte, dann das schreklich schrille Geschrei eines Weibes. Darauf vernahm man im ganzen Schiffe die schwere Stimme des Amadeus mit Schwüren und Drohungen und das Getöse seiner furchtbaren Peitsche. Einen Augenblik später war Alles ruhig. Am andern Morgen erschien Dauda auf dem Verdeke, die Gestalt gebeugt, aber eben so stolzen, entschlossenen Blikes, wie vorher.

Aysche, welche neben dem Kapitän auf dem Hinterkastelle saß, lief auf Dauda zu, sobald sie ihn erblikte, warf sich vor ihm auf die Kniee und rief in verzweiflungsvollem Tone: „Vergib, Dauda, vergib mir!" Dauda schaute sie eine Minute lang fest an; und als er gewahr wurde, daß der Dolmetsch sich entfernt hatte, flüsterte er: „eine Feile", legte sich auf den Boden und wandte Aysche den Rüken. Der Kapitän schmähte heftig, gab ihr selbst einige Ohrfeigen, und verbot ihr, ferner mit ihrem ehemaligen Gatten zu sprechen; aber er hegte keinen Verdacht, wegen der wenigen Worte, die sie gewechselt, und befragte sie auch gar nicht hierüber.

Dauda aber, der mit den andern Sklaven eingeschlossen war, ermahnte diese Tag und Nacht, einen hochherzigen Versuch zu Wiedergewinnung ihrer Freiheit zu wagen. Er sprach von der geringen Anzahl Weisser und machte sie auf die stets zunehmende Nachläßigkeit ihrer Wächter aufmerksam.

Eines Tages warf ihm Aysche ein Stük Zwiebak zu, und machte dabei ein Zeichen, das nur er verstand. Der Zwiebak enthielt eine kleine Feile; von diesem Werkzeuge hing das Gelingen des Komplots ab. Dauda hütete sich Anfangs wohl, die Feile seinen Gefährten zu zeigen, aber als die Nacht eingebrochen war, begann er unverständliche Worte zu murmeln, die er mit sonderbaren Geberden begleitete. Nach und nach wurde er lauter und schrie. Nach den verschiedenen Tönen seiner Stimme hätte man glauben können, er sey in lebhaftem Gespräche mit einer unsichtbaren Person begriffen. Alle Sklaven zitterten, und zweifelten nicht, der Teufel befinde sich in diesem Augenblike in ihrer Nähe. Dauda endigte diese Scene durch ein Freudengeschrei.

„Kameraden", rief er aus, „der Geist, den ich beschworen, hat mir endlich gegeben, was er mir versprochen; in meinen Händen halte ich das Werkzeug unserer Befreiung. Jezt braucht Ihr

nur ein wenig Muth, um Euch frei zu machen.“ Er ließ seine Nachbarn die Feile berühren, und so handgreiflich die Lüge auch war, so fand sie doch bei den dummen Leuten Glauben.

Nach langem Harren kam der grosse Tag der Rache und Freiheit. Durch einen feierlichen Eid vereint hatten die Verschworenen nach reiflicher Ueberlegung ihren Plan festgestellt.

Kapitän Amadeus war an diesem Tage sehr heiter gestimmt; wider seine Gewohnheit begnadigte er einen Schiffsjungen, der die Peitsche verdient hatte. Er lobte den Quartoffizier wegen seines Mannövers, erklärte der Mannschaft seine Zufriedenheit, und kündigte ihr an, daß in Martinique, wo sie bald anlangen würden, jeder Mann ein besonderes Geschenk erhalten werde.

Die Sklaven feilten ihre Eisen so, daß man sie mit der geringsten Anstrengung vollends zerreissen konnte. Nachdem sie einige Zeit Athem geholt, nahmen sie sich alle bei der Hand und schikten sich zum Tanze an, während Dauda den Kriegsgesang anstimmte. Dann legte sich Dauda, als hätte ihn die Anstrengung erschöpft, der Länge nach zu den Füssen eines Matrosen nieder, der nachlässig am Plattbord lehnte. Alle Verschworenen thaten das Gleiche, bis jeder Matrose von mehreren Schwarzen umgeben war.

Plözlich stößt Dauda, der sachte seine Fesseln zerbrochen hat, als Signal zum Angriff einen Schrei aus, zieht den Matrosen, bei dem er sich befindet, an den Beinen, wirft ihn nieder, sezt ihm den Fuß auf den Leib, entreißt ihm sein Gewehr, und schießt den Quartoffizier damit todt. Zur selben Zeit wird jeder Wache habende Matrose gepakt und umgebracht. Von allen Seiten erhebt sich Kriegsgeschrei. Einer der Ersten fällt den Hochbotsmann, der den Schlüssel zu den Fesseln hatte. Eine Masse Neger überschwemmt das Oberloff. Wer keine Waffen bekommen kann, der ergreift Spillstangen oder die Ruder von der Schaluppe. Die europäische Mannschaft war jezt verloren; aber Amadeus lebte noch, und sein Muth war ihm nicht im mindesten gesunken. Als er bemerkte, daß Dauda die Seele der Verschwörung sey, hoffte er, könnte er nur diesen tödten, leichter Spiel mit seinen Genossen zu haben. Mit donnerndem Zurufe, den Säbel in der Faust, sprang er auf ihn zu. Dauda stürzte sich auf den Kapitän, sein Gewehr am Ende des Laufes haltend, dessen er sich als Keule bediente. Dauda führte den ersten Streich; der Weisse aber wich dem Schlage durch eine leichte Körperbewegung aus; der Kolben schmetterte mit Gewalt auf den Boden und zerbrach; der Schlag war so heftig, daß die Flinte Daudas Händen entfiel. Er war ohne Waffen. Amadeus erhob mit teuflischem Lachen den Arm, um ihn zu tödten, aber Dauda war behende, wie die Panther seines Vaterlandes, er sprang seinem Gegner in den Arm und faßte die Hand, in der er den Säbel hielt. Bei dem wüthenden Kampfe fielen Beide nieder, aber der Afrikaner lag unten. Ohne sich entmuthigen zu lassen, preßte Dauda seinen Gegner gewaltsam zusammen, und biß ihm dann so grimmig in den Hals, daß das Blut wie unter den Zähnen eines Löwen hervorsprizte. Der Säbel entsank des Kapitäns geschwächter Hand; Dauda bemächtigte sich seiner, sprang mit Blut triefendem Munde auf, erhob sein Triumphgeschrei und durchbohrte seinen halbtodten Feind mit mehreren Stössen. Nun war der Sieg nicht mehr zweifelhaft. Die wenigen noch übrig gebliebenen Matrosen wollten das Mitleid der Aufrührer anflehen; aber Alle, den Dolmetsch ausgenommen, der ihnen nie Uebles angethan, wurden niedergemezelt.

Als der lezte Matrose in Stüke zerschnitten und ins Meer geworfen war, als die Schwarzen ihren Racheburst gestillt hatten, da erhoben sie die Augen zu den Segeln, welche, von frischem Winde aufgeblasen, noch ihrem Unterdrüker zu gehorchen und die Sieger, troz ihrem Triumphe, in das Land der Sklaverei zu führen schienen. „Nun ist Nichts gethan“, dachten sie trüben Sinnes; „wird uns der grosse Fetisch der Weissen in unser Land zurükbringen, uns, die wir das Blut seiner Meister vergossen?“ Einige sagten, Dauda vermöge ihn zum Gehorsame zu bringen; sogleich rief man diesen herbei.

Eine Ruhe heuchelnd, die er nicht besaß, erschien er auf dem Oberloff. Von hundert ver-

worrenen Stimmen gedrängt, die ihn zur Leitung des Schiffes aufriefen, nahte er sich mit langsamen Schritten dem Steuer, als wollte er den Augenblik hinausschieben, der für ihn und die Andern über die Ausdehnung seiner Macht entscheiden sollte. Jeder, auch der einfältigste Neger hatte den Einfluß bemerkt, den ein gewisses Rad auf die Bewegung des Fahrzeuges ausübt; aber in diesem Mechanismus lag stets ein undurchdringliches Geheimniß für sie; Dauda untersuchte den Kompaß und bewegte dabei lange Zeit die Lippen, als läse er die Charaktere, die er vor sich sah; dann legte er die Hand an die Stirne und nahm die nachdenkende Stellung eines Mannes an, der im Kopfe eine Berechnung unternimmt. Mit aufgesperrtem Munde umstanden ihn die Neger und folgten ängstlich allen seinen Geberden. Endlich führte er in jener Mischung von Furcht und Vertrauen, welche die Unwissenheit einflößt, mittels eines Druks eine heftige Bewegung am Steuerrad aus.

(Schluß folgt.)

Das Holzpflaster in England.

In den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleisses für das Königreich Preussen theilt Herr Busse über diesen Gegenstand, der in der lezten Zeit in den englischen Blättern selbst eine so verschiedene Beurtheilung erfahren hat, folgende interessante Angaben mit, der im Original ein Paar Holzschnitte beigegeben sind, die wir hier weglassen, da aus der faßlichen Beschreibung selbst die Sache leicht erkannt und verstanden werden kann.

„Die Engländer", äussert der Verf., „haben eine so grosse Abneigung gegen das Geräusch, welches durch das Fahren der Wagen auf dem Steinpflaster erzeugt wird, daß es in London zum Gegenstand eifriger Bestrebungen geworden ist, diesen für grössere Städte allerdings erheblichen Uebelstand durch Einführung anderer als der bisher üblichen Befestigungsmittel der Strassen zu beseitigen. Vor etwa 20 Jahren glaubte man ein solches Mittel gefunden zu haben, indem man die städtischen Strassen nicht wie bisher mit grösseren Steinen pflasterte, sondern dieselben nach der von Mac Adam empfohlenen Methode chaussirte. Und so finden sich denn in London, Edinburg, Dublin und andern Städten jenes Landes viele Strassen chausseemässig befestigt. Hiervon ist man jedoch, wenigstens in London, in neuerer Zeit wieder zurükgekommen, weil durch die häufigen Reparaturen der chaussirten Strassen der Verkehr in denselben zu oft unterbrochen, und weil überdieß in den Städten dadurch zu viel Schmuz erzeugt wird. Seit etwa 4½ Jahren hat man nun in mehreren der belebtesten Strassen Londons Versuche gemacht, das Steinpflaster und die Chausseen durch ein Pflaster von Holzklözen, deren Kopf, oder Hirnflächen nach oben und unten gekehrt sind, zu ersezen, und ist damit verhältnißmässig sehr rasch und weit vorgeschritten. Die erheblichste Schwierigkeit, auf welche man hierbei zuerst gestossen ist, besteht darin: sämmtliche Klöze in der ihnen ursprünglich gegebenen Lage zu erhalten, d. h., zu verhüten, daß einzelne derselben, welche durch die darüber hingehenden Lasten am Meisten betroffen werden, nicht tiefer in die Unterlage eingedrükt werden, als die anderen. Es leuchtet ein, daß diese Bedingung nie vollkommen zu erfüllen seyn wird, daß sie aber gleichwohl als Hauptsache angesehen werden muß, weil durch jede Unebenheit in dem Pflaster das Fahren auf demselben unbequem wird und die Abnuzung desselben in hohem Grade wächst. Zur Hebung dieser Hauptschwierigkeit sind in den Jahren 1838 und 1839 mehr als 20 verschiedene Konstruktionen in Vorschlag gebracht und patentirt worden, welche den Zwek haben, jedem einzelnen Kloze eine solche Form zu geben, daß er von seinen Nachbarn getragen werde, und daß er zugleich einen Theil derselben unterstüzen helfe. Die Vorschläge gingen meist auf dasselbe Prinzip hinaus, welches bei der Bildung scheidrechter oder sehr flach gebogener Gewölbe durch künstliche Steinformen schon früher oft in Anregung gebracht, aber wegen zu grosser Kostbarkeit selten ausgeführt worden ist. Sie waren vor meiner Reise nach England aus Beschreibungen und Zeichnungen mir bekannt, und es hatte daher für mich ein Interesse, nun selbst zu sehen, welche Konstruktion bei aus-

gedehnter Anwendung den Vorzug erlangt haben würde. Ich wurde nicht überrascht, indem ich fand, daß alle künstliche Formen der Klöze, welche vorgeschlagen und mir bekannt geworden waren, fast gar keine Anwendung fanden, sondern daß man zu einer sehr einfachen Gestalt derselben zurükgekehrt war, und dasjenige, was an ihrer festen Lage durch diese Einfachheit etwa eingebüßt werden mochte, dadurch zu ersezen suchte, daß man die Bettung, auf welcher die Klöze ruhen, durch eine 8 bis 9 Zoll dike Lage von Concret (Mörtelguß) befestigte. Ich war, wie gesagt, hierdurch nicht überrascht, weil ich einerseits zu den künstlichen Formen der Klöze mit ihren Haken, einspringenden Winkeln, gekrümmten Seitenflächen u. s. w. vorweg kein Vertrauen fassen konnte, anderseits aber in London vielfache Gelegenheit hatte, mich von der grossen Festigkeit des Mörtelgusses, welche bei den trefflichen Eigenschaften des englischen Kalkes erreichbar ist, zu überzeugen. Die Bereitung einer festen Unterlage durch Mörtelguß erfordert zwar, verglichen mit einem Klozpflaster, welches auf die blosse festgestampfte Erde, oder auf einen Lehmschlag gelegt wird, einen grössern Kosten- und Zeitaufwand, lezteren aus dem Grunde, weil die Erhärtung des Mörtels abgewartet werden muß, bevor das Klozpflaster darauf gelegt wird, und bin daher der Meinung, daß eine solche Unterlage nicht fortzulassen sey. Die Klöze, welche in London am Häufigsten verwendet werden, sind von rechtwinkelig bearbeiteten 6 und 8 Zoll starken Tannenhölzern schräge geschnitten, so daß zwei Seiten derselben die Gestalt eines Rhombus annehmen, dessen Winkel gegen 60 und 120 Gr. enthalten. Die senkrechte Höhe der Klöze beträgt 7 Zoll, die obere Kopffläche jedes derselben ist kreuzweise mit zwei Einschnitten von ¾ Zoll Tiefe versehen, welche dazu dienen sollen, das Ausgleiten der Pferde zu verhüten, wenn sie im raschen Laufe plözlich aufgehalten werden.“

„Die Zusammenfügung der Klöze geschieht in folgender Art. Es werden 8 bis 9 Klöze dicht zusammen in einer Reihe aufgestellt, und mittels leichter von Eisendraht gefertigter Klammern in dieser Stellung unter einander befestigt; dann werden vier solcher Reihen in der Art zusammengestellt, daß die spizen Winkel der rautenförmigen Seitenflächen einer Reihe mit den stumpfen Winkeln der nächsten Reihen abwechseln.“

„Jeder Kloz ist senkrecht auf die rautenförmigen Seitenflächen mit zwei Bohrlöchern von einem Zoll Durchmesser versehen, welche mit den Löchern der Nachbarreihen genau korrespondiren. Durch diese Löcher werden Blöke von Rüstern, Eschen, oder anderen zähen Holzgattungen getrieben, und so die vier Reihen, also im Ganzen 32 oder 36 Klöze mit einander zu einer festen Platte verbunden.“

„Die Bearbeitung der Klöze und ihre Verbindung unter einander zu grösseren Platten geschieht in den Werkstätten der Unternehmer vermittels mechanischer Vorrichtungen, welche das Sägen, Hobeln, Bohren und das Eintreiben der Pflöke verhältnißmässig rasch und mit der größten Genauigkeit verrichten, und welche sämmtlich durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesezt werden.“

(Schluß folgt.)

Preisaufgabe.

Man liest in den Berlinischen Nachrichten vom 17. Mai Folgendes: Der bekannte Gutsbesizer Witt, genannt von Döring, in Pischow bei Ratibor (in Schlesien) hat einen An- und Aufruf im Druk erscheinen lassen, in welchem er den Vorschlag macht, einen Preis von mindestens 10,000 Thalern für die Lösung folgender Aufgabe auszusezen: „Auf einfache Weise aus Kartoffeln schmakhaftes Bier zu bereiten und demnächst dem Spiritus eine bis jezt noch unbekannte und lohnende Verwendung, z. B. zur Heizung und Beleuchtung, im Grossen anzuweisen.“ — Hr. W. gen. v. Döring weißt zu diesem Zweke sogleich 100 Dukaten an. Der Zwek dieses Vorschlags ist, dem Branntweintrinken Einhalt zu thun, ohne daß die Gutsbesizer mit ihren Brennereien darunter leiden.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der Cordonist.

(Ballade.)

Das ist der arme Cordonist,
Der niemals lacht noch weint,
Es scheint sein Herz von Eisen fast,
Sein Antliz wie versteint.

Sein Säbel, seine Flinte ist
Tagtäglich spiegelrein,
Das schwarze Riemzeug stets so blank,
Es könnt' nicht blanker seyn.

Auch ist sein Schnurbart steifgewichst,
Kein zweiter ist ihm gleich,
Sein Aug' allein ist stier und todt,
Und seine Wang' ist bleich.

Zehn Jahre sind nicht ganz vorbei,
Da war die Wang' noch roth,
Da war sein Aug' noch frisch und klar,
Das jezt so stier und todt.

Als Wache auf dem Posten stand
Er einst nach seiner Pflicht,
Und sah mit Schmerz hinab in's Thal,
Wo er erblikt das Licht.

Denn d'runten würgte grimm die Pest,
Die Alt und Jung nicht schont,
Im Thale, wo die Mutter ihm,
Die greise Mutter wohnt.

Nicht wußte er, ob lebend sie,
Ob sie bereits im Grab,
Denn Niemand durfte ja herauf,
Und Niemand durft' hinab.

So stand er dort in finst'rer Nacht
Allein, auf fels'ger Höh',
Und blikte nieder in das Thal
Voll tiefem Sehnsuchtsweh'.

Doch größ're Sehnsucht noch ergriff
Sein altes Mütterlein,
Sie konnte nimmer einsam mehr
In ihrem Hüttchen seyn.

Die dachte nur an ihren Sohn,
Und raffte schnell sich auf,
Sie mußte wissen wie's ihm ging,
Sie mußt' zu ihm hinauf.

Und durch die finst're stürm'sche Nacht
Zog sie dahin zur Stund',
»Laß hören mich zwei Worte nur,
O Herr, aus seinem Mund!«

So klomm sie wohl den Berg hinan,
Umtobt vom Windsgebraus,
Es troff der Schweiß ihr von der Stirn,
Der Athem ging ihr aus.

Jezt hatte sie erreicht die Höh',
Da rief es barsch: »Wer da?!«
Da brach ihr Knie, da wußte sie
Nicht gleich, wie ihr geschah.

Und nochmal rief's: »Wer da?« doch ach,
Ihr fehlte Stimm' und Wort,
Hat sie erkannt auch gleich den Sohn
Im Cordonisten dort.

Und wieder donnert's an ihr Ohr:
Wer da? — zum dritten Mal,
Da wollte rufen sie — doch schon
Verschlang den Ruf — ein Knall.

»Dich hab' ich!« brummt der Cordonist
Und lädt sein Rohr auf's Neu,
Doch war um's Herz mit einmal ihm
Gar sonderbar dabei.

Ihm war, als wär' der Schuß ihm selbst
Gefahren durch die Brust,
Und war er sich doch weiter nichts
Als seiner Pflicht bewußt.

Da trat aus dichter Wolkennacht
Der bleiche Mond hervor,
»Wer war's doch, der's so kühn gewagt
Zu klimmen hier empor?«

Und wie er hin zur Leiche trat,
Da stand er starr wie Stein,
Denn vor ihm lag, durchbohrt die Brust,
Sein eig'nes Mütterlein.

Seitdem hat nie der Cordonist
Gelacht mehr und geweint,
Seitdem scheint Eisen fast sein Herz,
Und sein Gesicht versteint.

Seitdem ist seine Wange bleich
Sein Aug' so stier und wild,
Denn immer schwebt vor seinem Blik
Das nächtig blut'ge Bild.

Joh. N. Vogl.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

X. Jahrgang. Nro. 42. 20. Oktober 1843.

Ein Aufruhr auf einem Sklavenschiffe.

(Schluß.)

Bei diesem Mannöver sprang die Brigg von den Wogen auf, als wollte sie, entrüstet über den ungeschikten Piloten, mit diesem untergehen. Der nothwendige Zusammenhang zwischen der Richtung der Segel und der des Steuers war gebrochen; das Schiff neigte sich dergestalt, daß man glauben konnte, es werde untergehen. Die Raben tauchten in das Meer. Mehrere Menschen wurden umgeworfen; Einige fielen über Bord. Bald erhob sich das Schiff wieder stolz gegen die empörten Wellen, als wollte es noch einmal mit der Zerstörung kämpfen. Da verdoppelte sich der Wind und plözlich stürzten die zwei Masten gebrochen einige Schritte vom Verdeke herab und bedekten das Oberloff mit Trümmern und einem dichten Neze von Tauwerk. Die Neger flohen unter die Luken und schrieen um Erbarmen; da aber der Wind keine Beute mehr fand, so erhob sich das Fahrzeug und ließ sich sanft von den Wogen fortwälzen. Nun kamen die Beherztesten wieder auf das Oberloff und befreiten es von den Trümmern, mit denen es bedekt war. Dauda blieb unbeweglich, das Knie an das Kompaßhäuschen gestüzt. Aysche stand an seiner Seite, aber sie wagte es nicht, ihn anzureden.

Nach und nach traten die Schwarzen heran; es entstand ein Gemurmel, das sich bald in einen Sturm von Vorwürfen und Verwünschungen verwandelte. „Treuloser! Verräther!“ riefen sie, „Du trägst die Schuld an unserem Unglük; Du hast uns an die Weissen verkauft; Du hast uns zum Aufruhr gegen sie gezwungen. Du hattest uns versprochen, Du werdest uns in unser Land zurükführen. Wir Unsinnigen haben Dir Glauben geschenkt! Und jezt gehen wir Alle zu Grunde, weil wir den Fetisch der Weissen beleidigt haben!“ Dauda hob stolz das Haupt, und eingeschüchtert wichen die Schwarzen zurük. Er ergriff zwei Gewehre, gab seinem Weibe ein Zeichen ihm zu folgen, schritt durch den Haufen, der sich ihm öffnete, und ging auf das Vordertheil des Schiffes zu.

Hier errichtete er eine Brustwehr von Fässern und Brettern und sezte sich sodann in die Mitte dieser Verschanzung, aus der die Bajonete der beiden Flinten drohend hervorblizten. Man ließ ihn in Ruhe. Während die einen Aufrührer weinten, strekten die andern die Hände gen Himmel und riefen ihre und der Weissen Fetische an. Die Einen knieten vor dem Kompaß, dessen immerwährende Bewegung sie bewunderten, und baten ihn, er möchte sie in ihr Land zurükführen, die Andern legten sich in dumpfer Niedergeschlagenheit auf das Oberloff. Unter den Verzweifelnden denke man sich Weiber und Kinder vor Angst heulend und mehr als vierzig Verwundete, um Hülfe flehend, die ihnen Niemand leistete.

Da erscheint ein Neger strahlenden Angesichts auf dem Oberloff. Er kündigt an, daß er den Ort entdekt habe, wo die Weissen ihren Branntwein aufbewahren. Seine Freude und seine Haltung beweisen hinreichend, daß er so eben ein wenig gekostet hat. Bei dieser Nachricht verstummt das Geschrei der Unglüklichen auf eine Weile; sie laufen in die Vorrathskammer und überladen sich mit dem Getränke. Eine Stunde später sah man sie auf dem Verdeke springen und lachen und sich allen Ausschweifungen viehischer Trunkenheit hingeben. So ging der übrige Tag und die ganze Nacht hin.

Beim Erwachen am Morgen neue Verzweiflung. Viele Verwundete waren in der Nacht gestorben; das Schiff schwamm umgeben von Leichnamen hin. Die See ging hoch; unglükschwangere Wolken flogen am Himmel. Man hielt Rath.

„Die Weissen allein“, sprach Dauda, „kennen die mächtigen Worte, welche diese grossen hölzernen Gebäude in Bewegung sezen. Aber wir vermögen diese leichten Barken zu lenken, die denen unseres Landes gleichen (er wies auf die Schaluppe und die andern Böte der Brigg). Füllen wir sie mit Lebensmitteln an, besteigen wir sie, und steuern wir nach der Richtung des Windes; mein Herr und der Eurige wird ihn gegen unser Land hinwehen lassen.“ So unsinnig der Plan war, so schenkte man Dauda doch Glauben. Unvertraut mit dem Gebrauche dem Kompasses, konnte man unter fremdem Himmelsstriche nur auf den Zufall umherirren; Dauda aber bildete sich ein, wenn er ganz geradezu vorwärts steuere, so werde er am Ende ein von den Schwarzen bewohntes Land finden.

Bald war Alles zur Einschiffung in den Stand gesezt; aber nur eine Schaluppe und ein leichter Nachen waren brauchbar. Das reichte nicht hin für etwa achtzig noch lebende Neger; die Verwundeten und Kranken mußte man preisgeben; die Meisten baten, man möchte sie tödten, ehe man sie verlasse.

Nachdem die beiden Böte mit unsäglicher Anstrengung flott gemacht und über die Massen beladen waren, verliessen sie das Schiff auf stürmischer See, welche Augenblike sie zu verschlingen drohte. Der Nachen entfernte sich zuerst. Dauda hatte mit Aysche in der Schaluppe Plaz genommen, die, viel schwerer und belasteter, beträchtlich zurük blieb. Noch hörte man den Klageruf einiger am Bord der Brigg gelassenen Unglüklichen; als eine starke Welle von hinten über die Schaluppe stürzte und sie mit Wasser füllte. Im Nachen gewahrte man das Mißgeschik, aber die Ruderer verdoppelten ihre Anstrengung, aus Furcht, sie möchten einige Schiffbrüchige aufnehmen müssen. Beinahe Alle, welche die Schaluppe bestiegen, ertranken; höchstens ein Duzend konnte die Brigg wieder gewinnen, darunter Dauda und Aysche. Als die Sonne unterging, sah man den Nachen am Horizont verschwinden — was aus ihm geworden ist, hat man nie erfahren. Ziehen wir einen Schleier über das ekelhafte Gemälde der Qualen des Hungers, der bald entstand. Nach wenigen Tagen lebten nur noch Dauda und Aysche am Bord der Brigg Augusta.

In einer stürmischen, schauerlich finstern Nacht lag Aysche auf einem Polster in der Kajüte des Kapitäns, und Dauda saß zu ihren Füssen; Beide schwiegen lange Zeit. „Dauda“, rief Ayshe endlich, „Dauda, Alles was Du leidest, leidest Du meinetwegen!“ „Ich leide nicht“, antwortete Dauda mit herbem Tone, und warf die Hälfte eines Zwiebaks, der ihm noch geblieben war, auf das Polster neben ihr Haupt.

„Behalte es für Dich“, sprach sie, den Zwiebak sanft zurükschiebend; „ich habe keinen Hunger mehr. Warum noch essen? hat denn nicht meine Stunde geschlagen?“ Dauda erhob sich, ohne zu antworten, stieg schwankend auf das Oberloff und sezte sich neben die gebrochenen Masten. Da senkte er den Kopf auf die Brust und pfiff die Weise seines Stammes. Plözlich ließ sich ein gewaltiger Lärmen durch das Getöse des Windes aus der tobenden See vernehmen; ein Licht erschien. Dauda hörte Geschrei und ein breites schwarzes Schiff glitt neben dem seinigen hin. Er sah nur zwei durch eine Laterne beleuchtete Gestalten und ein Tauwerk. Noch einen Schrei stiessen diese Leute aus und das Schiff verschwand vom Winde getrieben im Dunkel. Ohne Zweifel hatten die Wächter das schiffbrüchige Fahrzeug wahrgenommen, aber das Unwetter ließ keine Wendung nach der Seite zu. Einen Augenblik später sah Dauda die Flamme einer Kanone und hörte den Lärmen der Explosion; dann sah er die Flamme einer zweiten Kanone, aber er hörte keinen Lärmen mehr; dann bemerkte er nichts weiter. Den andern Tag erschien kein Segel mehr am Horizont. Dauda legte sich auf seine Matte und schloß die Augen.

In dieser Nacht war Ansche gestorben. — Einige Zeit nachher erblikte eine englische Fregatte (die Charlotte) den Rumpf eines entmasteten Schiffes, das augenscheinlich seine Mannschaft verloren hat. Eine Schaluppe wurde ausgesezt; diese traf eine todte Negerin und einen so abgemagerten Neger, der mehr einer Mumie, als einem Menschen glich. Er war nicht mehr bei Besinnung, aber man konnte noch einen schwachen Athem bemerken. Der Wund-Arzt trug Sorge für ihn und als die Charlotte vor Kingston vor Anker ging, war Daudo vollkommen hergestellt. Um seine Geschichte befragt, gab er an, was er wußte. Der Pflanzer der Insel wollte, man solle ihn als rebellischen Neger hängen; aber der Gouverneur, ein menschenfreundlicher Mann, interessirte sich für ihn, weil er fand, seine Sache sey zu rechtfertigen, indem er nach Allem nur von seinem Selbstvertheidigungs-Rechte Gebrauch gemacht und überdieß nur Franzosen umgebracht hätte. Man behandelte ihn, wie die am Bord eines Sklavenschiffes ergriffenen Neger, welche konfiscirt werden. Man gab ihm die Freiheit, das heißt, man ließ ihn für die Regierung arbeiten, aber er empfing sechs Pence im Tage und Nahrung. Es war ein schöner Mann; der Oberst des fünf und siebenzigsten Regiments sah ihn und stellte ihn bei der Musik seines Regiments an, um das Klingspiel zu tragen. Er lernte ein wenig Englisch, sprach aber selten. Dagegen trank er übermässig Rum und Tafia. . . . Er starb im Hospitale an einer Brustentzündung.

Die Korrektion des Elbstromes.

(Schluß.)

„So sind in den lezten Jahren“, fuhr der geehrte Abg. fort, „mehrere grosse Baue bei Königstein und oberhalb Dresden aufgeführt worden. Nach Versicherung der Schiffer haben diese Bauten der Schiffahrt keinen Nuzen gewährt; mehrere Schiffer haben mir sogar versichert, daß dadurch die Schiffahrt mehr erschwert würde, indem bei den Fahrten bergauf weit mehr Schiffszieher nothwendig seyen, was den Aufwand bedeutend mehre. Wenn daher bei diesen Bauten vielmehr das Gutachten der Schiffer eingeholt würde, wenn man die Leute, welche sich täglich auf den Schiffen aufhalten, welche täglich Gelegenheit haben, die Mängel in der Elbe wahrzunehmen, fragte, so würde mit geringem Aufwande Manchem abgeholfen werden können, dem jezt nicht abgeholfen wird. Es ist dieß natürlich um so angemessener, da unter Pünktlichkeit ausgedehnt, die vielleicht etwas weiter geht, als bei dem dortigen feuchten Klima nöthig seyn mag, und deßhalb erscheint die Bedingung, wonach auch das Klozpflaster stets feucht erhalten werden muß, dort in keiner Weise auffallend oder lästig. — Der Preis eines Quadratyards = 9 Quadratfuß englisch, oder 8,43 Quadratfuß preußisch, von dem vorbeschriebenen Klozpflaster, einschließlich der Konkretbettung, wurde mir von dem Unternehmer zu 13 Schillinge = $4\frac{1}{3}$ Thaler angegeben. Hiernach ist der Preis für 1 Quadratfuß preußisch in London 15 Sgr. 4 Pf. — Der Hauptzwek des Klozpflasters, das unangenehme Geräusch der Wagen zu dämpfen, wird vollkommen erreicht, und deßhalb zweifle ich nicht, daß man in London, ungeachtet der bedeutenden Kosten, welche das Pflaster sowohl in der Anlage, als voraussichtlich auch in der Unterhaltung erfordert, doch mit der Sache weiter vorgehen und ihr überhaupt eine bedeutende Ausdehnung geben wird.“

„Ohne mir die örtlichen Schwierigkeiten zu verhehlen, welche einer ausgedehnten Anwendung des Klozpflasters in den Strassen Berlins entgegenstehen, und welche hauptsächlich theils in der Kostbarkeit, theils in dem anhaltend strengen Froste unseres Winters bestehen, wodurch bei der nothwendigen Feuchtigkeit der Klöze Destruktionen des Pflasters leichter herbeigeführt werden können, als in England, bin ich doch der Meinung, daß es wünschenswerth ist, an geeigneten Orten dergleichen Pflaster versuchsweise auszuführen.“

„Eine andere Schwierigkeit liegt in der hier im Grossen noch nicht versuchten Bereitung des Mörtelgusses, weil der hiesige (Rüdersdorfer) Kalk die Eigenschaft der baldigen Erhärtung nicht besizt und daher bei der Anwendung zur Konkretberei-

tung eine Beimischung anderer Kalkarten erfordert, welche theurer und in dieser Anwendung auch noch nicht erprobt sind. Indessen dürfte diese Schwierigkeit durch eine Reihe kleinerer Versuche zu heben seyn."

Die Kosten würden in Berlin für den Quadratfuß der gepflasterten Oberfläche in folgender Art abzuschäzen seyn:

7/12 Kbfuß Kiefernholz zu 9 Sgr.	5 Sgr. 3 Pf.
Für Bearbeitung, Zusammenfügung und Versezung der Klöze, einschließlich der Drahtklammern und des Holzes zu den Pflöken	3 Sgr. 6 Pf.
Für Anfertigung von ¾ Kbkfuß Mörtelguß mit Lieferung des hydraulischen und gewöhnlichen Kalkes, des Kieses und der Steinstüke zu 5 Sgr. . .	3 Sgr. 9 Pf.
Preis eines Quadratfußes Klozpflaster einschließlich der Kosten für einen 9 Zoll diken Mörtelguß	12 Sgr. 6 Pf.

Futterwerth der Nahrungsmittel.

Jeder Landwirth weiß es aus Erfahrung, daß die verschiedenen als Viehfutter verwendbaren Materialien bei gleichen Gewichtsverhältnissen nicht auch eine gleiche Menge von Nahrungsstoffen in sich enthalten. Da er oft in die Lage kommt, anstatt Heu auch andere Erzeugnisse und deren Abfälle als Futter zu verwenden, und es ihm nicht gleichgültig seyn kann, welche Menge davon den Thieren ohne Beeinträchtigung ihrer Kräfte und Nuzungen mit Rüksicht auf den Nahrungsbedarf verabreicht wird, so geben wir in der folgenden Uebersicht die Verhältnisse der Nahrhaftigkeit aller gewöhnlichen Futtermittel, verglichen mit Heu oder den Heuwerth aller hiezu benuzbaren Materialien nach dem Durchschnitte der hierüber bekannt gewordenen Erfahrungen und Annahmen.

	100 Pfund Heu sind gleich dem Futterwerthe von Pfund
I. Mehlhaltige Körner.	
Weizen	40
Roggen	45
Gerste	50
Haber	55
Mais (Türken)	45
Erbsen, Linsen, Wiken und Bohnen . .	40
Heidekorn (Schwarzplenten)	50
Spelz	55
II. Wurzeln und Knollen.	
Kartoffeln	200
Topinambour (knollige Sonnenblume, Erdapfel)	250
Runkelrüben	275
Stekrüben	250
Möhren (gelbe Rüben)	250
Wasserrüben	400
III. Futterkräuter und Gräser.	
Gutes Wiesenheu	100
Geringes Wiesenheu	150
Heu von Klee und Gemenge	90
Gras und grüner Klee	450
Kraut von Rüben und Kartoffeln grün .	500
Kraut von Rüben und Kartoffeln troken .	200
IV. Stroh.	
Winterweizen und Roggen	300
Sommerweizen und Roggen	230
Gerste und Haber	200
Mais	250
Hirse	200
Linsen	150
Wiken	175
Erbsen	190
Bohnen	400
Heidekorn	200
Spreu von Getreide, Klee u. dgl. . . .	150
V. Abfälle von Gewerben.	
Schwarzes Mehl	50
Kleien	70
Oelkuchen	60

	100 Pfund Heu sind gleich dem Futterwerthe von Pfund
Malzkeime	130
Biertrabern von verwendetem Malz . .	100
Branntweinschlempe von verwendeten Kartoffeln	600
Branntweinschlempe von verwendetem Getreide	150
VI. Waldprodukte.	
Baumlaub	150
Roßkastanien	75

Ueber gemischte Saaten von Futterkräutern und Grasarten.

Ueber den Vorzug der in England üblichen Methode, Futterkräuter und Grasarten gemischt auszusäen, vor der Ansaat einer einzigen Kleeart, spricht sich Herr Amtsrath Karbe in Blankenburg in dem amtlichen Berichte der Potsdamer Versammlung folgendermassen aus:

Diese in England befolgte Methode ist aus folgenden Gründen auch für Deutschland sehr zweckmässig und nicht genug zu empfehlen:

1. Lehrt die Erfahrung, daß gemischte Aussaat von Klee und Gräsern einen gedrängtern Stand fassen, und der Sense also eine grössere Futtermasse darbietten.

2. Uebersrißt das Vieh sich nicht so leicht im Klee, wenn diesem Gräser beigemengt sind.

3. Sichert das Gemenge mehr gegen totalen Frostschaden, und verhütet dadurch die daraus so leicht entstehenden Futterverlegenheiten. Oft ergibt es sich, daß der Klee ausfriert und die Gräser nicht; umgekehrt erfrieren aber auch manchmal die Gräser, besonders das englische Raigras (Lolium perenne), und der Klee widersteht dem Froste.

4. Bildet ein solches Gemenge zu Weide einen viel dichter bestandenen Rasen, und bietet dazu einen grössern Reichthum dar. Der weisse Klee (Trifolium repens) stellt am 1. Juli jeden Jahres seinen Wuchs ein, die Gräser dagegen grünen, wenn sie abgeweidet werden, durch das ganze Jahr.

Für hohe Gegenden ist das englische Raigras und für niedrige das Timotheusgras (Phleum pratense) zu empfehlen. Das Honiggras (Holcus lanatus) ist von geringem Werthe, weil es vom Vieh nur in der Noth gefressen wird, und dieß muß ein guter Landwirth vermeiden. Am Ehesten ist es noch für Sandgegenden zu empfehlen, weil es auf dieser Bodenart fortkommt, wogegen Gräser anderer Art darauf nicht wachsen wollen. Die übrigen Grasarten passen mehr für Wiesenboden, von dem hier nicht die Rede ist.

Gründüngung in Weinbergen.

(Vom Verwalter Krebs zu Seeheim.)

(Aus der Zeitschrift für die landwirthschaftlichen Vereine des Großherzogthums Hessen.)

In einem Aufsaze „über Gründüngung in den Weinbergen“ heißt es in derselben: Ich kann nicht umhin, den Gegenstand noch einmal aufzunehmen, und Jedem, der noch zweifelt, daß man in den Weinbergen keine andere Düngung, als den der Weinstok selbst abwirft, nöthig hat, zuzurufen: komme her und überzeuge dich! Nun steht mein Weinberg im achten Jahre, und hat noch keinen andern Dünger erhalten; dessenungeachtet möchte kaum Jemand einen schönern, kräftigern im Triebe, noch voller Frucht aufzuweisen haben, und stünde er in der Dünggrube.

Ich hätte nach der hier gewöhnlichen Weise, die Weinberge zu düngen, jezt schon dreimal düngen müssen, wozu ich jedesmal 25 Wagen voll Dünger gebraucht, und die mich, bis sie im Boden gewesen, 3 fl. pro Wagen, also 75 fl., und für dreimal 225 fl. gekostet hätten. Diese sind erspart und meine Aeker sind in sehr gutem Zustande.

Wenn ich im Früh- und Spätjahre die mühevolle Arbeit ansehe, wie der Dünger mit 2 — 3 und oft mit 4 Pferden an die Weinberge gefahren, dann durch viele Leute, oft noch weit auf dem Kopfe getragen wird, während ihre Sand-Aeker ihn so nöthig haben, dann möchte ich ihnen zurufen: kommet doch in meinen Weinberg und sehet, wie der gütige Schöpfer schon dafür gesorgt hat, daß der Weinstok so gut wie der Baum im Walde seinen Dünger selbst abwirft, ja ich be-

haupte, noch reichlicher und besser. Das Laub im Walde fällt erst im Herbste, wenn es dürr ist, ab, und liegt jahrelang, bis es verweset, und kann, weil die Luft alle Kraft ausgesogen hat, dem Reblaub, welches in der lezten Hälfte Juli oder Anfangs August sammt den Reben ab- und kleingehauen und grün untergehakt wird, keineswegs gleichgerechnet werden, indem dieses, was mich die Erfahrung lehrte, binnen vier Wochen so in Verwesung übergeht, daß auch nicht die entfernteste Spur mehr zu finden ist. Sodann stehen auf dem Raume, den ein Buch- und Eichbaum einnimmt, wenigstens zehn Weinstöke, die weit mehr Dünger als der größte Baum abwerfen, wenn man bedenkt, wie viel manchmal dem Walde entzogen wird, und er dennoch fortbesteht.

In Al. Hendersohn's Geschichte der Weine der alten und neuen Zeit heißt es: Das beste Düngmittel für den Weinstok sind die beim Beschneiden desselben erhaltenen frisch untergebrachten Reben.

An der Bergstrasse, badischer Seits, wird das Rebholz noch immer da und dort als Düngmittel der Weinberge benüzt. So sagt z. B. Peter Frauenfelder zu Grossachsen im Amte Weinheim: Ich erinnere mich, daß vor 20 Jahren dahier ein gewisser Peter Müller obiges Düngmittel in hiesigen Weinbergen angewendet und über 30 Jahre fortgesezt hat. Derselbe zerschnitt die abgenommenen Rebhölzer in handlange Stüke, und brachte sie beim Haken unter die Erde. Seine Weinberge befanden sich immer in einem kräftigen Zustande, und man spricht heutzutage noch davon, daß der alte Müller keinen Dünger in seine Weinberge brachte, und diese doch so gut im Stande waren.

Ferners sagt der Wingertsmann W. Ruf zu Schriesheim: Seit zehn Jahren konnte ich keinen Dünger in meinen Weinberg thun, weil ich arm bin und keinen kaufen konnte. Zu Grunde wollte ich meinen Weinberg auch nicht gehen lassen, da er meine einzige Nahrungsquelle in meinem Alter ist; da ging ich oft betrübt in demselben auf und ab und wußte mir nicht zu helfen. Endlich bemerkte ich, durch die größte Noth aufmerksam gemacht, daß von einigen Rebenhaufen, die im Pfade liegen geblieben sind, das Gras grösser und fetter war als an den Orten, wo keine Reben lagen; ich dachte näher nach, und sagt endlich zu mir selbst: könnet ihr Reben machen, daß das Gras um euch herum grösser, stärker und grüner wird, so könnet ihr auch machen, daß die Stöke und Reben in meinem armen, magern Wingert besser wachsen, stärker und grüner werden.

Ich zog meinen Weinberg so tief zu, als wenn ich Dünger hineinthun wollte, fing an zu schneiden, schnitt die abgeworfenen Reben noch zwei- auch dreimal durch, legte sie in die gemachten Furchen, und bedekte sie mit Erde. Im Jahre darauf sah ich mit der größten Freude, wie sich mein magerer Weinberg kräftig erholte. Ich sezte dieses Mittel von Jahr zu Jahr fort, und siehe, mein Weinberg wuchs herrlich, blieb den ganzen Sommer grün, auch wenn die größte Hize eintrat.

Meine Nachbarn wundern sich oft, daß mein Wingert so fett ist, so grün aussieht, so starke lange Reben treibt, da sie doch wissen, daß ich seit zehn Jahren keinen Dünger hinein gethan habe.

Dieß dürften für die wohlgemeinten, wohlzubeherzigenden Worte des Herrn Verwalters Krebs hinlängliche Belege seyn.

Den Ursprung der Benennung „Krätzer-Wein" betreffend.

Johann Georg Prugger, **Notarius Caesareus, Chori et Principiorum Moderator** meldet in seiner historischen Beschreibung der löblichen O.O. vor dem Arlemberg gelegenen Stadt Veldkirch, gedrukt zu Feldkirch bei Johann Baptista Hummel 1685, Folio 46 Folgendes:

„Anno 1463 ware zu Veldkirch ein sehr spater Herbst, daß man erst in dem November die Trauben lösen konnte. Darauf ist nach Weihnachten ein so diker Schnee gefallen, dergleichen kein Mensch könnte gedenken. In diesem Jahr wurde Vogt allda Udalrikus Freiherr von Brandis."

„Nach zwei Jahren, als anno 1465 ist in den Frühling eine so grosse Menge der Trauben geschossen, daß die beste Hoffnung eines reichen

Herbst gemacht wurde, welche Hoffnung aber wegen immerwährenden Regenwetters zu Wasser, und um Martini ein sehr saurer Most erpreßt ist worden, also sauer, daß man viel ausschüttete, weilen er um Gotteswillen von den Armen nit angenommen worden: Dieses Praedicat oder Namen wurde ihm — der Krezer."

Gewinnung des Dampfmistes.

Es ist erstaunlich, was dermalen der Dampf in der Welt für eine wichtige Rolle spielt. Selbst schon Bäker, Müller, Bräuer, Branntweinbrenner u. dgl. m. fangen an, mit Dampf zu arbeiten.

Auch der Bauer soll nicht zurükbleiben, und überall wo es thunlich ist, den Dampf benüzen. Vor der Hand will ich blos darauf aufmerksam machen, wie man ein Jauch Aker oder Rebland mit Benüzung des Dampfes besser düngen kann als mit 20 Wagen voll des besten Mistes, und dazu dient der Mistdampf.

Anstatt den Mist in grossen Haufen aufzuthürmen, wovon die Verdunstung (der Gährungsdampf) nuzlos in die Luft verfliegt, verlange ich, daß man den täglich aus dem Stalle geförderten frischen Mist in nicht grössern Haufen, als ein einspänniges oder höchstens zweispänniges Fuder Mist bildet, sogleich mit 5 — 6 Fuß hoch Erde, aber nicht weniger, an allen Seiten überdeke, damit der Dampf des bald in Gährung gerathenden Mistes in diesen Grundhaufen sich auflösen (erstiken) müsse, also nicht heraus könne, wodurch die gewöhnliche bekannte Mistbeeterde der Gärtner gebildet wird, welche diesen eben so gute Dienste leistet wie der Mist selbst. Aber noch weit günstigern Erfolg wird man erhalten, wenn man gebrannten, an der Luft völlig zerfallenen, verwitterten oder ausgefrornen Kalk (welcher alles Aezende und zum Mauern Taugliche verloren haben muß) oder zu Staub zerschlagenen Mörtel von alten Mauern, oder auch sogenannte Kalkasche aus Kalköfen diesen Erdhaufen (nicht dem Miste) so beimengt, daß über jede Lage Erde ein wenig Kalkstaub oder Mauerschutt mit der Schaufel aufgestreut wird. In diesem Falle wird der Kalk in dergleichen Erdhaufen vom Spätjahre bis zum Frühjahre, oder vom Frühjahre bis zum Spätjahre so stark salpeterhaltig werden, wie ein Grund, der 10 — 20 Jahre lang unter einem Stalle gelegen, und in diesem Verhältnisse dann auch düngen oder vegetationsfähig seyn. Nur muß im Falle der oberflächlichen Ausstreuung dieses Düngers berüksichtigt werden, daß man auf solche Art eine kleinere Menge Salpeter auf einen Quadratfuß bringe, daher die Ueberstreuung eine Düngkraft gleich der Holzasche ausüben würde, während eine auffallend anhaltende Wirkung nur durch die Unterpflügung desselben hervorgebracht wird. Heyß, Verwalter.

Trächtigkeitsanzeiger für Hausthiere.

Gewiß ist es für jeden Land- und Hauswirth von Wichtigkeit, den Tag (die Zeit) zu wissen, an welchem seine Stute, seine Kuh ꝛc. werfen wird. Wenn sich gleich dieses aus der Zeit der Aufnahme und der bekannten Tragezeit, mit Hülfe eines Kalenders, ohne viele Mühe ermitteln läßt, so wird doch Niemand in Abrede stellen, daß hiebei manche Irrungen unterlaufen können, und dieses Verfahren eben nicht sehr bequem ist. Der von Herrn Joseph Mayr in Schwaz herausgegebene „Trächtigkeitsanzeiger" dürfte daher, wegen seiner grossen Bequemlichkeit und Sicherheit im Gebrauche, allen Land- und Hauswirthen sehr willkommen seyn. Er besteht im Allgemeinen aus zwei konzentrischen Scheiben, auf deren einer (die zugleich unbeweglich ist) die Tage des Jahres, und auf deren anderer mehrere Zeiger verzeichnet sind, von denen je zwei den Namen eines Hausthieres tragen. Wenn man nun z. B. den mit „Kühe" bezeichneten Zeiger auf den Tag stellt, wo eine bestimmte Kuh aufgenommen hat, so zeigt der zweite mit demselben Namen „Kühe" bezeichnete Zeiger sofort die Tage des Jahres an, in denen man das Kalben zu erwarten haben wird. Z. B. ein Mutterschaf wäre am 13. Oktober besprungen worden, so sagt jener Anzeiger sofort, daß man sich zwischen dem 24. März und 1. April auf das Lammen werde gefaßt machen müssen, und sofort für eine grosse Anzahl von Hausthieren. Referent glaubt demnach alle Landwirthe darauf aufmerksam machen zu dürfen.

Dieser Kalender ist im Verlage des Kunsthändlers Groß zu Insbruck erschienen, kostet nur 18 kr. und kann von dort durch alle deutsche Buchhandlungen bezogen werden.

Bücher = Anzeigen.

Empfehlenswerthe Schrift für jeden Geschäfts-, Bürger = und Landmann.

In der Wohler'schen Buchhandlung (Lindemann) in Ulm ist so eben erschienen:

Rechnungs = Tabellen
für alle Fälle des gewöhnlichen Lebens.

In zwei Abtheilungen.

Erste Abtheilung.

Zinsberechnungen für Kapitale von 1 — 1000 fl. zu 3 — bis 6 pCt. für die Zeit von 1 Tag bis zu 1 Jahr.

Zweite Abtheilung.

Preistabellen von Waaren für 1 — 1000 Stük, wenn das Stük 1 Pfenning bis 10 fl. kostet.

Tabellen über den Preis kleinerer Theile von Waaren u. dgl., wenn derselbe von einem bestimmten grössern Quantum 2c. bekannt ist, nebst Einnahme = Berechnungen.

Vergleichungs-Tabellen der gangbarsten Münzen in Süddeutschland.

Dergleichen von den Maßen und Gewichten in Würtemberg, Bayern, Baden, Nassau, Hessen, Sachsen, Preussen Oesterreich, Schweiz und Frankreich.

Mit Einleitung und Vorrede herausgegeben von

Dr. Christian Nagel,

Professor der Mathematik in Ulm.

Wie groß auch die Zahl der Werkchen ist, welche unter dem Titel »Ausrechner, Faullenzer« dazu bestimmt sind, das Rechnen zu ersparen und Versehen dabei zu verhüten, so erfüllen doch die bisher vorhandenen ihren Zwek meistens sehr ungenügend. In diesen neuen Tabellen ist eine so zwekmässige Anlage und klare praktische Ausführung, mit der größten Genauigkeit verbunden, daß sie Jedermanns Bedürfnissen entsprechen können und werden; dabei sind von dem als tüchtigen Mathematiker bekannten Herrn Herausgeber, dessen Name auch für die Richtigkeit der Ausrechnungen bürgt, so deutliche erklärende Einleitungen gegeben, daß sie auch ohne die geringste Mühe dem im Rechnen ganz Unerfahrnen verständlich sind. Jedermann, welcher diese Schrift zu benüzen hat, wird dadurch vollkommen befriedigt werden; der Kapitalist, so wie Der, welcher Zins zu zahlen hat; der Zeitungsleser und Kaufmann, durch die Vergleichung der Münzen, Maße und Gewichte, welche im gewöhnlichen Leben vorkommen können; der Oekonom durch die Preistabellen für alle möglichen Größen vom Morgen bis zum Quadratschuh; (diese sind namentlich anwendbar bei der bevorstehenden Güterexpropriation Behufs der Anlegung von Eisenbahnen, Strassen und Kanälen, und bei jedem Rükverkauf) der Getreidehändler und Wirth durch die Vergleichung der Früchte und flüssigen Maße von allen Ländern, mit welchen Geschäfte gemacht werden. — Auch zum Unterricht im Rechnen möchte dieses Buch den Lehrern sehr zu empfehlen seyn. Der Druk und das Papier in Taschenformat lassen nichts zu wünschen übrig: der Preis ist so billig als möglich gestellt, um es Jedermann zugänglich zu machen:

Vollständig, 412 Seiten stark, broschirt	. .	1 fl. 6 kr.
» » » »	in Leinwand geb.	1 fl. 12 kr.
Die 1te Abth. allein (Zinstabellen) broschirt	.	30 kr.
» » » »	do. in Leinwand geb.	36 kr.
» 2te » » (Preis-, Münz-, Maß- und Gewichtstabellen) broschirt	.	42 kr.
» » »	do. in Leinwand geb.	. 48 kr.

Sehr empfehlenswerth und ganz vorzüglicher Beachtung würdig, ist auch folgendes, im Verlage der Karl Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg so eben erschienene und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes beziehbare ausgezeichnete Büchlein:

Kurzer und leichtfaßlicher Unterricht

von der

Landwirthschaft

in

Katechetischer Form.

Bearbeitet für die Schuljugend auf dem Lande

von

Franz Anton Höß,

Schullehrer und Chorregent im Fürstlich Fuggerschen Markte Babenhausen, Mitglied des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern.

Mit acht lithographirten Tafeln und mehr als 100 den Text versinnlichenden Abbildungen.

Der Verfasser zeigt sich in dieser Bearbeitung als ein Mann, der da weiß, was dem Landvolke Noth thue »Für Kinder auf dem Lande nimmt die Landwirthschaft nach Religionslehre, nach dem Lesen, Schreiben und Rechnen unstreitig den ersten Plaz ein.« Aber wer bekümmert sich je um Unterrichtung der Bauernjugend in der Landwirthschaft? Man überläßt alle Sorge dafür dem Hans Schlendrian, obgleich doch allgemein anerkannt nur ein solches Land glüklich seyn kann, in welchem die Landwirthschaft zur höchst möglichen Vollkommenheit gebracht wird. Denn nur allein die Landwirthschaft nährt alle Einwohner, vom Könige an bis zum Bettler, liefert Stoffe für Industrie, Handel und Gewerbe; ohne Landwirthschaft wäre jedes Land wild und menschenleer!! —

Wir vertheilen bei unseren Schulprüfungen alljährlich viel tausend Preise-Bücher und wohl nach Meinung nur immer die besseren. Wohlan! hier haben wir einmal das allerbeste Preisebuch für die Schuljugend auf dem Lande, und es kostet mit all den 100 Abbildungen nur 24 Kreuzer.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Convert — portofrei.

Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

X. Jahrgang. Nro. 43. 27. Oktober 1843.

Ueber die Verbindung der Baum- und Wieskultur im Hochbirge.

In allen jenen Ländern, wo die frei und ungestört wirkende Natur große und zusammenhängende Wäldermassen dem schaffenden Geiste des Menschen überliefert hat, wurde durch die zunehmende Bevölkerung mit dem natürlicher Weise in gleichem Verhältnisse wachsenden Bedürfnisse an Nahrungsmitteln eine Ausdehnung der landwirtschaftlichen Betriebsflächen durch Ausrodung der vorhandenen Wälder herbeigeführt — also auch in den Hochgebirgen, der eigentlichsten Heimat forstlicher Produktion.

Aber der verderbliche Wahn, ein unzerstörbar ungeheures und nie endendes Holzkapital an den aus der Vorzeit überkommenen Waldmassen zu besitzen, verbunden mit einer noch niedrigen Kulturstufe der Landwirtschaft, die lange ihr Heil fast ausschließlich in der Vergrößerung der vorhandenen Flächen, anstatt in rationell fortschreitender Verbesserung der Bodenkultur gesucht hat, und leider noch heutigen Tages sucht, ist Ursache einer häufig zu weit getriebenen, mit höchst schädlichen Folgen verbundenen Waldverminderung geworden. In vielen Thälern der Hochgebirgsländer sehen wir den Waldwuchs in die höchsten Regionen zurückgedrängt, in den steilsten und freiesten Lagen von unständigen Feldern und Wiesgründen durchschnitten, und in schmalen Gürteln die vegetationslosen Höhen von den landwirtschaftlichen Betriebsflächen scheidend, sind oft kaum die Habe und Leben schützenden Bannwälder noch den Angriffen und der zerstörenden Art ihrer Besitzer entgangen.

Die Macht der Zeit und der Naturwirkungen beginnt die Folgen unbedachtsamer Wälderrodungen dem Forstmanne so wie dem Landwirte fühlbar zu machen, und es rückt der Zeitpunkt immer näher heran, wo das höchste Interesse des Einen wie des Andern gleich stark berührt, und die Ueberzeugung klarer wird, daß im unregelten Fortschreiten dieser beiden Produktionszweige beide an einem Uebel leiden.

Die der Wieskultur gewidmeten Flächen, vielleicht seit Jahrhunderten durch vorstehende Wälder geschützt, sofort aber durch die Entblößung des Holzgrundes gänzlich freigestellt, und den Einwirkungen der Naturkräfte ausgesetzt, sind in ihrer frühern Fruchtbarkeit allmälig so herabgekommen, daß sie die ärmlichste Grasernte gewähren, während ihre häufig hohe und steile Lage jeder künstlichen Verbesserung durch Düngung Hohn spricht, und im Hintergrunde das Bild unfruchtbarer Steppen erblicken läßt. Hiemit ist der natürliche Schutzdamm gegen Lawinenstürze, Gießbäche und ähnliche Uebel durchbrochen; Schuttablagerungen und Erdabsitzungen aller Art, auf derlei Gründen erzeugt, begraben mit ihren unfruchtbaren Massen auch die tiefer gelegenen Kulturflächen, und gefährden die Sicherheit des Lebens und Besitzthumes der Anwohner. Freilich war der Mensch in der Sorge um seine Sicherheit von jeher bedacht, an allen gefahrdrohenden Stellen eigenthümliche, dem Schutze gewidmete Wälderstreifen unberührt stehen zu lassen; aber der Zeitlauf und das Bedürfniß haben auch dieselben erreicht. Die jugendliche Kunst des Forstbetriebes blieb beim Stehenlassen dieser Wälder, und selbst im vorgerückten Geiste der Wissenschaft ist jetzt noch eine vollkommen sichere Verjüngung dieser Bestände eine nicht allerorts gelöste Aufgabe. So sehen wir denn hier und dort elementarische Ereignisse eintreten, denen jene hinfällige Baumriesen nicht mehr zu trotzen vermögen, und das Unheil vergrößernd, das zu verhüten ihnen

durch Jahrhunderte vorbehalten war, fallen auch sie dem Bedürfnisse und der Gewinnsucht zum Opfer.

Das physikalische Klima erscheint durch die zu große Auslichtung und Vernichtung der einst vorhandenen Waldmassen als atmosphärischer Conductor in einem solchen Grade zum Nachtheile geändert, daß der Kulturfleiß weithin darunter leidet, und selbst die Wohnlichkeit in einzelnen Gegenden sehr verloren hat. Erheben sich doch allenthalben Klagen über ungewöhnliche Thiere und Fröste, so wie über strichweisen, zumal der Viehzucht im Sommer fühlbaren Wassermangel und über Abnahme des Ertrages der vordem üppigen Alpenweiden, deren Grund wol nirgends anders, als in der nambaft verminderten Baum-Vegetation gesucht werden muss.

Eine gereifte Erfahrung überzeugt uns, daß, so lange die Befriedigung steigender Bedürfnisse an Nahrungsmitteln bloß in der Vergrößerung der Erzeugungsflächen gesucht wurde, wol Wenige auf Verbesserung der Bodenkultur bedacht waren, und während dem einen Kulturzweige der erforderliche Raum versagt ward, geschah wenig oder gar nichts für das Fortschreiten des andern, und wir finden selbst in dem verständigern Wirken unserer Zeit die Landwirtschaft sich noch häufig mit Forderungen zu ihrer Erhaltung und Verbesserung auf die ohnehin oft ausgesaugten Wälder werf.n, die sie an andern Orten wenigstens theilweise bereits aus eigenen Produktionsquellen zu decken vermag, und deren maßlose Anforderungen zuletzt die Einführung jeder guten Waldwirtschaft unmöglich machen müssten. Die Ueberzeugung, daß auch die Landwirtschaft durch rationelle Verbesserungen des vorhandenen Ackergrundes verhältnißmäßig mehr gewinnen könne, als durch rücksichtslose Vergrößerungen ohne Fortschreiten in der Bodenkultur, hat in vielen Thälern bereits der Ausdehnung einen Damm entgegengesetzt. Dem denkenden Beobachter bleibt der Trost übrig, daß in den vorhandenen Gründen dem Kulturfleiße noch viele Mittel vorbehalten sind, eine höhere Produktion herbeizuführen, um den steigenden Bedürfnissen zu genügen.

Dies dürften ungefähr die Folgen zu weit getriebener Waldverminderungen für die Landwirtschaft sein. Was den Waldwirt seinerseits betrifft, so ist dieser häufig auf eine Produktionsfläche beschränkt, die ebenfalls dem steigenden Bedürfnisse nicht mehr zu genügen vermag. Immer häufiger werden die Klagen über Holzmangel und Holznot. Bereits sehen wir in einzelnen Thälern den so hoch wichtigen Bergbau aus Mangel an Holzmateriale ins Stocken geraten. Dazu kommen noch die alles Maß überschreitenden Servitutsrechte, die dem ohnedies in Hochgebirgen so schwierigen Waldbaue hemmend entgegentreten, und auf die Nachzucht der durch das Einschieben von Feld- und Wiesgründen bis in die höchsten Regionen sehr vereinzelten Waldbestände nachtheilig einwirken.

Während auf dem bezeichneten Wege der Landbauer wol viel Grund für seine Nutzungs-Zwecke gewonnen hat, ward ihm andererseits in den Höhen häufig nur ein spärlicher Lohn für seine mühevollen Anstrengungen zu Theil. Der Wald-Kultur wurde hiemit häufig unnötig viel Raum entzogen, und dagegen konnte der Landbau auf der Stufe der Ausbildung nur wenig vorwärts schreiten, wodurch der Nationalreichthum wenig oder gar nichts gewonnen hat; denn als Endresultat dieser übelberechneten Wirtschaftsmaßregel sehen wir leider sehr viele verödete, zerrissene, im niedrigsten Kulturzustande und Ertrag stehende Feld-, Wies- und Weideflächen, zerstückelte, oft kaum einer Bewirtschaftung fähige Wälder in der Höhe; tiefer unten hingegen fehlten Ansiedlungen und Kultur-Gründen der natürliche Schutz des Waldes, der Anwohner leidet Mangel an Holz, und nebstbei ist er mannigfachen Gefahren des Nachtheiles durch schädliche Elementarereignisse ausgesetzt.

Auf diesem Punkte der Thatsachen angelangt, ist zuverlässig das Bedürfniß einer Abhülfe so ziemlich fühlbar, und es leidet keinen Zweifel, daß nur großartige Baumkulturen den geschilderten Uebeln erfolgreich entgegen zu wirken vermögen. Es bietet sich daher auf den ersten Ueberblick die einfache Folgerung dar, daß der Forstkultur viele der ihr nutzlos entzogenen Flächen zur Herstellung eines bedingten Zusammenhanges wieder zurückgegeben,

und die Landwirtschaft sich auf die mehr geschützten Tieflagen zu beschränken hätte. Die Durchführung dieser Maßregel wird jedoch bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge nun nicht in allen Fällen praktisch zulässig sein, und es bleibt somit die Aufgabe, zu bestimmen, wie die misslichen Verhältnisse der Gebirgsbewohner thunlich beseitigt werden könnten. Eine Untersuchung der theoretischen Basis der zwei besprochenen Kulturzweige nach ihrem gegenwärtigen Stande führt uns auf den Schluss, daß der Holzbau und der Ackerbau in diesem Falle zu einem vereinenden Zwecke sich die Hand bieten sollten. Es haben sich nämlich ähnliche und auf gleichem Wege erzeugte Verhältnisse schon seit Jahren Forst- und Landwirte gediegenen Ranges sowol durch ganz Deutschland, als auch namentlich durch die k. k. Staaten, mit der Möglichkeit einer weit nähern Verbindung des Land- und Waldbaues beschäftigt, und die Resultate mannigfacher Verhandlungen und ausgedehnter Versuche haben die Forstwissenschaft um die bereits allgemein bekannten Zweige „Baumfeldwirtschaft“ und zum Gegensatze „Feldwirtschaft im Walde“ bereichert, die nun größtentheils von manchen Missgriffen und Irrthümern befreit, uns sichere Anhaltspunkte gewähren. Diese bereits gebrochene Bahn benützend, und in die besondern Eigenthümlichkeiten der Verhältnisse eingehend, dürften wir wol finden, daß der Augenblick gekommen sei, den Holzbau mit dem Landbaue zweckmäßig zu verbinden.

Eine nähere Bekanntschaft mit den so eben angeführten Kultursystemen führt uns bei dem in Rede stehenden Falle schnell auf den Schluss, daß die auf Baumfeldwirtschaft bezüglichen Lehrsätze diejenigen sind, auf welche wir mit Erfolg weiter bauen können, da es sich um solche Flächen handelt, welche Gras und Holz zugleich erzeugen sollen. Es dürfte einleuchten, daß es naturwissenschaftlich eben so anwendbar sein könne, die Wiesenkultur mit einer Baumzucht zu vereinen, als es in einzelnen Gegenden und Ländern mit dem Feldbaue und der Baumkultur geschieht. Dies leitet uns auf die Idee, auf den im Gebirge oft sehr zerstreuten, hoch und steil, mithin gefährlich liegenden sogenannten Bergwiesen, so wie auf den mannigfaltig durch Waldrodung erzeugten, in der schlechtesten Produktionskraft stehenden Weidegründen überhaupt eine geregelte Baumzucht einzuführen, somit eine Verbindung der Baum- und Wiesenkultur herbeizuführen, deren Zweck ein doppelter werden muss, nämlich: 1) die Produktionsfähigkeit der dem Wiesbaue unter solchen Umständen gewidmeten Flächen auf dem natürlichen Wege zu heben, und ihrer gänzlichen Verödung vorzubauen, dann den tiefern und anschließenden Lagen gegen elementarische Ereignisse Schutz zu verschaffen, und das örtliche Klima zu verbessern; zugleich aber 2) der Waldwirtschaft eine Stütze zu verschaffen, um den steigenden Anforderungen an Holz und Streu zu genügen.

Da es keiner ausführlichen Auseinandersetzung bedarf, daß nur eine Baumkultur in größerer Ausdehnung diesen zwei Forderungen zu entsprechen vermag, so gehen wir gleich zur Beantwortung der wichtigen Frage über, welche von den bekannten Baumgattungen dem vorliegenden Zwecke am meisten entspreche, und auf welche Weise ihre Kultur mit dem Wiesbaue sich am füglichsten vereinen lasse.

Kaum eine der wichtigsten deutschen Holzgattungen kann den gestellten Bedingungen allseitig in dem ausgedehnten Maße entsprechen, als die jedem Hochgebirgsbewohner so bekannte Lärche (Pinus Larix L.)

Die Lärche, in ihrer Jugend die Eigenschaft einer ausgezeichneten Schnellwüchsigkeit besitzend, reift früher wie jede andere Holzgattung heran, und entspricht in jeder Beziehung den ausgedehntesten Anforderungen. Ihre tiefgehenden Wurzeln machen sie geeignet, dem Boden eine kräftigere Bindung zu verschaffen, für sich selbst aber den stärksten Windstürmen zu trotzen, mithin gegen Erdbrüche den wirksamsten Schutz zu gewähren. Da sie ihre Bodennahrung größtentheils aus den tiefern Grundlagen zieht, so ist sie auch geeignet, auf den ausgemagerten, zerfetzten Gründen zu vegetiren, während ihre Nadelabfälle, schneller wie irgend andere in Humus übergehend, sie als eine bodenverbessernde Baumgattung empfehlen, welche Verbesserung im vorliegenden Falle beinahe aus-

schließend der aus den obersten Erdschichten produzirenden Wiesenkultur zu Gute fällt. Eben so ist die Lärche die geeignetste Holzgattung, in nicht geschlossenem Stande zu erwachsen, von welchem hier allein die Rede sein kann, und hiezu besitzt sie unter solchen Umständen auch die Eigenschaft eines sehr starken untern Astriebes, der zur Vervollkommnung ihres Schaftbaues zeitweise künstlich abgenommen und für landwirtschaftliche Zwecke benützt werden kann. Von jeher in den Hochgebirgsforsten der deutschen Alpenländer heimisch, hat sie sich bei der umgestalteten Vegetation von der höchsten ihr ursprünglich angehörenden Region freiwillig, und wol größtentheils ohne menschliches Zuthun, bis in die niedern Thalgründe mit Beibehaltung ihres kräftigen Wuchses herabgezogen. Diesen Fingerzeig der Natur verfolgend, wird sie der aufmerksame Beobachter recht häufig als freiwillige Ansiedlerinn auf jenen verödeten Bergwiesen bemerken, und die schaffende Natur diesfalls dankbar und schonend unterstützen. Auch kann es gar nicht schwer sein, sich zu überzeugen, wie sehr derlei natürlich mit Lärchen bestockte Wiesen gegen die von allen Holzpflanzen entblößten unter ganz gleichen Verhältnissen höher im Ertrage stehen, und selbst die mit andern Holzgattungen, namentlich der Fichte besteckten, augenscheinlich und oft weit übertreffen. Eben so ist es eine bekannte Sache, daß die Lärche ungleich leichter als viele andere Holzgattungen mittels der Pflanzung fortzubringen sei, und ihre Kultur daher überhaubt mit wenigen und leicht zu überwindenden Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Noch mehr als dies verdienen die Vorzüge der Verwendungsfähigkeit des Lärchenholzes als Bau-, Nutz- und Brennholz beachtet zu werden.

Diese auch nur oberflächlich berührten Eigenschaften des Lärchenbaumes überzeugen uns von Vorzügen und Vortheilen seines Anbaues in größerer Ausdehnung.

Abgesehen von den besondern Eigenschaften irgend einer Holzgattung, wird bei der zweckmäßigen Verbindung des Holzbaues mit dem Wiesbaue eine Menge Holz erzeugt, und eine Materiale den häuslichen und gewerblichen Bedürfnissen dargeboten, das bis jetzt zu erzeugen ausschließend den Wäldern vorbehalten war. Ueberdies kennt jeder Forst- und Landmann, so wie jeder Bauführende den hohen Wert der Lärche insbesondere als Bauholz, und wenn schon die Lärchbäume tiefgelegener Wiesgründe hinsichtlich ihres Gebrauchswertes weit zurück gegen jene der Höhen und Freilagen stehen, und hier selbst von andern Holzarten übertroffen werden, so liefern sie doch durch ihren oft unglaublichen Zuwachs dem Besitzer eine beachtenswerte Holzmenge.

Wegen ihres hohen Gebrauchs- und Geldwertes dürfte daher auch bei gesteigerter Erzeugung kaum eine Stockung des Absatzes an Lärchenholz zu befürchten sein, und wer kennt nicht aus dem praktischen Leben die häufig wiederkehrenden Klagen über die allmälig fühlbare Abnahme und Erschwerung des Bezuges gerade dieser Holzgattung für die mannigfaltigen Land- und Wasserbauten, welche die Erziehung des brauchbarsten Holzmateriales in den geeigneten Lagen stets als wünschenswert und vortheilhaft erkennen lassen.

In vielen Gegenden sind Waldbestände vorhanden, die sich einzeln, zerstückelt, verhauen und gelichtet in dem denkbar ungeregeltsten Zustande befinden, und die in einen wirtschaftlichen Zustand zurückzuführen um so schwieriger wird, je mehr sich verschiedenartige Anforderungen durchkreuzen.

In welchem Grade würde sich die Assimilirung der Bestände schneller verwirklichen, wie viele noch nicht haubare Holzbestände könnten geschont zur gediegenen Reife heranwachsen, wie ungleich sicherer könnten gut bestockte Flächen der Zukunft zugeführt werden, wenn die Baumzucht auf den Bergwiesen und Weiden emsiger betrieben, und der Forstwirt einer Aushülfe an Holz von diesen ausgedehnten Flächen gewiss sein könnte! Und welche Gemeindeglieder werden nicht lieber bei dem allenthalben herabgekommenen Zustande ihrer Kommunalwälder wenigstens einen Theil ihres Hausbedarfes aus ihren bequemer gelegenen Wiesen und Weiden, als aus den oft sehr entlegenen Kommunal- und Staatswaldungen beziehen.

Und wenn in den entlegenen, oft kaum zugänglichen Thälern und Bergen, wo jede Holzfuhr von außen unmöglich ist, durch unvorhergesehene

und nicht zu verhindernde Unglücksfälle die vorhandenen Wälder vernichtet werden, und die nachhaltige Sicherung dieses unentbehrlichen Artikels aus den noch allfällig übrig gebliebenen Resten kaum mehr thunlich wäre, was dann, wenn auch diese letzten Hülfsquellen erschöpft sind, wie würde es mit der Wohnlichkeit solcher rauhen und holzlosen Gegenden aussehen? Es ist nicht ein Traum, sondern eine Thatsache, daß es Thäler gibt, wo in diesem Augenblicke die Holznot schon schwer gefühlt, und dennoch aus Vorsorge kein einziger Holzsamen angebaut oder eine Holzpflanze gesetzt wird!

Um eines Theils das Verdämmen der jugendlichen Pflanze durch den Graswuchs in ihrem ersten Entstehen zu verhindern und die landwirtschaftliche Ernte wegen der nötigen Vorsicht gegen das Abmähen nicht unnötig zu erschweren, und andern Theils um bei dem Umstande, daß die Oberdecke von derlei Gründen oft schon theilweise erschöpft und weniger produktionsfähig ist, aber dennoch einige Kraft zur Ernährung des großartigern Gewächses besitzt, sogleich ein größeres Wurzelvermögen zu erzwecken, würde die Pflanzung mit 5 bis 6jährigen Pflanzen das geeignetste Mittel zur Sicherung des Holzanbaues um so mehr sein, da dieses auch der Lebensabschnitt ist, wo die Lärche zur Versetzung am geeignetsten sich zeigt, und großartige Kulturen mit glänzendem Erfolge sich gelohnt haben.

Zur Erziehung der nötigen Anzahl von Pflänzlingen wäre wol der zweckmäßigste Weg die Anlegung von Pflanzgärten, und zwar nach dem Verhältnisse des größern oder geringern Bedarfes überhaubt nicht in vereinzelnter Menge für jeden Grundbesitzer, sondern im Vereine von mehreren Interessenten, oder vielleicht am besten gemeindeweise. Daß durch die Widmung irgend eines öden Gemeindegrundes zu einem solchen Pflanzgarten von der Gemeinde kein nennenswertes Opfer verlangt wird, ist leicht begreiflich, wenn man bedenkt, daß wenige Quadratklafter Fläche hinreichen, einige Juchert Wiesgrund mit 5 bis 6jährigen Pflänzlingen zu versehen.

Eben so wenig dürfte aus denselben Gründen eine zu sorgliche Behandlung der Pflanzgärten durch Begießung und derlei künstliche Vegetationsreizungen Statt finden, und die Pflege derselben sich überhaubt nur auf Schutz von außen, auf Bodenzubereitung, die wirkliche Saat und das Reinhalten der Beete von Gräsern und Unkräutern, so wie auf eine mäßige Bedeckung mit Nadelreisich (Taxen) im ersten und zweiten Jahre zum Schutze gegen die Fröste und Dürre beschränken.

Eine genauere Erfahrung über die Ertragsfähigkeit mancher zufällig mit Lärchen bestockten Bergwiesen im Gegensatze zu leerstehenden unter sonst gleichen Wachsthumsverhältnissen dürfte die Annahme durchaus nicht als eine spekulative Uebertreibung darstellen, daß die produktive Kraft des Bodens, und somit die Wiesenkultur bis zur ersten eintretenden Benützung des Holzmateriales in einem Zeitraume von etwa 60 Jahren durch die bereits bekannten chemischen und mechanischen Wirkungen der Baumkultur um das oft 5 bis 6fache des vorigen Ertrages gestiegen sein kann, während sodann der Eigenthümer noch dazu im freien Besitze vielleicht mehrerer tausend Kubikfuß eines gesuchten und gut gezahlten Holzmateriales steht. Um wie vieles ist auf diesem einfachen Wege der Kapitalswert seines Grundbesitzes gestiegen, um wie viel seine jährliche Bodenrente?

Und wenn Jemand selbst durchaus annehmen will, die produzirende Bodenkraft bleibe für den Wiesenertrag ohne Zunahme auf ihrem jetzigen Standpunkte fortwährend stehen, was jedoch auf trockenen, dem Sonnenstiche oder den austrocknenden und erkältenden Winden ausgesetzten Wies- und Weidegründen keineswegs der Fall ist, so können wir für den unumstößlichen Vortheil derlei Baumpflanzungen nach den einfachsten Sätzen der Naturkunde, belegt mit praktischen Erfahrungen, wenigstens versichert sein, daß, wenn wir eine solche Wiese fort und fort ihrem pflegelosen Zustande überlassen, jedes Jahrzehend ein merkliches Herabsinken des Ertrages ergeben wird, bis endlich in den meisten Fällen die Erntekosten durch den Heuertrag nicht mehr gedeckt, und der Grund nur noch einige Jahre als Hutweide sparsam benützbar, endlich

für jede Art von Kultur, selbst für den Waldbau verloren geht, und eine Quelle vieler an erer Uebel wird, während bei Anwendung der Baumpflanzung noch immer das mechanische Bedingungsmittel des Bodens und den natürlichen Schutz für den Graswuchs bildet, und nebstbei der Besitz des Holzmaterials große Vortheile gewährt.

Nimmt aber nach allen bewährten Erfahrungen auch die Heuernte zu, so ist in diesem Falle der Nutzen des so behandelten Grundstückes handgreiflich, und dieses Eingreifen des bepflanzten Wiesgrundes auf den übrigen Wirtschaftsbetrieb ist immerhin höchst beachtungswert.

Ist der Grundbesitzer des vollkommenen Schutzes gegen schädliche Elementarereignisse und klimatische Einflüsse durch solche Baumpflanzungen gesichert, die zu seiner Viehzucht notwendige Heumasse durch den gesteigerten Ertrag jener Bergwiesen mehr und nachhaltiger gedeckt, als gegenwärtig, so ist ihm unbestreitbar auch die Bahn angeebnet, in der Kultur der Tiefgründe vorwärts zu schreiten, den Zustand seiner Wälder durch Verzichtung auf die mit einer guten Waldwirtschaft nicht unbedingt vereinbarlichen Nebennutzungen zu vervollkommnen, und theilweise zu andern Verbesserungen überzugehen, seinen Viehstand zu vermehren, damit den Ertrag seiner Feld- und Viehwirtschaft zu steigern, und weit mehr aus den Mitteln des Landbaues zu erhalten, ohne dem Walde allzu sehr mit der Streu und Weide zur Last zu fallen, und von der wenig vortheilhaften Ziegenzucht abhängig zu sein.

Es wäre am Ende denn doch schöner, wenn in vielen Thälern anstatt der zerrissenen, verdorrten, einstürzenden, und dem Stempel wahrer Verödung tragenden Flächen, die oft kaum den Namen von Wiesen oder Hutweiden verdienen, und die als selbständige Grundstücke selten in anderer Weise mit geringerem Kostenaufwande und schneller verbessert werden können, dem Waldbaue aber nun einmal unwiderbringlich verloren sind, das Auge des Beschauers an dem hellen Grün der kräftigen Lärchen sich weiden, und mit Wohlgefallen für werdende Geschlechter ein auf rationelle Gründe gestütztes Fortschreiten zweier Kulturzweige betrachten könnte, die zu mannigfachen Nutzungszwecken bestimmt, sich dennoch wechselseitig unterstützen, zum Frommen und Segen des Landes und seiner Bewohner nebeneinander sehr wol gedeihen und bestehen können.

K. Blondein.

Mittel gegen die Krautraupen.

Im Jahre 1837 gab es in manchen Gegenden auf dem Kraute so viele Raupen, daß fast kein Bauer Kraut bekam. Ein Landmann schreibt nun: Ich habe mir von diesen schlimmen Gästen auf folgende Weise geholfen. Ich nahm einen großen Topf heißes Wasser, etwa 4 bis 5 Maß, gab ein Par Hände voll Steinsalz hinein, rührte, bis es sich auflöste, um, und that dazu einen halben Kopf Knoblauch, nachdem ich ihn zerstoßen hatte. Alles wurde gut durcheinander gerührt. Mit einem aus Kornähren gemachten Sprengel besprengte ich das von den Raupen heimgesuchte Kraut, und es wurde von denselben befreit. Diese Besprengung muss man aber vornehmen, wenn kein Thau ist, sonst wäscht derselbe die Flüssigkeit wieder ab.

Verbesserung des Verfahrens, Butter zu gewinnen.

So wie heuer alle Viktualien, erreichte auch die Butter einen viel höheren Preis, als früher, weßhalb auf dessen Erzeugung die sorgfältigste Aufmerksamkeit zugewendet wird.

Man ist darauf gekommen, durch Beimischung von Alaun die Ausscheidung der Butter aus dem Rahm nicht bloß schneller, als durch mechanische Bewegung allein, sondern auch weit reiner und vollständiger zu bewirken, und sich dadurch begreiflich eine größere Menge Butter zu verschaffen, als auf dem gewöhnlichen Wege gewonnen werden kann. Das Verfahren schreibt einfach vor, von der Milch, nachdem sie zwölf Stunden im Keller oder in der Milchkammer gestanden, den fünften Theil als Sahne abzunehmen, und im Falle man nicht so viele Kühe hat, um von einmaligem Melken Butter schlagen zu können, diesen Rahm wie gewöhnlich zu sammeln, bis die Menge zureicht.

Dann soll man auf 12 Maß Rahm ein Lot fein gestoßenen Alaun und 2 Maß saure Milch nehmen, alles gut untereinander mengen, es bei einem gelinden Feuer lauwarm werden lassen, nachdem es sich wieder abgekühlt, in das Butterfass schütten und auf gewöhnliche Art buttern. So erhält man, so viel die Erfahrung gelehrt hat, in Zeit von sechs Minuten die reinste Butter, und zwar um die Hälfte mehr als bisher.

Obst lange frisch zu erhalten.

Um Aepfel und Birnen lange frisch und schmackhaft zu erhalten, lege man sie im Spätherbste anstatt auf Stroh auf dürres Laub ihres eigenen Geschlechts, also den Apfel auf Aepfelblätter, Birnen auf dürres Birnenlaub, und zwar so, daß sich die Früchte so wenig als möglich berühren. Auch das folgende Verfahren soll man an vielen Orten mit bestem Erfolge anwenden: Man lege die Aepfel und Birnen in einer Kammer auf Flechten, so, daß sie sich nicht berühren; schließt dann Thüren und Fenster genau, und zündet mit Weinbeerranken ein Feuer an, das stark rauchen muss, damit der Dampf das ganze Zimmer ausfülle. Dies setzt man 4 — 5 Tage lange fort. Wenn das Obst von diesem Rauche getrocknet, und in Folge dessen mit einem unmerklich feinen Salze überzogen ist, so legt man es in eine Kiste voll Häckerling, der aber von Roggenstroh sein muss. Die Aepfel dürfen sich nicht berühren, und nachdem oben und unten Häckerling gestreut worden ist, wird die Kiste geschlossen. Auf diese Weise soll man das Obst ein Jahr lang vollkommen gut erhalten können.

Das Rindern der Kühe zu bewirken und zu vermindern.

Das Rindern der Kühe wird bewirkt, wenn denselben Sauerteig unter das Futter gegeben wird. Zur Verminderung desselben hilft Seifenschaum, den man in geringer Menge unter das Saufen thut. Auch bei Schweinen ist dieses Mittel mit Erfolg angewendet worden.

In jeder Jahreszeit männliches und weibliches Federvieh zum Brüten zu veranlassen.

Man setzt die Bruthenne über ihre Eier in einem mit Heu angefüllten Kasten, der ihrer Größe angemessen ist, so, daß sie sich darin nicht umdrehen kann; den Rücken aber bedeckt man mit einem schweren Bret, welches zu ihrer Größe passt, aber doch nicht so schwer ist, daß nicht das Federvieh sich dessen leicht entledigen könnte, wenn es will, und hierauf trägt man es in eine dunkle Kammer.

Sehr oft kann das Bret, besonders von Truthühnern, Haushühnern und Enten, schon am folgenden Tage abgenommen werden, ohne daß der Vogel die Eier verlässt. Die Männchen sind ein wenig widerspenstiger als die Weibchen, aber sie unterwerfen sich endlich doch.

Die Vorbereitungen des Flachses zu erleichtern.

Wenn man den Flachs oder Hanf dem Froste oder dem Schnee aussetzt, so wird dadurch die Vorbereitung dieser Substanzen sehr befördert, indem dadurch die übrigen Theile vernichtet werden, welche die Fibern vereinigen.

Einfaches, aber sicheres Mittel, den Milchrahm zu verbessern.

Jüngst erhielt in New-York ein dortiger Bürger ein Patent über dieses Mittel, welches in weiter nichts besteht, als daß man zu diesem Zwecke ein Stück Zink in das Milchgefäß bringt, oder sogleich diese Gefäße von Zink machen lässt. Dadurch erhält man sogleich mehr und besseren Rahm, und aus diesem eine angenehmer schmeckende Butter. Deswegen werden auch in England schon häufig Gefäße von Zink für die Milch verkauft.

Ländliche Hausbibliothek.

Wir fahren fort, unsere Sammlung abermal mit einigen der für uns passendsten Werke zu bereichern, und wählen hiezu, sowol ihres gemeinnützigen Inhaltes, als wohlfeilen Preises wegen, folgende im Verlage von G. F. Fürst in Nordhausen erschienene und durch alle Buchhandlungen beziehbare:

1) **Das Brotbacken.** Eine Anweisung, aus den verschiedenen Getraide-Mehlarten, Kartoffeln, Eicheln, Kastanien, Kürbissen und allen andern geeigneten Stoffen ein vorzügliches, gesundes, wohlschmeckendes und wohlfeiles Brot zu backen. Nebst Belehrungen über die vortheilhaftesten Anlagen und holzersparendste Heizung der Backöfen, die neuesten Vervollkommnungen derselben, die Verbesserung schlechter und verdorbener Getraide- und Mehlarten, die Verfälschungen und Verunreinigungen des Brotes und deren Erkennung, die zweckmäßigsten Säuerungsmethoden, das Nachwiegen von Mehl, Teig und Brot ꝛc. ꝛc. Ein unentbehrlicher Ratgeber für Bäcker, Oekonomen, Gastwirte, Hausfrauen in der Stadt und auf dem Lande ꝛc. Von Joseph Held. Mit Abbildungen.

Wer da glaubt, er habe in der Brotbäckerei ausgelernt; wer seine eingelernte Art und Weise schon für die beste hält, der kaufe sich doch dieses kleine Büchlein; er wird dann in Vielem gestehen müssen: »Das hab ich nicht gewusst, nicht getban!« — Und was liegt unseren leiblichen Bedürfnissen näher, als das tägliche Brot!

2) **Das Hefenbüchlein.** Eine vollständige Sammlung aller bisher bekannt gewordenen und bewährt befundenen Anweisungen zur Bereitung aller Arten von Hefen im Kleinen und im Großen, nebst den nötigen Anweisungen, die Hefe zu prüfen, aufzubewahren, zu verbessern, durch Surrogate zu ersetzen, so wie auch den Gährungsprozess zu beschleunigen, und die Hefe in manchen Fällen als ein vorzügliches Hausmittel anzuwenden. Für Haushaltungen, Bäcker, Brennereibesitzer, Bierbrauer, Hefenfabrikanten ꝛc.

Sich aller Orten und jederzeit die beste Hefe selbst leicht bereiten zu können, ist gewiss des Lernens wert. Und dies lehrt dies kleine Büchlein auf kürzeste Art.

Zur Begegnung mancherlei Krankheiten empfehlen sich aus gleichem Verlage folgende ausgezeichnete Werke:

3) **Die Blähungen,** besonders in ihren Beziehungen zu Hypochondrie, Hysterie, Krämpfen, Nervenleiden und andern gefährlichen und hartnäckigen Krankheiten dargestellt. Eine gemeinnützige und gemeinfassliche Lehre von der Entstehung, Verhütung und Heilung der Blähungen, so wie aller in ihrem Gefolge auftretenden krampfhaften Leiden. Nebst Angabe eines bisher unbekannten Mittels zur Heilung aller Blähungs-Beschwerden. Von Dr. Eugen Mitschein. Zweite, unveränderte Aufl. 8. 1843. Brosch. 15 Sgr. — 12 gGr. — 54 Kr.

Die Blähungen sind ein feindlicher Kobold, welcher bisweilen laut polternd spukt, öfter aber noch ins Geheim sein unheimliches Wesen treibt und besonders im letztern Falle hundert oft unerklärliche Krankheiten hervorruft, Gesundheit, Glück und Zufriedenheit von Millionen untergräbt. Obiges Büchlein wird mehr Kranke heilen, als ganze Apotheken mit ihren kostbaren Arzneischätzen.

4) **Sammlung erprobter, äußerst leicht anwendbarer, erst in neuester Zeit entdeckter und noch wenig bekannter Mittel zur Heilung** erfrorner Glieder, eiternder Fußwunden, der Schwerhörigkeit, Migraine, Unterleibsbeschwerden, Wassersucht, Verbrennungen, Kolikschmerzen, Schlaflosigkeit, Wurmkrankheiten, Harnbeschwerden, Flechten, Zahnschmerzen, nächtlichen Schweiße, rheumatischen und gichtischen Uebel, Epilepsie Auszehrung, Fußschweiße, Heiserkeit, Wasserschen, Gliederlähmung, Verstopfung, Trunksucht, Brüche, Luftröhren- und Lungenschwindsucht, Seekrankheit, Verschleimung, Kurzsichtigkeit, Verstopfung der Nase, des Verschwinds, Schwindels, Nierensteins, Zitterns der Hände, Magen-, Brust-, Waden- und Fußkrampfes, Hustens, Podagra's, geschwollenen Zäpfchens u. s. w., nebst Belehrungen über die Heilkräfte des kalten Wassers, Kalkwassers und Champagners, die bessere Benützung des isländischen Mooses, Färbung und Erhaltung der Haare, Mittel gegen Vergiftungen und Muttermale ꝛc., so wie auch vielen andern wichtigen Belehrungen zur Gesundheitskunde. Von Dr. Früstemann. 12. 1843. Brosch. 10 Sgr. — 8 gGr. — 36 Kr.

Durch die Veröffentlichung dieser guten Mittel hat sich der Verfasser ein wahres Verdienst bei allen Menschen erworben. Niemand möge diese kleine Ausgabe dafür scheuen.

5) **Der Arzt für Diejenigen, welche an Verschleimungen leiden,** und zwar an den Lungen, des Halses und der Verdauungswerkzeuge. Nebst Angabe der Ursachen und Heilmittel. Nach den vorzüglichsten französischen und deutschen Aerzten bearbeitet von Dr. Abicht. 3te sehr verbesserte Auflage. 12. 1843. Broch. 12½ Sgr. — 10 gGr. — 54 Kr.

Wenn schon die beiden ersten Auflagen dieses Werkes den einstimmigen Beifall aller Kenner erhielten, so wird dieses bei der dritten, durchgängig vervollständigten in weit höherem Maße noch der Fall sein. Möchten doch alle an Verschleimung Leidende dieses Buch zu Rate ziehen, um sich durch dasselbe in möglichst kurzer Zeit von ihrer oft so gefährlich auslaufenden Krankheit zu befreien.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. G. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 44. 4. November 1843.

Inhalt: Die Geschichte der Jägerei. — Ermunterung zum Anbaue der Kürbisse. — Neu entdecktes Mittel gegen Zahnschmerzen aller Art.

Die Geschichte der Jägerei.

Mit der Jagdflinte über die Schulter begegnet uns zu dieser Jahreszeit mancher Jäger und Jagdfreund, den wir gerne für einen guten Schützen halten, aber auch darauf wetten wollen, daß er sich bis jetzt wenig darum bekümmert hat, in welcher mannigfacher Art und Weise die edle Jägerei von ältester Zeit an bis auf den heutigen Tag ausgeübt wurde. Er gönne uns also ein Stündchen Gehör, und da wir wol wissen, daß der Weidmann kein Freund von langen Salbadereien ist, werden wir unsere Geschichte der Jägerei in die möglichste Kürze fassen.

Man kann wol mit Gewißheit annehmen, daß die Jagd eine der frühesten Beschäftigungen der Menschen war, und auch die Bibel beweist dieses. Doch war die Jagd jener ersten Menschen, so wie noch jetzt die Jagd wilder Völker, gewaltig verschieden von der unsern. Bei jenen war und ist der Zweck der Jagd einzig der, dem Jäger Lebensbedürfnisse zu liefern; bei uns soll die Jagd nicht nur nützen, sondern auch vergnügen; — von jenen wird nur der Vortheil des Augenblicks in die Augen gefaßt, daher sie das Wild erlegen und fangen, wie es sich ihnen darbietet, und wie sie nur können; wir aber wollen, wie bei der Herde, so auch im Walde, als umsichtige Hausväter, schonen für die Zukunft, hegen das Wild, welches noch nicht zu seiner gehörigen Größe erwachsen ist, und das, welches zur Fortpflanzung dienen soll; — jene haben und hatten nur das Erlegen des Wildes im Auge; wir haben Regeln zu einem kunstmäßigen Erlegen, auf daß man den gerechten Weidmann sogleich vom Aasjäger und Sonntagsjäger unterscheiden möge.

Wie noch jetzt bei unsern Wilddieben, denen Satanas alle Wetter auf den Hals schicken möge! so galten auch den ersten Jägern alle Mittel gleich, wenn sie nur zum Besitze des Wildes verhalfen. Gruben, Fallen, Schlingen, eingezäunte Fangplätze, das waren die Mittel, deren sich die rohen Völker bedienten und noch bedienen. Der Jäger mußte schon einige Grade höher stehen, als er Hunde und Vögel abrichtete, ihm zu helfen, als er mit Netzen und Bogen dem Wilde nachstellte. Sobald aber der Jäger noch weiter ausgebildet war, als er schon andere Mittel hatte, sein Leben zu fristen auch ohne das Wildbrät, da suchte er nicht mehr einzig die Erlegung des Wildes, sondern er wollte auch Schwierigkeiten dabei überwinden, und je größer die Schwierigkeiten, desto größer wurde das Vergnügen, desto mehr wuchs die Leidenschaftlichkeit des Jagens.

Wenn auch in den mosaischen Urkunden schon Jäger genannt werden, so war doch das eigentliche jüdische Volk der Jägerei abhold, denn diese edle Kunst kann nur von kräftigen, mit offenem, geradem Sinne begabten Menschen geliebt werden. Die alten Perser, das waren leidenschaftliche Jäger. Die kannten auch schon die Jagd mit Beizvögeln und legten einen großen Wert auf gute Falken. Als die Türken noch nicht erschlafft waren, damals, als sie überall siegreich umherzogen, als ihre Sultane noch im Steigbügel stehend ihre Befehle erließen — in den Zeiten waren sie noch keine weichlichen Harmsbeherrscher, sondern wackere Weidmänner. Sultan Bajazeth hatte den Herzog von Nemours als Gefangenen und verschmähte jedes Lösegeld, doch gegen gut abgerichtete isländische Falken gab er ihn frei. So ist die Beize noch jetzt in Arabien, der Mongolei und Tatarei in großem Ansehen. Die Griechen waren

auch schon tüchtige Jäger und verstanden mit verschiedenen Hunderassen Reh-, Rot- und Sauwild zu hetzen. Sie waren dabei wackere Läufer und folgten ihren Hunden, um das Wild sogleich abfangen zu können, wenn es sich stellte. Galt es aber, stärkere Raubthiere zu verfolgen, so vereinten sich ihrer mehrere und schnitten dem Wilde den Rückzug in das Gebirge ab. Die Römer hatten theils zu wenig Wild in ihrem Italien, theils zu viele Menschenjagden, als daß sie an Wildjagden hätten denken können. Und als ihnen später Länder offen standen, wo es des edlen und unedlen Wildes in Menge gab, da waren sie schon zu sehr verweichlicht.

Aber die germanischen Völker waren gewiss die wackersten unter allen Weidmännern. Wenn man hört, wie einzelne deutsche Jünglinge sich dem boshaften Ur und dem wilden Bären mit ihrer Lanze entgegengesetzt haben, da muss man das Käppel abziehen. Indeß bedienten sie sich auch der List, und sie mußten wol, denn sie lebten fast nur von der Jagd. Daher fingen sie das Rotwild in Gruben, Schlingen, Netzen und eingezäunten Räumen, hetzten die Sauen, jagten das Elenn auf dem Eise. Und wie hoch sie die Jagd schätzten, das sieht man schon daraus, daß sie eine hohe und niedere Jagd unterschieden. Die hohe Jagd behielten sie für sich; die niedere, nämlich die Hasen, überließen sie den Sklaven. Auch waren die Hasen in den ersten Zeiten des Christenthums den Deutschen sogar verboten — denn die alten Deutschen hatten Hasenfleisch bei ihren Opfermalzeiten gegessen. Die Jagd der Biber, Marder, Ottern, Füchse und des andern niedrigen Pelzwildes blieb ebenfalls den Unfreien, welche sich zu derselben verschiedene Arten von Hunden abrichteten, die meist in hohem Werte standen. Das Federwild fing der Reiche mit Beizvögeln, der Arme mit Netzen und Schlingen. Karl der Große war auch ein großer Jäger, und auf seinen Gütern durfte Niemand außer ihm jagen. Er setzte Beamte über seine Bannforste, damit kein Unberufener in denselben wilddiebe. Dafür war aber auch seine Jagdequipage in kaiserlichem Zustande. Jagdzeuge und Fangapparate aller Arten waren auf seinen Schlössern zu finden, abgerichtete Leoparden jagten mit ihm, und zahlreiche Meuten begleiteten ihn zur Parforcejagd.

Nach Karl dem Großen bildete sich eine französische Jagd und eine deutsche. Jene umfaßte die Parforcejagd und die Hetze mit den Windhunden; diese umfaßte die Suche mit dem Leithunde und das Stellen mit Netzen und Tüchern. Die Franzosen (mit ihnen die Engländer, welche noch jetzt leidenschaftliche Parforcejäger sind, und wenn sie auch nur Füchse zu prellen haben) hielten ihre Jagd für edler und ritterlicher, während sie die deutsche Jagd als nicht ritterlich verachteten. Was aber die Jagdgerechtsame betrifft, so wurde sie in Frankreich, wie in Deutschland, bald das Eigenthum Weniger. Als noch der Unterschied der Bevölkerung in Freie und Unfreie der einzige war, da durfte jeder Freie jagen; als aber unter den Freien einzelne wenige sich mehr erhoben, ein Ansehen über die andern erlangten und dieses Ansehen durch Privilegien der Fürsten und durch feste Burgen zu sichern wußten; als solchergestalt ein Adel entstand, da behauptete dieser auch nach und nach immer mehr die Ausübung der Jagd als sein ausschließliches Recht. Die Jagd ward nun mit größerem Prunke ausgeführt, aber freilich auch mit der größten Tyrannei und Barbarei. Der hohe Adel in Frankreich und England richtete überall Parforcejagden auf Rotwild, Sauen, Füchse, Hasen ein, ja in Frankreich gab es sogar eine königliche Parforcejagd auf Wölfe. Die Prinzen und die Jugend vom Adel ward nur noch in Führung der Waffen und im Jagen unterrichtet. Auch die geringen Edelleute hielte nihre Windhunde, und kein englischer oder französischer Ritter zog in den Krieg, ohne einen solchen Hund bei sich zu haben, um gleich überall hetzen zu können. Schonzeiten gab es nicht; denn für den Adel war die Jagd überall frei, wie noch heute in Polen und England, und was der Eine also nicht erlegte, das erlegte der Andere — und so kam es, daß gar bald das Wild recht selten wurde. Um dem Unmute hierüber Luft zu machen, verfiel man auf die grausamsten Strafen für die armen, ohnehin damals auf das schrecklichste bedrückten Bauern und Leib-

eigenen, wenn deren einer einmal ein Wild entwendet hatte. Uebrigens hatten die Fürsten und der mächtigere Adel auch schon Wildgärten und Gehege, in denen Niemand außer ihnen jagen durfte. Die ärmsten Ritter aber hatten wenigstens Beizvögel, mit denen sie beizten, wo sie wollten, und wo sich ihnen eine Gelegenheit darbot, und mit denen sie auch überall willkommen waren.

In Deutschland gab es noch im Mittelalter weit mehr Waldungen als in Frankreich. Man arbeitete Leithunde mit großer Sorgfalt, erfand eine große Menge Verfahrungsweisen zum Fangen einer jeden Art von Wild, ließ das Wild durch Bracken in die Netze sprengen und später, nach Erfindung des Pulvers, schussgerecht bringen. Die Parforcejagd ward meist nur an den Höfen der Fürsten angetroffen, wegen des bedeutenden Kostenaufwandes, den sie veranlasste, aber die Beize ward auch von den Deutschen leidenschaftlich geliebt, und Kaiser Friedrich II. schrieb sogar ein Lehrbuch derselben, welches von Schneider in Breslau erst neulich übersetzt und erläutert ist.

Ein starker Wildstand mag bis zu den Zeiten des 30jährigen Krieges nirgends in Europa gewesen sein, wenn man die Wildgehege abrechnet, welche einzelne Fürsten hatten. Der Umstand, daß man keine Schonzeit hielt, daß man ohne Unterschied erlegte, was man fand, so wie auch der Umstand, daß Luchse, Wölfe und Bären noch überall vorhanden waren, musste ungemein auf die Verminderung des Wildes einwirken. Die Jagdthiere waren daher viel theurer als jetzt, und Leder und Pelzwerk mussten schon darum einen weit höhern Wert haben, da man es nicht verstand, sie durch so verschiedene andere Stoffe zu ersetzen, wie in unsern Zeiten der Fall ist.

Manches Wild verschwand schon damals aus Deutschland und den andern kultivirten Ländern. Die Wölfe verschwanden in England schon im 10. Jahrhundert und das essbare Wild fand sich wegen des Mangels an Waldungen in diesem Lande fast nur noch in Parken und Wildgehegen. Der Auerochse, welcher den alten Deutschen und Galliern ihre gewaltigen Trinkhörner lieferte, war schon zu Karls des Großen Zeiten verschwunden und mehr nach dem Nordosten gezogen, kann aber jetzt wirklich als ausgestorben betrachtet werden; denn das wilde Rind, welches in dem kaiserlichen Leibgehege unweit Grodno in russisch Polen noch angetroffen wird, ist wol ein Bison, nicht aber der furchtbare Ur. Die Gemse, welche Deutschlands Gebirge bewohnte, ist nur noch selten und einzig auf den höchsten Alpen zu finden. Auch der Steinbock ist in Deutschland heimisch gewesen — jetzt kann er vielleicht ebenfalls zu den völlig ausgestorbenen Thieren gezählt werden. Das Rennthier war wol nur in frühesten Zeiten in Deutschland und zog sich schon bald nach dem hohen Norden zurück, als das Klima durch Verminderung der Wälder und Sümpfe wärmer wurde. Das Elenn war in allen Bruchgegenden des nördlichen Deutschlands, wurde aber von der vorrückenden Kultur verdrängt und wird jezt nur noch in den Bruchwaldungen in Preußen gehegt. Bären findet man in Deutschland wol gar nicht mehr, doch in den Alpen und in Polen und Russland sind sie noch. Der Luchs soll in den böhmischen Waldungen noch nicht ganz vertilgt sein, sonst ist er nur noch in den höchsten Gebirgen und in Polen und Russland. Wölfe kommen in strengen Wintern aus den westlichen und östlichen Nachbarländern zu uns. Die Wasser- und Sumpfvögel haben sich bedeutend vermindert, und viele von ihnen, die sonst in Deutschland nisteten, kommen jetzt nur noch als Zug- oder Strichvögel zu uns. Dagegen hat das edle Wild zugenommen und ist durch Dammhirsche, Fasanen und manche Rebhühnerarten vermehrt worden.

Seit dem 30jährigen Kriege vermehrte sich das wegen seines Wildbräts geschätzte Wild ungemein. Die Erfindung des Schießpulvers und dessen Anwendung zur Jagd hatte hierauf den größten Einfluss. Nicht nur, daß man jetzt leichter das Raubwild erlegen und ausrotten konnte, man konnte nun auch dem edlen Wilde besser beikommen und erlegte daher nicht das erste beste Stück, dessen man habhaft werden konnte, sondern wählte solche Thiere, welche entweder zur Fortpflanzung ungeschickt oder unnötig waren. Die

ganze Art und Weise der Jagd änderte sich. Die künstlichen Fangapparate zum Fange des Geflügels verschwanden, die Netzjagden wurden seltener, die Dressur der Hühner- und Schweißhunde bildete sich dagegen mehr aus. Die Beize verschwand und ist erst in neuester Zeit in England wieder in Ansehen gekommen, von wo sie sich schon weiter verbreiten wird. Die Hetzjagden wurden seltener, die Parforcejagden schon darum weniger häufig, weil sie dem Gefühle und der Menschlichkeit widerstritten. Nur in England blieben sie, besonders auf Füchse, allgemein.

In Frankreich ward der Landmann bis zu der Revolution durch den jagdliebenden Adel wirklich tyrannisirt; denn den Bürgerlichen war die Ausübung der Jagd gar nicht verstattet. Jagdfronden jeder Art mußte der unterdrückte Landmann leisten, und bei kleinen Vergehungen hatte er die strengsten Strafen zu erwarten. Kaninchen, Wölfe und andere schädlichen Thiere wurden gehegt und richteten den vielfachsten Schaden an. Daher wurde auch durch eins der ersten Gesetze, welches die Nationalversammlung gab, die Jagd freigegeben, so daß alle privilegirten Jagdrechte aufhörten. Eine Folge davon war, daß man bald keine größern Jagdthiere mehr in Frankreich fand, und nur die Wölfe und wilden Schweine sich in solchen Waldgegenden, welche dem Jäger unzugänglich sind, erhielten. Nun sah man ein, daß es doch nöthig sei, die Jagd polizeilichen Einschränkungen zu unterwerfen, und so haben sich denn die kleinern Jagdthiere in der neuesten Zeit in Frankreich wieder etwas vermehrt.

Das Beispiel Frankreichs blieb in Deutschland nicht unbeachtet. Auch hier wurde von manchen Fürsten das Wild in solcher Menge gehegt, daß es dem Landbau nicht geringen Schaden zufügte. Als Kaiser **Karl VI.** am 20. Oktober 1740 an den Nachwirkungen einer Erkältung, die er sich auf seinem Jagdschlosse Halbthurn bei Wien zugezogen hatte, gestorben war, benutzten die Bauern, welche längst über Wildschaden Klage geführt hatten, den Todesfall dazu, daß sie überall das Wild niederschossen, und entschuldigten sich damit, sie seien ergrimmt über die Bestien, welche den zu frühen Tod ihres allergnädigsten Fürsten verschuldet hätten. Eine offenbare Auflehnung gegen die Fürsten, im Betreff der Verminderung der Jagdthiere, wagten die Deutschen aber erst nach der französischen Revolution.

In Sachsen brach ein Aufstand aus, in Würtemberg gingen fortwährende Beschwerden ein, und bei den kleinern Fürsten, z. B. denen von Schwarzburg, gab das Volk seinen Willen noch kräftiger zu verstehen. Jedes Stück Wild, welches aus dem Walde auf ein Feld wechselte, gab zu neuen Beschwerden über Wildschaden Veranlassung, bis endlich die Regierungen überall genöthigt wurden, die Wildstände theils bedeutend zu vermindern, theils ganz auszurotten und auf Thiergärten zu beschränken, und die hohen, einst so kostspieligen Jagdetats zu vermindern. Die Fürsten leisteten sogar auf das Vergnügen der Jagd Verzicht, um sich den Vorwürfen der Unterthanen nicht auszusetzen, da die Jagdlust einmal verpönt war. So verschwanden allmälig aus Europa die Zeugjagden nebst den Leithunden, die Parforcejagden nebst dem zahlreichen Jagdpersonal, und die ängstlich genaue, kunstgerechte Ausübung der Jagd nahm eben so ab. Der Forstmann ward geprüft, ob er den Betrieb der Forstwirtschaft gehörig erlernt habe, nicht aber, ob er ein kunstgerechter Jäger sei. Die Jagdfronden blieben nur in einzelnen kleinen Ländchen, während von den größern Fürsten das System der Jagdverpachtung angenommen wurde, wodurch nun auch der wohlhabende Bürger in den Stand gesetzt wurde, sich dem Vergnügen zu überlassen, das bisher ein Vorrecht des Adels und der kunstgerechten Jäger gewesen war. So ist es denn jetzt dahin gekommen, daß man allerdings die meisten Jagdthiere erhält, in soweit dieses ohne Beeinträchtigung der Forst- und Feldwirtschaft geschehen kann, daß ferner das Jagdeigenthum gesichert ist, aber daß doch auch auf der andern Seite keine Regierung ungestraft Felder und Gärten durch Wild verwüsten lassen darf, und kein Fürst mehr seine Bauern in Scharen zu mehrere Tage dauernden Jagdfronden aufbieten kann, so wie sich auch kein Wilddieb mehr auf einen Hirsch schmiden läßt.

In den ältern Zeiten, als Viehzucht und Ackerbau noch mehr darniederlagen, und ein großer Theil der Bevölkerung angewiesen war, seine Nahrungsmittel in den Wäldern zu suchen, als die Fürsten hinsichtlich ihres Einkommens noch größtentheils auf den Ertrag ihrer Domainen beschränkt waren, als Leder und Pelzwerk noch nicht durch so mannigfache andere Stoffe ersetzt wurden, die man jetzt zur Kleidung verwendet, — da war auch der Preis des Wildbräts ein verhältnißmäßig weit höherer. Damals dienten auch Reiher, Krähen, Häher und andere Vögel, die jetzt ihres harten, unschmackhaften Fleisches wegen verachtet werden, zu Nahrungsmitteln. Doch gehen Die unstreitig zu weit, welche sagen, daß in unsern Zeiten eine Hegung des Wildes unzulässig sei; denn wenn wir auch des Wildbräts jetzt recht gut entbehren können, so gewährt es uns doch noch immer eine sehr schmackhafte und gesunde Speise, so wie auch in finanzieller Hinsicht ein mäßiger Wildbestand eher vortheilhaft als nachtheilig ist, und endlich die Jagd selbst für den Ausübenden ein Vergnügen gewährt, welches noch immer hoch über so manchen andern Belustigungen unserer Zeit steht. Sehr treffend sagt in dieser Hinsicht der bekannte W. Pfeil in Ersch und Grubers Allgemeiner Encyclopädie (Sect. II. Bd. 14, S. 97 unter dem Artikel Jagd); „Die Erfahrung bestätigt es, daß in großen Wäldern eine mäßige Anzahl von hohem Wilde, in den Feldhölzern, auf dem Felde und auf Gewässern eben so eine angemessene Zahl von Hasen und verschiedenem Geflügel ernährt werden kann, ohne daß dadurch irgend ein beachtungswerter Schade geschieht. Wollte man dies bestreiten, so liefern die Domainenpächter im Magdeburgischen, welche auf ihren Feldfluren zugleich Jagdpächter sind, den Beweis der Richtigkeit dieser Behauptung; denn sie schonen, oft ohne Jagdliebhaber zu sein, Hasen und Hühner auf ihren Grundstücken bis zu einer bedeutenden Menge, bloß um um des Geldgewinnes willen, welchen ihnen die Jagd gewährt. Es lässt sich daher gewiss die Behauptung aufstellen, daß eine Schonung der unschädlichen Jagdthiere bis zu einem Maße, daß entweder gar kein Schade durch sie entsteht, oder doch das Geldeinkommen aus der Jagd größer ist, als der Verlust auf den Feldern und im Walde, in finanzieller und staatswirtschaftlicher Beziehung wohl zu rechtfertigen ist. Dazu kommt nun aber noch, daß diese Jagdthiere Genüsse mancherlei Art gewähren. Einmal thun sie dies, indem sie eine wohlschmeckende Speise geben und Abwechslung in die Nahrung bringen, dann verschafft aber auch ihre Erlegung sehr vielen Menschen ein sehr großes Vergnügen. Es ist offenbar eben so einseitig als ungerecht, den Jagdliebhabern dasselbe durch Ausrottung der Jagdthiere entziehen zu wollen, um so mehr, als viele Jäger aus den höhern Ständen die Jagd als Erholung und zur notwendigen Leibesbewegung anreizend, selbst zur Erhaltung ihrer Gesundheit benutzen. Mit ihnen darüber rechten zu wollen, daß sie gerade an dieser Art der Erholung Gefallen finden, ist sehr thöricht; denn die wenigsten Vergnügungen würden die Kritik aushalten, nach welcher man die Jagd als eine Rohheit u. s. w. verwirft. Das Wohlgefallen an den nicht immer sehr züchtigen Sprüngen und Verdrehungen der Ballettänzerinnen, an Wettrennen, an Kartenspielen, an Ess- und Trinkgelagen, an wüsten Schwärmereien, findet vielleicht weniger Entschuldigung, als dasjenige an der Jagd, welche gewiss nicht in einer bloßen Mordlust besteht, sondern vielmehr in der Uebung von Geschicklichkeiten und Fertigkeiten, in der Ueberwindung von Schwierigkeiten, in der Freude an der Natur und andern keineswegs zu tadelnden Gefühlen. Mit demselben Rechte, mit welchem man oft von den Regierungen verlangt, daß Anstalten zur Ergetzung des Publikums auf öffentliche Kosten getroffen werden, können die Jagdfreunde auch wol die Sicherung des Jagdvergnügens, insofern dies dem öffentlichen Wohle nicht nachtheilig wird, verlangen. Eine sehr wesentliche Rücksicht dabei ist auch wol, daß das Jagdeigenthum ein Besitz ist, auf den die meisten Menschen sehr großen Wert legen, daß eine Entschädigung für Aufgabe desselben gar nicht genügend zu ermitteln ist, da der bloße Ersatz des Geldeinkommens, welches dasselbe gewährt, dies nicht geben kann. Ueberall wird man aber darüber einverstanden sein, daß nur die dringendste Not es

rechtfertigen kann, wenn die Regierung durch Gesetze, welche das Jagdeigenthum vernichten, sich an diesem vergreift, denn die Sicherung des Eigenthums ist ja der erste und wichtigste Zweck des bürgerlichen Verbandes. Es kann auch ferner nicht unbeachtet bleiben, daß in der neuern Zeit, wo der große Gutsbesitzer schon immer mehr und mehr zu den Städten hingezogen wird, nicht das Letzte, was ihn noch auf dem Lande fesselt, vernichtet werden muss. Es ist kein Streit darüber, daß es für den Landbau, den gewöhnlichen Landbauer und seine geistige Kultur, für den größern Gutsbesitzer selbst, sehr wünschenswert ist, daß sich dieser auf seinem Landgute aufhält und sich mit Verwaltung seines Eigenthums beschäftigt. Wird dies wol befördert, wenn man ihm das größte Vergnügen, welches das Landleben oft hat, raubt, indem man die Jagdthiere vernichtet? Die Jagdleidenschaft wird deßhalb allerdings nicht verschwinden, denn nirgends trifft man z. B. leidenschaftlichere Jagdliebhaber, als in Italien, wo, mit Ausnahme der Sumpfgegenden, höhern Gebirge und der Zugvögel, unsere Jagdthiere beinahe ganz fehlen. Sie wandert dann nur von den höhern Ständen zu den niedern, sobald diese das Recht zu jagen erhalten, wo sie dann für das Wohl vieler Familien, welche darben, während der Hausvater auf der Jagd umherstreift, weit verderblicher wird, als da, wo ein geschütztes Jagdeigenthum nur den Vermögenden das Jagdvergnügen zu genießen verstattet. Dies sind die wichtigsten Gründe, welche dafür sprechen, daß die Jagdthiere und das privative Jagdeigenthum in Ländern, wo es noch besteht, erhalten werden muss, und eine Freigebung der Jagd, oder, was gleich ist, eine Ausrottung der Jagdthiere, nicht gebilligt werden kann. Dagegen kann man aber auch wol mit Recht verlangen, daß dem Landmann Schutz gegen Beschädigung seiner Felder und Grundstücke durch Wild und Jäger verschafft werde, daß kein Wildstand geduldet wird, welcher die Kultur des Bodens hindert, daß alle die Jagdbarbareien der Vorzeit abgestellt werden."

Ermunterung zum Anbau der Kürbisse.

Ein Korrespondent in Amerika schickte diese Tage aus dem Innern Pensylvaniens etliche Körner von einer 250 Pfund schweren Riesenkürbiss nach Frauendorf, die wir im nächsten Jahre ausbauen werden. Wir haben aber schon bisher alljährlich sehr viele Kürbisse in Frauendorf gebaut und damit für Rindvieh und Schweine reichliches Futter gewonnen.

Der Kürbiss verlangt einen kraftvollen, sehr lockern und sonnigen Boden. Obgleich er zu seinem Wachsthum viel Feuchtigkeit verlangt, so darf der Boden keineswegs nass sein. Wenn der Boden reich ist, darf er nicht frisch gedüngt werden; muss er aber gedüngt werden, so wählt man einen gut zergangenen Mist, den man im vorhergehenden Herbst unterbringt. Der Boden muss sehr sorgfältig bearbeitet und vorzüglich das Unkraut vertilgt sein. Da der Kürbiss eine sehr zarte Pflanze ist, die keine Kälte verträgt, so darf man ihn nicht eher ins Feld bringen, als bis keine Reife und Fröste mehr zu fürchten sind; im Mai. Man legt die Körner entweder ins Feld, oder man zieht vorher Pflanzen und verpflanzt diese. Ersteres ist nicht zu empfehlen, weil die Frucht lange Zeit zu ihrer vollkommenen Ausbildung verlangt, und dann sehr leicht nicht zur vollkommenen Reife gelangen kann. Es geschieht auf folgende Weise. Man quellt den Samen einige Stunden vorher ein, wenn er mehrere Jahre alt ist, etwas länger, macht dann in Reihen, 5 bis 6 Fuß an einander, in eben derselben Entfernung Löcher in die Erde und legt in jedes Loch einige Samenkörner, jedoch so, daß sie horizontal im Boden liegen, weil eine jede andere Lage die Einwurzlung erschwert. Man thut den Boden wieder in die Löcher und begießt den Samen anfänglich alle Tage mit weichem Wasser. Besser ist das Verpflanzen. Man legt zu diesem Ende die Körner entweder in besondere, mit Erde gefüllte Kästen oder in Mistbette, im Anfange des April, und schützt sie vor Kälte. Man thut die Körner auch zwischen stark angefeuchtete Sägespäne und erhält dieselben stets feucht. Im Mai werden die Pflanzen in der Entfernung, in welcher man

die Samenkörner legt, gepflanzt, und müssen oft begossen werden. Mehrjähriger Same liefert größere und bessere Früchte, als einjähriger. Auch während der Vegetationsperiode müssen die Kürbisse öfters begossen werden, wenn die Witterung nicht feucht genug ist. Da jedoch durch öfteres Begießen der Erdboden um die Pflanzen herum zu hart wird, so muss er mit Vorsicht, damit man die Wurzeln nicht beschädigt, gelockert werden. Wenn die Früchte angesetzt haben, bricht man die männlichen oder tauben Blüten ab und lässt an jeder Ranke nur zwei Früchte. Unter die jungen Früchte legt man ein Stück Schiefer oder Ziegel, damit sie nicht faulen. Sehr häufig werden die Kürbisse zwischen dem Kohl erbaut, und man legt zu diesem Behufe in dem Kohlfelde mehrere Kürbissfurchen an. Man schaufelt nämlich von der Höhe von ½ Elle, streuet in die Seitenfurchen etwas gut gefaulten Pferdemist und pflanzt dann auf diese Rücken die Kürbisspflanzen. Die Reifung erfolgt im Herbst; und man muss dann die Ernte beginnen, ehe Reif oder Frost einfällt. Man bricht sie mit den Ranken ab und verwahrt sie an einem trocknen Ort, wo sie vor Frost geschützt sind, bis zum Verbrauch auf, oder man schneidet sie alsbald in Scheiben und trocknet dieselben. Die Körner müssen, bevor man sie zu Oel schlägt, im Wasser abgewaschen werden.

Neu entdecktes Mittel gegen Zahnschmerzen aller Art.

Dr. Engel, Amtsphysikus in Buttstedt, hat die Entdeckung gemacht, daß gegen alle Arten von Zahnschmerzen sich nichts so hülfreich und im eigentlichen Sinne des Worts, meistens so augenblicklich hülfreich erweist, als das salzsaure Gas. — Derselbe wendete es zuerst bloß gegen rheumatische und sogenannte rheumatisch-katarrhalische Zahnschmerzen mit dem günstigsten Erfolge an; späterhin hat er es jedoch auch da, wo durch das Vorhandensein carioser Zähne die periodisch wiederkehrenden Schmerzanfälle veranlasst werden, und überhaupt bei allen vorkommenden Gattungen dieser Schmerzen mit gleich günstigem Erfolge angewendet. Wol ist aber dabei zu bemerken, daß man von dem Gase nichts einathmen darf, weil sonst die gefährlichsten Folgen für die Lunge daraus entstehen würden.

Bei Darstellung und Anwendung dieses Gases verfährt man auf folgende Weise: Man schüttet in ein gläsernes oder porzellanenes Gefäß, etwa in ein gewöhnliches Trinkglas oder in eine etwas geräumige Kaffeetasse, einige Theelöffel voll Kochsalz und übergießt dieses mit ungefähr halb so viel concentrirter Schwefelsäure. Die aus dieser sofort aufbrausenden Mischung emporsteigenden Dämpfe, deren Entwicklung man noch durch einiges Umrühren mittels eines Glas- oder Holzstäbchens befördern kann, lässt man in den Mund, möglichst nach der schmerzhaften Seite zu, ziehen, wobei man den Athem etwas anhält, damit der Hustenreiz, welcher durch dieses Gas erregt wird, nicht zu schnell eintrete. Die einzige Unbequemlichkeit dabei ist dieser Hustenreiz, welcher erfolgt, sobald das Gas den Luftröhrenkopf erreicht, doch auch schnell wieder verschwindet, wenn man den Mund von dem Gefäße entfernt, zugleich ist aber auch der Schmerz gänzlich verschwunden. Nur da, wo durch Caries (Knochenfraß) viele Zähne zugleich und bedeutend angegangen waren, war die Wirkung zuweilen etwas langsamer, doch hat er sie nie über funfzehn Minuten sich verzögern sehen, während welcher Zeit der Kranke das Einziehen der Dämpfe einigemal wiederholen muss.

In denjenigen Fällen, wo das Uebel bereits lange, vielleicht Wochen lang gedauert hatte, machte mitunter ein erneuerter Anfall, welcher nach 12 bis 24 Stunden eintrat, die wiederholte Anwendung dieses Mittels nötig, worauf sodann aber der Schmerz dauernd verschwunden blieb.

Die Anwendung dieses Mittels kann übrigens zweckmäßig verändert werden, z. B. durch gläserne oder porzellanene Trichter, Röhren u. dgl., auch könnte man sich etwa eines Glasfläschchens mit verlängertem Halse bedienen, in welchem man die Gasentwicklung vor sich gehen lässt, um es an bestimmte Stellen zu leiten. Indess genügt das beschriebene Verfahren zur Erreichung des Zweckes vollkommen.

Folgende, im Verlage von Ernst Friedrich Fürst in Nordhausen neu erschienene Bücher verdienen vorzügliche Empfehlung und Beachtung.

Handbuch für Schäfereibesitzer.

Enthaltend das Ganze der Zucht, Wartung und Veredlung der Schafe, der Erkenntniß und Heilung ihrer Krankheiten, der vortheilhaftesten Schäferei-Verwaltung und der Verfeinerung der naturgemäßen Behandlung der Wolle. Mit steter Berücksichtigung aller neuen Beobachtungen und Fortschritte, von M. Mirus, Oberamtmann auf Domaine Hechlingsborn. 1stes — 3tes Bändchen. Broschirt 1 Thlr. 5 Sgr. — 1 Thlr. 4 gG. — 2 fl. 6 Kr.

Das 1ste Bändchen enthält:

Anleitung zu einem rationellen Betriebe der Schafzucht,

hinsichtlich der Wartung und Fütterung der Schafe im Sommer und Winter, im Stalle und auf der Weide, nebst Anweisung zur Erzielung und Erziehung kräftiger und edler Lämmer. 11½ Sgr. — 9 Gr. — 40 Kr.

Das 2te Bändchen enthält:

Die Krankheiten der Schafe,

deren Ursachen, Erkenntniß und Heilung nach allopathischen und homöopathischen Grundsätzen. 11½ Sgr. — 9 Ggr. — 40 Kr.

Das 3te Bändchen enthält:

Grundlinien einer Anatomie und Physiologie des Schafes.

Bei der allgemein anerkannten Wichtigkeit der Schafzucht bedarf ein Werk wie dieses, welches einen durch langjährige Erfahrungen gereiften, durch glänzende Auszeichnungen und vielfache Ordensverleihungen hochgeehrten Oekonomen zum Verfasser hat, keiner weitern Anpreisung. Jedes dieser 3 Bändchen ist auch einzeln zu bekommen.

Nachdem wir bereits in Nro. 11 dieser Blätter v. Js. auf dies vortreffliche Werk aufmerksam gemacht, fand es bei all Jenen, die es sich beigeschafft, einstimmig die Anerkennung, daß sie daraus großen und nachhaltbaren Nutzen geschöpft.

Das war aber auch vorauszusetzen; denn was seit so vielen Jahren in einer Unzahl von Schriften über die Schafzucht lang und breit zur Verhandlung kam, davon findet man hier das nach langer Prüfung probehaltig Befundene in kürzester und leicht verständlicher Fassung.

Nur auch noch eine Belehrung über die Dressur der Schafhunde wurde allgemein gewünscht, und so erschien bei demselben Verleger ein Nachtrag unter dem Titel:

Der vollkommene Dressirmeister,

eine deutliche Anleitung, den Hunden nicht nur alle gewöhnlichen, sondern auch die seltensten und schwierigsten Künste in kurzer Zeit und auf leichte Weise beizubringen, nebst vollständiger Belehrung über die Dressur der Schafhunde und aller zu den verschiedensten Betriebsarten des Weidwerks benutzten Jagdhunde. Verfaßt von J. Nepomuk Scheermeißel, weil. Dressirmeister in k. k. Residenz Wien und herausgegeben von dessen Sohne J. Maria Scheermeißel, reitendem Förster.

Dieser Nachtrag, im gleichen Formate wie das Handbuch für Schäfereibesitzer, kann nun entweder als einzelnes Werk betrachtet, oder an obiges gereiht, vom Buchbinder so verwendet werden, daß diese vier Bändchen zusammen unter einem Einbande ein bequemes Taschenformat erhalten.

Für Jagdfreunde

erschien im nämlichen Verlage ein sehr interessantes Werk unter dem Titel:

Der Weidmann wie er sein soll, oder: Des echten und gerechten Weidmanns wahrhaftige Practica zu Holz, Feld und Wasser. Ein Not- und Hülfsbuch für angehende Weidmänner und Leitfaden für Lehrprinzen. Nach ältern und neuern Quellen, so wie auch eigenen Erfahrungen von Fritz Kantze, emeritirtem Oberförster.

Von diesem sehr eleganten, niedlichen und bequemen Werkchen in Taschenformat sind sieben Abtheilungen erschienen, und nun das Ganze damit geschlossen worden. Diese Abtheilungen oder Bändchen enthalten in ihrer Reihenfolge:

1) Des echten und gerechten Weidmanns wahrhafte Ansprache. Preis 15 Sgr. — 54 Kr.
2) Des echten und gerechten Weidmanns neuer und vollkommener Jagdkalender. Preis 10 Sgr. — 36 Kr.
3) Weidmanns Zeughaus. Preis 12½ Sgr — 45 Kr.
4) Des Weidmanns Naturkunde. Preis 12½ Sgr. — 45 Kr.
5) Der Hund. Preis 15 Sgr. — 54 Kr.
6) Die Jagd. Eine Anweisung, alles edle und unedle Haar- und Federwild auf gerechte Art und Weise leicht und bequem erlegen und fangen zu können. Preis 11½ Sgr. — 40 Kr.
7) Interessante Beiträge zur Kenntniß des in Deutschland jagdbaren Wildes. Preis 11½ Sgr. — 40 Kr.

Unsere vorne gegebene »Geschichte der Jägerei« ist der Vorrede zur sechsten Abtheilung dieses herrlichen Werkes entnommen, und mag zeigen, wie der Verfasser die Feder eben so gut wie die Jagdflinte zu handhaben wisse. Er sagt auch schon in der Vorrede zur ersten Abtheilung, daß er sich alle Mühe gegeben, zu beweisen, daß er kein bloß gelehrter Sonntags-, kein Stock- und Blockjäger, sondern ein grau gehetzter Fuchs sei, dem nun die Muße, welche ihm endlich in seinen alten Tagen geworden, und die Mangelhaftigkeit so mancher für Laien berechneter Jagd- und Jägereibücher, Veranlassung gab, selber noch ein Schriftsteller zu werden. Mag nun auch, fährt er fort, noch mancher Fehlschuß in meinem Büchlein vorkommen, denn in diesem irdischen Reviere ist doch nichts Vollkommenes, so bin ich doch überzeugt, daß Jeder, der meinen Winken folgt, manches Fehljagen vermeiden muß.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 45. 11. November 1843.

Verschiedene Verfahrungsarten, den Flachs zu verfeinern.

Es ist möglich, den Flachs durch die Kunst so zu verfeinern und zu veredeln, daß er an Güte der Seide ähnlich wird. Diese Verfeinerung besteht darin, daß die breiten Fasern meist durch ätzende und ölige Laugen geschickt gemacht werden, sich noch weiter zu zertheilen; denn man muss nicht glauben, daß der Flachs durch Schlagen, Brechen und Hecheln von allen Holztheilen gänzlich befreiet werde. So klein und unbemerkbar diese auch dem Gesichte sind, so halten sie doch die Fasern zusammen, und lassen nicht den höchsten Grad drr Zertheilung zu; sie müssen daher weiter durch die Kunst aufgelöst werden.

Man besehe eine Flachsfaser, nachdem man sie etwas gerieben hat, durch ein Vergrößerungsglas, so wird man finden, daß sie aus mehreren kleinen Fasern besteht, die mit einem dem bloßen Auge unsichtbaren Querfaden verbunden und überlegt sind. Durch die Laugen werden nun die Fasern an sich schon aufgelöst und von einander getrennt, bei der übrigen Bearbeitung aber die Querfäden zerrissen, und so der Flachs verfeinert. Schiebt man bei dem Hecheln mehrere dieser Fäden zusammen und zieht den Flachs mit Gewalt durch die Hechel, so zerreißen die Fäden, und es entsteht viel Werch; geht man aber behutsam dabei zu Werke, so reißen bloß die Querfäden entzwei, und die Fasern trennen sich der Länge nach ohne sonderlichen Abgang. Dieß ist die Haubtsache bei dem Hecheln.

Es gibt verschiedene Arten, den Flachs zu verfeinern. Ob man dies gleich durch Laugen zu bewirken sucht, so braucht mun doch auch noch andere Zuthaten und Handgriffe; ja bloß durch die letztern kann man schon den Flachs bis zu einem hohen Grade veredeln.

Eine Verfahrungsart ist folgende:

Man bindet den gehechelten Flachs in weiße Steifleinwand, welche dazu viele Jahre hindurch benützt werden kann, und legt diese mit Bindfaden umwundene Rolle vierzehn Tage lang in einen feuchten Keller. Hierauf wird der Flachs herausgenommen, fünf- bis sechsmal unter den Rollhölzern einer starken Rolle gerollt, und mit einem feinen messingenen Kamme gekämmt. Dieses Rollen wird mit dem Kämmen durch immer feinere Kämme dreimal wiederholt, worauf der Flachs der Seide schon sehr ähnlich wird. Dabei kommt freilich viel ins Werch, welches aber auch besser als das Gemeine ist und zu Hausleinwand gebraucht werden kann. Man muss die Rolle nur 3; höchstens 4 Minuten, mit der größten Heftigkeit und Geschwindigkeit hin- und herziehen, nimmt sodann den Flachs von den Rollhölzern *), wendet die äußere Seite nach innen, schlägt wieder das Tuch herum, und rollt von neuem eben so lange und eben so geschwind, wie vorhin; durch diesen Handgriff wird der Flachs erwärmt, das Werch löset sich ab, und die Fasern spalten sich. Zum Kämmen braucht man ein Par Kämme, die etwas dichter sind als die gewöhnlichen Wollkämme, und bedient sich dabei der gewöhnlichen Krämpelbank. Man nimmt eine Hand voll Flachs, so wie man sie zum Hecheln zu nehmen pflegt, kämmt diese eben, so wie man hechelt, bis sich nichts

*) Anstatt der Rollen hat man auch kegelförmige schwere Steine vorgeschlagen und zum Theil eingeführt, die sich im Kreise um eine in der Mitte befindliche Achse, über dem darunter gelegten Flachse bewegen.

mehr herauszieht, und legt sie bei Seite. Dann kämmt man mit dem Handkamme das im ersten Kamme Gebliebene aus und zieht das klar gekämmte Werch, wie bei der Wolle geschieht, mit beiden Händen ebenmäßig aus. Auf diese Art behandelt man seinen ganzen Flachsvorrat und bearbeitet zuletzt das schlechte Werch aus dem Handkamme noch einmal durch beide Kämme klar.

Eine andere Verfahrungsart ist folgende: Man breitet den noch ungehechelten Flachs auf einem Tische aus, bestreift der Länge nach beide Spitzen desselben mit einem Stücke in Wasser getauchten Thon *), legt ihn schichtweise in einen Kessel, und bestreut jede Schicht mit Salz. Anstatt den Thon aufzustreichen, kann man ihn auch, so viel als die Hälfte des Flachses wiegt, im Wasser weichen, bis er sich darin auflösen und zerrühren lässt. Dann mischt man den dritten Theil des Gemisches Salz dazu und gießt die Mischung auf den Flachs in den Kessel. Nun wird er vollends mit Wasser angefüllt und ein Par Stunden lang gekocht, wobei man stets den schwimmenden Flachs niederdrücken muss. Endlich nimmt man den Flachs heraus, spült ihn im Wasser rein ab, bestreicht ihn mit Seife, kocht ihn gelinde damit, spült ihn nochmals aus und trocknet ihn auf einem Brete an der Sonne. Dann wird er mit einem breiten Holze geklopft, und der Staub dadurch herausgeschafft. Er erhält auf diese Art nicht nur viel Glanz, Weiche und Geschmeidigkeit, sondern auch eine schöne weiße Farbe, wodurch die künftige Bleiche um vieles abgekürzt wird. Dieses Verfahren kann man auch zur Bleiche des Garns und der Leinwand anwenden, welches Beides alsdann nur noch kurze Zeit den Sonnenstralen ausgesetzt werden darf, wenn man nicht die schnellere chemische Bleiche mit oxygenirter Salzsäure anwenden will.

Die Behandlung des Flachses mit alkalischen Laugen wird für die beste gehalten; man erhält dadurch einen wahren Seidenflachs. Die dazu erforderlichen Gerätschaften bestehen in einem Kessel, einem großen Bäuchzuber, einigen andern größern und kleinern hölzernen Gefäßen und einem Schöpfer. Der Kessel und Zuber müssen nahe beisammen stehen, damit das Uebergießen nicht zu langsam von Statten gehe; auch muss der Zuber nicht zu hoch sein, weil sonst der unterste Flachs nur wenig Wirkung von den Laugen erhält. An der Seite wird er mit einem Zapfloche versehen, und muss einen besonderen Deckel haben, der zwar in den Zuber hineingehen, jedoch nicht dicht anschließen darf. Durchlöchert muss er sein, damit das Wasser heraufquellen und sich wieder herunterziehen kann. Diesen Zuber setzt man auf ein Fußgestelle, um ein großes Gefäß unterschieben zu können. Nun wird der Flachs handvollweise unterbunden und dergestalt in den Zuber eingelegt, daß auf die erste Lage die zweite querüber gelegt wird. So fährt man fort, bis noch eine Hand hoch leerer Raum bleibt. Damit der Flachs sich nicht zu dicht auf einander lege, welches das Durchdringen der Lauge verhindern würde, kann man ein- oder mehrmal geschälte Holzstäbe kreuzweise dazwischen stemmen. Ist der Zuber vollgelegt, so wird des Abends frisches Wasser darauf geschüttet, so daß der Flachs ganz damit bedeckt ist, dann eine Leinwand darüber gedeckt, und der Deckel aufgesetzt, der mit passenden Holzstäben niedergestemmt wird. In diesem Wasser bleibt der Flachs über Nacht stehen. Dieses Erweichen befördert die Arbeit sehr, indem der Flachs dadurch erweicht wird, und die folgenden Laugen desto leichter eindringen können. Auch wird dadurch aller Unrat aufgelöst und weggenommen. Die braune Farbe und der üble Geruch des abgezapften Wassers zeigen deutlich, wie sehr dadurch der Flachs schon gereinigt sei. Während man am Morgen das Wasser ablaufen lässt, bereitet man ein Kleienwasser. Man schüttet nämlich auf jedes Pfund Flachs eine Hand voll Weizenkleie in einen Zuber, der so viel Wasser enthalten muss, als man auf den Flachs nötig hat, brühet dieselbe mit heißem Wasser, wobei man sie fleißig umrühret, damit sich die in der Kleie befindlichen, mehligen und schleimigen Theile mit dem Wasser vereinigen, die leeren Hülsen aber niederschlagen. Ist die Kleiebrühe hell und ziem-

*) Weißer eisenfreier Pfeifenthon ist hiezu vorzüglicher als der gemeine Thon.

lich weiß, so thut man auf sechs Pfund Flachs ein kleines Glas voll gute Bierhefen oder eine Hand voll Salz hinzu, so lange die Brühe noch warm ist, schöpft das Klare davon ab und füllt damit den Kessel. Sobald es wieder kochend ist, wird es auf den Flachs gegossen, und nachdem es einige Zeit darauf gestanden hat, wieder abgezapft und anderes darauf gegossen. So fährt man zwei Stunden lang fort, indem man das Abgezapfte immer wieder darauf gießt. Zuletzt wird die Brühe ganz unrein und gelb aussehen, und dann ist es Zeit, zu Kalilauge Anstalt zu machen.

Nachdem der Zuber, worin das Kleienwasser bereitet war, gereinigt ist, wirft man auf jedes Pfund Flachs ein Viertelpfund frischen, oder in dessen Ermanglung, in der Luft schon zerfallenen, ungelöschten Kalk *) hinein und gießt so viel kaltes Wasser darauf, als man in den Bäuchzuber hat, rührt es wohl um und lässt es stehen, bis sich der Kalk zu Boden gesetzt hat, und sich das klare Kalkwasser abgießen lässt. Mit diesem Kalkwasser füllt man den Kessel, und setzt auf jedes Pfund Kalk ein halbes Pfund in heißem Wasser aufgelöste gute kalcinirte Pottasche hinzu, und verfährt zwei Stunden lang damit, so wie man mit Kleienwasser gethan hat. Man muss aber doppelt so viel Lauge machen, als zum Uebergießen des Flachses nötig ist, um das Abgezapfte immer wieder zum Kochen bringen zu können **). Statt der Pottasche kann man auch Soda (Natron) nehmen.

Die Kräfte des Kalks werden nicht mit einemmale ausgezogen, und man kann noch öfter Wasser darauf füllen, bis kein Häutchen mehr auf der Oberfläche des Kalkwassers entsteht. Diese Haut muss aber vor dem Gebrauche sauber abgenommen werden. Man darf nicht besorgen, daß der Kalk so angewendet, den Flachs sehr angreifen und mürbe machen werde. Das feuerbeständige Laugensalz ist es eigentlich, was die Reinigung des Flachses mit bewirkt. Auch die Pott-Asche oder Soda schadet dem Flachse nicht. Beides aber würde schädlich sein, wenn man den rohen Kalk und die Asche zwischen den Flachs streuen wollte.

Nachdem man nun den Flachs zwei Stunden lang mit der beizenden Lauge übergossen hat, schreitet man zu der Seifenlauge. Man nimmt auf 10 Pfund Flachs ein Pfund Seife, schneidet sie klein und weicht sie über Nacht ein, damit sie zergehe. Zu einem Pfund Seife setzt man ein halbes Pfund Pottasche oder Soda, kocht Beides in einer hinlänglichen Menge Wasser und verfährt mit dem Aufgießen auf den Flachs, wie mit den vorigen Laugen. Um die Seifenlaugen auszuspülen, gießt man einigemale warmes Wasser auf den Flachs und lässt es gleich wieder ablaufen. Zuletzt übergießt man ihn mit kaltem Wasser, welches der Beschluss dieser Arbeit ist *).

Da der Flachs mit jeder Lauge an Güte zunimmt, so steht es frei, bis zu welchem Grade man es treiben will, und man kann bei jeder Lauge aufhören (oder auch mehrere Laugen anwenden), dann aber muss allemal die Seifenlauge folgen, und zuletzt das kalte Wasser **). Niemals darf der Flachs trocken liegen, sondern die folgende Lauge muss jedesmal fertig sein, wenn die vorige abgelassen ist. Er muss auch von der ersten bis zur letzten Behandlung eingedrückt im Bäuchzuber liegen bleiben.

Wenn alles vollendet ist, nimmt man den Flachs unverwirrt heraus, legt ihn in ein reines Gefäß und übergießt ihn mit irgend einem sauern Wasser, wozu die Molken verwendet werden kön-

*) Ersterer ist besser, weil der zweite an der Luft schon Kohlensäure eingesogen und dadurch von seiner Aetzbarkeit verloren hat.

**) Man würde zweckmäßiger verfahren und Holz ersparen, wenn man diese Lauge kalt zuerst durch 24 Stunden auf dem Flachs ruhen lassen wollte.

*) Ein Dampfapparat würde dieselbe sehr vereinfachen, Holz und Zeit ersparen und den Flachs noch schöner machen.

**) Weil jede Lauge einen Theil des Pigments wegnimmt, das zwei Stunden lange Aufgießen scheint also nicht erforderlich, denn ist die Lauge mit diesem Pigment gesättigt, und ihre auflösende Kraft erschöpft, so kann das fernere Aufgießen nichts mehr bewirken. Bemerkt man also, daß die Lauge in der Farbe gleich bleibt, folglich kein Pigment mehr von dem Flachse aufnimmt oder trennt, so kann man mit dem Aufgießen aufhören.

nen, worin man ihn eine Nacht liegen läſſt, und die ihn weiß und glänzend machen *). Man nimmt ihn handvollweise gleichmäßig heraus, spült ihn in fließendem Wasser wohl ab, ohne ihn auszuringen, legt ihn dann zum Abtrocknen an einen schattigen dem Luftzuge nicht ausgesetzten Ort.

Veredlung des Flachses in Holland.

Bekanntlich wird der allerfeinste Flachs in der holländischen Provinz Seeland, besonders auf der Insel Tee Tholen gebaut. Es kann daraus Garn gesponnen werden, wovon das Pfund für 200 holländische Gulden verkauft wird, und aus einem solchen Pfunde Garn macht man in Brüssel für tausend Gulden Spitzen.

Bei dem Flachse kommt alles auf die Feinheit des Bastes an, weil davon die Feinheit des Garns abhängt. Um jene zu erhalten, sieht man in Tholen haubtsächlich darauf, daß der Flachs geschwinde und geil wächst, zu welchem Zwecke man sich der folgenden drei Verfahrungsarten bedient.

Erstlich macht man beim Aussäen einen großen Unterschied zwischen dem Flachs, der Samen tragen, und zwischen dem, der feinen Bast bekommen soll. Jenen säen sie nicht dicker als bei uns und lassen ihn völlig reif werden, und der Bast davon wird auch nicht viel feiner als der gewöhnliche. Die andere Sorte, von der sie feinen Bast erhalten wollen, säen sie ungleich dicker als bei uns und ziehen ihn aus, wenn der Same noch nicht vollkommen ist und nur anfängt bräunlich zu werden. Diesen zarten Flachs rösten die Seeländer nicht im Wasser, sondern im Thau ausgebreitet.

Zweitens jäten sie den Flachs auf andere Art als wir. Sie treten und legen sich dabei nicht auf den Acker, weil er dadurch derb gemacht, und das Fortwachsen des jungen Flachses gewiss gehemmt würde. Dieses zu vermeiden, machen sich diejenigen, welche das Unkraut herausziehen wollen, Bänke, wovon eine jede zehn Fuß lang, anderthalb Fuß breit und einen Fuß hoch ist. Auf eine solche Bank setzt sich die Person, welche jäten will, der Länge nach, und legt die Füße mit auf die Bank. Hierauf wird mit der rechten und linken Hand zu beiden Seiten und unter der Bank das Unkraut herausgezogen, so weit als die Bank lang ist. Wenn dies geschehen ist, wird dieselbe aufs neue fort und weiter gesetzt bis der Acker rein gejätet ist.

Drittens bedienen sich die seeländischen Bauern zur Beförderung des geschwinden und geilen Wachsthums ihres Flachses folgenden Haubtmittels. Sie bereiten eine Jauche aus Urin und Abgang von Menschen und Vieh, bringen diese in einem großen Kübel oder Fass zu dem Flachsfelde, fahren damit um dasselbe herum, und sprengen diese Jauche auf den jungen Flachs, wenn es bald regnen will oder geregnet hat. Wenn der Flachs wegen anhaltender Trockenheit verdorren will, führen sie Flusswasser hin und besprengen den jungen Flachs reichlich damit. Mit jener Jauche stärken sie den Flachs im Wachsthume wol um das drei- bis vierfache.

Behandlung des Flachses in Brabant.

Der beste europäische Flachs wird unstreitig in Brabant, im Lande Waes, in der Gegend von Antwerpen gezogen. Es gibt aber auch kein Land, wo diese Kultur mit so großer Aufmerksamkeit behandelt wird, als hier. Sobald der Same sich gebildet hat und nur halbreif ist, wird der Flachs aus dem Acker ausgezogen (wie in Holland), geriffelt und in eben solchen Bündchen zum Trocknen ausgestellt, als es bei uns erst nach dem Rösten zu geschehen pflegt. Jeder Bauer hat bei seinem Hause eine mit gebrannten Steinen (Ziegeln) ausgemauerte Grube, worin er den getrockneten Flachs entweder noch denselben Herbst oder im künftigen Sommer in kleinern Partien rösten läſſt. Der Flachs wird in diese Röste in

---

*) Der Flachs enthält Eisen. Man hat in einer Unze verbrannter Leinwand einen Gran Eisen gefunden. Wahrscheinlich enthält der rohe Flachs dessen noch mehr; zur Entfernung des Eisens ist ein Bad von 200 Theilen Wasser und einem Theile Schwefelsäure (Vitriolöl) am vortheilhaftesten und zweckmäßigsten. Mit schwefelsauerem Wasser vertilgt man sogar Tintenflecke aus dem Fußboden. Leinwand, aus so behandeltem Flachs wird nicht gelb durch Liegen oder Alter.

kleinen Bündchen eingelegt, so daß immer die obere Lage die untere nicht dicht, sondern nur zur Hälfte bedeckt, indem die Bündchen etwas von einander entfernt liegen. Wenn die Grube voll geschichtet ist, wird der Flachs oben mit Bretern belegt und mit Steinen beschwert, und alsdann die Grube voll Wasser gelassen. Der Flachs wird vom Wasser in die Höhe gehoben und berührt den Boden nicht, die Breter und Steine aber verhindern, daß er nicht aus dem Wasser hervorkommt, sondern unter demselben schwimmend erhalten wird, und so vollkommen gleichmäßig röstet. Ist die Grube einmal voll Wasser, so hat sie keinen weitern Zu- und Abfluſs, sondern der Flachs röstet in stehendem Wasser. Bemerkt der Bauer, daß sein Flachs in einem zwei oder drei Tage, je nachdem er ihn längere oder kürzere Zeit noch an der Luft will nachrösten lassen, genug hat, so nimmt er ihn aus dem Wasser, breitet ihn dann auf frisch geackertes Land, das kein Gras hat, und untersucht ihn täglich genau, ob er den gehörigen Grad der Röstung hat. Ist diese vorüber, so wird der Flachs noch sechs, acht, auch wol zwölf Wochen aufbewahrt, ehe er unter die Breche kommt. Dies, sagen sie, geschieht deſswegen, damit er erst v e r g ä h r e, und sie sind vollkommen überzeugt, daß er so weit schöner wird, als wenn man ihn unmittelbar von der Röste wegbrechen wollte.

Aus dieser brabantischen Bearbeitungsart läſst sich nun die Regel ziehen, daß man den Flachs ja nicht so lange stehen lassen soll, bis der Same zeitigt, weil in diesem Falle sein Bast nur desto spröder und strohartiger (reiser) wird und desto fester mit den Ageln zusammenhängt; daß man ihn nicht grün ins Wasser lege, sondern ihn vorher allen Saft verlieren lasse, wodurch er seidenartiger wird; daß man ihn in stillem, stehendem Wasser rösten lasse, weil hier die Auflösung der gummiharzigen Theile gleichartiger, folglich schneller vor sich gehe, wodurch dann auch die Bastfasern weniger leiden; und daß man ihn nicht ganz im Wasser röstet, sondern an der Luft nachrösten läſst.

Bereitung der Aetzlauge.

Da in den vorstehenden Anweisungen zur Behandlung des Flachses die Anwendung von alkalischen Laugen vorgeschrieben wird, ohne ihre Bereitungsart genau anzugeben, so wollen wir diese hier mittheilen.

Zwei Theile gute kalcinirte Pottasche oder Natrum (Soda) werden in einem eisernen Kessel in sechs Theilen Wasser aufgelöst, und drei Theile eben frisch gelöschter und gepulverter gebrannter Kalk zugeschüttet und eine Weile durchgekocht. Etwas von der durchgeseihten Lauge wird hierauf mit einer Säure oder mit Kalkwasser versucht. Trübt sie letzteres und brauset sie mit ersterer auf, so setzt man noch gebrannten oder an der Luft zerfallenen Kalk in kleinen Mengen so lange zu, bis jene Erscheinungen nicht mehr stattfinden. Bemerkt man dann zu gleicher Zeit, daß zugesetztes kohlensaures Laugensalz oder auch Wasser, das Kohlensäure enthält, ebenfalls keine Trübung, die sonst anzeigen würde, daß des Kalkes zu viel zugesetzt, und ein Theil desselben als ätzender Kalk in der Lauge aufgelöst befindlich sei; so wird diese durch einen leinenen Spitzen-Beutel geseihet. Der im Beutel rückständige Kalk wird nochmals mit Wasser ausgekocht, die durchgeseihte Lauge zur vorigen gegossen und durch Abdampfen verstärkt, wenn man sie recht stark haben will.

Diese Lauge nennen die Seifensieder die Meisterlauge, und sie versuchen ihre Stärke durch ein Ei, das auf der Oberfläche sich schwimmend erhalten muſs, wenn die Lauge stark genug sein soll.

Nimmt man Asche zur Lauge, so kann man annehmen, daß gute Holzasche auf 100 Pfund 7, 8 bis 10 Pfund Kalk erfordere, Weidenasche 12 bis 20 ungefähr, nach Verhältniſs der Qualität der Asche. Obige Probe bestimmt den Gehalt.

Was hat man zu beobachten, wenn sich unsere Waldungen auf natürlichem Wege von selbst gedeihlich fortpflanzen sollen?

In unsern holzarmen Zeiten sollte jeder gemeine Bauer unterrichtet und beflissen sein, seine Waldungen eben so wie seine Getraideäcker unter Samenaussaaten zu nehmen. Leider thut er es nicht, sondern vertraut nach Abrodung eines und des andern Holztheiles die Besamung der

lieben Natur und lässt höchstens hier und dort einen Baum als Samenbaum stehen, gar oft aber nicht, wie es denn eigentlich geschehen sollte. Wie es aber geschehen soll, darüber wollen wir einige Worte sagen.

Bei ebener Lage und bei sanften Abhängen, in einem gemäßigten Klima, und wo der Graswuchs nur gering ist, lässt man die Bäume in einer solchen Entfernung stehen, daß sie sich mit ihren äußersten Zweigen fast berühren. In sehr mildem Klima, an steilen Abhängen, die der Sonne nicht zu sehr ausgesetzt sind und in einem Boden, der Feuchtigkeit genug hat und nur wenig Unkräuter hegt, muss die Entfernung der äußersten Zweige eines Baumes von dem andern wenigstens 15 Fuß betragen. An steilen Mittagwänden, in einem rauhen Klima, in einem sehr fetten und unkrautreichen Boden, müssen die Samenbäume so nahe beisammenstehen, daß sie sich mit ihren äußersten Zweigen vollkommen berühren.

Zu Samenbäumen wählt man vorzugsweise gesunde Stämme; weder die zu starken, noch die zu schwachen Stämme taugen zu diesem Behufe; am besten haben sie 1 — 1½ Fuß im Durchmesser und gute, nicht allzugroße Kronen. Sind die Samenbäume zu tief bis an den Boden mit Aesten bewachsen, so müssen diese bis zu einer Höhe von 10 — 12 Fuß abgenommen werden.

Vor dem erfolgenden Abfall des Samens muss der Boden, wenn auf ihm viele Unkräuter wachsen, durch Bearbeitung zur Besamung empfänglich gemacht, auch die zu dicke Laubdecke entfernt werden. Erst wenn die von den Samenbäumen abgefallenen Samen 1 Fuß hohe Pflänzchen getrieben haben, dürfen die Samenbäume entfernt werden; es müßte denn der Schlag zu dunkel sein, wo man dann schon im ersten Winter nach dem Samenfalle eine Auslichtung vornehmen muss, deren Stärke von der Menge und Beschaffenheit der vorhandenen Pflanzen abhängt. Auch lichtet man nicht gleichförmig aus, sondern man nimmt da viele Samenbäume weg, wo die meisten und größten Pflanzen stehen, und umgekehrt. Uebrigens muss man darauf sehen, daß die größern Bäume zuerst wegkommen.

Sind die jungen Pflanzen in mildem Klima 2 — 3, in rauhem 4 — 5 Fuß hoch, so werden sämmtliche Samenbäume abgetrieben. Sehr astreiche Bäume muss man vor dem Fällen entästen, und alle Bäume müssen auf die Seite niedergeworfen werden, wo der wenigste Schade geschieht. Die gefällten Bäume müssen sogleich aufgearbeitet und aus dem jungen Wuchse fortgeschafft werden.

Die Stellen, wo die Samenbäume gestanden haben, werden mit Buchen, Eichen, Ahorn, Rüstern, Eschen oder Lärchen ausgepflanzt.

Das hier Gesagte bezieht sich vorzugsweise auf die Verjüngung der B u c h e n w a l d u n g e n. Die Verjüngung der W e i ß t a n n e n waldungen ist eben so wie der Buchenwaldungen. Reine Eichen-Hochwälder sind nicht zu empfehlen, und die andern Laubholzarten, außer den nachstehenden, kommen als reine Bestände nicht in so großen Flächen vor, daß bei ihnen eine selbständige Bewirtschaftung angewendet werden könnte.

Zur Verjüngung der E r l e n -, B i r k e n- und A s p e n w a l d u n g e n dürfen die Samenbäume nur sehr einzeln stehen, und nach erfolgter Besämung sind sie wegzunehmen. Den Boden muss man auflockern, damit der abgefallne Same eine Erdbedeckung erhält.

Bei Verjüngung der F i c h t e n w ä l d e r müssen die Schläge so viel als möglich gegen Sturmwinde geschützt werden, weshalb der Anfang des Abtriebs von Osten nach Westen oder von Nordost nach Südwest geschehen muss. Die zum Besamungsschlag bestimmte Fläche wird von allem geringen Stangenholz befreit, und der Samenbäume lässt man so viele stehen, daß die äußersten Astspitzen eines Samenbaumes von dem andern 6 — 8 Fuß entfernt sind. Sobald der Same abgeflogen ist, wird der Schlag mit eisernen Rechen aufgekratzt und wenn die jungen Pflanzen 3 — 4 Jahre alt sind, wird die Hälfte der Samenbäume weggenommen. Haben die Pflanzen eine Höhe von 1 — 1½ Fuß erreicht, so werden alle Samenbäume entfernt, und die Stellen, wo dieselben gestanden haben, mit jungen Fichten bepflanzt.

Bei der Verjüngung der Kiefern- und Lärchenbestände muss man den Besamungsschlag wo möglich gegen Westen oder Südwest führen, ihn von allen Stangen und Strauchwerk reinigen und die Samenbäume in der Entfernung von einander stehen lassen, daß zwischen den äußersten Astspitzen derselben ein Zwischenraum von 10 — 12 Fuß bleibt. Ist der Same ausgeflogen, so kratzt man den Schlag tüchtig mit einem eisernen Rechen auf und nimmt sämmtliche Samenbäume, wenn die Pflanzen 6 — 10 Zoll hoch sind, hinweg; die Stellen, wo Samenbäume gestanden haben, bepflanzt man mit jungen Kiefern oder Lärchen.

Um vermengte junge Bestände (Laub- und Nadelholz unter einander) zu erziehen, so braucht man nur in dem Besamungsschlage Samenbäume von Laub- und Nadelholz abwechselnd stehen zu lassen.

Wem ist erlaubt in Waldungen zu pecheln,

unter welchen Bedingungen, wann und wie?

Seitdem Privatwaldungen wieder einigermaßen unter obrigkeitliche Forstpolizei gestellt wurden, hat dieselbe auch auf die Pechler ein wachsames Auge geworfen, und namentlich das k. Landgericht Vilshofen den Pechlern seines Gerichtsbezirkes eine uns zu Gesicht gekommene Instruktion vom 1. Oktober 1843 ertheilt, aus der wir das Wesentlichste entnehmen, wie folgt:

1) Die Befugniss, zu pecheln, setzt voraus:
   a) die Bewilligung des k. Landgerichts als Forstpolizeibehörde,
   b) die spezielle und zwar schriftliche Bewilligung der Waldeigenthümer, in deren Waldungen gepechelt werden will, welche bei der betreffenden Gemeinde-Verwaltung zu hinterlegen, von dieser alljährlich im September mit dem Holzhieberegister in eine Zusammenstellung gebracht und dem k. Landgerichte übergeben werden muss.
2) Nur ansäßigen Männern guten Leumundes kann ein Licenzschein zum Pecheln ertheilt werden.
3) Der Licenzschein ist nur gültig für ein Jahr, muss daher alljährlich erneuert werden.
4) Der Pechler darf nur in dem Bezirke pecheln, der ihm angewiesen ist.
5) Der Pechler darf nicht mehr als zwei Knechte halten, die guten Leumundes sein müssen, und die dem k. Landgerichte namentlich anzuzeigen sind.
6) Nur in der Zeit von Mittefasten bis 14 Tage vor Katharina darf gepechelt werden.
7) Der Pechlerbezirk wird jährlich von einem k. Forstbediensteten besichtiget, der dem Pechler die nötigen Anweisungen geben wird, an die er sich genau zu halten hat, denn
8) das Pecheln ist nur in haubaren und angehend haubaren Beständen erlaubt; es dürfen darin keine neuen Risse an gesunden Stämmen gemacht, und nur das unterdrükte und verkrüppelte Fichtengestänge darf mit neuen Rissen versehen werden.
9) Das Pecheln an den Wurzeln, sodann mit Steigeisen und Leitern oder sonst ordnungswidrigen Instrumenten ist strenge verboten und strafbar.

   Uebermäßiges Pecheln ist Walddevastation und wird als solche bestraft.
10) Jeder Pechler ist verpflichtet, Raubpechler, die von ihm oder seinen Knechten angetroffen werden, oder von denen er sonst Kenntniss erhält, dem k. Landgerichte ungesäumt anzuzeigen.
11) Wer auf seine Rechnung durch Andere pecheln lässt oder Pech von Raubpechlern kauft, wird strenge bestraft, und der Licenzschein eingezogen.
12) Wird derjenige Pechler, der gegen die Instruktion, wovon ein Abdruck jedem Licenzscheine beigefügt wird, handelt, bestraft, und demselben kein neuer Licenz-Schein ertheilt.

Sehr interessante Anzeige.

Für Dorf und Stadtbibliotheken, so wie für jeden Familienvater!!!

30 ausgezeichnete gute, nützliche und unterhaltende Werke anstatt $17\frac{1}{2}$ Thlr. für nur $5\frac{1}{2}$ Thlr.
(Wer daraus für 5 Thlr. wählt, zahlt dafür nur 2 Thlr.)

Köner, medizinisches Taschenbuch für Hausväter und Hausmütter. Enth. eine ausgesuchte Sammlung erprobter Ratschläge und Mittel zur eigenen Beratung und Selbsthülfe. Mit 1 Abb. 4te Aufl. 1835 20 Ngr.

— —, das Ganze der Obstbaumzucht oder über den Obstbau im Freien. 2te Aufl. 1835. 10 Ngr.

Herrmann, der Haus-Sekretär. (Der beste Briefsteller!) Ein gemeinnütziger Ratgeber bei Abfassung aller im Leben vorkommenden Briefe, Aufsätze, Contrakte u. s. w. 1836. 15 Ngr.

— —, die Feuer- und Löschordnung für Stadt und Land. Ein Not- und Hülfsbüchlein für Jedermann. Mit 1 Abb. 1835. 11 Ngr.

Das unentbehrliche Handbuch für jede Haushaltung. Enth. eine Sammlung neuer gemeinnütziger Ratschläge, Rezepte, Anweisungen und Mittel. Nebst einem Anhange: Franklin's goldnes Schatzkästlein oder Anweisung, wie man thätig, verständig, beliebt, wohlhabend, tugendhaft und glücklich werden kann. 1835. 1 Thlr.

Einbehr, der vollkommene Dorfschultheiß. Ein Not- und Hülfsbüchlein für Schultheißen, Gemeindevorsteher, Ortsbehörden u. s. w. 1835. 15 Ngr.

— —, der preußische Dorfschulze in allen seinen Verrichtungen als Ortspolizei, Ortsvorsteher und bei Abfassung der in seinem Amte vorkommenden schriftlichen Arbeiten. 1837. 20 Ngr.

Pott, C. von, Buch der Geheimnisse für Gartenliebhaber. 1833. 10 Ngr.

Kahle, der Seidenbau oder Anleitung zu Maulbeer-Baumpflanzungen und zur Seidenraupenzucht in Deutschland. Mit Abb. 1837. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Der Arzt in der Kinderstube oder treuer Ratgeber, wie sich sorgsame Mütter bei den krankhaften Zufällen der Kinder zu verhalten haben, und welche Mittel anzuwenden sind. 1838. 11 Ngr.

Kaffee-Surrogat oder Anweisung zur Bereitung einer Substanz, welche im Geschmacke vom Mokka-Kaffee nicht zu unterscheiden ist. 1838. 5 Ngr.

Die Eisenbahnen. Eine faßliche Beschreibung der Bestandtheile, Darstellung des Nutzens und Geschichte der Eisenbahnen. Mit 4 Kupfertafeln. 2te Aufl. 1837. 10 Ngr.

Die neuesten Erfahrungen über die Heilkraft des kalten Wassers. Von einem K. Preuß. Stabsarzte a. D. 1840. 15 Ngr.

— —, die vorherrschendsten Krankheiten des Hundes, deren Entstehung und die Art sie zu heilen. 1834. 15 Ngr.

Schmid, Blicke in den Haushalt der Natur oder Darstellungen aus der Thierwelt. 1826. 15 Ngr.

Seidemann, der Himmel und seine Gestirne. Ein allgemein faßliches Lehrbuch der Astronomie. Mit 28 Abb. und 1 Planeten-Systeme. 1838. 20 Ngr.

Neuester Rechenknecht nach Silbergroschen. Ein Hülfsbuch zur schnellen und sichern Ausrechnung der im Leben vorkommenden Rechnungsaufgaben. 1836 15 Ngr.

Schellenberg, Hand- und Taschenbuch für Hausväter und Hausmütter, wie auch bei dem Handel im Kleinen. 1 Thlr.

Sarbind, das große Los oder unfehlbare Berechnung derjenigen Nummer, auf welche in einer Lotterie das große Los fällt. 1837. 10 Ngr.

Wanderungen durch Licht und Finsterniß. Ein nützliches Büchlein zur Aufklärung für den Bürger und Landmann. 1839. 5 Ngr.

Gruber, das goldene Tugend-Alphabet, in 24 neuen moralischen Erzählungen aus dem Fürsten- und Familienleben. Mit 6 Abb. 1839. 19 Ngr.

Anekdoten-Almanach. Enth. 360 Anekdoten. 1 Thlr.

Friedrichs des Großen Gedanken über Staat, Kirche, Fürsten und Volk. 1835. 20 Ngr.

Chemlin, der Schmid von Jüterbog. Chronikensage. 1837. 15 Ngr.

Oehlinger, Weltpanorama oder Beschreibung der 9 größten und merkwürdigsten Städte Europa's. 5 Bdch. 1830. 25 Ngr.

Märtens, über Pietismus, sein Wesen und seine Gefahren. 1836. 5 Ngr.

Szekrennsy, das Lachen oder das einfachste Mittel das Leben zu erheitern. 1830. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

114 neue Weltwunder, Naturgeheimnisse und außerordentliche Naturerscheinungen. Mit Kupfern. 3 Auflage. 2 Thlr.

Witzleben, die Geschichte Polens. 1831. 20 Ngr.

Obige jedem Haus- und Landwirte größtentheils unentbehrliche Bücher werden deßhalb zu einem solchen ungewöhnlich billigen Preise ausgeboten, damit sie den Anfang zu einer Dorf- oder Familienbibliothek bilden sollen.

Wem die Anschaffung auf einmal nicht beliebt, der kann sich für 5 Thlr. auswählen und zahlt dafür nur 2 Thlr.

Bestellungen besorgen alle Buchhandlungen; auch ist weder für die Besorgung noch für Porto etwas zu zahlen.

Ludwig Schreck in Leipzig.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 46. 18. November 1843.

Inhalt: Die schauerliche Nacht. — Ueber die Vortheile des Runkelrübenbaues. — Erprobtes neues Verfahren, um schon in den ersten Tagen des Frühjahres reife Kartoffel im freien Lande zu ernten. — Kartoffel-Ernte aus bloß eingelegten Keimen. — Weiteres über Kartoffelaussaat im August. — Welche Zeit und Arbeit sind erforderlich um gerösteten Flachs zum Spinnen zuzubereiten. — Wie man mit erfrornen Leuten umgehen soll. — Nachlässigkeiten und Fehler bei Sammlung der Holzasche in Haushaltungen. — Von den Zeichen, woran gute Milchkühe zu erkennen. — Vortheilhafter Gebrauch des Malzkeims als Kuhfutter.

Die schauerliche Nacht.

Ein junger französischer Bildhauer, der nach Nord-Amerika gewandert war, um dort sein Glück zu machen, besuchte auch das südlich von den vereinigten Freistaaten liegende Mexiko. Einst reiste er in Begleitung mehrerer Freunde von der Haubtstadt aus nach der am mexikanischen Meerbusen gelegenen Seestadt Verakruz. Um das Land nähr kennen zu lernen, wählten sie einen andern als den gewöhnlichen Weg, was sie übrigens bald sehr bereuten, da sie in ganz unbekannte und unsichere Gegenden gerieten. Schon hatten sie mehrere Nächte unter Bäumen oder am Ufer eines Flusses zubringen müssen und sehnten sich lebhaft nach einer, wenn auch noch so schlechten Posada (Herberge). Da erblickten sie eines Abends in der Ferne ein ziemlich großes Gebäude und gingen mutig darauf los. Noch in der Abenddämmerung erreichten sie ihr Ziel. Aber der Anblick, den sie beim Eintritte in das Haus hatten, bot ihnen wenig Einladendes dar. Denn hier schien ein ganzer Indianerstamm zu wohnen und es stellte sich ihnen ein seltsames Schauspiel dar. Der Raum wimmelte von Hausthieren jeder Art, von Büffeln, Schweinen, Ziegen, Geflügel, und zwischen diesen zeigten sich Haufen von Männern, Weibern und Kindern. Unsere Reisenden jedoch, von Mattigkeit und Schlaf überwältigt, ließen sich durch dieses Durcheinander nicht abschrecken, sich ein freies Plätzchen zur Lagerstatt zu suchen, und bald streckte sich der eine auf eine Bank, der andere auf den Boden aus, wie es sich gerade für jeden am besten fügte. Unser Bildhauer aber gewahrte in der Ecke der wunderlichen Herberge einen tischähnlichen hölzernen Block, und voll Freude über diesen Fund erkor er sich denselben zu seinem Nachtlager, in der Meinung, er habe vor allen seinen Reisegefärten den besten Theil erwählt und werde sich hier am ungestörtesten dem Schlafe überlassen können. Aber er täuschte sich bitter, denn kaum hatte er sich auf dem Blocke zurecht gelegt und war im Begriffe, die Augen zum süßen Schlummer zu schließen, als ein wilder, durchdringender Schrei aus der dunkeln Tiefe der Hütte ihn veranlaßte, den Kopf nach jener Richtung zu drehen. Und was gewahrte er? Es näherte sich ihm eine gerippähnliche gespensterartige Menschengestalt, welche ihre entfleischten Arme nach ihm ausstreckte und ihn mit zornentbrannten Blicken anstarrte. Es war der Aelteste des Indianerstammes, ein hundertjähriger Greis, um den sich Jung und Alt drängten, als sie die Verwünschungen hörten, welche der Alte mit seiner hohlen, von Wut belebten Stimme ausstieß. Lärmend drangen sie auf den Künstler ein, der die Ursache des Tumultes und der schrecklichen gegen ihn ausgestoßenen Drohungen nicht erraten konnte. Er sollte es bald erfahren. Diese Indianer waren noch Götzendiener, wahrscheinlich Sonnenanbeter; der Block, worauf er sich absichtslos gelegt hatte, war der ihrem Gott geweihte Altar, und es handelte sich nun darum, ihn wegen der Entweihung desselben zu bestrafen. Einige Augenblicke lang drückten sie ihren Abscheu vor dem, von dem Bildhauer in ihren Augen begangenen, großen Verbrechen aus, alsdann aber warfen sie sich voll Wut auf den jungen Mann, schlangen ihm, seines kräftigen und mutigen Widerstandes ungeachtet, einen Strick um den Hals und schleppten ihn hinaus, um ihn an einen Baum zu hängen. Seine Freunde waren in Verzweiflung, denn ihn mit Gewalt be-

freien zu wollen, wäre eine Tollkühnheit gewesen, die sie alle das Leben gekostet hätte; es blieb ihnen daher nichts übrig, als zu bitten. Doch die Unmenschen rührte dies nicht. Einer der Reisenden, der Sprache dieses wilden Indianerhaufens etwas mächtig, suchte dem Oberhaubte die Unschuld des Unglücklichen begreiflich zu machen, dieser hörte nicht; er drohte ihm mit der strengen Ahndung Frankreichs, mit der Strafe von seiner eigenen Regierung; die Wilden lachten gräßlich, und banden ihr Opfer, das erst mit Sonnenaufgang endigen sollte, an einen Baum. Nun entwickelte sich ein Auftritt, so schauerlich und abscheulich, als man sich nur etwas denken kann. Von der Wut über die Entweihung ihres Heilig thumes gingen die Barbaren zur rasendsten Freude über, sich rächen zu können. Die tollsten und wildesten Tänze wurden um das Opfer herum ausgeführt. Die Männer machten mit ihren an die Kniee und Brust befestigten Samenkapseln getrockneter Früchte einen fürchterlichen Lärmen, indem sie dieselben an einander schlugen; die Frauen, mit ihren Kindern auf den Schultern, sprangen wie unsinnig zwischen ihnen herum. Ein alter Mann machte den Musiker, er hielt einen getrockneten Kürbiss, über den eine starke Darmsaite gespannt war, in der Hand und kratzte mit einem Bogen scharfe Töne aus diesem Instrumente hervor. Von diesem Allem mußten die Reisenden müßige Zuschauer sein, denn nur ein Wunder konnte ihren armen Freund aus den Klauen der blutgierigen Rotte retten. Doch wenn die Not am höchsten, ist Gottes Hülfe am nächsten. Das Wunder trat ein. Schon färbte sich der Osten rot von den Stralen der aufgehenden Sonne, als plötzlich mehrere starke Flintenschüsse die Aufmerksamkeit der Versammlung anzogen und die Freunde des Bildhauers mit neuer Hoffnung erfüllten. Einer derselben erspähte sogleich die Urheber derselben, er gewahrte eine Gesellschaft von Pflanzern, die, wahrscheinlich auf der Jagd begriffen, in der Nähe vorüberzogen. Blitzschnell eilte er auf sie zu, theilte ihnen kurz den Zweck der lärmenden Versammlung mit und bat sie, um Gotteswillen zur Rettung eines Unschuldigen behülflich zu sein. Ohne Zögern ging die aus etwa zwölf mit Büchsen bewaffneten Personen bestehende Jagdgesellschaft auf die noch immer tanzende wilde Rotte los, drang in den Kreiß und endigte durch einige kräftigen Worte um so leichter die Todesangst des Bildhauers, als die Wut der Indianer durch das unerwartete Erscheinen bewaffneter Männer bedeutend abgekühlt worden war. Unsere Reisenden banden nun den aus der Lebensgefahr so glücklich Befreiten ungeachtet der Fieberhitze, die ihn quälte, auf ein Maulthier und erreichten bald Verakruz. Er erholte sich in kurzer Zeit und ließ sich sein Abenteuer auf seinen spätern Reisen zur Warnung dienen, daß er in der Wahl seiner Lagerstätte vorsichtiger war.

Ueber die Vortheile des Runkelrüben-Baues.

Nicht der Zuckerfabrikation aus dieser Erdfrucht wollen wir das Wort reden. Es sind auch nicht überall Zuckerfabriken, wol aber theures Fleisch, zu wenig Vieh und Futter an allen Orten. Da ist aber die Runkelrübe *) ein viel zu wenig beachtetes Futtergewächs und auf dem platten Lande von dem gemeinen Bauern noch allzuwenig gekannt. Sie wurde aus Burgund zuerst in die Pfalz gebracht, wo man sie die große Burgunder-Rübe nannte. Die dortigen Mennonisten oder Wiedertäufer pflanzten solche zuerst in der Gegend Mannheims, und ihnen folgten mehrere Landwirte häufig nach. Sie übertreffen an Größe alle übrigen Arten von Wurzelgewächsen, wenn sie sonst auf einem ihnen angemessenen Acker gebaut werden. Ich sah dergleichen von 15 bis 20 Pfund. Sie sind deßwegen auch sehr empfehlungswürdig, weil sie eine vorzügliche Menge von nahrhaften Theilen enthalten, sich den Winter über sehr lang aufbewahren lassen, und sowohl in Rücksicht ihrer Blätter, als auch ihres Fleisches ein ganz unvergleichliches Futter liefern. Sie verlangen einen

*) Auch Burgunderrübe, Mangold, Beete, Dickrüben und in Franken Rangers genannt. Lateinisch hat sie den einzigen Namen Beta altissima.

guten und fetten Boden. Man düngt den Acker schon im Herbst und pflügt den Mist noch vor Winter bei. Im kommenden März oder April, bestreicht man den Acker mit einer Egge, säet den Samen oben auf und eggt ihn sodann mit einer Handegge unter. Ist der Same aufgegangen, so verzieht man die zu dicht stehenden Pflänzchen, sodann reinigt man das Land, wenn es nötig ist, durch Jäten vom Unkraute, und wenn die Runkeln einige Größe erreicht haben, ruhrt oder bearbeitet man ihn mit der Rodehaue, verzieht gleichfalls die zu dicht stehenden Pflanzen und verbraucht sie zur Fütterung. Andere Oekonomen, worunter ich mehrere kenne, säen den Samen gleich im Frühjahre auf ein Gartenbeetchen und behandeln die Pflanzen gerade so wie Krautpflanzen. Indessen sie auf ihrem Beetchen heranwachsen, ackern sie ihren entweder schon im Herbste oder auch bei Zeiten im Frühjahre gutgedüngten Acker ein parmal und kultiviren ihn, wie einen Kraut- oder Kohlacker. Sind die Pflänzchen groß genug, daß sie können versetzt werden, so verpflanzen sie solche bei feuchtem Boden vermittelst eines sogenannten Stickels auf den für sie bestimmten Acker so, daß jede ungefähr einen oder anderthalb Schuh von der andern zu stehen komme. Sind diese Pflanzen etwas erwachsen, und das Unkraut will ungefähr überhand nehmen, so werden sie behackt und so vom Unkraute gereinigt, was man dann nach Bedürfniss der Umstände mehrmal vornehmen kann. Im halben August oder auch am Ende dieses Monats, fängt man an, die Blätter von unten herauf abzunehmen und sie zum Viehfutter zu verwenden. Fünf bis sechs der mittelsten Blätter lässt man stehen, damit das Herz nicht verletzt wird, wiederholt aber das Abblatten bis zum Herbste so oft, als es ein fetter Acker durch Nachwuchs veranlasst. Beim Behacken des Ackers, oder auch beim ersten Abblatten, muss man dahin Bedacht nehmen, daß man die Wurzel unten um die Hälfte von der Erde befreie. So zweckwidrig dieses bei andern Wurzelgewächsen ist, so angemessen ist es nach öftern Beobachtungen hier; denn die Runkeln wachsen dann, da sie wie die weißen Guckel-Rüben halb nackend über der Erde stehen, beinahe zusehends außerordentlich in die Dicke. Manche setzen daher die Runkeln mit Krautpflanzen wechselweis auf einen Acker; sowie nun beim Behacken den Runkeln die Erde weggehackt wird, häufeln sie solche dem Kraute zu. Am Ende des Oktobers, oder auch erst im November, nimmt man sie aus der Erde, befreit sie ganz von ihrem Kraute, hebt sie in Kellern, oder auch in besonderen für sie angelegten und bestimmten Gruben, auf, und verfüttert sie dann den Winter hindurch. Sie halten sich in diesen Gruben bis ins Frühjahr.

Erprobtes neues Verfahren, um schon in den ersten Tagen des Frühjahres reife Kartoffel im freien Lande zu ernten.

(Vergl. Nro. 15 d. Bl.)

Wie ich schon Seite 119 dieser Blätter berichtete, hat mich die Wienerzeitung vom 27. Junius 1842 veranlasst, das Verfahren eines Kaufmannes in Frankfurt am Main mit Kartoffelbau im Monate Julius und August, wovon er im März darauf eine erfreuliche Ernte gehalten, ebenfalls zu probiren.

Ich legte also am 2. August 1842 sieben Stück Kartoffel in die Erde, ließ sie bearbeiten und anhäufeln wie gewöhnlich, und nachdem sie Anfangs Oktober geblüht hatten, bei eintretender Kälte 3 — 4 Zoll über der Erde abschneiden, dann aber mit etwas Laub und Erde zudecken und so im freien Lande überwintern.

Ich versprach damals den Lesern dieses Blattes den Erfolg davon seiner Zeit zu melden und erfülle nun mein Versprechen mit wahrer Herzensfreude. Denn als ich im heurigen Frühjahre, und zwar Ende Februars, die Ernte hielt, bekam ich etliche und vierzig schöne und frische Kartoffel, die ganz kleinen ungerechnet. — Nicht minder Freude machte mir im heurigen Herbste eine andere

Kartoffel-Ernte aus bloß eingelegten Keimen.

Ich hatte nämlich im vergangenen Frühjahre zur gewöhnlichen Kartoffelbauzeit mehrere von den

Kartoffeln im Keller ausgetriebene Keime nach davon getrennten Mutter-Kartoffeln in die Erde gelegt und von jedem derlei Keim durchschnittlich 4 — 5 Kartoffel erhalten, die an Größe kaum und in jeder andern Beziehung gar nicht denjenigen nachstanden, die von den in die Erde gelegten übrigen Mutter-Kartoffeln geerntet wurden.

Joseph Schelnberger,
Stadtpfarrer zu Zwettl in Unterösterreich.

Weiteres über Kartoffelaussaat im August.

(Vom Herrn Pfarrer Hoffmeister in Nordhausen bei Kassel.)

Die in mehreren Blättern besprochene und angepriesene Aussaat der Kartoffel im August, um dann im folgenden Frühjahr davon zu ernten, ist für die Landwirtschaft eine zu wichtige Sache, als daß nicht jeder von deren Ausführbarkeit sich gern durch eigene Erfahrung überzeugen möchte. Daher legte Verfasser im vergangenen August in seinen Garten einige Kartoffel und zwar von der kleinen Zuckerkartoffel, sogenannte Bergshäuser, weil im Augenblick keine andere da war; und trotz der Trockenheit, die den vorigen Sommer auszeichnete, und der Unscheinbarkeit des Samens *), (die Kartoffeln waren nämlich ganz zusammengeschrumpft) keimten und wuchsen dieselben doch bald und hatten bis gegen den November hin ziemlich vollständige Pflanzen getrieben, welche dem Blühen nahe waren. Ich schnitt nun das Kraut vorgeschriebenermaßen ab und bedeckte die Pflanzen etwa handhoch mit Mist, einige aber mit lockerer Erde, die ich, da die Kartoffeln in Reihen gelegt waren, dazwischen wegnahm. Denn das Bedecken mit Dünger ist bei Versuchen im Großen doch immer mit Schwierigkeiten verknüpft, das Ausschöpfen der Erde zwischen den weitläufigen Reihen aber leicht und bald geschehen. — Der gelinde Winter und die ungeheure Menge von Mäusen im Herbste ließ mich befürchten, daß meine Ernte zum größten Theile eine Beute dieser Thiere geworden, welche der Frost nicht getötet hatte; und so war es denn auch. An den meisten Stöcken waren Wurzeln und Kartoffeln rein abgenagt, und nur von einigen und besonders denen, welche mit Erde bedeckt gewesen waren, konnte ich im April d. J. 20 — Stück Kartoffeln vom Stock einsammeln, die ziemlich vollständig ausgebildet waren.

Hieraus erhellt, daß die Wärme des Mistes namentlich die Mäuse zu den Kartoffeln gelockt hatte, wie sich dann beim Umgraben noch Nester mit zusammengetragenen Vorräten fanden, und daß das Bedecken mit lockerer Erde auch schon um dieser Thiere willen vorzuziehen sei. Gewiß aber ist es, daß man zur Aussaat im August, wenn sie ganz gelingen soll, Samen **) haben müsse, der im Frühjahr erst geerntet worden ist, und nicht Kartoffeln vom vorigen Herbste. Mehrere Versuche und Erfahrungen werden auch diesen wichtigen Gegenstand noch vervollkommnen, und es soll mich freuen, wenn diese kleine Notiz Andere dazu anregte.

(Landwirtschaftl. Zeitung für Kurhessen.)

Welche Zeit und Arbeit sind erforderlich um gerösteten Flachs zum Spinnen zuzubereiten?

Folgende vier Fragen wurden von der ökonomischen Gesellschaft zu Wien zur Beantwortung vorgelegt:

1) Wie viel ein Mann in 12 Arbeitsstunden auf der gewöhnlichen Handbreche (Brechel) Flachs zu brechen vermag?
2) Wie viel ein Mann in derselben Zeit gebrochenen Flachs zu schwingen und bis zur Qualität einer verkaufbaren Waare zu hecheln im Stande ist?
3) Wie viel ein Mann, wenn alle diese Arbeiten succedirend verrichtet werden, in derselben Arbeitszeit zu leisten vermag?
4) Wie viele Prozente sich an reinem Flachs bei dieser Handmanipulation ergeben, und wie

*) Der Knollen. d. Red.

**) Wie oben, soll es auch wol hier wieder Knollen heißen. Wo aber kommen im Frühjahre geerntete Kartoffeln her zu einem Versuche, den man zum erstenmale anstellen will? woher gar erst im Frühjahr geernteter Samen? d. R.

sich der Abfall von Schöber und Werch zur verarbeiteten Menge der Flachspflanzen dem Gewichte nach verhalte? —

Vorstehende Fragen wurden von Verschiedenen, von mir in Berücksichtigung der Lokal-Verhältnisse folgendermaßen beantwortet:

Vor allem andern muss bemerkt werden, daß in der hiesigen Gegend die sämmtlichen Flachs-Manipulationen durch das weibliche Geschlecht vorgenommen werden, dessen Leistungen aber, wenn sie geschickte Flachsarbeiterinnen sind, denen eines Mannes kaum etwas nachgeben. Nicht minder darf nicht übersehen werden, daß die mehrere oder geringere Verarbeitungs-Quantität des Flachses sehr von der Qualität desselben abhängt, daher bei der Beantwortung der ersten 3 Fragen eine mittlere Qualität des Haares angenommen wurde. —

Ad 1. Der Flachs wird hier durchaus zweimal auf der Handbreche gebrochen; nach der ersten Breche werden sogenannte Haarknödl zusammengebunden, und im warmen Backofen oder an der Sonne abermals gedörrt. Das erstemal können in 12 Arbeitsstunden 28 — 30 Pfund, das zweitemal aber nur 22 — 24 Pfund ordentlich gebrochen werden.

NB. Hie und da nennt man auch das zweite Brechen Schwingen, hierorts versteht man unter Schwingen jene Manipulation, wenn nach der zweiten Brechung der Flachs über ein schiefes Bret gehalten und mit einem andern flachen Brete abgestreift wird, damit die noch daran klebenden Holztheile entfernt werden, und der Flachs noch mehr geschmeidig werde. —

Ad 2. Geschwungen in diesem letzteren Sinne können in 12 Stunden 48 — 50 Pfund werden, und falls der Flachs sehr gut ausgebrechelt wäre, auch wol mehr. — Was das Hecheln anbelangt, so muss auch dasselbe doppelt und zwar zuerst auf einer gröberen, wo die Zähne weiter auseinander stehen, und dann auf einer feineren Hechel, deren Zähne näher beieinander sind, vorgenommen werden, obwol es nicht nötig ist, daß der in der Hand befindliche zum Hecheln bestimmte Haarbuschen zweimal zur Hand genommen werde, indem er nach vollbrachter gröberer Aushechelung sogleich durch die feinere Hechel gezogen werden kann. Zweimal gut aushecheln lassen sich in 12 Arbeitsstunden 23 — 25 Pfund Flachs. —

Ad 3. Schon oben wurde bemerkt, daß der Flachs nach der ersten Brechung einmal gedörrt wird, daher alle Flachsarbeiten vom ersten Brechen bis zur letzten Hechelung nicht in einem Tage verrichtet werden können. Wenn nun aber diese Arbeiten alle unmittelbar aufeinander folgend angenommen werden, so würden in 12 Stunden höchstens 7 — 8 Pfund Flachs bis zur Qualität einer verkaufbaren, d. h., zum Spinnen geeigneten Waare verarbeitet werden können.

Ad 4. Um die vierte Frage einigermaßen grundhältig beantworten zu können, nehme ich drei Flachs-Qualitäten an: 1) eine sehr schöne, 2) eine mittelmäßige und 3) eine schlechte. Ist der Flachs sehr schön, so dürfte sich folgendes Verhältniss ergeben:

45 Proz. Flachs, 37 Proz. Werch und 18 Proz. Abfall; ist er mittelmäßig, 34 Proz. Flachs, 42 Proz. Werch und 24 Proz. Abfall; und ist er schlecht, 22 Proz. Flachs, 46 Proz. Werch und 32 Proz. Abfall.

Joseph Schelnberger,
Stadtpfarrer zu Zwettl in Unterösterreich.

Wie man mit erfrornen Leuten umgehen soll.

Es sind oft sehr harte Winter, und man hört dann von hier und dort erfrornen Leuten. — Wenn aber Du auf deinem Wege einmal einen Erfrornen fändest; wüsstest du, was du nun anzuwenden hättest, um ihn zu versuchen, ob nicht noch Leben in ihm sei? Denn es ist schon sehr oft geschehen, daß Erfrorne, die gänzlich tot zu sein schienen, bei zweckmäßiger Behandlung wieder ins Leben zurückgebracht worden sind. Die zweckmäßigste Behandlung ist aber folgende:

1) Man bringe sie bei Leibe nicht in ein warmes Zimmer; denn das Geblüt würde durch die geschwinde Ausdehnung von der Wärme aus der Ordnung kommen, und sie müssten alsogleich sterben;

wol aber mache man schleunig ein Lager von Schnee, etwa 2 Hände hoch; lege sie ganz nackend hinein und decke sie über und über mit Schnee so zu, daß man nichts von ihnen sehe als den Mund und die Nasenlöcher. Den Schnee muss man fest andrücken, etwa 2 bis 3 Finger dick, und wenn er da und dort zu schmelzen anfängt, frischen auflegen.

2) Sobald man merkt, daß der Erstarrte anfängt, Athem zu schöpfen, trocknet man den Schnee sogleich mit warmen, aber nicht heißen, Tüchern ab, bringt den Kranken in ein warmes Bett, doch das Zimmer darf nicht geheizt sein, und gibt ihm eine Schale Thee von Hollunder- oder Fliederblüten mit einem Löffel voll Essich und einer Messerspitze voll Honig vermischt.

3) Will sich etwa ein Theil des Körpers, als Fuß, Hand ꝛc. nicht sogleich erwärmen, so stecke man so ein Glied in ein Gefäß voll Schnee, unter welchen man ein Par Hände voll Salz mengt. Das Glied wird bald rot werden, und wieder Leben in selbes kommen. Dieses Mittel ist bei allen Erfrierungen gut. Wäre es die Nase oder ein Ohr, so darf man nur Schnee in Tüchern darauf legen.

4) Nach diesem schlägt man dem Patienten ohne Verzug eine Ader, damit kein Schlagfluss erfolge; und gibt ihm von einem Pulver, welches aus 2 bis 3 Gran Kampher, mit 10 Gran reinem Salpeter und einem Scrupel Magnesia salis amari vermischt, besteht, alle 3 Stunden eine Messerspitze voll im Brunnenwasser ein, und lässt ihm eine Schale Thee nachtrinken. Endlich macht man die Stube nach und nach warm; doch darf der Kranke etliche Tage nichts als Suppen essen, aber keine hitzige Wein- oder Biersuppen, noch viel weniger Branntwein trinken.

5) Ereignet sich so ein Zufall zur Zeit, wo man keinen Schnee haben kann, so nimmt man statt Schnee eiskaltes Wasser, zerstößt große Stücke Eis; und thut sie ins Wasser, damit es noch kälter werde, dann nimmt man leinene Tücher, legt sie zwei- oder dreifach zusammen; taucht sie ins kalte Wasser und legt sie fest um den erfrornen Körper herum; und wo ein Flecken trocken werden will, legt man immer frische Tücher auf, bis die Wirkung folgt. — Uebrigens verfährt man, wie oben gesagt worden ist.

Eins merke Dir für dich selbst. Wenn Du bei strenger Kälte über Land gehen musst, so fahre und reite außer der größten Not nicht, sondern laufe brav zu Fuß; lege gute Schuhe, warme Strümpfe und ein warmes Wamms (Leibel) an, reibe Hände und Füße mit Oel, die Nase, Lippen, und Ohren wasche mit Bier, in das man zuvor etliche Tropfen Oel gethan hat, setze dich unter Wegs nicht nieder; trinke ja keinen Branntwein, sondern entweder kaltes Bier oder ein Gläslein guten Essich und esse ein Stück Brot dazu und geräuchertes Fleisch.

Nachlässigkeiten und Fehler bei Sammlung der Holzasche in Haushaltungen.

Keine Art Dünger ist besser auf Aecker und Wiesen als die Holzasche, und kein Mittel wirksamer gegen die auf Grundstücken oft so schädlichen Schnecken als Asche mit Ofenruß vermischt.

Man sollte darum glauben, auch in allen Haushaltungen würde auf Sammlung der Asche, so wie auf ihre Vermehrung und Verbesserung alle mögliche Sorgfalt gewendet. Dem ist aber gar nicht so. — Das meiste Gesinde geht mit der Asche lüderlich um, räumt solche nur selten aus den Oefen, wodurch sie dann anhäufet, dabei aber das Anbrennen des Holzes beschwerlich und die Feuerung weniger wirksam gemacht, dann der Aschen selbst, durch das allzulange Erhitzen, die besten Salztheile entzogen, und durch das Verbrennen der darin enthaltenen erdartigen Substanztheile solche zu einem leichten Staube und fast zum gänzlichen Vergang gebracht wird.

Hingegen kann zu einer beträchtlichen Ersparniss des Brennholzes und vortheilhafter Nutzung desselben sowol, als auch zum Gewinnst mehr als verdoppelter Asche und derselben zu großer Verbesserung gereichen, wenn

1) in jedem Ofen und allen andern Feuerstätten eiserne oder irdene Roste, worauf das Holz hohl aufliegen und zu Fassung der

Feuerflammen Luft haben, und worunter die Asche von brennendem Holz und der größten Hitze, welche deren Verzehrung und Entkräftung bewirket, sich absondern kann, angeschafft werden.

2) zur Winterszeit, bei steter Feuerung, die Asche, ehe sich solche allzusehr häuft und durch das Verbrennen an ihren Kräften geschwächt, auch dem brennenden Holz, da vieles Feuerholz sonst in der Asche erstickt und nur verglimmt, folglich dessen Wirkung hinderlich wird, wöchentlich zweimal an bestimmten Tagen, und zwar frühe vor dem Anzünden und Heizen der Oefen, ausgerafft und in wohl verwahrten blechernen oder töpfernen, dazu geeigneten Gefäßen, sofort zu dem Aschenbehältniss, welches aber vor Feuersgefahr wohl zu verwahren ist, gebracht wird.

Von den Zeichen, woran gute Milchkühe zu erkennen.

Die vornehmsten Zeichen, woraus man sehen kann, daß eine Kuh viel Milch geben wird, sind große und wohlgestaltete Euter, mit einer gehörigen Anzahl von Zitzen, deren 4 sein müssen; mehr muss sie nicht haben, auch keine ungestalten: diese 4 müssen alle lang, dick und an dem Ende klein sein.

Nächst dem Euter betrachte man den Hals, dieser muss dünn sein und eine große und haarichte Wampe haben.

Viele glauben, die Hörner, wann sie kurz und krumm sind, wären ein Zeichen von vieler Milch, und dieses Zeichen ist nicht ganz zu verwerfen. Die Hörner haben mit dem Euter keine wirkliche Verbindung, und eine Menge von Milch hänget nicht von ihnen ab, aber die besten holländischen Kühe haben diese kurzen und gekrümmten Hörnern und sind, in Ansehung der Milch, allen andern vorzuziehen. Da also das Horn bei diesen ein wesentliches Zeichen ihrer Art ist, so kann es für ein Zeichen einer Menge von Milch angesehen werden.

Noch ein Umstand ist anzuführen, der die Wahl der Kuh zur Milch betrifft, den man, wenn eine Kuh angekauft wird, immer im Mund hat. Man nennet es die Tiefe der Milch rc., worunter man die Menge, welche eine Kuh gibt oder vermutlich geben kann, versteht. Man hat Mittel, dieses ohne große Gefahr oder Irrung zu erkennen.

Die Zeit, in welcher eine Kuh die meiste Milch gibt, ist, wann sie eben gekalbet, hat; man sehe also zu der Zeit wohl zu, wie die Milch beschaffen sei. Denn wenn sie zu der Zeit einen Fehler hat, so kann man versichert sein, daß sie niemals besser wird.

Es gibt Kühe, welche mehr Milch, und Kühe, welche weniger Milch haben als andere, ohne daß man die Ursache sehen kann; hier kann uns also bloß die Erfahrung unterweisen. Im übrigen ist dieses eine Gewissheit, daß die Quantität der Milch nicht allemal auf die Quantität des Futters ankomme, ob gleich die Güte der Milch von der Beschaffenheit des Futters abhängt.

Eine Kuh, die Hunger leidet, wird nicht viel Milch geben, das gibt die Vernunft. Wann man aber auf zwei Kühe Acht hat, davon eine viel Milch gibt und die andere nicht, so wird man finden, daß diejenige, die am wenigsten gibt, eben so viel fresse als die andere.

Vortheilhafter Gebrauch des Malzkeimes als Kuhfutter.

Unter Malzkeim wird dasjenige von Spreu, was während der Sichtung des Malzes durch das Sieb fällt, verstanden und muss von demjenigen genau unterschieden werden, was man Malzkeim nennet, welches durch das Sieb oder Rost fällt, wann das Malz getrocknet wird. Eigentlich sind es die Keimlein, welche nach Einweichung der Gerste auf dem Malzboden auswachsen. Dieser Malzkeim ist nicht nur ein sehr gutes Futter für Pferde, wenn er mit eben so viel Haber vermengt wird, denn allein ist er zu hitzig für sie, sondern er ist auch insbesondere eine vortreffliche Nahrung für das Rindvieh. Sie geben nicht nur mehr sondern auch bessere Milch. Die Milch bekommt keinen üblen Geschmack, und die Butter, welche davon gemacht wird, ist überaus gut. Man pflegt einer jeden Kuhe ein halbes Nössel des Morgens, wenn die Kühe zum erstenmale gefüttert werden, geben zu lassen, und wann sie des Nachmittags gemolken ist, eben so viel.

Ländliche Hausbibliothek.
(Fortsetzung.)

Sehr viele Hausväter haben sich auf unser Anraten die zu dieser Hausbibliothek von Zeit zu Zeit empfohlenen Bücher angeschafft und so nach und nach, ohne daß ihnen die kleinweise Ausgabe dafür schwer fiel, eine Sammlung der wertvollsten Bücher erhalten, die für Kinder und Kindeskinder eine bleibende Schule des Unterrichts und der Bildung sein werden.

Wir haben dafür viele Dankschreiben und mitunter von Lesern, die noch von ihrer Jugend her ältere Bücher, z. B. von Salzmann ꝛc. im Gedächtnisse haben, die Anfrage erhalten, wie man denn heutzutage derlei wieder bekommen könnte? Dieses veranlasst uns zu folgendem Rückblicke auf

Einige empfehlenswerte ältere Bücher.

1) Konrad Kaiser, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder. Ein Buch fürs Volk, von Christian Gotthilf Salzmann. Ladenpreis 36 kr.

So Viele es auch versucht haben die Art und Weise nachzuahmen: mit Lehre in Unterricht Nutzen und Vergnügen zu paren, wie Salzmann, es vermochte ihn noch Keiner zu erreichen. Darum stehen Salzmanns Schriften zu allen Zeiten oben an! Im vorstehenden Buche suchte Salzmann durch Beispiele zu zeigen und verstand es meisterlich, wie Kinder in verschiedenen Fällen behandelt werden müssen, wenn sie tugendhafte, geschickte, nüchterne und arbeitsame Menschen werden wollen. O hätte doch mancher Vater, der sich über ungehorsame, lasterhafte und verschwenderische Kinder beklagt, sich früher an dieses Büchlein gehalten; seine Kinder würden ihm jetzt eine Stütze, nicht eine Geisel im Alter sein. Junge Eheleute! wenn ihr je die nützliche Pflicht zu erfüllen wünscht, eure Kinder gut zu erziehen, so benützt dieses Büchlein!

2) Konrad Kaisers A B C und Lesebüchlein, oder Anweisung, auf die natürlichste Art das Lesen zu erlernen, v. C. G. Salzmann.

Zieht doch dieses Büchlein wieder hervor, ihr Männer von der Schule, oder gebt ihr es zu Hause euren Kindern in die Hände, brave Aeltern! ich bürge euch dafür, daß es mit dem Lesenlernen eurer Kleinen bald schneller gehen wird.

3) Der Himmel auf Erden, v. C. G. Salzmann.

Wollt ihr gute Kinder, Frieden und Glück im Hause, wollt ihr den Himmel auf Erden, so kauft euch dieses Buch!

4) Lese- und Gebet-Büchlein für katholische Handwerksgesellen, besonders wenn sie in die Fremde reisen, von Melchior Mayer. Zweite Auflage.

»Wer mit Weisen umgeht, wird weise werden, und wer mit Thoren umgeht, wird ihnen gleich werden.«

Schickt eure »Ausgelernten« nicht in das Gewirre der Welt hinaus, ohne sie mit gutem Rate zu begleiten, und gebe ihnen beim Abschiede dieses vortreffliche Büchlein.

5) Die Reisen des Cyrus. Eine moralische Geschichte, aus dem Französischen übersetzt von Matthias Claudius.

Eigentlich ein Buch für Solche, die nicht studirt haben und doch gern Viel wissen möchten, ein Buch, das den Menschen wirklich besser machen will; und es wird's auch nicht so leicht Einer durchlesen, daß ihm nicht zugleich über Dieses oder Jenes neue Sterne in seinem Kopfe aufgingen, also ein Buch für Jedermann, der heller sehen und besser werden will, wozu ihm gar mancherlei erbauliche Exempel zur Lehre und Warnung vorgestellt, und sonst guter Rat gegeben wird.

Ein recht nützliches Buch für alle Menschen.

Wir empfehlen bei dieser Gelegenheit auch:

6) Ueber die Erweiterung der Realanstalt. Ein Versuch, die Forderungen der Zeit zu begründen, allen gewerbetreibenden Bürgern gewidmet von Dr. Christian Nagel.

Da der Gewerbestand jetzt eine ganz andere und zwar höher geachtete Stellung einnimmt als früher, so wird es auch so nützlich als notwendig sein, sich zu unterrichten, was Unterrichtete davon zu sagen haben.

7) Die Uebersiedlungs- und Gewerbefreiheit, von Christian Leonhard Wolbach, Oberbürgermeister der Stadt Ulm.

Enthält Ansichten und gesetzliche Bestimmungen in Bezug auf Gewerbefreiheit, örtliche Gewerbe und Handwerke, Manufakturen und Fabriken. Der Gewerbsmann findet darin die nützlichsten Aufschlüsse und Belehrungen über verschiedene seinen Stand betreffende Dinge.

Diese sämmtlichen bezeichneten Bücher können „aus dem Verlage der Wohlerschen Buchhandlung in Ulm“ durch jede Buchhandlung des In- und Auslands zu den billigsten Preisen bezogen werden.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. G. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 47. 25. November 1843.

Inhalt: Die goldene Taschenuhr. — Bier oder Wasser? — Anweisung, die hochstämmigen und andere Weiden zu pflanzen. — Die erste Maschinen-Schnell-Presse in Passau.

Die goldene Taschenuhr.

In einem Dorfe in Frankreich, unweit der Stadt Dünkirchen, lebte ein Landmann mit seiner Frau und einem einzigen Knaben, der hieß Franz. Sie nährten sich kümmerlich von dem Ertrage eines kleinen Feldgutes, waren aber doch zufrieden, denn sie beteten und arbeiteten. Da brach im Dorfe eine ansteckende Krankheit aus, welche viele Menschen hinraffte, und auch Franzens Aeltern wurden ein Opfer derselben. Ein alter Verwandter nahm die vierjährige, vater- und mutterlose Waise zu sich, aber auch dieser starb nach einem halben Jahre. Der kleine Franz stand nun ganz verlassen da. Weil im Dorfe kein Waisenhaus war, so sollte ihn, aus Auftrag des Dorfrichters, der Gerichtsdiener auf Gemeindekosten erziehen. Dieser war ein roher, finsterer Mann. Kaum war Franz mit ihm in sein Haus getreten, so bekam er Züchtigung, weil er sich ohne Erlaubniß seines neuen Pflegevaters niedergesetzt hatte. Das arme Kind zitterte, denn eine solche Behandlung war es nicht gewöhnt. Es verging aber beinahe kein Tag, wo der arme Junge nicht die Härte des Gerichtsdieners hätte erfahren müssen. Einst mußte er einen Brief nach einem benachbarten Dorfe tragen. Auf der Rückkehr nötigte ihn ein heftiges Gewitter, unter einem Baume im Walde Schutz zu suchen. In der Dunkelheit geriet der Kleine vom rechten Wege ab, irrte die ganze Nacht und den folgenden Vormittag umher und suchte vergebens die Landstraße. Mittags kam er endlich an einen Meierhof, wo gerade die Leute unter einer Linde ihr Mittagessen einnahmen. Hocherfreut über diesen Anblick, ging er zu ihnen hin und bat mit flehender Stimme und hingehaltener Hand um ein Stückchen Brot, indem er hinzufügte: „wenn Du zu meinem Vater im Himmel kommst, gibt er es Dir wieder!“ Der Meier, ein guter, redlicher Landmann, wurde durch diese Sprache der Unschuld tief gerührt, er nahm den Verirrten auf und behielt ihn bei sich.

Sieben Jahre hatte Franz bei diesem guten Landmanne als Hirtenjunge zugebracht, als einst eines Abends, da er seine kleine Schafherde in die Hürden treiben wollte, ein Reisender schnell an ihm vorbeiritt. Franz sieht ihm nach und bemerkt, daß demselben etwas Glänzendes entfällt. Schnell läuft er auf die Stelle zu und findet eine goldene Uhr. Ein alter, hinkender Schäfer, der sich in der Nähe befand, hat den Kleinen etwas Goldenes aufheben sehen, kommt herbei und will Antheil an dem glücklichen Funde haben. Allein Franz entgegnet, die Uhr gehöre dem Fremden. Da faßt ihn der Schäfer beim Kleide und bietet ihm Geld an, damit er ihm die Uhr überlasse. „Nein“, rief Franz, „die Uhr ist weder mein noch dein Eigenthum, der Fremde muß sie wieder haben!“ Unterdessen war ihnen der Reiter aus dem Gesichte gekommen. Jetzt reißt sich Franz von dem Schäfer los, treibt eilends seine Schafe in die Hürden und eilt dem Fremden nach. Er läuft die Nacht hindurch und kommt mit Tagesanbruch auf die Landstraße, welche ihn bald in eine Stadt führt. Hier sieht er vor einem Gasthofe ein gesatteltes Pferd stehen; er vermutet, daß es dem Eigenthümer der Uhr gehöre, tritt ein und findet einen schon ziemlich bejahrten Mann, im Begriffe, weiter zu reisen. „Herr!“ redete ihn Franz keuchend an, „Sie werden wol gestern Abend diese Uhr verloren haben, ich fand sie und lief Ihnen bis hierher nach!“ Der Fremde, ein reicher Kauf-

mann aus Dünkirchen, sagte zu dem Knaben, er werde sich wol in seiner Person irren. „So muss ich den rechten Mann aufsuchen!“ antwortet Franz und wollte hastig zur Thüre hinaus. Diese außerordentliche Redlichkeit setzte den Fremden in Erstaunen. „Wer bist Du, mein Sohn!“ fragte er ihn freundlich und streichelte ihm das Kinn. „Ich bin ein Schäfer!“ antwortete Franz. „Wer ist Dein Vater?“ „Er ist droben im Himmel und meine Mutter auch.“ „Hast Du Verwandte?“ „Ach ja, mein Herr.“ Jetzt wollte Franz, der dem Herrn die Uhr übergeben hatte, hungrig und erfroren, wie er war, forteilen, aber der Fremde hielt ihn auf. „Lasst mich“, sagte der Knabe ängstlich, „ich habe in der Eile meine armen Schafe verlassen; sie werden hungrig sein, und ich habe sie noch nie hungern lassen!“ „Du bist vielleicht noch hungriger, guter Knabe!“ sagte der Fremde und wollte ihm etwas von seinem auf dem Tische stehenden Frühstücke geben. Franz benützte diesen Augenblick, und lief, ohne eine Belohnung zu erwarten, so schnell davon, daß der Fremde, welcher ihm eine Strecke nacheilte, ihn bald aus dem Gesichte verlor.

Gegen Mittag war der Knabe wieder bei seiner Schafhürde, fand sie aber zu seiner größten Bestürzung leer. Angstvoll eilte der gute Junge nach Hause. „Herr!“ rief er dem Meier entgegen, „straft mich, ich war untreu! Aber es ist nicht meine Schuld; unser Schullehrer hat es zu verantworten, der hat uns Kindern schon so oft in der Schule gesagt: ehrliche Menschen dürfen Das, was sie finden, nicht behalten. Ich kann ja nichts dafür, daß der fremde Herr so geschwind davongeritten ist.“ „Das kannst Du auch nicht, guter Knabe!“ fiel ihm der Eigenthümer der Uhr ins Wort, welcher ihm nachgeritten war und gerade zu rechter Zeit eintrat. Als er sah, daß der Meier einen Stock in der Hand hatte, so ging er freundlich mit den Worten auf ihn zu: „Schlagt mich, guter Vater, nicht den Knaben, denn ich habe ihn verführt!“

Er erzählte hierauf dem Landmanne den ganzen Hergang und hielt so lange mit Bitten an, bis dieser ihm den ehrlichen Franz überließ. Nachdem er diesem einige Ruhe gegönnt hatte, nahm er ihn zu sich aufs Pferd und brachte ihn in sein Haus. Hier ließ er ihn sogleich kleiden und hielt ihm einen eigenen Lehrer, bei welchem der brave Jüngling in kurzer Zeit sowol in sittlicher Hinsicht, als auch in den Kenntnissen eines Kaufmannes bewundernswürdige Fortschritte machte. Gleich von der ersten Stunde an gewöhnte er sich an die genaueste Ordnung in seinen Geschäften. Er stand alle Tage, sowol im Sommer als im Winter um 5 Uhr auf, verrichtete sein Gebet und las ein Kapitel in der Bibel. Hierauf machte er abwechslungsweise einen französischen oder deutschen Aufsatz, den er sich von seinem Lehrer verbessern ließ, und dann ging er ins Comptoir, wo er in freien Stunden in guten französischen, deutschen oder englischen Schriften las. Des Abends beschäftigte er sich gleichfalls mit Lesen oder unterhielt sich mit Klavierspielen. Diese gewissenhafte und nützliche Anwendung seiner Zeit bewahrte ihn vor so manchen Fallstricken und Ausschweifungen, in welche die unerfahrne, leichtsinnige Jugend geraten kann; befestigten in ihm einen edlen Charakter und erwarben ihm die Liebe seines Herrn.

Einst war dieser nach Bordeaux gereist. Während seiner Abwesenheit verlangte ein Unbekannter eine Portion eines sehr wirksamen Pulvers wider den Staar, welches der Kaufmann als ein Geheimniß führte, und Jedermann, der dessen bedürftig war, unentgeldlich abgab. Nach einigen Tagen brachte derselbe Unbekannte ein Packet, das 200 Goldstücke für den Kaufmann und 50 für Franz enthielt. Dieser legte zwei von seinen eigenen Goldstücken in eine Lotterie, und gewann noch vor Ankunft des Kaufmanns das größte Loos mit 2000 Goldstücken. Bald darauf kam sein Prinzipal von der Reise zurück und fand nach seiner Ankunft 2248 Goldstücke auf seinem Tische liegen, womit ihn Franz überrascht hatte. Diese ausgezeichnete Redlichkeit und die während seiner Abwesenheit ungemein pünktlich geführte Verwaltung der Geschäfte gewannen Franzen das Herz seines Prinzipals. Er umarmte seinen Liebling, schob ihm die Summe zurück, schenkte, — denn er war sehr reich — noch die gleiche Summe

dazu und sorgte für sichere Anlegung dieses Kapitales. Anstatt bei diesem unvermuteten Glücke stolz, oder in seinem Fleiße nachläßig zu werden, setzte der brave Franz seine bisherige Lebensweise fort, und war mit gewohnter Gewissenhaftigkeit für den Vortheil seines Herrn, so wie für seine Fortbildung besorgt. Dies hatte die Folge, daß ihm sein Prinzipal das vollkommenste Vertrauen schenkte, und ihm beinahe die ganze Verwaltung des Geschäftes überließ, ohne je Rechenschaft von ihm zu verlangen. Dies wußte ein junger Kaufmann, mit welchem Franz zuweilen Geschäfte abzumachen hatte. Er war aus Leichtsinn in seiner Handlung gänzlich herabgekommen und wollte nun seine Zuflucht zu Franzen nehmen und diesen durch allerlei Kunstgriffe der Verführung zur Untreue gegen seinen Herrn verleiten. Allein dieser wies dem Verführer mit ernster Miene und gerechtem Unwillen der beleidigten Rechtschaffenheit die Thüre.

Einst war Franz des Abends ganz allein auf seinem Zimmer mit Lesen beschäftigt, als jener junge Kaufmann schnell hereintrat, Franzen eine Pistole auf die Brust setzte und von ihm verlangte, eine Anweisung von 5000 Louisd'or in seines Herren Namen zu unterzeichnen. „Schieß zu, Unglücklicher!“ — rief Franz — „ich fürchte den Tod nicht, wenn ich das Leben mit Schande erkaufen soll.“ Die unerschrockene Miene, womit er bei diesen Worten den Meuchelmörder anblickte, hatte Zauberkraft; sie setzte den Bösewicht so sehr außer Fassung, daß dieser die Waffe fallen ließ, die nun auf dem Boden losging und den guten Franz am Fuße verwundete. Kaum war der Schuss geschehen, als sein Herr, der indessen nach Hause gekommen war und den Knall gehört hatte, ins Zimmer trat. Er erstaunte, als er einen Fremden erblickte, der sich sogleich vor ihm niederwarf, und seine Kniee umfaßte. Franz, den seines Prinzipals plötzliches Erscheinen ebenfalls überraschte, wollte die Sache zum Besten seines Beleidigers wenden, indem er seinen Herrn durch die Erläuterung zu beruhigen suchte, der Fremde habe ihm ein Par Pistolen zum Kaufe angeboten, und die eine sei ohne dessen Wissen geladen gewesen, und plötzlich losgegangen. Allein sein Prinzipal las das Verbrechen des Fremden auf dessen Gesichte, und verlangte die wahre Ursache des Schusses zu wissen. Nun erzählte Franz den ganzen Hergang der Sache, bat aber zugleich seinen Prinzipal flehentlich, dem Unglücklichen zu verzeihen. Sein Herr, tief erschüttert durch solche Feindesliebe, gab dem Unglücklichen einen Wechsel von 1000 Thalern, und Franz verabschiedete sich von dem vor vor Angst zitternden und tiefergriffenen Meuchelmörder mit den Worten: „Gehe hin, Unglücklicher, und versuche, ob du dich mit dem allwissenden Gott auch versöhnen kannst.“ Die Handlungsweise Franzens war zu edel, als daß sein Herr dieselbe bloß mit Wohlthätigkeit belohnen zu können glaubte. Gerne hätte er die Begebenheit veröffentlicht, allein aus Rücksicht gegen jenen Elenden begnügte er sich damit, seinen Liebling in seinem Testamente zum Erben seines ganzen Vermögens einzusetzen. Noch verschwieg er ihm dies, sein bald eintretender Geburtstag sollte dem trefflichen Jünglinge diese Freude bringen.

In der Zwischenzeit wollte der Prinzipal, obwol schon ein siebenzigjähriger Greis, noch eine Reise nach Lissabon machen, und nahm in der freudigsten Hoffnung eines baldigen Wiedersehens von Franz Abschied. Dieser eilte an dem zur Ankunft seines Herrn bestimmten Tage nach dem nahen Seehafen. Allein er mußte diesmal traurig nach Hause gehen, und diesen Gang machte er, unter süßen Erwartungen und trüben Ahnungen schon 14 Tagen nach einander. Noch immer hatte ihn die Hoffnung zum Hafen begleitet, als eines Tages ein Matrose ins Comptoir trat, und ihm erzählte, daß das Schiff, welches seinen geliebten Herrn zurückbringen sollte, untergegangen sei, und daß von der ganzen Mannschaft bloß er mit einem Schiffsjungen auf einem Brete sich gerettet habe. Franzens Schmerz und Schrecken war unbeschreiblich, und zog ihm eine gefährliche Krankheit zu. Unterdessen hatte seines Herrn einziger Bruder, gleichfalls ein Kaufmann, den Schreibepult des Verunglückten öffnen lassen, nahm dessen Papiere heraus und ließ hierauf Alles versiegeln. Das Testament, nach welchem Franz seines Prinzipals Universalerbe werden sollte, verbrannte er

und bestach die Zeugen, damit sie, falls es nötig sein sollte, die Ausfertigung desselben verläugneten. Nun nahm er Besitz von dem sämmtlichen Vermögen seines Bruders, und der kranke Franz wurde seiner Stelle entlassen. Dieser miethete sich ein kleines Zimmer in einer einsamen Straße mit dem Vorsatze, sogleich nach seiner völligen Genesung die Stadt zu verlassen. Einst saß er traurig auf seinem Zimmer, so ganz mit dem Andenken an seinen ihm unvergeßlichen Wohlthäter beschäftigt, als er in seinen Betrachtungen durch den Empfang eines Briefes gestört wurde, auf dessen Addresse er sogleich die Handschrift seines Prinzipals erkannte. Außer sich vor Freude, erbrach er ihn hastig, las ihn, drückte ihn an seine Brust, küßte ihn, las ihn wieder. Sein Herr war nach diesem Briefe noch unter den Lebenden, aber er befand sich in einer Lage, die noch schlimmer war, als der Tod. Er schmachtete zu Algier in Sklavenketten, und nur ein Lösegeld von 12,000 Gulden konnte ihn dem treuen Franz wieder schenken. In der größten Eile erhob dieser sein ihm zugehöriges Kapital und schickte es seinem unglücklichen Wohlthäter zu. Kaum war er wieder zu Hause, und dachte sich schon mit Entzücken das freudige Wiedersehen seines geliebten Pflegevaters, als er von Gerichtsdienern in das Stadtgefängniss abgeholt wurde. Der Bruder seines Herrn, ein geiziger und hartherziger Mensch, hatte erfahren, daß Franz eine Summe Geldes erhoben habe, und hatte diesen daher schnell der Unterschlagung angeklagt. Jener Matrose, der die Todesnachricht gebracht hatte, legte, durch Geld bestochen, über die Richtigkeit seiner Aussage vor Gericht einen Eid ab, in dessen Folge Franz für schuldig erklärt wurde. Da er jedoch immer behauptete, sein Herr lebe noch, was er durch den empfangenen Brief zu beweisen suchte, und sich keiner Unterschlagung von dem Vermögen seines Herrn bewusst war, so wurde er als hartnäckiger Läugner betrachtet und sollte gefoltert werden. Schon war man im Begriffe diese fürchterliche Marter an ihm zu vollziehen, als sein Herr und Wohlthäter ins Gefängniss trat. Mit einem Schrei des Entzückens sank Franz in seine Arme. Die Freude dieses Wiedersehens lässt sich nicht durch Worte ausdrücken. Nichts trennte jetzt mehr die beiden Freunde, als der Tod, welcher nach zwei Jahren den greisen Prinzipal in eine bessere Welt führte. Franz, der Alleinerbe seines Herrn, schenkte den dritten Theil seines Vermögens dem durch seine eigene Schuld so unglücklichen Bruder desselben, der sein Verbrechen durch langjährige Gefängnißstrafe büßen musste. Eine andere bedeutende Summe ließ der gütige Erbe unter die Hausarmen vertheilen, ein Kapital legte er nieder, damit die Zinsen davon alljährlich Notleidenden zu gut kämen und endlich spendete er die nötigen Kosten zu Erbauung eines Waisenhauses. Schon als Knabe und Jüngling war Franz bei Jedermann wegen seiner Redlichkeit, Offenheit und Bescheidenheit beliebt, jetzt aber verehrten ihn alle Einwohner von Dünkirchen, und nie wurde sein Name ohne Segenswünsche genannt. Sanft, wie sein Leben, war auch sein Ende; in einem Alter von neunzig Jahren wurde er in die Gefilde der Seligen entrückt. Die Trauer um diesen Menschenfreund war allgemein und ungeheuchelt. Bei seinem Tode befanden sich in dem von ihm gegründeten Waisenhause funfzig Kinder; sie begleiteten in Trauerkleidern die sterbliche Hülle des frommen Stifters und streuetn Blumen in sein Grab.

Bier oder Wasser?

Das Bier ist als geistiges Getränk mehr ein Reiz- als ein Nahrungsmittel (nach Andern ein bloßes Reiz- und gar kein Nahrungsmittel), daher jungen und vollsäftigen Individuen, besonders aber weiblichen Geschlechts als ausschließliches Getränk, wenn auch mäßig genossen, selbst in der arbeitenden Klasse nicht zuträglich. Es erzeugt bei diesen leicht Ueberreizung, der eine allgemeine Abspannung folgt, die zu anstrengenden Arbeiten, besonders aber zu Geistesanstrengung ganz und gar untüchtig macht, abgesehen noch von den Krankheitszuständen der mannigfachsten Art, zu denen durch den ausschließlichen Biergenuss, besonders bei sitzender Lebensweise der Grund gelegt wird. Starke Biertrinker essen in der Regel sehr wenig, und zwar nicht

deſswegen, weil das Bier nährt, ſondern aus dem Grunde, weil der beſtändige Reiz desſelben auf die Nerven des Magens dieſe abſtumpft und ſo notwendig die Verdauungskräfte ſchwächt, weſshalb ſie früher oder ſpäter waſſerſüchtig werden. Waſſertrinker haben ſtets geſunden Appetit, nicht darum, weil das Waſſer zehrt, wie man allgemein glaubt, ſondern vielmehr deſshalb, weil ſelbes die Verdauungskraft ſtärkt und kräftigt. Kein Mittel in der Welt beſitzt außer dem Waſſer dieſe Kraft.

Die Dickleibigkeit der Biertrinker iſt kein Beweis von Geſundheit, ſondern ſtets ein krankhafter Zuſtand, und entſteht durch übermäßige Fett-Abſonderung, weſshalb ſolche Dickleibige, gleichſam Gemäſtete, jeder Krankheit ſchnell unterliegen.

Die Kraft liegt nicht im Fette, ſondern in den Muskeln, die aber gerade durch den übermäßigen Fettanſatz in ihrer Thätigkeit gehindert werden. Daher die noch allgemein, beſonders in der ärmern Volksklaſſe, verbreitete Meinung, das Bier kräftige und ſtärke Geiſt und Körper, und mache ſie ausdauernder bei ſchwerer Arbeit ohne Unterſchied des Alters und der Körperbeſchaffenheit, nicht nur unrichtig iſt, ſondern auch obendrein ſehr verderblich wirkt, weil nicht ſelten ſogar den Kindern in den Windeln in dieſer Abſicht Bier ſtatt Milch oder Waſſer als Getränk gereicht wird. Schwächlinge oder förmliche Simpel ſind dann die traurigen Folgen eines ſolchen kraſſen Unverſtandes.

Im Uebermaß genoſſen regt das Bier alle Leidenſchaften auf, und gibt Veranlaſſung zu den gröbſten Exceſſen der mannigfachſten Art, von denen der ruhige Beobachter während eines Jahrmarktes oder einer Dult ſich hinlänglich zu überzeugen Gelegenheit hat.

Raufhändel, Mord und Todſchlag ſind beim gemeinen Manne gewöhnliche Folge des im Uebermaß getrunkenen Bieres.

Stockſtreiche, Rutenhiebe, und wie dieſe Beſſerungs- und Abſchreckungsmittel alle heißen, ſind laut den neueſten Erfahrungen nicht im Stande, dieſe groben Ausſchweifungen zu verhüten. Im Gegentheile ſcheinen ſie ſich trotz der in der neueſten Zeit wieder mehr üblichen körperlichen Züchtigung zu vermehren. Es iſt auch natürlich, weil ſolch Abſolvirte, in denen nun jeder Funke von Ehrgefühl gemordet worden, wenn ſie ſich auch für ihre Perſon ſo viel wie möglich in Acht nehmen, doch die Andern bei jeder Gelegenheit zu ſolchen Exceſſen zu verleiten ſuchen, um in ihren Gemeinden nicht die Einzigen zu ſein, die Stockſtreiche erhalten haben.

Bier und Wein ſind Gifte für die Jugend. Waſſer als alltägliches Getränk, auch Milch, beſonders für Kinder mit guter Hausmannskoſt, wie ſie jeder nach Maßgabe ſeiner Verhältniſſe von Jugend auf gewohnt iſt, dürfte für jeden Geſunden in der Regel bis zu einem mehr vorgerückteren Alter gewiſs am zuträglichſten ſein. Dann erſt, wann die Jugendsfülle ſchon mehr abgenommen hat, und der Körper von Zeit zu Zeit eines Reizes bedarf, iſt ein Glas Bier oder ein Glas Wein mäßig genoſſen, doch auch nicht ausſchließlich, ſondern ſtets neben dem Waſſer am Platze.

Vielſeitig wird nicht ſo ſehr vor dem Uebermaß im Genuſſe des Bieres, als vor dem übermäßigen Waſſertrinken gewarnt und gar nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, es wäre dies viel nachtheiliger als jenes, von der Anſicht ausgehend, das Bier ſei eine ſtärkende, und das Waſſer eine ſchwächende Potenz, jenes ſtärke den Magen, dieſes mache ihn ſchlapp. Dieſer für die Geſundheit ſo verderbliche, allgemein verbreitete Wahn ſitzt noch ſo feſt in den Köpfen mancher Menſchen, die obendrein bei ihren Mitbürgern für Gelehrte oder gar für Weiſe gelten, daß ſie den Ausſpruch Hufelands „das Waſſer iſt keine ſchwächende Potenz, ſondern in ihm liegt eine wunderbar ſtärkende und belebende Kraft“ trotz ihrer Gelehrſamkeit und Weisheit gar nicht zu faſſen vermögen. Ein Uebermaß im Waſſertrinken kommt bei Geſunden auch gar nie vor, wol aber bei ſolchen Kranken, die in ihrer Weisheit glauben, zur Heilung einer Krankheit bedürfte es bloß des eimerweiſen Trinkens, die entweder aus Stolz oder aus Scham, weil ſie in geſunden Tagen Jene verlacht und verſpottet haben, die das Waſſer als Heilmittel anraten und anwenden, nun aus Verzweiflung endlich auf eigene Fauſt nach der Waſſerflaſche greifen, nachdem die genommenen Arzneien ohne Wirkung geblieben, und na

türlich den verkehrtesten Gebrauch davon machen. Diesen unverständigen Schreiern, die da behaubten, wassertrinken könne Jeder, dazu bedürfe es keines Arztes — als wenn es bloß im Trinken läge, geschieht recht, wenn sie ihren Uebermut und krassen Unverstand durch üble Folgen büßen müssen.

Anweisung, die hochstämmigen und andere Weiden zu pflanzen.

Es gibt kein leichteres und wohlfeileres Mittel, bald Holz zu erlangen, welches in der Dekonomie zu allen Sachen gebraucht werden kann, als Weiden zu pflanzen, und daher sollte keine Herrschaft ermangeln, es aufs Schärfste zu befehlen und darauf zu halten, daß es alljährlich von allen Unterthanen geschehe. Wir wollen hievon aus den Schlesisch-Dekonomischen Sammlungen eine umständliche Nachricht geben.

Es werden elferlei Sorten Weiden nahmhaft gemacht, eigentlich aber sind nur zwei Haubtsorten, nämlich: die hochstämmige und die niedere Bandweide.

Von hochstämmigen Weiden.

Man hauet im Frühling im März oder Anfangs April, im zunehmenden Mond, von den alten Weidenkoppen die größten Aeste von 12 Schuh Länge und unten 2 bis 3 Zoll Dicke, welche an einigen Orten Felbern heißen, putzt die kleinen Aeste oder Seitensprossen davon sauber ab, bis oben an die Krone, wo etliche zum Saftzug stehen gelassen werden. Nach dem Abhauen, bis man sie versetzt, stellt man sie 2 — 3 Schuh tief ins Wasser. Man hauet solche Setzlinge mit einem scharfen Handbeil unten auf 2 Seiten zugespitzt, jedoch mit Schonung der Rinde, gräbt zuvor ein Loch 2 Schuh weit und tief aus, schlägt unten in den Kern oder das Mark einen Nagel von trockenem Eichenholz, setzt den Weidenstamm hinein und tritt den Erdboden ein wenig zusammen, weil sich aber das Vieh und Wildbrät gern daran reibet, so muss solches Stämmlein mit Dornen eingebunden, auch dem Vieh- oder Ochsenhirten befohlen werden, Acht darauf zu geben.

Wann hernach den Sommer über einige Sprossen ausschlagen, muss man solche von unten hinauf bis an die Krone abschneiden, und es wiederholen, sonst verderben die Stämme. Die plumpe Art, wie man bisher die Weiden gesetzt, hat verursacht, daß viele verdarben, und Mancher glaubt es seien gar keine Weiden zu erziehen. Daß die Pflanzung im zunehmenden Monde geschehen soll, hat seine Richtigkeit aus der Erfahrung.

Bei Hauung der Setzstöcke oder Felber soll man das obere Theil nicht gerade, sondern schief abhauen, und wenn es möglich, die Seite, wie solche auf dem Weidenkoppen gestanden, beim Einsetzen wieder so richten, denn die Veränderung der Himmelsgegend macht auch in dem Umlauf des Saftes eine Veränderung. Hätte man alte dürre Stenglein, um die jungen Weidenstämmlein daran, jedoch nicht zu fest zu binden, so könnte der Wind, zumal wenn der Pfahl an die Abendseite gesetzt wird, und in 2 und 3 Jahr die Weide eine Krone bekommt, die kleinen Wurzeln durch heftige Bewegung nicht los machen.

Da die wohl gesetzten und besorgten Weidenstämme öfters in 2 Jahren schon viel und lange Triebe thun, so wollen Einige den starken Wind dadurch vorbeugen, daß sie dieselben sogleich abhauen, allein wir raten an dessen statt, im Frühjahr bei zunehmendem Mond die mittlern Aeste an der Krone mit der Handsäge wegzuschneiden, und den auswendigen dadurch Luft zu machen, bis der Baum in etlichen Jahren mehr erstarkt.

Wann nun binnen etlichen Jahren der Weidenkoppen seine Aeste von der Dicke einer Hopfenstange, oder 2 Zoll im Durchmesser getrieben, so haut man solche von den 10. bis 18. Tage des Mondlichts zu Ende März oder Anfangs April ab; denn wenn der Weidenbaum im letzten Monds-Viertel oder Neumond geköpft wird, so bekommt er viel weniger Ausschläge, dabei ganz dünnes Holz, der Baum selber wird krank und stirbt. Man muss aber zum Abhauen ein scharfes Beil mit kurzem Stiel nehmen, die abwärts hängende Aeste zuerst, sodann jeden aufwärts stehenden Ast mit der linken Hand halten und mit der rechten abhauen, daß die Schelfe keinen Schläfer bekomme,

welches bei gutem Wachsthume alle 3 Jahre geschehen kann. Das folgende Jahr nach dem Abköpfen wird der Stamm allenthalben von unten bis oben junge Sprößlinge austreiben, die man aber alle bis auf die obersten Kronäste wegnehmen muss.

Anstatt vorher eine Grube zu machen, nehmen Einige nur ein Pfahleisen, machen ein zwei Schuh tiefes Loch in den Boden, spitzen den Stamm unten zu, stecken solchen jedoch mit Vorsicht, daß die Schelfe nicht abgestreift werde, in das Loch, und treten den Boden neben herum fest. Allein ob zwar viele geraten, so verderben auch viele.

Dieses wäre von der hochstämmigen Kopfweide zu verstehen, welche weiter nichts als eine dreijährige Wartung erfordern, hernach hundertfältigen Nutzen bringen; denn

1. Kann man jeden abzuhauenden 12schuhigen Ast für 5 Kr. zum anderweitigen Einsetzen verkaufen, welches bei mancher Gemeinde ein jährliches Einkommen von 100 Gulden beträgt.
2. Taugen solche Aeste zu Hopfenstangen, Weinpfählen 2c.
3. Kann man sie zu Körben und Zäunen, auch
4. zu Fachinen und Straßenreparationen gebrauchen.

Sollte nun nicht jede Gemeinde auf ihren feuchten Viehweiden, alle Einwohner an Bächen, Wiesen, Weihern, sich die Mühe nehmen, dergleichen Weiden zu pflanzen, die so wenig kosten und so viel Nutzen schaffen; und wovon sie binnen 3 Jahren den ersten Nutzen haben und nicht erst 20 — 30 Jahre, wie auf andern Holzwachs, warten dürfen. An herrschaftlichen Befehlen fehlt es gewiss nicht, nur am Ernst der Execution.

Man sollte jeder Gemeinde und jedem Gemeindsmann das Geld zum Ankauf der Weiden-Stämmlein vorschießen und succesive von dem Nutzen wieder zahlen lassen. Was für Schatten könnte das arme Vieh bei großer Hitze auf den Viehwasen unter solchen Weidenbäumen haben, wenn solche damit besetzt würden?

Es gibt aber auch die zweite Gattung, nämlich die nieder wachsenden Weiden, welche nur 1 Schuh hohen Stock von der Erde machen und alle Jahre 5, 6 und mehr Schuh hoch wachsen und im späten Herbst abgeschnitten werden. Diese heißt man in Franken Bandweiden, welche auf besondern Plätzen gezogen und gemeiniglich unten an den Weinbergen angelegt, alljährlich gehackt, manchmal gedüngt und gereifert werden; es gibt Band-, Hanf-, rote und gelbe Weiden, und die besten sind, wenn sie ohne Seitensprossen in einem Schoss aufwachsen. Hievon werden die Fassreifbänder die kleinste Rütlein zum Anbinden der Weinstöcke oder Spalierbäume gebraucht, und sind unentbehrlich, folglich unvermeidlich. Man kann ganze Hecken um die Schor- und Wurzgärten an den Häusern davon ziehen, wenn sie nur Anfangs vor dem Viehe verwahrt werden.

Die erste Maschinen-Schnell-Presse in Passau.

Könnte unser Guttenberg wieder vom Grabe erstehen und die Fortschritte seiner so folgenreichen Erfindung schauen, so müßte ihn selbst Staunen und Bewunderung ergreifen. Ja, wer hätte noch vor sechzig Jahren sich träumen lassen, daß die Buchdruckerkunst in unserer Zeit nach allen Seiten einen so wunderbaren Culminationspunkt der Vollendung erreichen würde? Es sind nunmehr 30 Jahre, als man so Etwas von der Erfindung einer Schnellpresse in England zu murmeln anfing, die man aus altkluger Bezweiflung der Möglichkeit in Deutschland nicht Wurzel schlagen ließ. Friedrich König aus Eisleben war es, der wie Columbus, für seine Idee im Vaterlande kein Zutrauen gewinnen konnte. Aber die in Zweifel gesetzte Erfindung trat bald so siegend ins Leben, daß man jetzt schon in allen bedeutenden Druckereien Deutschlands Schnellpressen findet; und so wie gleich nach Erfindung der Buchdruckerkunst Passau eine der allerersten Städte war, die eine Offizin aufstellte, trifft man dort schon auch wieder eine Schnellpresse bei dem thätigen Buchdrucker, Buchhändler und Lithographen Ambrosi, die aus der Fabrike von Leo Müller, vormals Helbig und Müller, in Wien hervorging. Wer von unseren Lesern noch keine gesehen, wird es nicht bereuen, diese Maschine dort in Wirksamkeit zu beschauen. Wir sind von der Humanität des Besitzers überzeugt, daß er Jedermann gerne den Zutritt gestatten wird.

Beachtenswerte Nachricht für Geistliche und Schullehrer.

In der Krüll'schen Universitäts-Buchhandlung in Landshut sind erschienen und durch alle Buchhandlungen, im In- und Ausland zu beziehen:

Lehre vom römischen Choralgesange. Zum Gebrauche für Seminarien, Geistliche, Schullehrer und Choralisten. Herausgegeben von F. J. Vilsecker. Zweite verb. und verm. Auflage. gr. 8. Velinp. in Umschlag geh. 48 kr. rhein. oder 12 ggr. pr. Cour.

Ad Matutinum in Nativitate Domini. Editio nova chorali cantu Romano aucta per F. J. Vilsecker. gr. 8. Velinp. in Umschlag geh. 36 kr. rhein. oder 9 ggr. pr. Cour.

Durch vielseitige Aufforderung mehrerer Hochwürdigen H.H. Geistlichen erschien.n zu diesem Werke als Anhang:

Ad Laudes et ad Horas in Nativitate Domini. per F. J. Vilseker. gr. 8. Velinp. in Umschlag geheftet 12 kr. rhein. oder 3 ggr. pr. Cour.

Es wurde beim Drucke die Einrichtung getroffen, daß dieselben auch einzeln angekauft werden können.

Officium Defunctorum. Genau verfasst nach dem römischen Directorium von F. J. Vilsecker. Ein Handbuch für Geistliche, Cantoren und Schullehrer. Zweite Aufl. 8. Velinp. in Umschl. geh. 48 kr. rhein. oder 12 ggr. pr. Cour.

Officium Hebdomadae santae. Secundum Missale et Breviarium Romanum Pii V. Pont. Max. Jussu editium Clementis VIII. et Urbani VIII, Auctoritate recognitum. Editio novissima chorali cantu Romano aucta per F. J. Vilsecker. gr. 8. Velinp. 64 Bg. in Umschl. geh. 4 fl. 48 kr. rhein. od. 3 Rthlr. pr. Cour.

An diese sämmtlichen Choralwerke reihen sich:

Vesperae Breviarii Romanii cantu chorali auctae per F. J. Vilsecker, welche ein für sich bestehendes Ganze bildend, nach Ordnung des Breviers in 6 — 8 Lieferungen in Umschlag geheftet à 36 kr. od. 9 ggr. herausgegeben werden und wovon die beiden ersten bereits erschienen sind.

☞ Diese sämmtlichen Werke empfiehlt die oberhirtliche Erlaubniß, daß denselben der Beisatz „Auctoritate Reverendissimi Domini Domini Henrici, Episcopi Passaviensis" vorgesetzt werden durfte.

Die Unbilde der Zeit welche die geistlichen Institute zerstörte und eine falsche Aufklärung herbeiführte, die von aller Tradition verlassen, den Geist und die Würde des katholischen Cultus nicht erfaßte, hat di. herrlichen Choralgesänge mehr entfremdet. — Allein während die vom Geiste der Zeit hervorgerufenen Kirchen-Kompositionen als ephemere Produkte von dem Fortschritt der neuern Musik verdrängt wurden, behielten die alten Choralgesänge ihren gediegenen Werth. —

Es ist eine erfreuliche Erscheinung unserer Zeit, daß in den geistlichen Unterrichtsanstalten diesem Zweige wieder jene Aufmerksamkeit zugewendet wird, die derselbe wegen seines innigen Zusammenhanges mit der Liturgie verdient. — Diese heiligen Gesänge der Vergessenheit wieder mehr zu entreißen und denselben ihre alten Rechte wieder einzuräumen, ist auch der Zweck dieser, längst als Bedürfniß gefühlten, Ausgaben. —

Das baldige Erscheinen 1ter und 2ter Auflage, sowie die vielen, so sehr günstigen Urtheile über die zweckmäßige Einrichtung dieser Choralwerke sprechen für deren Empfehlung, welche durch die elegante Ausstattung gewiß gesteigert und die Anschaffung durch den billigen Preis auch dem Unbemittelten erleichtert werde. —

Der Verfasser kann nicht umhin, den Hochwürdigsten Herrn Vorständen, so wie den Herren Chorallehrern an Clerikal- und Schullehrer-Seminarien öffentlich seinen Dank für die Bemühung auszudrücken, die, trotz der vielen Gegner und Vorurtheile, den römischen Choralgesang doch nach und nach, dem alten Herkommen gemäß, wieder in den Instituten eingeführt und ihm die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt haben. —

Im Verlage von C. F. Fürst in Nordhausen ist erschienen und durch alle deutschen Buchhandlungen zu beziehen:

Die Sicilianische Vesper oder: Rache ist süß, vergeben aber göttlich. Ein Roman aus dem 13. Jahrhundert von J. Satori (Neumann). Zwei Bände.

Der gewandte und geistreiche Verfasser, von dem unsere Literatur schon mit mancher Perle im Gebiete der erzählenden Poesie beschenkt wurde, gibt uns hier wieder ein lebensvolles Bild einer Zeit, die für die Entwicklungs- und Bildungsgeschichte des südlichen Europas so folgenreich war. Wir empfehlen dies gelungene Werk der vorzüglichen Aufmerksamkeit des Publikums.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. G. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 48. 2. Dezember 1843.

Inhalt: Das Laster hat unausbleibliche Folgen. — Ueber die neue Erfindung, den Boden ohne Dünger anzubauen. — Ueber das Putzen der Pferde.

Das Laster hat unausbleibliche Folgen,

oder

Eine schlechte Kindererziehung straft sich oft schrecklich.

Christoph Böse hatte einen Vater, der ein Tischler war, ein fleißiger und ehrlicher Mann, der aber in der Erziehung seines Sohnes äußerst nachlässig war. Es wurde zwar Christoph zuweilen in die Schule geschickt, doch nur ganz kurze Zeit, und nur deßhalb, damit er doch konfirmirt werden konnte. Die Mutter, deren Liebling er vorzüglich war, verzärtelte ihn außerordentlich, und entschuldigte alle seine leichtsinnigen Streiche, ja auch wol die schon mit unterlaufenden Bosheiten mit den Worten: Jugend hat nicht Tugend. Christoph wurde, 14 Jahre alt, angehalten, das väterliche Handwerk zu erlernen, und im 17. Jahre wurde er Geselle, nach der Handwerkssprache: er wurde losgesprochen. — Hierauf schickte ihn sein Vater auf die Wanderschaft, nachdem er ihm sein Felleisen mit Kleidung und Hemden, den Beutel aber mit guten Thalern angefüllt hatte. Christoph ging singend von Hause. Er kam, nachdem er ziemlich weit gekommen, bei einem Meister, der eine sehr ansehnliche Werkstatt hatte, in Arbeit. Hier fühlte sich Christoph sogleich in seiner Gesellenwürde, indem er den Lehrjungen, so er ihn ansah, mißhandelte. Verführerische Gesellschaften, in welche er am blauen Montag geriet, verleiteten ihn zum Laster des Trunkes und des Spieles. Sein Wochenlohn ging oft in einem Nachmittage darauf. Reichte es aber nicht hin, so borgte er von seinen Mitgesellen, und als diese ihn den Kredit versagten, verkaufte er seine Kleidungsstücke und seine Wäsche. Er gab sich auch viele Mühe, die Gunst der Meistertochter zu erhalten; allein, diese begegnete ihm spröde, und wies ihn mit der schnödesten Begegnung ab. Daher machte sich Christoph an die Hausmagd, bei welcher er um so viel eher Gehör fand, je öfter er sie des Sonntags zum Tanze führte. Diese war aber eine so listige Dirne, daß sie ihm alle seine Barschaften nach und nach abschwatzte.

Bei diesen Ausschweifungen ließ es aber Christoph nicht bewenden, sondern er spielte auch den Renommisten unter den Gesellen. Als einsmals sein Meister sich über seine schlechte Aufführung beklagte, und sich dabei der Worte bediente: es wäre fast kein rechtschaffener Geselle mehr im ganzen Orte, so verdroß dieses dem empfindlichen Christoph so sehr, daß er in dem Augenblick die Arbeit niederlegte, auf die Herberge ging und die in der Feierstunde größtentheils zusammenkommende Brüderschaf: aufrührerisch machte. Er erzählte ihnen, was sein Meister gesagt habe, und zeigte ihnen, daß durch diese Worte die ganze löbliche Brüderschaft beleidiget worden sei, wer daher ein rechtschaffener Geselle sei, auch Ehre im Leib hätte, der solle diesen Schimpf zu rächen suchen. Bei diesen Worten löschte er das Licht aus, verstellte seine Sprache, (damit ihn Keiner kennen und verraten möchte) und schrie: ein Schurke der morgen arbeitet! — sogleich holte ein Jeder sein Felleisen und kam auf die Herberge zurück. Hernach vereinigten sich alle Brüder, den Herbergsvater trunken zu machen und die Gesellenlade zu rauben, welches auch geschah. Sie zogen in der Nacht mit ihrer Lade zur Stadt hinaus. Als Christophs Vater von der Aufführung seines Sohnes Nachricht bekommen hatte, schrieb er an ihn folgenden Brief: Was höre ich von dir, mein Sohn; du bist ein Aufrührer geworden? Soll ich

mein graues Haubt mit Herzeleid in die Grube bringen? Ich und deine Mutter betrüben uns sehr! O, hätten wir dich doch fleißiger zur Schule geschickt, daß uns unser Herr Pfarrer so oft sagte! Aber, wir hätten nicht geglaubt, daß du so böse werden könntest! kehre daher doch um von deinem gottlosen Wege, und werde ein anderer Mensch, jetzt, da es vielleicht noch Zeit ist, damit dich nicht der Fluch treffe deines so sehr gebeugten Vaters.

Als Christoph diesen Brief gelesen hatte, zerriss er ihn, und zündete seine Tabakspfeife, die er gerade gestopft hatte, dabei an. Kaum aber hatte er einige Züge gethan, so wurde das ganze Wirtshaus, worin er sich mit seinen Kameraden befand, von Wache umringt. Christoph stand eben am Fenster, sah hinaus und fragte trotzig, was sie wollten: Der, welcher die Wache anführte, sagte, sie wären von der Obrigkeit gesandt, sämmtliche hier im Hause befindlichen Gesellen in Verhaft zu nehmen. Christoph schlug mit einem lauten Hohngelächter das Fenster zu, rief seine Kameraden im Hause zusammen, die sich in verschiedenen Winkeln versteckt hielten, und ermunterte sie zum tapfern Widerstande. Weil aber die Wache stark und mit Waffen gut versehen war, half hier kein Widerstand, sondern die Rebellen mussten sich ergeben, ins Gefängniss wandern und bei der gewöhnlichen Gefangenkost zwei Tage und zwei Nächte ausharren. Die Sache war unterdessen näher untersucht und sie mussten nach einem neuen Verwahrungsort marschiren. Hier wurde die Sache noch genauer untersucht. Christoph hatte zwar bei der ersten Gefangennehmung versucht, seine Kameraden zu bereden, daß sie ihn nicht als Rädelführer verraten sollten; allein, einer von ihnen, der nicht so schlimm war, wie die Andern, wurde theils durch die künstlichen Fragen des Richters, theils auch durch Drohungen und Verheißungen einer gelindern Strafe, dahin vermocht, daß er Christoph als den Urheber der ganzen Sache anzeigte. Nun gestand es Christoph ebenfalls, und er musste zur Strafe zwei Monate im Zuchthause sitzen mit Willkommen und Abschied, d. h., er bekam sogleich 20 Hiebe mit einem Ochsenziemer, so wie zum Valetschmause wieder so viele; darauf wurde er aus dem Lande verwiesen. — So wanderte denn Christoph mit juckendem Rücken zum Thore hinaus. Aber ungeachtet des frischen Andenkens seiner Züchtigung, trat doch sein Mutwille gleich darauf wieder ein. Er kam nämlich durch eine Stadt, worin viele Juden wohnten, welche eben ihre lange Nacht feierten, und aus der Synagoge kamen. Einem von diesen warf er ein Stück Mettwurst, welches er gerade verzehrte in den Bart. Aber Christoph wäre beinahe von den zuströmenden Juden erschlagen worden, wenn er sich nicht auf eine listige Art gerettet hätte. Jetzt ging er, entblößt von allem Gelde, weiter, fand nirgends Arbeit und focht sich durch mehrere Städte, bis er zu einer Stadt kam, wo er Arbeit gewiss zu finden hoffte, weil ihm einer seiner Kameraden gesagt hatte, daß hier viele Messarbeiten verfertiget würden, da der Ort starken Verkehr mit Frankfurt a. M. habe. Dieses war auch so der Fall. Er wurde durch den dortigen Herbergsvater gleich am Tage seiner Ankunft zu einem Meister gesandt, und dieser Mann machte aus der Not eine Tugend, d. h., ob er gleich dem Christoph nicht viel Geschicklichkeit zutraute, sondern den Vogel an den Federn zu erkennen glaubte. — Er nahm ihn in seine Werkstatt auf. Die ersten 14 Tage war er fleißig und ziemlich ordentlich. Er dachte an den rührenden Brief seines alten Vaters. Er besuchte auch die beiden ersten Sonntage das Gotteshaus, und schien wirklich auf seine Besserung zu denken. Allein kaum hatte er wieder einige Gulden verdient, so ging es wieder auf die alte Weise. Am dritten Sonntage endlich ging er in eine Schenke, worin getanzt wurde. Hier bekam er mit einem Andern wegen eines Mädchens, welches ihm dieser im Tanze weggenommen hatte, und worauf er nähere Ansprüche zu haben glaubte, Händel. Der Andere, ein starker Mensch, der das Ding unrecht verstand, warf ihn zur Thüre hinaus, und gab ihm unter vier Augen eine tüchtige Tracht Prügel, mit der Warnung, künftig sich vor Streit zu hüten. Mein Christoph ging in aller Stille nach Hause, und legte sich zu Bette. In der Nacht hatte er das Fieber (vielleicht vor Aerger) bekommen, so daß er am andern Morgen

nicht arbeiten konnte. Der Meister, der von der Geschichte gehört hatte, jagte Christoph fort, nachdem er ihm seinen Lohn gegeben hatte. Nun war guter Rat theuer. Er ließ sich erst auf der Herberge kuriren, mußte also die wenigen Kreuzer, welche er noch hatte, hingeben und sodann mit zwei und einen halben Kreuzer zum Thore hinaus wandern. Ein kleines Bündel auf dem Rücken, um das Doppelte kleiner, als damals, da er vom Hause zog, war Alles, was er besaß. Er ging, trotz seiner traurigen Umstände, von einer Stadt zur andern mit stolzem Schritt, und kam in einer Universitätsstadt an. Er ging hier quer über den Markt, als ihm ein junger Student aufstieß, der eben aus dem Collegio kam, und auf dem Wege über das Gehörte nachdachte. Dieser kam dem bramarbasirenden Handwerksburschen gerade auf dem breiten Steine entgegen, und schleuderte ihn durch einen heftigen Seitenstoß so, daß Christoph mit seinem Bündel im Kote lag. Dieser aber erhob sich, und versetzte dem Studenten einen Hieb mit seinem dicken Wanderstabe. Allein, da dem Studenten sogleich eine Menge daher kommender Brüder zu Hülfe eilten, so mußte Christoph sich in aller Eile ins nächste Haus retiriren. Weil er aber doch nun hier einmal auf keinen Fall sicher sein konnte, da die Studenten, welche überhaubt gegen Alles, was nicht Student ist, einen Erbhaß zu haben scheinen, ihm nachtrachteten, so hielt er es für ratsam, sich heimlich davon zu machen, welches noch in derselben Nacht geschah. Er ging daher nach der nächsten mehrere Stunden entfernten Stadt. Es wurde hier gerade das Fronleichnamsfest von den Katholiken gefeiert. Es wurde daher eine feierliche Prozession durch die Stadt gehalten, bei welcher das sogenannte Venerabile (eine Hostie) herum getragen wurde, vor der Jeder niederknieen, oder doch wenigstens den Hut abnehmen mußte. Christoph, der aus Neugier dieser Prozession zusah, behielt seinen Kopfdeckel getrost auf. Kaum aber hatte dieses ein eifriger Katholik bemerkt, als auch ein Regen von Prügel auf seinen Rücken herab fiel, und er froh war, das Reißaus nehmen zu können. — Christoph war nun des Handwerksburschen Leben satt. Er glaubte mehr Freiheit zu genießen und seine bösen Streiche besser ausüben zu können, wenn er Soldat würde. Er ließ sich also im Jahre 1757 von einem preußischen Werber als Soldat anwerben; kam aber unter ein sogenanntes Freikorps, weil er für ein Linien = Regiment nicht für annehmbar gehalten wurde. Hier mußte er brav exerciren, wobei es aber nicht ganz ohne fühlbare Demonstration (Prügel) abging. Doch die strenge Mannszucht, welche dabei herrschte, die Ordnung, zu der sich Christoph gewöhnen mußte, der er vorher immer entgegen gehandelt hatte, und die genaue Aufsicht, die man auf ihn hatte, stand ihm so wenig an, daß er bei dem ersten Ausrücken ins Feld desertirte, und zu den Franzosen überging. Als nun diese Armee bei Rosbach von den tapfern Preußen theils geschlagen, theils gefangen wurde, so kam Christoph auch mit in die Gefangenschaft. Er wurde als vormaliger Deserteur erkannt, und mußte zwölfmal die Gasse spazieren, oder Spießruten laufen. — Nun wurde Christoph von Tag zu Tag wilder. Sein fühlloses und verhärtetes Herz war gegen alles Gute verschlossen. Er soff, fluchte, schweifte auf alle Arten aus, ja raubte, wo er nur konnte. — Als er nun in den Winterquartieren in Sachsen seine Wirtinn aufs Grausamste mißhandelt hatte, so wurde er deßhalb von seinen Kommendeur gebührend bestraft. Dieses verdroß ihm aber so sehr, daß er zum zweitenmale zu desertiren wagte. Er wurde aber in einem nicht weit entlegenen Dorfe eingeholt, und nachdem Kriegsgericht über ihn gehalten war, zum Galgen verurtheilt. — Nun erst gingen ihm die Augen auf. Jetzt dachte er an sein voriges Leben zurück. Er bat sich den Feldprediger aus, welcher auch zu ihm ging, sich von ihm diese seine Lebensgeschichte erzählen ließ und ihn darauf zur Reue und Buße ernstlich ermahnte. Wir wollen hoffen, daß diese Ermahnungen auf sein Herz gewirkt haben mögen. — Christoph nahm ein Ende mit Schrecken!

Hieraus sieht man, welch Elend schon auf dieser Welt das Laster nach sich zieht! — O Aeltern! zittert über die unausbleiblich schrecklichen Folgen einer vernachlässigten Kinder-Erziehung! —

Und du, o Jüngling! du mögest sein daheim oder in der Fremde, bedenke: daß Gott fürchten, die Sünde meiden, und Gutes thun, der Grund aller wahren Glückseligkeit ist! So wie im Gegentheil Gottesvergessenheit und Zügellosigkeit allemal früher oder später bestraft wird!

Ueber die neue Erfindung, den Boden ohne Dünger anzubauen.

Es geht einmal nicht anders in der Welt, manches Gute wird vergessen und taucht dann später unter veränderter Gestalt einmal wieder auf. Entweder kömmt alsdann Einer zufällig darauf, oder man macht eine neue Erfindung daraus und beutet sie aus, was vielleicht für die Sache selbst nicht ganz unzweckmäßig sein dürfte, da die Leute doch nun einmal etwas vorgeschwätzt haben wollen, und mehr Vertrauen auf ein Ding bekommen, das ihnen marktschreierisch angepriesen wird, als wenn es einfach, naturgemäß und möglich, aber ohne weiteren Spektakel dargestellt wird. So kaufen jetzt Manche ein sogenanntes Geheimniß, den Boden ohne Dünger anzubauen, denken aber nicht daran, daß sie Aehnliches ganz einfach selbst schon lange hätten probiren und anwenden können, wenn sie nur die bereits bekannt gewesenen Mittel hätten gebrauchen wollen. Aber man läßt diese unbeachtet liegen, weil sie nicht als Geheimnisse ausposaunt worden sind. So haben wir z. B. aus einem Nürnberger Landwirtschaftskalender vom Jahre 1777 in Nro. 4. des 1842r Jahrganges unserer Berichte eine Samenbeize bekannt gemacht, aber gewiß hat sie noch Niemand versucht, obschon ganz ähnliche Resultate, wie solche in der Ankündigung des Herrn Bickes vorgeführt werden, auch dort angeführt sind. Wenn wir aber mit dem Ausgeben einer schon längst bekannten Sache als neuer Erfindung, sowie mit den sanguinischen Erwartungen davon und einer, höchstens für eine französische landwirtschaftliche Prahlhannserei, wie z. B. für den Jauffret'schen Dünger oder den Grangepflug passenden Ton, in der zirkulirenden Ankündigung nicht zufrieden sein können, so räumen wir dagegen dem Herrn Bickes mit Vergnügen das große Verdienst ein, eine Sache ernstlich zur Sprache gebracht zu haben, welche die größte Aufmerksamkeit aller Landwirte verdient, nämlich Vermehrung der Ernten durch Behandlung des Samens, und zwar auf die Art, daß die daraus entstehende Pflanze sogleich dermaßen entkräftigt und in den Stand gesetzt wird, eine größere Thätigkeit in Aufsuchen und Aneignung der Bodennahrung zu entwickeln. Hierin nur scheint die Bickes'sche Erfindung Das, was sie verspricht, zu leisten; denn wenn in der Anzeige gesagt wird, daß man in Weinbergen mit 8 — 10 fl. eine kräftige Wirkung hervorbringen könnte, so wird Hr. Bickes doch nicht behaupten wollen, daß er kein Düngermaterial anwende (nur vielleicht keinen Stalldünger), und alsdann ist die Anwendung von Dünger und die Unrichtigkeit der Behauptung, den Boden ohne Dünger zu reichen Ernten bringen zu wollen, hinreichend dargethan und unbestreitbar.

Was aber die künstliche Erstarkung von Gewächsen durch Vorbereitung des Samens betrifft, so sehen wir, daß eine Menge von Pflanzenarten auf scheinbar unfruchtbarem Boden fortkommt, während andere darauf zu Grunde gehen. Auch findet dieser Unterschied in der Vegetationskraft sogar bei Spielarten von einer und derselben Pflanzengattung statt. So gibt es Rebarten, welche auf dem geringsten Boden kräftig wachsen, während andere nur in fetter, milder Erde gedeihen, und eben so finden sich Tabaksarten, die mit jedem Acker zufrieden sind, während andere die kräftigste und reichlichste Düngung verlangen. Mit den Kartoffelarten ist dies derselbe Fall. Die Ursache davon liegt einfach darin, daß manche Pflanzenarten eine höhere innere Vegetationskraft als andere besitzen, daher mit dem Vermögen begabt sind, auch die geringsten Mengen der sich im Boden befindenden Nahrung aufzunehmen, während andere schwächer vegetirende Gewächse auf demselben Boden Nichts antreffen, was sie anziehen können. Weiter haben solche Gewächse gewöhnlich auch ein viel kräftigeres Wurzelsystem als andere, und treiben längere Wurzeläste, wodurch sie

auch die entfernter aus einander liegende Nahrung erreichen.

Was man an den Pflanzenarten im Allgemeinen bemerkt, sehen wir auf Samenbeeten auch an einzelnen Individuen. Diejenigen Sämlinge, welche gleich im Anfange mehr Kraft zeigen, werden eher auf geringem Boden gedeihen, als jene, welche sich gleich als Schwächlinge darstellen, und jeder Landmann kennt den Unterschied des Wachsthums zwischen starken und geringen Pflanzen, wenn solche weiter versetzt werden.

Unterstützen wir aber die Triebkraft schon im Samen durch recht intensiv wirkende Düngermaterialien, so kann es nicht fehlen, daß auch die daraus entstehenden Pflanzen kräftiger werden und später mehr Nahrung einsaugen müssen. Dazu kömmt noch, daß bei jeder Vorbereitung des Samens etwas von der Düngermasse an den Körnchen kleben bleibt, und so lange, bis diese vollends aufgezehrt ist, das Wachsthum der ganzen Pflanze befördert. Bestehen die angewandten Materien mehr aus Substanzen, von welchen die Gewächse ohnehin nur wenig bedürfen, so können solche auch an dem Samen selbst in einer Quantität anhängen, daß die ganze Pflanze während ihres Lebens daran genug habe. Auch ist es wol ganz naturgemäß, daß solche kräftigere Einsaugungs-Organe mehr Nahrung als andere einziehen, und das Wunder eines reichen Ertrags durch Samenbeize scheint hierdurch genügend erklärt.

Würden aber, wie es nicht anders sein kann, diese Wirkungen zugestanden, so folgt weiter, daß alle Materialien, welche die Vegetation überhaupt besonders befördern, auch zu einem Einweichungs-Material passen, und daß man mit deren Zusammensetzung nicht sehr beschränkt ist. Ja es ist sehr wahrscheinlich, daß man sich mit dieser Zusammensetzung auch nach dem Boden richten müsse, auf welchem der Same eingesäet werde, und daß manche Beize auf einer Bodenart von der günstigsten Wirkung sein kann, während sie auf andern gänzlich versagt. Wir haben außer der bereits angeführten Vorschrift in einem ganz alten Rezeptenbuche noch eine Samenbeize, und zwar als ein ganz probates Geheimniß gefunden, welches wir am Schlusse dieses Aufsatzes beifügen wollen, und von dem ebenfalls eine fast ganz ähnliche Wirkung behauptet wird, wie solche in der Bekanntmachung des Hrn. Bickes vorkömmt. Als weiterer, sehr interessanter Beleg für unsere Meinung dient aber noch folgender Fall, den uns ein intelligenter Landwirt aus dem Würtembergischen mittheilte. Derselbe hatte nämlich nicht Stalldünger genug, um ein Feld zu Roggen (Korn) vollständig auszudüngen. Er weichte daher die Saatfrucht für das ungedüngte Feld in Mistjauche ein, und nachdem er sie getrocknet hatte, säete er sie aus. Der Erfolg war, daß er auf dem ungedüngten Boden ein eben so schönes Korn wie auf dem gedüngten erhielt; nur bemerkte der Mann, daß, wenn die Saatkörner nach dem Einweichen nicht wieder ganz getrocknet waren, sie eher verfaulten, als keimten. Durch seinen gelungenen Versuch aufgemuntert, säete er auf dieselbe Stelle noch einmal auf gleiche Weise zubereitetes Korn und hatte dasselbe günstige Resultat.

Was übrigens die Aussaugung des Bodens betrifft, kann es nicht fehlen, daß durch diese Ernten ein Boden nach und nach gänzlich entkräftet werden muß. Doch geschieht dies wol nicht so schnell, als es Manchem scheinen möchte, weil die gekräftigten Pflanzen auch wieder gesegneter werden, eine größere Menge von Nahrung aus der Luft anzuziehen, auch aus dieser Ursache sogar manchmal einem Boden an einzelnen Bestandtheilen mehr zurückgeben, als empfangen. Wenn dies aber nicht stattfindet, so muß ein Boden nach und nach um so unfruchtbarer werden, als die Pflanzen mehr im Stande sind, die darin befindlichen Nahrungsstoffe jenen Erdarten, mit welchen sie verbunden sind, zu entreißen.

Hiervon wird in der Ankündigung des Hrn. Bickes nichts gesagt; es kann aber so wenig anders seyn, als es ausgemacht ist, daß die Pflanzen, wie alle übrigen Organismen, an die Aufnahme von gewissen Nahrungsmitteln zu ihrem Bestehen angewiesen sind, der Boden aber nur jene wieder zu produciren vermag, die in ihm durch Verwitterung seiner gröberen, noch unzersetzten Bestandtheile entstehen. Wenn daher von den

übrigen immer genommen und nichts ersetzt wird, so muss endlich ein förmlicher Mangel daran entstehen, der durch keine Vorbereitung des Samens vergütet werden kann.

Wenn daher unser Leser etwas für die von Bickes proponirte Aktienunterzeichnung anwenden will, so mag er es thun; er wird wahrscheinlich eine recht zweckmäßige Samenbeize erhalten. Doch kann er nach unserem Ermessen das Geld besser anwenden, wenn er dafür lieber gleich jene Materialien anschafft, aus welchen die von uns veröffentlichten Beizen bestehen. Jedenfalls sollte er aber mehr als seither seine Aufmerksamkeit auf die Behandlung des Samens vor der Saat lenken, und hier kann er schon mit bloßem Pful (Jauche) viel ausrichten. Möge er wenigstens nur dies einmal versuchen. —

Samenbeize aus einem alten Rezeptbuche.

Aus einem Fasse, etwas größer als eine Ohm, wird ein Boden herausgenommen und dasselbe mit Wasser gefüllt. Hier hinein kommen: 20 Pfund Schafmist, 20 Pfund Taubenmist, 20 Pfund Hühnermist, 20 Pfund Kuh- und 20 Pfund Pferdemist, dann 20 Pfund Asche von Eichenholz. Dies Alles bleibt 6 — 8 Tage stehen, kömmt in Gährung und wird alle Tage einmal umgerührt. Ist die Masse fertig geworden, so kömmt Alles in einen Kessel, es kommen 2 Pfund Salpeter dazu und wird kochen gelassen. Dazu kommen noch 30 Pfund Kalk. — Das Ganze wird nun nach dem Erkalten mit dem Saatgetraide gemengt, recht tüchtig durchschaufelt und einen Tag zum Weichen beisammen gelassen. — Das Getraide wird alsdann gesäet. Bei der Ernte ergibt sich, daß die magern Aecker so viel Getraide als die bestgedüngten tragen. — Bemerkung bei dem Rezepte: Diese Bauart und Düngung ist ein erprobter Reichthum, aber noch ein Geheimniss.

(Aus den landwirtschaftlichen Berichten des Freiherrn von Babo.)

Ueber das Putzen der Pferde.

Gutes Putzen, heißt es nach einem alten Sprichworte, ist halbes Futtern, und ohne weiter darüber nachzudenken, ist es bei den meisten Pferdebesitzern populär geworden, obgleich noch keiner derselben durch das sorgfältigste Putzen und Strigeln auch nur den zehnten Theil des Futters, welches seine Pferde der Arbeit gemäß haben müssen, erspart hat.

Pferde, welche jedem Wetter ausgesetzt werden müssen, wenn es ihr Dienst erheischt, dürfen nicht zu häufig geputzt werden, damit die Haut ihres natürlichen Schutzes, welcher in einer fettigen Absonderung besteht, und sich als weiße kleine Schuppen, welche die Ausdünstung nicht verhindern, an den Wurzeln der Haare festsetzt, nicht beraubt werde. Ein Wink der Natur, welchen wir, wie jeden andern, bei unsern Hausthieren beobachten, und die Behandlungsweise derselben dem gemäß befolgen sollten.

Man beobachte die Pferde in halbwilden Gestüten, z. B. die Senner im Lippeschen. Sie werden nie geputzt, und ihre Haut ist mit dem natürlichen Schutzmittel so hinreichend belegt, daß weder Regen noch Staub, worin sich die weidenden Pferde und Fohlen häufig wälzen, an die Haut dringen können, und deßhalb eben sehen wir solche Pferde selten an Krankheiten leiden.

Der Russe und Pole, welcher seine Pferde selten oder nie putzt, die weitesten und schnellsten Reisen damit macht, lässt sie mit Schweiß und Schaum bedeckt, unbedenklich mehrere Stunden vor dem Kretscham (Wirtshaus) in Wind, Regen und Schnee stehen; hängt ihnen den Futterbeutel über den Kopf, womit er genug gethan zu haben meint; jagt dann, von Wutki ziemlich angeraucht, im Galop weiter bis zur nächsten Station, und so fort die ganze Reise, ohne die Pferde abzuspannen, wovon sich Referent oft durch den Augenschein überzeugte, und selten leiden ihre Pferde an Erkältungen, Druse, Kolik 2c., obgleich sie meistens immer orientalisches Blut verraten, und sich mehr als feine leichte Pferde, denn schwere, ausweisen.

Beobachtet man dagegen Luxuspferde in Privat- und Marställen, so wie die Militärpferde in den Kasernen, welche jeden Tag zwei- bis dreimal geputzt und dann wol noch mit Decken behangen werden; wie empfindlich sind diese Thiere gegen jede Witterungsveränderung!

Man kann in solchen Ställen durch krankhafte Erscheinungen, als Husten, Druse, Lungenentzündung ꝛc. eine Wetterveränderung schon mehrere Tage vor dem Eintreten derselben an den Pferden beobachten, und mancher Pferdebesitzer fragt sich dann: woher mögen die Pferde Lungen-, Augen- oder andere Uebel bekommen? Sie sind doch bei üblem Wetter nicht aus dem Stalle gekommen, und hinsichtlich einer sorgfältigen Pflege ist durchaus nichts versäumt.

Durch eine naturgemäße und zweckmäßige Behandlung unserer Pferde von Jugend auf würden wir sie, unbeschadet ihrer Schönheit und andern Eigenschaften, eben so abhärten und dauerhaft machen können als die Russen und Polen, zumal wir vom Klima mehr begünstigt sind als jene, was namentlich durch das Entfernen der scharfen Striegeln und Bürsten, so wie der Decken und warmen Ställe, wodurch die Haut in einen überreizten Zustand versetzt wird, geschehen würde. Ein anderes Sprichwort: „März und Oktober macht die Pferde pauvre", würde viel von seiner Bedeutung verlieren, wenn wir die Abhärtung der Pferde mehr einen naturgemäßen Gang geben ließen, und dieselbe nicht durch häufiges und scharfes Putzen widernatürlich beschleunigten, wodurch die meisten Frühjahrs- und Herbstkrankheiten mit Gewalt herbeigeführt werden.

Die Haut des thierischen Körpers steht durch die Endungen der Nerven und Blutgefäße, namentlich auch als Fortsetzung und innere Bekleidung durch den ganzen Darmkanal ꝛc., mit den innern Organen in genauer Korrespondenz, und wird die äußere Haut durch zu häufigen und starken Reiz, was mechanisch durch scharfes Putzen geschieht, sehr empfindlich gemacht, so wirkt dies natürlich auf die innern Organe, die Lungen und den Darmkanal, nachtheilig zurück.

Wird ein Pferd, welches in dieser Hinsicht naturgemäß behandelt wurde, auch einmal krank, dann wirken Medikamente innerlich, so wie Reizmittel auf eine gesunde, nicht überreizte Haut äußerlich schneller und kräftiger, und wir sehen solche Pferde immer schneller genesen als verweichlichte und überreizte.

Vor allen sollten die Militärpferde weniger ängstlich behandelt und mehr abgehärtet werden, damit sie nötigen Falls ihren Dienst zu jeder Jahreszeit, und bei jedem Wetter unbeschadet ihrer Gesundheit verrichten können. Es würde weniger Geld ins Ausland fließen, und der Kavallerist hätte nicht nötig, mehr für die Gesundheit seines Pferdes als seine eigene Sorge zu tragen.

Früher habe ich meine Pferde Morgens, Mittags und Abends sorgfältig striegeln und bürsten lassen, habe damit meine Knechte manche Stunde unnütz geplagt und empfindliche Pferde während des Putzens sogar vom Fressen abgehalten. Später habe ich den Staub mit einem Pferdeschweif abquasten lassen, und den Knechten, welche in der Saatzeit den ganzen Tag hinter der Egge und mit dem Säelaken im gepflügten Lande laufen müssen, oder in der Ernte streng beschäftigt waren, Mittags eine Stunde Schlaf gegönnt, wobei sie sich mit den Pferden wohler befanden.

Ich lasse täglich misten und das Pflaster rein abfegen, sorge für eine gute Streue, für gute reine Luft in den Ställen, und putze die Pferde mit dem Habersacke, d. h., ich suche die Pferde das ganze Jahr hindurch in gleichmäßigem guten Stande zu erhalten und theile ihnen das Futter der Arbeit angemessen zu, auch halte ich die Arbeits- und Ruhestunden möglichst regelmäßig ein.

In heißen Sommertagen lasse ich, wo es die Gelegenheit mit sich bringt, die Pferde schwemmen, und wo das nicht geschehen kann, den Staub ꝛc. abwaschen. Das erfrischt die Pferde, und wenn es nach gehöriger Abkühlung geschieht, reizt es die Haut nicht, sondern stärkt sie. Auch lasse ich meinen Pferden die Stellen, wo das Geschirre fest anliegt, eine halbe Stunde vor dem Anspannen mit kaltem Wasser waschen und habe selten wund gedrückte Pferde.

Bei dieser einfachen aber regelmäßigen Behandlung habe ich meine Pferde gesund erhalten und immer stark gebrauchen können.

Anmerk. Es wird gebeten, hiernach Versuche anzustellen und Ergebnisse davon mitzutheilen.

(Aus der landwirtschaftlichen Zeitung für Kurhessen.)

Neu erschienene Bücher für die langen Winterabende.

Wir beabsichtigen für genannten Zweck nur solche Werke zu empfehlen, die sich bei ihrer moralischen Tendenz auch durch besonders anziehenden Inhalt auszeichnen, und nehmen aus dem Verlage bei Ernst Friedrich Fürst in Nordhausen folgende Auswahl:

1) Wer büßt, hat gefehlt. Eine Familiengeschichte von J. Satori (Neumann).

Ehrgeiz, Leidenschaft und Verirrung unterliegen im Kampfe mit der Tugend, und ihre Opfer büßten und bereuten so lange sie lebten die begangenen Fehltritte; denn vergessen kann der Bessere einen solchen gewiss niemals; weit eher möchte er im Stande sein, einem Andern zu vergeben, wenn Dieser gegen ihn gefehlt hätte. Daher: wer büßt, hat gefehlt; denn wenn der Fall eintritt, wo wir für Andere zu büßen meinen, so beruht das auf einem Irrthum; für sie können wir nur leiden; büßen jedoch die eigene Schuld, und wohl uns, wenn wir noch Zeit dazu gewinnen; besser noch, wenn wir solche Fehltritte vermeiden, gegen welche uns dieses Buch so manche Warnungstafel vorhält.

2) Lady Elisabeth Mowbray, oder: Der heilige Aloysius. Eine Erzählung aus der Zeit Heinrich's I., Königs von England. Von J. Satori (Neumann). Zwei Bände.

Die beliebten Erzählungen aus dieser gewandten Feder gründen sich allezeit auf einen stets glücklich und mit Umsicht angelegten Plan, worin dem menschlichen Leben in markvollen Charakterzeichnungen aus dem Getriebe der Leidenschaften ein Spiegel vorgehalten wird, der wol auch mitunter dem Leser selbst Flecken seines Innern zeigt, die er jetzt desto frühzeitiger wegzuwaschen bemüht sein wird.

8) Link und Klunk, oder: Die blutigen Rachopfer im Kloster Marieburghausen. Historisch romantisches Gemälde aus dem Mittelalter von Karl von Thal. Mit einer Abbildung.

Ein treues Bild zu dem Sprichworte: »allzuscharf macht schartig«, aber auch mit einem Nebenbilde der grausenhaften Folgen unerlaubter Selbsthülfe. Lehrreich für Alt und Jung, und besonders in unserer Zeit lesens- und beherzenswert!

4) Hannes Birkhahn und Ritter Gerhard von Scharfenstein, oder: Die blutige That in der Scharfensteiner Mordhalle. Romantisches Rittergemälde der Vorzeit von F. Thalheim.

Das menschliche Herz war wol zu jeder Zeit dasselbe, nicht aber die gesittete Bildung der Menschen. Die Vorfälle, wie sie hier geschildert werden, versetzen uns in eine Vorzeit, die noch aus alten Burgruinen auf hohen Bergzipfeln Zeugniss gibt, daß der Mensch das wahre Glück seines Lebens nicht in der Stärke der Faust, sondern nur in der Tugend finde.

5) Das gebratene Herz, oder: Die Gräfin von Rabenhaubt. Romantische Darstellung aus der Vorzeit. Von Karl vom Thale. Mit Abbildung.

Ein beweinenswertes Verhängniss weckt Leidenschaften und Rache, und diese rufen Verbrechen hervor, das in jenen rechtlosen Zeiten keinen andern Richter finden konnte, als am Ende die eigene Pein der Gewissensbisse, im gewissen Grade weit unerträglicher, als jedes andere geistige Leiden.

6) Die Sagen des Harzes und seiner nächsten Umgebung. Gesammelt und nacherzählt von Adolf Leibrock. Zweiter Theil. Die Sagen des Oberharzes.

Von diesem zweiten Theile gilt ganz, was wir in diesen Blättern d. Js. S. 48 von dem ersten gesagt; wir dürfen aber beisetzen, daß durch diese Ausbeute neuer Sagenschätze nun ein Werk geboten ist, das aufs Neue den Beweis liefert, wie wenig wir Deutsche Ursache haben, ein anderes Volk um seinen Sagen- und Märchenvorrat zu beneiden. Ernst, kräftig und tief wie des Deutschen Charakter ist auch seine Sage, und diese sittlich-ernste und deutungsreiche Tiefe ist es insbesondere, die derselben einen so hohen Wert verleiht. Die Sagen dieses zweiten Theiles sind: Die Walpurgisnacht. — Die wilde Jagd. — Die Sagen von Goslar. — Lautenthal. — Schildberg. — Eva von Trotha. — Das Teufelsbad bei Osterode. — Wie ein Räuber ins Teufelsbad verlockt wurde. — Wie der Teufel eine Prinzessinn entführte. — Von den Zwergen. — Wie die Zwerge borgen kamen. — Wie die Zwerge eine Hochzeit ausrichteten. — Wie die Zwerge als Diebe erwischt wurden. — Wie die Zwerge hinwegzogen. — Der Berggeist. — Scharzfels. — Der Schatzgräber. — Die drei Jungfern und das Magdbette. — Die Günthersburg. — Von den Hexen. — Andere Arten des Harzaberglaubens. — Sprachproben. — Die Aumillerchen, hohnsteinisch. — De drei Nunnen, unterharzisch. — Bergmannsleben, oberharzisch.

Daß dem Sammler reiches Lob und Verdienst gebührt, bedarf wohl keiner Erwähnung; ohne ihn würden wir vielleicht noch lange haben warten müssen, bis ein Berufener so sorgfältig den reichen Schacht der Harzsagen durchsucht und so kostbare Goldkörner ausgesondert hätte.

7) Die Wunder der Unterwelt, oder malerische Beschreibung der Merkwürdigkeiten unter der Erde. Ein Buch für Alt und Jung. Zwei Bändchen mit Abbildungen.

Aeltern können ihren Kindern nicht leicht ein Buch von mehr anziehender Lektüre in die Hand geben, als diese Wunder der Unterwelt, die auch für Erwachsene vielbelehrendes Interesse haben. (In allen Buchhandlungen zu haben.)

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 49. 10. Dezember 1843.

Betrachtungen über die dermalige (Ver-)Theuerung.

Als Glück magst du ein jedes Unglück achten,
Du mußt es nur beim rechten Licht betrachten.

Und — zwischen diese beide mahnende Zeilen stelle ich denn meine Betrachtungen so recht in die Mitte hinein, und nenne und taufe nun mein Kindlein: Die Begierdetheuerung und Wucherwut vom Jahre 1843, oder, da Gott will: Die letzte Warnung vor Theurung und Not. —

Ardua per praeceps, gloria vadit iter! — Möge diese Wahrheit in Zukunft der schönste Stern an der Brust eines jeden Ministers agronomischer Staaten, und das: Non qui multa, sed qui fructuosa scit, sapit, — eines jedreblichen Staatsmannes edelstes Ordenszeichen sein und bleiben, um ferne, ferne für ewige Zeiten eine gewisse Warnung Baccos zu halten, welche aus dem Latein übersetzt auf gut deutsch gerade so viel bedeuten möchte, als „Vorsicht“, im Gegensatze eines zu unbedingten und mitunter nicht selten gar zu leichtsinnigen Vertrauens auf das nicht alle Jahre wahr werdende Bauernsprüchlein: „Peter und Pauli brechen den Halm ab, nach vierzehn Tagen schneiden wir ihn ganz ab.“

Heuer, z. B., hätten wir bald nicht ein Hälmlein abgeschnitten, oder wenn abgeschnitten, nicht gut heimgebracht, und groß — ja! sehr groß hat sich die Weisheit der Weisen geirrt, als sie anno 1816 und 1817 pathetisch stolz behaubten wollte: „Theurungsjahre kommen nicht alle 100 Jahre wiederum.“ — Von 1770 bis 1816 lagen 46 Jahre in Mitte; zwischen 1816 bis 1843 aber hätte man bald nur 27 Jahre gezählet, und obwolen wir besonders 1827 und 1834, dann seither öfters an die Möglichkeit einer unvermutet wiederkehrenden Theurung und Not — gemahnet wurden; — „wer achtete darauf, — und — wer merkte darauf?!“ —

Aber auf Einmal wurden wir und gleichsam durch den Jammerruf und durch das Angstgeschrei um Mitternacht aus der bedrängten Nachbarschaft: „Feuer! Feuer!!“ aus unserm Sündenschlafe, und aus der politischen Letargie zugleich aufgeweckt und aufgeschreckt; — und wer stand vor uns im Geiste des Ernstes und der erbarmenden Liebe zugleich? Antwort: Jener Unsichtbare, den die Propheten des alten Bundes so oft durch die Kraft der heilig poetischen Formel mit seinem Zorne und mit seinem Grimme, doch stets auch mit seiner ewigen Erbarmung den Völkern darstellten.

Anfänglich jedoch tanzten wir gleichsam, wie einst Noahs Zeitgenossen, — auf den Dächern bei dem Erscheinen dieses Unsichtbaren; — da aber „der schlagende Engel“ — das Schwert der göttlichen Gerechtigkeit immer schärfer und stets verbreiteter zuckte, da wurde es den Menschenkindern endlich banger um das Herz, stets heißer um den Kopf von den Thronen bis zur Armutshütte herab. Ein allgemeines Hülferufen der Beängstigten und der Bedrängten drang endlich durch die Wolken und fand Gnade und Erhör vor dem ewigen Erbarmungsthrone Gottes.

Ein tief erschütternder Ernst aber wurde, figürlich zu sprechen und so zu sagen, — vom Himmel herabposaunet, um durch diese göttliche Weltposaune auf die Begründung

eines künftigen, und gegenseitig sich in den Tagen der Theurung und Not unterstützenden, allgemeinen Völkerbundes aufmerksam zu machen, von welchem allgemeinen Völkerbunde kein Selbstrecht niedrigen Interesses, keine Privatabsicht unedeln Zweckes u. dgl. mehr ausschliessen, oder egoistisch absondern wird. — Freilich wird noch eine ziemliche, und nicht unbedeutende Reihe von Jahren vergehen, bis der gemeinte Völkerbund in seiner nur der Vollendung nahen — Ausgestaltung, dann erst in seiner vollkommenen Ausbildung selbst, dastehen wird; — indessen geschieht inzwischen, und gewiß! — genug, wenn die deutschen Zollvereins-Staaten, sich annähernd und verbindend mit ihrem Vereine bisher nicht beigetretenen Staaten, oder Hansestädten, und selbst auch mit Ausländern, also auch mit Stämmen, Regierungen und Völkern nicht deutscher Zunge, mit einem edel voranleuchtendem Beispiele einladend vorangehen in einer Sache und Angelegenheit, berechnet für den künftigen Segen der gesammten Menschheit; wogegen diesen Zollvereins-Staaten freier Handel, und freie Schifffahrt nach allen Theilen der Welt billig und gerechtest von allen Seiten zugesichert und gestattet, und ihnen auch, und unter allen Umständen — die Unverletzlichkeit ihrer Eisenbahnen — garantirt werden dürfte, — die aber auch — und nebstbei — einer Assekuranz — bedürfen. —

Um aber zu dieser so hochwichtigen und hochehrwürdigen Tendenz allmälig gelangen zu können, dazu wird vorerst eine in, und für ganz Deutschland gleichförmig geltende Legislatur in Beziehung auf den Getraidehandel innerhalb und außerhalb — Germaniens Gebieten, — zuvor wol sichernd das gemeinsame Vaterland selbst, — dann eine überall gleichgeltende Bestrafungsnorm gegen Getraide- oder Mehlwucher und Geiz ꝛc. dringend notwendig werden; — auch wird vorerst das Getraide-Magazinirungs-, oder das Silos-, und auch das Mehlaufbewahrungs-System u. s. f., auf überall gleichartiges, und allseitig assekurirtes Verhältniß gestellt, und inzwischen manches Provisorium, — bis zur endlichen Zustimmung der Stände der Reiche, — wo solche eingeführt sind, und bis zur Konsentirung des erlauchten Bundestages zu Frankfurt selbst, aufgestellt werden müssen.

Nebstdem, daß dadurch jedem einzelnen deutschen Volke gesonderte Aerarial- und Kommunal-Getraidekasten oder Silos, oder Trockenmehlaufbewahrungsstätten erwachsen werden, nebstdem werden wir alsdann auch noch in Bälde besondere Grenz-Getraide-Magazine und „allgemeine Bundesgetraide-Magazine" erblicken, berechnet nach dem weisern Ermessen eines einsichtsvollen „Dr. List", und seines Gleichen, wovon die Schrift 1. Moses, 41, V. 33. — spricht, und berechnet nach einem richtigen Verhältniß über Konsumtion und Produktion zum Innern des Landes im Gegensatz zum Handel ins nähere oder entferntere Ausland für Getraide oder Mehl, für Vieh und Viehfutter ꝛc., nebstdem wird man auch sein Augenmerk auf Vermehrung von Kolonieen, oder auf verbessernde Erweiterung derselben, besonders der Armenkolonieen richten; — denn weit herrlicher, weit schöner und weit edler glänzen geöffnete Getraide-Magazine mit der Aufschrift: „alit et didat" — als selbst die herrlichsten, die prunkvollesten, und die schönsten Gemächer der kaiserlichen oder königlichen, oder der fürstlichen oder sonstigen Paläste der Großen. — Und wenn man bei dieser Gelegenheit auch nicht in den Stand gesetzt werden sollte, den deutschen Hagel-Assekuranz-Vereinen eine, obwolen dringend nötige Ausdehnung für die Fälle der Dürre und Trockne u. s. w., öfters von mir schon anempfohlen, — zu verschaffen; sonst entschädigen vielleicht dafür seiner Zeit für diese gutgemeinte Absicht besonders zu errichtende Distrikts-Getraide-Magazine oder Silos. Es versteht sich übrigens hiebei wol von selbst, daß die Natural-Beiträge zu vorgemeinten Distrikts-Getraide-Magazinen oder Silos nach dem nämlichen Maßstabe festgesetzt werden müßten, welcher so weislich ausschei-

bend nach Lokal- und Klimaverhältnissen für die Mitglieder der bayerischen Hagel-Assekuranz-Vereine eruirt wurde. — (Vielleicht verbindet sich einmal und einst mit dieser neu projektirten allgemeinen Elementar-Schäden-Assekuranz u. s. w., auch der in dieser Zeitschrift vorigen Jahres S. 209 ꝛc. in Anregung gebrachte „ökonomische Verein“, und — gewiß nur zum Frommen der Landwirtschaft). Bei dieser Veranlassung dringen sich mir zwei, vielleicht nur grillenhaftig erscheinende Fragen, jedoch wohl gemeint für vorstehende Zwecke auf: Könnte wol Etwas mehr, — und wie man sich auszudrücken pflegt, — „zum wahren Seelenvergnügen“ — irgend einer deutschen, besonders auf konstitutionellen Bedingungen gestützten Regierung dienen, als eine, und wenigstens theilweise Verwendung der aus den Finanzperioden von den bestimmten — Jahren hervorgehenden Erübrigungssummen für eben bezeichnete Tendenz; — und sollte Deutschlands hochsinniger Adel nicht auch für diesen edlen Zweck, und für andere ihn zugleich und ehrwürdig — ansprechende, und ihn selbst schützende Absichten eine allgemeine Fidei-Kommissariats- und Amortisations-Kassa errichten?? —

Nachahmungswürdiger Verein für geistige Selbstbildung.

Der Mensch ist, wird und bleibt nur Das, wozu ihn die Erziehung gebildet. Ueberlasset ein Kind und alle Kinder sich selbst, und unsere Nachkommen werden bald ein Hottentotten-Volk sein. Als unsere Vorfahren noch Hexen verbrannten, glaubten wir an Hexen und Gespenster. Unterm gemeinen Volke glaubt wol noch Mancher daran.

Wenn aber Alles von der Erziehung abhängt: Wer soll uns erziehend bilden? Gar vielen Aeltern mangelt es selbst an Bildung; deßhalb, wer nicht gebildet und sich dessen bewußt ist, dann aber gebildet zu werden verlangt, der muß nach „Selbstbildung“ streben.

Aber eben da fehlt's von zwei Seiten. Niemand glaubt in seiner Bildung hinter seinem Stande zurück geblieben zu sein, Niemand hält also auch eine weitere „Selbstbildung“ für notwendig, und so bleiben die Völker in stumpfer Selbstgenügsamkeit hübsch — dumm! —

Ich kenne nur die Einwohner des Amtes Usingen im Herzogthume Nassau, bestehend in etwa 6000 Familien, welche sich bewußt wurden, daß ihnen etwas mehr Bildung nicht schaden würde, und deßhalb einen „Volkslesevereín“ zur „Selbstbildung“ zu gründen beschlossen.

Dieser Volksleseverein für das Amt Usingen hat die Worte: „Vereinigung macht stark“, zu einem Wahlspruch erkoren, und eine 9jährige Erfahrung hat bewiesen, welche unglaubliche Gewalt in ihnen liegt. Wer sich hiervon überzeugen will, der besuche jene kleine Stadt, und er wird staunen über die Resultate und die Entwickelung eines Vereins, dem noch vor einigen Jahren altkluge, aber that- und ratlose Wirtshausphilosophen alle Zukunft absprachen. Vor 2 Jahren hatte eben dieser Verein 43 Mitglieder und 360 Bände, heute zählet derselbe 180 Mitglieder und 1000 Bände. Außerdem ist das geräumige Zimmer, welches der Stadtvorstand dem über das ganze Amt verbreiteten Vereine vor 2 Jahren eingeräumt hat, in den freundlichsten Aufenthalt lediglich auf Kosten des Vereins, verwandelt worden. Da prangen in schönen Kupfer- und Stahlstichen oder feinen Steindrücken die hohen Gestalten unserer Helden, Hermann, Göthe, Schiller, Albrecht Thaer, Arndt ꝛc. Die 1000 Bände der Büchersammlung enthalten das Gediegenste, das Ausgesuchteste der Literatur. Die kleine Stadt Usingen hat also auch ihre Walhalla gegründet, in welcher die Zierden der Menschheit im Geiste versammelt sind, um lehrend und bildend unter das Volk zu treten, um der Rohheit, Gemeinheit und abderitischen Verkehrtheit entgegenzuwirken, um die heilige Glut der Vaterlandsliebe in den Herzen der Bürger zu entzünden, um den Gemeinsinn zu erwecken, die Unwissenheit zu mindern und nützliche Kenntnisse im Fache der Geschichte, des Ackerbaues, der Naturlehre, der schönen Literatur, der Welt- und Völkerkunde mit vollen Händen bis an die einsamsten Dörfer, in die Wohnungen aller lernbegierigen

und nach Bildung im höheren Sinn strebender Menschen zu tragen. Dieses freundliche Zimmer auf dem sonst öden und wüsten Rathause in Usingen umschließt eine Geisterversammlung, wie tausend andere kleine Städte Deutschlands sie nicht ahnen, geschweige besitzen. Diese 180 Mitglieder werden oder sind bereits bekannt mit dem Leben Nettelbeck's, E. M. Arndt's, Luther's, Franklin's, Friedrichs des Großen. Hundert lesen die Schriften von Zschokke, Pestalozzi, Justus Möser, Swift, Engel, Thümmel, Bulwer, Wieland, Göthe, Schiller, Johann v. Müller, Torquato Tasso, Cervantes, Shakespeare rc. An 2 Tagen wöchentlich, nämlich Donnerstags und Samstags von 10 bis 12 Uhr, ist die Bibliothek zum Abholen der Bücher geöffnet und in diesen Stunden muss man die Anstalt besuchen, um sich einen Begriff zu machen, wie tief dieselbe schon ihre Wurzeln in den Boden des Volksthums geschlagen hat. Es ist ein beständiges Gehen und Kommen der Wochenboten aus den 46 Gemeinden des Amtes, indessen einige Freunde verschiedenen Standes, aber gleicher Liebe zur geistigen Bildung und Förderung der Humanität, über das Gelesene sprechen und ihre Ansichten austauschen. Glückliche Stunden, schöne poetische Zwischenräume in der tiefen Prosa des alltäglichen Lebens! Befreiung des Geistes von der Gemeinheit des Philisterthums, stolzes Erheben über das erbärmliche Treiben geiziger und begeisterungsloser Abderiten!

Neuer Gegenseitigkeits-Verein der bayerischen Aerzte.

Die Communen und einzelnen Stände der Gegenwart zeichnen sich durch Gegenseitigkeit und föderativen Sinn aus. Nachdem nämlich die hohen Regierungen Deutschlands im Großen solche Uebereinkünfte abgeschlossen, folgten ganze Stände diesem Beispiele. — Wir insbesondere verdanken dem Schutze unserer höchsten Regierung nicht nur das Entstehen, sondern auch das Fortblühen einer Menge solcher auf Gegenseitigkeit gegründeten Vereine, die längst als notwendig erkannt, ohne Schutz der Regierungen in der Gesellschaft keinen festen Boden fassen könnten. Durch die Thätigkeit des k. Gerichtsarztes Hrn. Dr. Ott bildet sich ein solches Institut unter den Aerzten in Bayern, welchem, allgemeinem Wunsche und Bedürfnisse entsprechend, späterhin ein Verein für Witwen und Waisen annectirt wird. Die Theilnahme daran ist, wie der Wichtigkeit des Gegenstandes gemäß zu erwarten war, eine fast allgemeine, und die Wenigen, welche im Subscribiren und in Sammlung der Unterschriften noch zögern, werden dem Gedeihen des Institutes, das allenthalben ein nicht abzuweisendes Zeitbedürfniß, die thätigste Mitwirkung nimmer versagen können, wobei die Vortheile des engeren Anschließens der Aerzte an einander nicht außer Acht gelassen werden dürfen.

Gehet hin, und thuet desgleichen!

Ein Korrespondent aus Dillenburg im Nassauischen berichtet, daß der dortige Tabakfabrikant Johann Daniel Haas, um den hohen Preis des Brotes für die ärmere Klasse in der Stadt sowol, wie auf dem Lande, herunterzubringen, große Quantitäten Früchte aufkaufte, die er verbacken, dann aber das Brot zu niedrigem Preise nicht nur ohne allen eigenen Nutzen, sondern mit offenbaren Opfern unter die ärmeren Volksklassen zum größern Theile verborgen läßt.

Gehört der brave Mann etwa auch zum Usinger Volkslesevereine? — Mag kein Menschenfreund in Bayern seine Kapitalien zu gleich wohlthätigem Zwecke verkehren? — Wenn Kaiser Ludwig der Fromme Einem ein Amt verlieh, pflegte er ihm dabei zu sagen: »Siehe nun zu, was Du thust! Du bist nicht der Menschen, sondern Gottes Diener, und wie Du mit Andern handeln wirst, wird mit Dir gehandelt!«

Was sagt aber Christus zu Denen, welchen er Reichthümer gibt? »Was ihr von eurem Reichthume der Armut gebt, das habt ihr Mir gegeben; ich bin der Beschirmer der Armen.«

Soll man die Kartoffeln häufeln oder nicht?

„Es wird zwar jetzt das Verfahren, die Kartoffeln nicht zu behäufeln, vielseitig gerühmt, mir scheint es jedoch, als ob der Boden dabei sehr zu berücksichtigen wäre. Ist derselbe fruchtbar, so

muss das Behäufeln den Ertrag der Kartoffel notwendig vermehren, vorausgesetzt nämlich, dass es kurz vor der Blüte geschieht und die Erde recht hoch an die Stengel hinauf getrieben wird; denn da man sehr viele Kartoffeln erhält, wenn man die Kartoffelranken von Zeit zu Zeit mit Erde bedeckt, warum sollte man nicht auch mehr Kartoffeln erhalten, wenn man sie recht hoch behäufelt? Ein Anderes ist es dagegen, wenn man Kartoffeln auf unfruchtbarem oder schwach gedüngtem Boden baut, denn hier bemerkt man durch das Behäufeln keinen Erfolg, da man keine Erde an die Stengel bringt, in der diese Wurzel schlagen oder Nahrung finden können."

So weit Sprengel in seiner landwirtschaftlichen Monatsschrift. Eine andere Ursache, wenn das Behäufeln bisweilen nichts nützt, scheint aber auch in der Witterung zu liegen. So wie sich nämlich bei langer Trockniss der oberste Boden in seiner Wirkung dem unfruchtbaren immer mehr nähert, scheint auch das Behäufeln nicht zu fruchten, vielmehr eher schädlich zu wirken, weil es die Ausdünstung aus dem ohnehin schon trockenen Boden noch mehr befördert. Bei feuchtem Wetter hingegen tritt die Wurzel- und Knollenbildung an den Stengeln ein und hier ist das Behäufeln gewiss von günstiger Wirkung.

Von dem Nutzen, den Kaffee zu waschen.

Nachdem alle schlechte Bohnen und alles Unreine aus dem Kaffee genommen worden, schüttet man lauwarmes Wasser darauf, wäscht selbigen, und lässt ihn auf einem sauberen Tuche wohl ausgebreitet trocknen. Man wird finden, dass 1 Lot von dem gewaschenen Kaffee mehr Kraft habe, als $1\frac{1}{2}$ Lot von ungewaschenem; nur muss er nicht stark gebrannt werden. — Letzteres ist überhaubt bei jeder Art von Kaffee zu beachten, indem er dadurch der Gesundheit nachtheilig wird, und auch einen unangenehmen brandigen Geschmack annimmt; wird er aber zu schwach geröstet, so ist er ebenfalls weder dem Magen, noch dem Geschmacke behaglich. Am besten ist es, ihn vom Feuer zu nehmen, wenn er prasselt, dann noch recht mit der Trommel zu schütteln, und, wenn er nun eine schöne braune Farbe angenommen hat und schwitzt, denselben in eine Schüssel zu schütten, mit einer andern fest zuzudecken, damit die besten Theile nicht verfliegen können, nun noch eine Zeit lang zu schütteln, damit er sich nicht erhitze, und zuletzt in genau verschlossenen Gefäßen aufzubewahren, wozu man immer gläserne Flaschen nimmt, welche stark verkorkt werden. — Etwas reines Pflanzenlaugensalz, welches in allen Apotheken wolfeil zu bekommen ist, dem Kaffee beim Kochen zugesetzt, soll dessen Geschmack und Stärke erhöhen.

Originelle Weise, lateinisch zu lernen.

Wenige unserer Leser werden das Buch kennen, welches 1823 im Verlage der v. Seidel'schen Kunst- und Buchhandlung zu Sulzbach heraus kam, betitelt: „Der Dorfpfarrer, oder Erzählungen aus meinem Leben, von Johann Friedrich Wiesinger, Pfarrer zu Dentlein am Forst" (bei Feuchtwangen). Es ist eine der bestverfassten Selbstbiographien in wahrhaft klassischer Schreibart und Haltung.

Wiesinger, dessen Vater um des evangelischen Glaubens willen als ein kleines Kind seine Heimat in Oesterreich mit seinen Aeltern hatte verlassen müssen, erblickte das Licht der Welt zu Ortenburg, einem von Vilshofen 2 Stunden entlegenen Markte mit durchaus protestantischen Einwohnern. — Hier war der Vater Zimmermann und später herrschaftlicher Amtsbote; unser junger Wiesinger aber lernte das Weberhandwerk. Das Alles aber macht sich im Buche nicht so geschwinde, wie wir's hier mittheilen, noch weniger wird auch Wiesinger so bald Pfarrer zu Dentlein, als wir ihn als solchen dem Leser vorstellen. Und er wurde auch nicht Pfarrer auf gewöhnlichem Wege wie andere, sondern vom Webstuhle weg erst Missionszögling zu Berlin, dann zu Gosport in England, zu Malta rc.; und von da an erst Studiosus Theologiä in Erlangen. — Leider lässt sich aus dem interessanten Buche kein kurzer Auszug geben, um den Leser nur einigermassen mit Wiesingers Individualität und einzelnen Schicksalen näher bekannt

zu machen. Unser Zweck hier ist bloß, die originelle Weise zu erzählen, wie er Latein lernte, und das mag mit seinen eigenen Worten, wie folgt, geschehen.

„Zwei neue Grammatiken und griechische und lateinische Bücher auf einmal, welche Welt für mich! Herr St. hatte den Grundsatz, den er auch treulich befolgte, daß man die Grammatik aus den Klassikern heraus, nicht in dieselben hineintragen müsse, und dabei bezog er sich recht bedeutsam auf die chronologische Ordnung in der Entstehung dieser verschiedenen Bücher. Er ist vortrefflich dieser Grundsatz, aber ich konnte mich doch nicht anders überzeugen, als daß ich mich mit dem Grammatik-Lernen zuerst, und mit dem Machen zuletzt befassen müsse. Mit meinem kleinen Bröder unter dem Arm suchte ich mir eine einsame Stelle im Garten. Ich gewahrte im Blättern bald den Trost, daß im Lernen der lateinischen Sprache das Alleinstehen nicht so beunruhigend sei, als im Arabischen. Vielleicht nehmen mirs die Pädagogen nicht übel, wenn ich es in Bescheidenheit wage, die Welt zu lehren, wie man den Wust von Deklinationen und Konjugationen schnell in den Kopf hinein — schneidern kann. Ja, ja, eine Schere gehört in meine Methodik eben so gut als Papier, Tinte und Feder. Ein Bogen Papier wird genommen, kreuzweise werden auf demselben Linien so gezogen, daß lauter kleine Häuschen entstehen, in die man bequem eine Form, z. B. von amo, hineinschreiben kann. Am wird mit schwarzer, o, as, at, amus, atis, ant, und so durchaus die veränderten Schwänzchen mit roter Tinte geschrieben. Wenn auf diese Weise eine ganze Konjugation zu Papier gebracht ist, dann greift man sogleich nach der Schere und schneidet zuerst das Ganze in lauter tempora, also sechs Wörter auf ein Stück Papier. Man gebe aber Acht, daß man die kleinen Blätter nicht allzusehr verrunzele. Jetzt lasse man sich vom Bröder lehren, wie ein tempus aus dem andern entstehe; lege die tempora genau in dieser Ordnung vor sich auf den Tisch hin, und betrachte und erwäge und beherzige so lange, bis man aus dem Kopf alle Formen aus dem amo herausformen kann. Ist das geschehen, so übe man sich auch noch recht gut ein, wie die Personen sich allemal endigen müssen, und nun nimmt man wieder die Schere und schneidet aus den temporibus lauter personas, mischet sie alle in einen Hut, oder in eine Schachtel, oder in was man will, sorgfältig unter einander, verrunzelt sie absichtlich mit den Händen, und analysirt sie wieder auf den Tisch heraus und wieder in den Hut hinein, und so lange fort — aber ja so lange — bis man den ganzen Plunder eben so gut im Kopf, als draussen hat. Das Beste ist noch zurück, worüber die berühmtesten Pädagogen aller Zeiten selbst große Augen machen würden. Man nehme den ganzen Pack von Deklinationen, und gebe Alles — einem Windstoß Preis. Nicht ohne Absicht; denn jetzt hat man die Herzensfreude, daß man in der Form eines tollen Gassenschlingels die vernünftigsten Turnierübungen und zuträglichsten Motionen zu ganz geistigen Zwecken anstellen kann. Dort kommt amo geflogen und bringt amor mit. Amat und amatur siedeln sich vielleicht irgendwo an einem lächerlichen Orte an, wo sie sich eben so wenig gut nisten, wie der Adler und die Elster. Alle andere Liebesparzellen mögen sich zerstreuen, wie sie wollen, das docere und doceri werden auf jeden Fall ridendo gefunden.

So lernte ich lateinisch in etlichen Tagen recht gut konjugiren, und mein Herr Bauch war so gütig, selten zu brummen. Z** mochte nicht mit mir in der Luft haschen: aber er war auch mit dem amari und doceri immer nicht so gut daran wie ich. So weit brachte ich es im Lateinischen in einem halben Jahre, daß ich den Cornelius Nepos recht wohl übersetzen und analysiren konnte.“

Wir enthalten uns aller Bemerkungen über diese Lernmethode und theilen sie bloß mit, weil sie durch unser Blatt sich weiter verbreiten wird, als durch das genannte Buch, und damit sie in demselben nicht so unbeachtet vermodern möge, wie Wiesinger — längst im Grabe.

Walachisches Märchen.
(Eine Geschichte aus der Römerzeit.)

Vor alten Zeiten herrschte der Brauch, die bejahrten Leute zu erschlagen, weil man sie als unnütz ansah. Ein junger Mann vermochte es nicht über sich, den eigenen Vater zu töten; weil er sich aber vor den Andern fürchtete, verbarg er den Alten im Keller in ein leeres Fass, dort speiste und tränkte er ihn heimlich, so daß keine Seele etwas von dem Geheimniss erfuhr. Nun aber geschah mit Einemmale an alle streitbaren Männer des Volkes der Aufruf, sich zu rüsten und zum Kampf auszuziehen wider ein mächtiges Ungeheuer, das von seiner Höhle rings umher Jammer und Elend verbreitete. Der fromme Sohn wußte nicht, wie er während seiner Abwesenheit für den eingekerkerten Vater sorgen solle, damit derselbe nicht vor Durst und Hunger umkomme. Er brachte ihm Alles, was noch an Lebensmitteln im Hause war, und klagte ihm seine Not, daß er vielleicht nicht wiederkehren werde, und daß dann sein geliebter Vater elend ums Leben kommen müsse. Der Alte gab zur Antwort: „Kehrst du von diesem Zuge nicht zurück, so übergeb ich gern meinen schwachen Lebenskreft dem Tode. Damit ihr aber bei dem Kampfe mit dem Ungeheuer nicht ums Leben kommt, so höre meinen Rat, er wird euch von Nutzen sein. Die Höhle, welche das Unthier bewohnt, hat unter der Erde hundert und aber hundert Winkel und Gänge, die kreuz und quer laufen, so daß ihr, wenn ihr auch den Feind erschlaget, doch den Ausgang nimmermehr finden und elend verschmachten werdet. Nimm darum unsere schwarze Stute, die mit einem Füllen auf der Weide geht und führe sie beide mit dir vor die Höhle. Dort schlachte und begrabe das Füllen, die Mutter aber nimm in die Höhle mit, sie wird euch, wenn ihr den Kampf glücklich bestanden habt, wohlbehalten wieder ans Tageslicht bringen.“

Nachdem der Alte so gesprochen hatte, nahm der Sohn unter Thränen Abschied und zog mit den andern Männern von dannen. Vor der Höhle that er mit dem Füllen nach seines Vaters Geheiß, ohne jedoch den Andern zu sagen, was er damit beabsichtige.

Das Unthier in der Höhle war endlich nach hartem Kampfe getötet, aber Schrecken verbreitete sich unter den Kämpfern, als sie wahrnahmen, daß trotz allem Suchen kein Ausgang mehr zu finden sei. Da ging jener mit seinem schwarzen Pferde voran und forderte die Andern auf, ihm zu folgen. Die Stute begann nach ihrem Füllen zu wiehern und zu suchen, war auch bald auf dem rechten Wege und kam an den Ausgang der Höhle. Als die Männer sahen, wie sie durch die List ihres Kampfbruders dem unvermeidlichen Tod entronnen waren, wollten sie auch von ihm wissen, wie er auf diesen glücklichen Einfall gekommen sei. Den Gefragten überfiel jetzt die Furcht, es möchte, wenn er die Wahrheit sage, um ihn und seinen Vater geschehen sein; als sie ihm aber Alle versprochen und geschworen hatten, ihm kein Leid anzuthun, so erzählte er frei, wie er seinen alten Vater im Keller am Leben erhalten, und dieser, als ein alter erfahrener Mann, ihm beim Abschied den Rat mit der Stute gegeben habe.

Hierüber waren sie Alle sehr erstaunt, und einer unter ihnen rief: „Unsere Vorfahren haben nicht gut gethan, daß sie uns lehrten, die Alten zu erschlagen, denn diese sind erfahrener und können oft durch ihren guten Rat dem Volke nützen, wo sich die Kraft unseres Armes vergebens erschöpft.“ Alle gaben dieser Rede Beifall und die grausame Sitte, welche die Tötung der Alten verlangte, ward aufgehoben.

Haberlied.

Auf Erden ist's a wahrt Freud'
Wie's durcheinander geht. —
Da raufen Mann- und Weiberleut',
Und Alles geht verdreht.

Woher denn dieses bunte Ding,
Ha, Nachbar Wastl, sprich!
Ich find kan Grund, a no so g'ring,
Drum fragi, Alter, Dich?

Ja Narr, das ist gar leicht erklärt,
Warum's so damisch geht:
Das Roß, dem auch der Haber ghört,
Mein Steffel, kriegt'n nöt.

Anzeige eines so eben beginnenden, sehr interessanten literarischen Unternehmens.

Der deutsche Hausfreund. Eine Monatsschrift zur Verbreitung der nötigen und nützlichsten Kenntnisse unter dem Mittelstande. — Für Lehrer und Lernende, besonders aber zur leichten und angenehmen Selbstbildung. Volksthümlich geschrieben von einem Vereine wissenschaftlich gebildeter Männer und herausgegeben von Dr. J. H. M. v. Poppe, Hofrat und Professor zu Tübingen, Ritter des Ordens der würtembergischen Krone. Mit erläuternden Abbildungen.

Unter diesem Titel beginnt aus dem Verlage der Balz'schen Buchhandlung in Stuttgart eine Monatsschrift, auf die wir die hohen Regierungs-Organe aller Länder, die Obrigkeiten aller Provinzen, die Vorstände aller Gemeinden, die Lehrer aller Real- und Gewerbeschulen, die Bürger aller Städte, hauptsächlich aber das Volk des gesammten deutschen Vaterlandes für sich selbst, mit all möglichem Nachdrucke aufmerksam machen.

Die Schule unserer Jugend bereitet uns zum Eintritte in die Welt; jede gewerbliche Lehrzeit zum Fortschritte in derselben nur für wenige Lebensjahre vor; bald schleudert uns das fortrollende Rad der Zeit aus der Bahn aller Concurrenz, wenn uns nicht Mittel geboten werden, zu den Ansprüchen, die der dermalige Umschwung eines mit Riesenschritten herbeieilenden Weltverkehres an uns macht, uns weiter zeitgemäß und für das ganze Leben ausreichend zu befähigen.

Dieses Ziel hat sich der hier angekündigte »deutsche Hausfreund« gesetzt, das Ziel einer stetigen Weiterbildung, nicht nur in dem besondern Gewerbs- und Kunstzweige, den Einer ergriffen hat, sondern auch in allem Demjenigen, um was sich das öffentliche und allgemeine Interesse dreht, was zur richtigen Würdigung der Erscheinungen und Ansprüche der Zeit, was zum rationellen Betrieb jeglichen Geschäftes gehört.

Der Plan eines solchen Unternehmens verdient höchste Beachtung, und da bereits das erste Heft dieser Monatsschrift in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes für nur 5 ggr. oder 18 kr. zu haben ist, so vertrauen wir dem gesunden Sinne des deutschen Volkes: man werde sich wenigstens sogleich dieses erste Heft zu selbst eigener Gewinnung einer vollständigen Ein- und Uebersicht des ganzen Planes verschreiben, auch Anderen davon Nachricht geben und sie dazu ermuntern, damit so dem ganzen deutschen Volksleben der so wohlthätige Dienst erwiesen werde, von einer je länger je weniger entbehrlichen Gelegenheit zur Vermehrung seines Wissens alsbald Gebrauch machen zu können.

Noch empfehlen sich folgende, im Verlage von Ernst in Quedlinburg erschienene und durch alle Buchhandlungen (in Regensburg und Passau bei Pustet) beziehbare Bücher:

Die Dünger-Bereitung, oder wie kann und soll sich der Landmann, Oekonom und Gärtner alle bekannten Düngmittel aus dem Mineral-, Pflanzen- und Thier-Reiche für seine Getraidefelder, Futterkräuter und Gartenpflanzen selbst verschaffen, nebst den besten Düng-Rezepten, nach Thaer, Rothe und Kreyssig. Geh. Preis 11½ Sgr. oder 40½ Kr.

Der populäre Gartenfreund, oder die Kunst, alle in Deutschland vegetirenden Blumen und Gartengemüse auf die leichteste und einträglichste Weise zu ziehen. Auf praktische Erfahrungen gegründet und von D. Schmidt und F. Herzog (Kunstgärtner in Weimar) herausgegeben. Preis 20 Sgr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Die Gartenfreunde erhalten hiermit ein Werk, worin die Ziehung, Wartung und Pflege der verschiedenen Blumen und Gartengewächse beschrieben, und das dazu noch die besten Vertilgungsmittel gegen schädliche Insekten enthält.

Praktische Anweisung zur Physik-, Mechanik- und Maschinenkunde, oder Grundsätze der Physik, — Mechanik, — Statik, — Maschinenbaukunst, — Röhr- und Wasserleitung, — des Pflanzenzeichnens und Nivellirens. Zum Selbstunterricht für Künstler, Mechaniker und Anfänger der Maschinen- und Mühlenbaukunst von M. Wölfer, Bauinspektor. Mit 28 lithographirten Zeichnungen. Preis 1½ Thlr.

Der Herr Verfasser ist durch seine vielfach praktischen, technologischen Schriften so bekannt, daß auch mit Zuversicht die Anschaffung dieses Werks Jedem, der über obige Gegenstände Belehrung sucht, mit Recht als sehr brauchbar empfohlen werden kann.

Die Chemie, allgemein faßlich dargestellt, oder Anfangsgründe der Chemie, nebst Uebersicht der wichtigsten Erfahrungen; von Dr. und Professor H. Ficinus in Dresden. — 1tes und 2tes Bändchen. Preis 15 Sgr. oder 54 Kr.

Der berühmte Herr Verfasser, welcher in Dresden über die Chemie Vorlesungen hält, hat dieses Buch zur Belehrung seiner Zuhörer, ganz vorzüglich aber zur Selbsterlernung der Chemie oder Mischungs- und Scheidungskunde, abgefaßt. — Es enthält zunächst die Beschreibung der chemisch einfachen Stoffe, ferner die Gesetze ihrer Vereinigung, dann ihre Verbindungen u. s. w. Mit einem nachfolgenden 3ten und 4ten Bändchen ist das Werk beendigt.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Convert — portofrei.

Redakteur: J. C. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

X. Jahrgang. Nro. 50. 17. Dezember 1843.

Inhalt: Auch ein Wort über Getraide- und Viktualien-Wucher. — Ein Zeitungsartikel aus Würzburg, über Wucher. — Warum isst man kein Pferdefleisch? — Frankreichs Erwachen zur Erkenntniss: das wahre Heil für Staaten und Menschen sei nur auf religiösem Grunde von Dauer.

Auch ein Wort über Getraide- und Viktualien-Wucher.

Ein eifriger Leser der Bauernzeitung seit ihrem Bestehen, freut es mich, daß dieselbe, wie immer, so auch jetzt wieder bei der künstlichen Theuerung dieses Jahres den Nagel so recht dahin schlägt, wo er am besten auf den Kopf getroffen ist; ich meine im letzten Blatte, obwol ein wenig zu weit ausgeholt! —

Nun, man sieht doch, wie die alte Bäuerin es mit Land und Volk jederzeit gut meint, gar vorsichtig warnt und weislich ratet. So hat sie seit 1819 mehr Gutes gewirkt, als man ihr lohnen kann.

In Altbayern gibt es ein alt-ehrwürdiges Sprichwort: „Nur die Leute hingelehnet, — man kann nicht wissen, ob man sie nicht denn doch einmal wiederum brauchen kann und hervorsuchen muss.“ — So war z. B. Julius Graf von Soden, der berühmte Verfasser „über National-Oekonomie“ nebst andern wichtigen Produkten seines deutschen Geistes, auch mit seinem vortrefflichen Werke über den Getraidehandel, betitelt: „Die annonarische Gesetzgebung ꝛc.“, erschienen anno 1828 bei Riegel und Wießner in Nürnberg, bisher ganz vergessen; — und wer erinnert sich erst der Abhandlungen aus Krünizens Encyklopädie über Getraide-Magazine und über Getraide-Handel (letztern auch einmal in dieser Zeitschrift zur Sprache gebracht); und wer entstaubt aus Münchens magistratischer Registratur, und aus den Zeiten Karl Theodors die Ideen zu einem Actien-Getraide-Magazine; ja wer gedenkt nur noch in unsern heutigen Tagen an eine im bayerischen National-Blatte v. J. 1821 nebst Anderm auch enthaltene Getraide-Magazine-Assekuranz-Anstalt, auch für Silos so mancher Verlustsgefahr fähig, — anwendbar? — Wahrlich! — wir sind wie die kleinen Kinder voll Letargie, — und Vergessenheit, zu denen man immer erinnernd — sagen muss: „Horch' auf, schreite an's Werk!“ u. s. w. Aber der große Baumeister und der große Lehrmeister aller Welten weiß auch uns große Kinder, und gerade gelegenheitlich an Alles zurückzuerinnern. — — — — — — — — —

So komme ich jetzt über einen Gegenstand zu sprechen, vor dessen Namen bloß und allein einem schon die Haut schaudern möchte, ich meine nämlich den Namen und das erschrecklich tönende Wort Wucher — im Allgemeinen, — und den Getraide-Wucher, und den Viktualien-Wucher im Besondern. — — Die Sprachforscher waren bisher vergeblich bemüht, uns den eigentlichen Ursprung und die eigentliche Bedeutung des Wortes Wucher, und des Wortes Wucherer — gründlich erschöpfend nachzuweisen. Der kunstfertigste Maler und Dichter, beide blieben bisher Stümper in ihrem Fache, wenn sie diese Höllengestalten und Furien, diese Diener und getreuen Anhänger des Mammans und des Belzebubs vor unsern Augen, oder vor unserm Geiste vorüberführten; und was haben bisher alle Theologen, besonders darunter die katholischen mit der Auslegung der sieben Haubt- oder Todsünden, mit ihren Erkläerungen und selbst abschreckenden Ermahnungen der, und über die fremden, über die himmel-

schreienden, und der, und über die Sünden in und an dem heiligen Geist, — und selbst verbunden mitunter die ernstlichst warnenden Vergleichungen mit Stellen aus der heiligen Schrift des alten und neuen Bundes, z. B. mit dem reichen Prasser und dem armen Lazarus, was haben sie Alle, und auch noch hinzugefüget die Gefahren und Peinen des Fegfeuers und selbst der Hölle, mit all ihrem Eifer und ihrem besten Willen gegen den Wucher bei den Wucherern ausgerichtet?? — — Was wurde bisher durch gesetzliche Kraft, Vorschriften, und selbst durch Strafen diesfalls erwirkt?? — Man machte höchstens den Wucherer schlauer, verschlagener, listiger, unzugänglicher, und seine Schlüsse und Winkeleiungen unenthüllbarer; — denn der volle Geldsack predigt, lehrt und überzeugt weit lauter, weit eindringender, weit kräftiger und weit liebvoller anziehend, als die Worte Gottes durch die Kirche, als die Gebote des Staates. — Und wo die Logik gedankenlos, die Rhetorik stumm und die Syntax kraftlos werden muss, dort ist der Satan aus Offb. 20, 7., los.

Lago Lucrino, — oder auf deutsch: Wucher- oder Zins-See, — so heißt jener zwei Meilen von Pozzuolo im Neapolitanischen entlegener See, der daher den Namen Wucher-See haben soll, weil nach einer Sage er niemals Alles wieder zurückgibt, was man in selben hinein taucht. — — O! du getreues Ebenbild vom Wucher, — und vom Wucherer!! — — Die Hyäne und der Tieger, die grausamste Giftschlange, der grausamste Raubvogel, — und unter den Menschen ein Nero, der doch seine eigene Mutter ermorden ließ!! — und alle Unmenschen und Tyrannen, alle Kindsmörderinnen und alle unnatürlichen Mütter, selbst eine „Birnbaum“, — sie sind Alle nicht so grausam, als ein Wucherer, besonders ein Wucherer mit Getraide und mit sonstigen Lebensmitteln! — Denn er, dieser Wucherer ist es, der in der lutherischen Bibel von Esenbeck — — im Buche Eccl. so recht treffend mit dem Namen „Bluthund“ — bezeichnet wird. Und in der katholischen Bibel vom H. Kaspar Ulenberg v. J. 1666 heißt es wörtlich, und im nämlichen Buche Eccl. Kap. 34, V. 25 et 26: Das Brot der Dürftigen ist das Leben der Armen: wer sie dessen beraubet, der ist ein blutgieriger Mensch: Wer das Brot hinwegnimmt, das im Schweiße gewonnen ist, der thut eben so viel, als wenn er seinen Nächsten ums Leben brächte.“ — (Der Altbayer sagt sprichwörtlich: Wer mir mein Brot nimmt, der nimmt mir mein Leben.) — Da aber der Getraide-Wucherer rc. — durch seine herz- und gewissenloseste Steigerung der zum Lebensunterhalt unentbehrlichsten und nothdürftigsten Artikeln den Lohn des Arbeiters von der geringsten bis zur höchsten Volks-Klasse schmälert, vermindert und satanisch-listig verkürzet, — so hat oben zitirter Jesus Sirach weiters vollkommen Recht, wenn er ferners beisetzt: „Wer Blut vergeußet, und wer einem Taglöhner seinen Lohn entzeucht, — das sind Brüder.“ — Tröste sich übrigens ja Keiner dieser Wucherer damit, Rosenkränze und Skapuliere, „das Bild der unbefleckten Empfängniss“, und Amuletten zu besitzen, täglich mehrere heilige Messen zu hören, recht oft zu beichten und zu kommuniziren, ein Mitglied aller geistlichen Bruderschaften, und ein eifrig thätiger, ein unermüdeter Begleiter aller Bitt-, aller Kreuzgänge und aller Wahlfahrtszüge, und überdies auch noch ein heimlicher, oder öffentlicher Armenfreund, und ein stiller Wohlthäter der Hausarmen, oder sonst bedrängter Familien zu sein; — o! tröste sich ja Keiner dieser Wucherer damit, und so lange er ein Wucherer dabei bleibt; denn dies ist, wie ferners bei Eccl. 34, V. 21—24. incl. nachgewiesen ist, und auf den Grund Matth. 18, 6, rc. wahrlich! eitel, — eitel — und vergeblicher Trost.

Ein Zeitungsartikel aus Würzburg, über Wucher,

in Nro. 324 der Augsburger Postzeitung abgedruckt, mag hier auch noch eine Stelle finden. Er lautet also: „Mit besonderer Freude hat man hier gelesen, daß Se. Maj. unser allergnädigster König kürzlich persönlich den Münchner Viktualien-Markt besucht und sich nach den verschiedenen Preisen erkundigt haben; denn wir haben hier noch in dankbarem Gedächtniss, wie im Jahre 1837 es eben auch das persönliche Einschreiten des Landesvaters selbst war, dem wir damals die Heruntersetzung der zu einer enormen Höhe gestiegenen Holzpreise verdankten. Wir erinnern uns noch sehr wohl, wie zu jener Zeit der Notruf aus unserer Gegend auch in der Abgeordnetenkammer vergeblich wiederholt wurde, bis Se. Majestät Allerhöchstselbst sich ins Mittel legten und Anordnungen trafen, daß für baldige Erleichterung in einer Weise gesorgt wurde, für die wir noch heute dankbar sind. In der That ist es mehr als erstaunenswert, daß sogar die Kartoffeln, von denen in diesem Jahre bei uns ein solcher Ueberfluss gewachsen ist, nicht nur noch immer sehr hoch im Preise stehen, sondern statt zu fallen, bereits wieder steigen. So wenig wir geneigt sein mögen, an dem Willen der Behörden, diesen mehr als unnatürlichen Erscheinungen abzuhelfen, Zweifel zu hegen, so kann man bei dem seitherigen Mangel an sicht- und fühlbaren Maßregeln zur Abhülfe doch nicht umhin zu dem Schlusse zu kommen, daß dieselben dem Uebel nicht beizukommen wissen. Wenn aber die gewöhnlichen Kanäle, durch welche man über dergleichen Angelegenheiten Erkundigungen einzieht, sich nicht als befriedigend und ausreichend erweisen sollten, so wäre es doch gewiss sehr wünschenswert, daß Kommissionen von praktischen und erfahrenen Männern mit schleuniger Untersuchung beauftragt würden, wo und wie das Uebel zu greifen sei. Eine Angelegenheit, wie diese, kann wirksamer Weise kaum als eine Bureausache behandelt werden, und mit Aktenschreiberei kommt man nicht zum Ziel. Wir sind jetzt fast am Ende Dezembers und was soll aus den armen Leuten diesen Winter werden, wenn die Mittelklassen der harten Jahreszeit schon mit den bangsten Besorgnissen entgegengehen müssen? In einem Jahre des Misswachses Hunger und Not leiden zu müssen, ist schlimm genug, aber in einem in der That gesegneten Jahre, wie dieses, ist es doppelt hart und, man darf es sagen, bisher in Franken unerhört. Man spricht und schreibt und druckt in unsern Tagen so viel von „materiellen Interessen“; hier ist sicherlich das erste der materiellen Interessen, das tägliche Brot in Frage; und es thut wahrlich Not, daß der Brotkorb etwas niedriger gehängt werde. Wir können daher nur mit Freuden wiederholen: wir haben mit großer Freude gelesen, daß König Ludwig, als ein sorgsamer Landesvater, Allerhöchst geruht haben, von dem Preise der Viktualien — welche übrigens hier noch viel höher stehen, als in München — eigene und persönliche Kenntniss zu nehmen. Wenn ein Regent in die Haushaltung schaut, so kann das nur zum Wohl der Unterthanen ausfallen.

Warum isst man kein Pferdefleisch?

Diese Frage haben wir schon im Jahrgange 1842 dieser Blätter S. 179 gestellt und darüber Aufschlüsse gegeben und Betrachtungen vorgelegt, die beifällig in mehreren anderen Blättern Würdigung und Wiederholung fanden. (Der Artikel verdient angezeigten Ortes nachgelesen zu werden.

Nichts ist lächerlicher, als jedes grundlose Vorurtheil, und unter diesen gewiss auch das auf den lockersten Grund gewurzelte Vorurtheil gegen den Genuss des Pferdfleisches. Man weiß nur nicht, daß Pferdefleisch vor Alters gerade so gewöhnlich aufgetischt und genossen wurde, wie von jedem andern Schlachtviehe, und daß es im Laufe kriegerischer Zeiten nur deshalb verboten wurde, weil man Mangel an Pferden zu Kriegsdiensten fürchtete. (Sehr Ausführliches darüber erhält das neue Wochenblatt des landwirtschaftlichen Vereins in Bayern vom Jahre 18²⁄₃ S. 250, 348, 356, 866.) —

Das Pferd ist in jeder Hinsicht ein eben so gesundes Thier, als der Ochs oder irgend eines

von unseren anderen Hausthieren, aber weil wir viele Generationen zurück unsere Väter kein Pferdefleisch mehr essen sahen, ist uns nach und nach ein blindes Vorurtheil gegen Pferdefleisch so über die Hornhaut des gesunden Menschenverstandes gewachsen, daß wir nun dagegen einen mit der Muttermilch eingesogenen Widerwillen haben, ohne es selbst zu wissen, warum?

Warum aber essen viele Völker kein Hasenfleisch, mehrere sogar kein Kalbfleisch? Gewiss auch nur, weil sie ihre Väter nie eines essen sahen. Und einen andern Grund haben wir auch nicht, warum wir kein Pferdefleisch essen.

Sehr lobenswert sind deßhalb mehrere Beispiele, daß man hier und dort wieder anfange, Fleisch von gesunden frischen Pferden, die etwa wegen Beinbruch oder dgl. schlachtbar, auch von gesunden älteren, die eigens hiezu gemästet werden, für die Tafel zuzubereiten; es beweiset, daß denkende Menschen sich nach und nach doch wieder von eingeimpften Vorurtheilen losmachen und zu gesundem Verstande genesen.

Freilich: mancher graue Schnurrbart vom Militär, der in belagerten Festungen mit Pferdefleisch von einer ausgehungerten alten Mähre, in Feldkesseln gesotten oder über dem Wachfeuer gebraten, aus Mangel andern Mundvorrats, menagirt wurde, bestreitet mit Kopfschütteln — zwar nicht die Genießbarkeit, aber doch die Schmackhaftigkeit solcher verwünschten Pferdekost. Allein es kommt nur auf die, der Kochkunst zu Verlust gegangene rechte Art und Weise der Zubereitung an. Denn ganz anders sprechen alle Gäste im Königsbade, welche, wie schon früher, so auch wieder am 17. November dieses Jahres ein delikat zubereitetes Pferdefleisch-Abendessen veranstaltet hatten. Wie der schwäbische Merkur berichtet — „fand sich dazu eine zahlreiche Gesellschaft aus allen Ständen ein, so daß die Zahl der Theilnehmer auf mehr als 150 Personen gestiegen war. Die Gerichte bestanden aus Reißsuppe, Pöckelfleisch und Cheval à la mode. Alle Theilnehmer stimmten darin überein, daß das Fleisch nicht nur äußerst zart und wohlschmeckend, sondern auch von Ochsenfleisch nicht zu unterscheiden, und daß eben so die Suppe, aus Pferdebouillon bereitet, angenehm und frei von jedem eigenthümlichen Geschmack gewesen sei. Als Beweis, daß das Vorurtheil gegen die Gerichte sehr gering war, oder wo ein solches vorhanden, dasselbe in Kurzem sich verloren haben mußte, mag angeführt werden, daß sämmtliche Vorräte schnell aufgezehrt waren und später gekommene Gäste mit anderen Speisen versorgt werden mußten, so wie auch, daß der Wunsch sich laut werden ließ, nächstens wieder ein derartiges Mal zu veranstalten." —

Ganz sicher lassen sich unsere klüger gewordenen späteren Nachkommen wieder eben sowol Pferdefleisch schmecken, wie unsere älteren Vorfahren, und wie wir uns dermalen — Ochsen- oder Schweinefleisch.

Die Gerichte, mit denen wir anfangen müssen, um uns wieder, an dieses neue Nahrungsmittel zu gewöhnen, sind: Braten (Beef Steaks), Ericadellen, Boeuf-à la mode, oder wie es hier heißen sollte, Cheval à la mode, da wir in diesen Gerichten nicht im Stande sind, das Pferdefleisch von dem Ochsenfleische zu unterscheiden.

Das geräucherte Pferdefleisch kitzelt auch den Gaumen, weswegen man sich leicht daran gewöhnt. Auf diese Art behandelt, hat es sehr viele Aehnlichkeit mit geräucherter Gänsebrust.

Verschiedene haben auch Geschmack darin gefunden, das Pferdefleisch zum ersten Male als Sauerbraten zu essen, welches Gericht ebenfalls zur Bestreitung des Vorurtheils dienen könnte.

Die Pferdefleisch-Suppe hat, wenn sie gut zubereitet wird, mit der Hühnersuppe viele Aehnlichkeit. Sie wird auch in mehrern Häusern als Schweinsrückensuppe gegessen, und dieser vorgezogen.

Wie man auch die Pferdesuppe bereitet, so ist sie doch allezeit kräftiger, als die aus einer eben so großen Menge Ochsenfleisch gekochte Suppe; das Pferdefleisch schwindet aber auch deßwegen, wenn es gekocht wird, sehr ein.

Ist man erst an das Pferdefleisch gewöhnt, so wird ein gewöhnlicher Pferde- oder Fohlenbraten mit Wohlgeschmack gegessen — man wird aber doch beständig das Fleisch etwas süßlich, wie

Schweinefleisch, finden, weßwegen die Tunke zum Braten auch scharf sein muss.

Von der Dünnung wird auch die gewöhnliche Weiß-Rollwurst bereitet, welche an Geschmack die vom Ochsen übertrifft. Man hat indessen hier wohl zu bemerken, daß der sehnigte Theil der Dünnung, der beim Pferde viel dicker, als beim Ochsen ist, genau abgeschnitten wird, da derselbe, wenn er sitzen bliebe, die Wurst unangenehm machen würde.

Man hat aus dem Pferdefleisch auch Bratwürste bereitet, die, wenn die gewöhnlichen Gewürze zugleich mit etwas Mehl, um ihnen Festigkeit zu geben, hinzugesetzt werden, sehr wohlschmeckend sind.

Zu Knackwürsten ist das Pferdefleisch vorzüglich, nur hat man zu beobachten, daß die Wurst, weil das Pferdefleisch sehr einschwindet, hart gefüllt werden muss. Man hat vom Pferdefleisch Knackwürste gehabt, die an Geschmack den sogenannten Braunschweiger Würsten sehr nahe kamen.

Je allgemeiner der Genuss des Pferdefleisches als Nahrungsmittel wird, desto mehrere wohlschmeckende Gerichte werden unsere Hausmütter uns davon verschaffen, und wir werden sehr bald unsere Vorväter durch eine mannigfaltigere Art der Zubereitung übertreffen.

Frankreichs Erwachen zur Erkenntniss: das wahre Heil für Staaten und Menschen sei nur auf religiösem Grunde von Dauer.

Es gab eine Zeit, da Frankreich den Glauben an Gottes Dasein heute abschaffte, morgen wieder dekretirte. Die Folge davon war — Lauigkeit in Erziehung der Jugend zur christlichen Gottesfurcht. Daraus erwuchsen aber schlimme Folgen, und man sieht nun ein, daß man wieder anfangen müsse, Schulen, Unterricht und Erziehung religiöser zu gestalten. Ein französisches Blatt sagt:

Die Frage des öffentlichen Unterrichts ist aufs innigste mit der Bildung und Erziehung des Menschen in der Familie, in der Gemeinde, in der Kirche, im Staate verzweigt. Der Mensch soll sich selber besitzen, nicht von einem andern besessen sein; denn der Besessene ist eine Bestie, ein Raubthier, der Teufel. Die Bestie, das Thier, der Teufel soll aus dem Menschen ausgetrieben werden, damit er Herr seiner selbst und seiner Handlungen sei. Leider liegt dieser Theil der Erziehung und Bildung heute tief im Argen. Die Bestien werden nicht gebändigt, die Teufel nicht ausgetrieben; daher so viele gesittete Thiere, so viele geriebene Teufelchen in den höhern Ständen; daher so viele platte, gemeine Bestien in den mittlern Ständen; daher so viele rohe, wilde Höllenbrände in den untern Ständen; falsche Spieler und Ehrendiebe nach oben, habsüchtige und neidische Schufte in der Mitte, Galgenstricke, Galeeren-Sklaven, Mörder nach unten. Das alles, wie es sich besonders in den großen Städten mehrt, zeigt eine grobe Vernachlässigung der Bildung des sittlichen und religiösen Menschen. Fast der einzige Zuchtmeister, der einzige Pädagog in dieser Hinsicht ist das Strafgesetz, die Polizei — eine gar schlechte Bildnerin der Geister und Gemüther, eine mit der Spitzbüberei allzu vertraute Dame, welche, hier wenigstens, ihre Faveurs einem Theile der Verruchtheit schenkt, um den andern zu zähmen. Je mehr die Demokratie sich mit der Demagogik verzweigen wird, nach dem unablässlichen Fortgang der modernen Staatenbildung, desto mehr wird diese Dame ihre Schüler vermehrt und zu Ansehung gelangen sehen. Greifen hier nicht Familie, Gemeinde, Kirche und Staat kräftig in einander, so werden nur noch zwei Institute mit dem Fortschritt der Zeit gleiches Maß halten: ein ungeheures Fabrikeninstitut und eine ungeheure Zuchthausanstalt. Welche Pesthauche aus den entfalteten Kelchen dieser Blütenknospen einer zukünftigen Bildung aufsteigen könnten, das steht zu erfahren. Gewiss ist, die moralische Bildung muss eine gemeinsame sein von unten bis nach oben. Ihre Wurzel ist die Familie, ihre Entfaltung in der Kirche. Beispiel, Moral und Glauben sind aufs innigste verwachsen: das Beispiel in der Familie, dadurch und durch den Glauben die Moral in Familie und Kirche. Jede moralische Bildung sollte von Haus aus religiös sein, sonst schwankt das Fundament der Moral, welches kein bloß weltliches der Ehre, sondern ein geistiges des Opfers

ist. Ohne das Zusammentreffen von Recht und Gerechtigkeit, von Liebe und Frömmigkeit keine Moral für die Völker. Individuen mögen hie und da eine Moral der Ehre und Gerechtigkeit besitzen ohne Frömmigkeit und Liebe, Völker nie. Bei den ersten kann die gute Natur mehr oder minder aushelfen; in den Massen wird die Natur wild, und dann bleiben nur Strafgesetz und Polizei übrig als Pädagogen. Aus diesem folgt von selbst die Notwendigkeit des Antheils des Klerus als Organs der Kirche an der sittlichen und moralischen Bildung der Menschen. Den Klerus aus der Pädagogik und Schule verbannen, ihn ausschließlich in den Tempel einpferchen, heißt ihn aus der positiv gegebenen Welt herauskapituliren. In dieser Hinsicht ist in Frankreich noch fast Alles zu thun. Beschuldige man hier den Klerus nicht ausschließlich! In Paris hat er Vieles gethan. Es gibt mehrere ganz vorzügliche Anstalten für das Volk; ich habe nicht davon sprechen hören, sondern sie gesehen. In einigen sind die versäumten Jungen der Gasse, oft die Söhne wilder Verbrecher, oft verwahrloste Gewächse der Unzucht aufgegriffen worden, ehe sich noch die Verruchtheit in ihre Seelen schleichen konnte. Sie sind voll Gesundheit und guten Mutes, ein Wunder der Umschaffung; aber sie leben von ihrer Familie getrennt, mit dem Willen der Aeltern, weil die Familien, zu denen sie gehören, nur wilde oder verwilderte Ehen sind, so daß die in diesen Nestern erwachsenen Kinder für Galgen und Strick heranreifen würden, nicht für die Gesellschaft. Diese Kinder werden zu Handwerkern erzogen, sie lernen Gesang; die kirchliche Musik, der Gottesdienst zähmt und erhebt sie. Ihre Nahrung ist gut, und man gewöhnt sie an gymnastische Uebungen. Man thue dieselben Kinder in die Mehrzahl der großen Fabriken, und sie werden an Leib und Seele verkranken oder zu Bestien werden. Man sehe nur nach, was aus solchen Knaben in den großen Fabriken Englands und Frankreichs hervorgeht; ich hoffe, es wird in dieser Hinsicht mit den Produkten deutscher Fabrikerziehung besser stehen. In andern Instituten erzieht man die Kinder ehrlicher Aeltern, die aber Armut halber oder der Ueberarbeit wegen für ihre Kinder nicht gehörig sorgen können; hier bleibt das Familienband bestehen und die Erziehung ist im Forschritt. Andere ähnliche Anstalten sind für die Waisen. Von welcher Seite auch ähnliche Institute ausgegangen sein mögen: von den Magistratspersonen mit Beihülfe der Pariser Stadtverwaltung, von einzelnen Philanthropen welche dem Klerus Anfangs nicht geneigt waren — überall streben diese keimenden Institute dahin, durch das von einzelnen Mitgliedern des Klerus und religiösen Männern — oft jungen Leuten braver Familien — gegebene Beispiel angezogen, sich dem Klerus enger zur Förderung des gemeinsamen Werkes anzuschließen.

Sehen wir nun einmal, was die Hasser des Klerus oder Diejenigen, welche im Begriffe sind, eine neue Religion zu kneten, ihrerseits für die Bildung der untern Klassen gethan haben oder sich zu thun anschicken. Zuvörderst machten sie seit den hundert Tagen und während der Restauration großen Lärm mit den Lancaster'schen Schulen. Kaum aber hatte es den Anschein, als wollten sie etwas gründen, so ließen sie es wieder fallen. Wie die Juliusrevolution damit zum Ernste schreiten wollte, wurde sie mehr und mehr gezwungen, die Hülfe der frères ignorantins, welche die Lancaster'sche Methode zum Theile adoptirten, anzusprechen oder das Institut des Bruders des Herrn Lamennais, eines würdigen Geistlichen, gewähren zu lassen, welches Institut im westlichen Frankreich tiefe Wurzeln schlug. Vergebens protestirten der Constitutionnel aus Voltairianismus, einige Maires und Conseils municipaux aus bösartigem Hasse gegen das Christenthum, und hier und da, etwa in der Vendée, ein Departemens-Conseil. Von Jahr zu Jahr wuchs der Credit der Brüder. Die Volksschullehrer sind so schlecht besoldet und meistens so wenig tauglich, daß fast überall die Brüder bei der Hand sein müssen, damit dieses so mühsam erhobene Lancaster'sche Institut nicht fast überall sinke. Jetzt pfeift keiner von den Liberalen, Exrevolutionären und Ex-Bonapartisten mehr über das Umsichgreifen der Brüder; sie lassen sie gewähren, weil diese sogenannten Liberalen sich praktisch gar nicht um das Volk bekümmern. Wo es echtliberale

Männer gibt, wie die Tracy, Lafayette, Tocqueville, Beaumont, de Sade und halb und halb Odilon-Barrot, wie noch einige Andere, wo es solche gibt, die sich thätig um Volkserziehung und Unterricht bekümmern, da hat man längst dem wachsenden Einflusse der Brüder mit Vergnügen zugesehen und ist ihnen im Grunde niemals abhold gewesen. Außerhalb dieser eigentlichen Schulsphäre gibt es unter den Christusfeinden Sekten und Parteien, welche den Anschein haben, sich kräftiger um das Volk zu bemühen, als die alten Liberalen oder der Klerus. Halten wir auch hier die Leuchte des Diogenes unter. Große Lärmmacher sind, man kann es nicht läugnen, diese Herren sammt und sonders. Von einem stillen, tiefen aufopfernden Wirken haben sie keinen Gedanken; wol aber von einem Clubs- und Zeitungswirken, von einem predigenden Eifer. Sie reden wie der Prophet, mit Feuer und Schwert, auch mit hohlem Aechzen. Es sind Dornensträuche auf dem Gebiete jachen Zornes, keine sanften Veilchen in den Gründen einer liebenden Sorge. Saint-Simonianer und Fourrieristen sind die unschuldigsten unter diesen Männern. Sie betreiben am wenigsten politische Zwecke; und ihnen ist es, wie es scheint, mit der Sache noch am meisten Ernst. Sie haben keinen positiven Hass gegen Christenthum und Geistlichkeit; sie haben aber systematisch alle Hunde des Fleisches losgelassen und denken diese Bestien zu zähmen, sie zu Wächtern des Viehes emporzuheben. Ihr großes Thema ist: die menschlichen Leidenschaften, Fleisches und Geistes, als göttlicher Art, einzuregistriren und wie sie sagen, „alle Affekten nützlich zu machen.“ Raufsucht, Mordlust, Wollust, Diebslust, alles Das wird so, ihrem Plane nach, gedämpft, gehörig angewendet, gesellig, findet in Häscherei, Metzgerei, Zeugungsinstituten als Pflanzschulen der Kolonien, Ausforschungsanstalten und sonst noch die ihnen angewiesenen Beschäftungen. So wird im ganzen Bereiche der lieben wilden Natur nichts weder unterdrückt, noch aufgeopfert, sondern Alles ökonomisch angewendet. Sie wissen den Morast zu benutzen, die Triebe des Kothes aufzuerziehen, moralische Mistbeete zu düngen. Glücklicherweise ist dieser Versuch einer allgemeinen Civilisation und Nutzbarmachung, Ehrbarmachung der „natürlichen, der göttlichen“ Anlage der Schelme und Lumpen von ihnen nicht in Ausübung gebracht worden. Es wäre mir um die theilweisen ehrlichen Lehrer leid gewesen, welche dabei zu Grunde gegangen wären. Kommt dann ein Troß Zeitungsschreiber und Moralisten, welche das Unglück des armen Volkes, des pauvre peuple aufdecken wollen, und besonders zu diesem Behelfe Romane schreiben, beredte leidenschaftliche, wie George Sand, oder auch Geistesschnitte von Edelmut in Blut gebrüht, Kot mit Thränen moralisch umgerührt, wie in den Mystères de Paris des Herrn Sue. Das Alles ist nur der Vortrab einer Volkserziehung, Volksbildung. Von den Portiers bis zu den Grisetten, vom jungen schwärmerischen Ouvrier von 18 Jahren bis zur öffentlichen Dirne, vom eleganten bis zum uneleganten Spitzbuben, liest Alles diese Romane und ruft aus: „Ja, das heißt mit unsern Leiden sympathisiren!“ Alsobald cotisiren sich einige Handwerker und Grisetten, lassen Journale drucken, machen Gedichte für das Volk und aus dem Volke. Da kommt freilich der abenteuerlichste Jargon zum Vorschein. Was aber damit für Bildung, Unterricht, Sittigung der Massen gethan sein soll, begreife ich nicht. Die Clubs-Erziehung, rein politisch leidenschaftlicher Natur, diese tolle Demagogik des Geistes und des Herzens braust nicht mehr in lauten Wellen; aber die Brandung um Felsenriffe in der Tiefe zeigt ihre verborgene Gefahr. Unter solchen Umständen ist es, ich wiederhole es, nur möglich, durch vollkommenen Einklang von Familie, Gemeinde, Staat und Kirche tiefe Uebel zu beschwören, über deren Natur man leider höchst saumselig ist. Das wahre Herz fehlt, in diesen Zeiten des Egoismus, zur ernsten Anschauung der Grundübel der Gesellschaft von unten auf; das Herz aber allein ist thätig, der Verstand, wo ihn das Herz nicht leitet, kann nichts als dekretiren, ohne auszuführen.“

Ländliche Haus-Bibliothek.

(Fortsetzung)

Wir finden unsere Absicht, je nach und nach auf kleinere Dorfschaften eine Sammlung nützlicher Bücher zu verbreiten, allerseits mit Beifall aufgenommen. Die neueste Zeit fordert dringend, daß auch dem gemeinen Manne Mittel geboten werden, seine Kenntnisse in der Haus- und Landwirtschaft, und in anderen, ihm zuträglichen Dingen, auszubilden und zu vermehren. Und wer wollte läugnen und verkennen, wie aus der bedachtsamen Durchsicht von Schriften schon öfter diesem und jenem, in langwierige Dürftigkeit versunkenen Land- und Gewerbsmanne eine schnelle Verbesserung seines Zustandes erwuchs! — Zu diesem Zwecke glauben wir folgende Bücher angelegenst empfehlen zu müssen:

1) **Die Dampfwäsche, ein höchst einfaches Verfahren,** alle Arten der Leib-, Tisch- und Bettwäsche ꝛc. mit großer Ersparniß an Zeit und Geld durch Anwendung von Wasserdämpfen blendend weiß zu waschen, ohne sie dabei, wie nach der alten Methode, anzugreifen und abzunutzen. — Höchst beachtenswert nicht allein für alle großen Anstalten, wie z. B. Kasernen, Hospitäler, Armenhäuser, Klosterschulen, Erziehungsanstalten, öffentliche Waschanstalten, sondern auch für große und kleinere Hauswirtschaften. Aus dem Französischen des Baron Bourgnon de Layre übertragen von Dr. Chr. H. Schmidt. Dritte mit Zusätzen vermehrte Auflage und 1 Tafel Abbildungen. Weimar, bei Bernh. Fried. Voigt. Preis: nur 10 ggr.

Weit wichtiger, als es so obenhin scheinen mag, ist der Gegenstand, dem hier eine so wertvolle Verbesserung gewonnen worden. Die Vorrichtung ist nicht kostspielig, und man kann den nötigen Waschapparat, groß oder klein, zugleich auch benutzen, um rasch und wolfeil Kartoffeln, Möhren, Rüben, Kohl ꝛc. sowol für Menschen, als fürs Vieh mit Wasserdämpfen zu kochen. — Das Büchlein gibt hiezu die klarste und deutlichste Anleitung; möchte es bald allen Haushaltungen bekannt und nützlich werden!

In demselben Verlage erschien auch:

2) **G. P. F. Thon, weiland Justizmann zu Ilmenau,** das Fleischerhandwerk mit allen seinen Nebenzweigen, und zwar dessen Begriff und Geschichte, Handgriffe und Vortheile beim Schlachten, Gewichtsschätzung des Schlachtviehes, Kennzeichen des kranken Viehes, Schächten der Juden, Ausschlachten und Verkauf des Fleisches, Wurstbereitung, Aufbewahrung des Fleisches in frischem Zustande, Trocknen, Einsalzen, Räuchern, Einsäuern, Einzuckern, Benutzung der Knochen, Wurstgift. — In der zweiten gänzlich umgearbeiteten Auflage herausgegeben von Friedr. A. Reimann, Stadtkämmerer zu Buttstädt. Mit 2 lithographirten Foliotafeln. Preis: 1 Rthlr.

Man kann sich unmöglich vorstellen, wie viel Neues man aus diesem Buche lernen, wie viel man dadurch gewinnen könne, und dies gilt nicht bloß für Fleischer, sondern auch für jede Hausfrau und Wirtschafterin. Denke nur Niemand: „Ich weiß ja ohnehin schon Alles, was werde ich da Neues lernen können;" — er verschaffe sich dies Büchlein, und er wird in Anwendung der darin findigen Ratschläge die kleine Ausgabe bald zehnfach wieder gewonnen haben.

Im Verlage von G. F. Fürst in Nordhausen erschienen:

3) **Das Ganze der Käse-Fabrikation, oder Anweisung** zur leichten und vortheilhaften Bereitung des Käses im Allgemeinen, so wie auch insbesondere des Schweizer-, Neufchateler-, Limburger-, Kräuter-, holländischen, Parmesan-, Harz-, Chester-, Dunlop-, Ziegel-, Gloster-, Norfolk-, Stilton-, Brier-, holsteinischen, westfälischen, Kümmel- und Kartoffel-Käses, nebst Anleitung zur Verbesserung aller Käsearten und Sicherstellung derselben gegen Maden und Milben. — Theils nach eigenen Erfahrungen, theils nach den anerkannt besten Quellen von L. Börne, Oekonomie-Administrator.

So ist denn endlich ein Buch beendigt, das von so ungemeiner Wichtigkeit für den denkenden Landwirt ist, indem es den sichersten Weg zeigt, das bisherige Einkommen aus der Rindviehzucht um das Vierfache zu steigern. Dieses Buch ist aber auch mit einer solchen Sachkenntniß ausgearbeitet und hat bereits solche Anerkennung gefunden, daß die Auflage während des Druckes vergrößert werden mußte.

4) **Anleitung zum Hopfenbau. Ein Büchlein für** Landleute und Gutsbesitzer, welche dem Boden den höchsten Ertrag abgewinnen und das jährliche Einkommen von einem Magdeburger Morgen bis auf 100 Thaler bringen wollen. Nach den besten Quellen und langjährigen eigenen Erfahrungen von Bernhard Günther.

Wer auch nicht Willens ist, den Hopfenbau ins Große zu treiben, würde doch Vortheil aus der Anleitung dieses Büchleins ziehen, wenn er auch nur hier und da an einer schicklichen Stelle einige Hopfenstangen aufrichtete! Er wird für wenig Mühe manchen Thaler einstreichen können.

5) **Der Landmann als Baumeister. Ein Lehr-**buch für Landbewohner jeglichen Standes und Ranges, welche mit dem sechsten Theile der bisherigen Kosten gesunde, bequeme, dauerhafte, geschmackvolle, warme und feuerfeste Wohn- und Wirtschaftsgebäude aufführen wollen. Nebst gründlicher Belehrung über Pisé-Bau und Dorn'sche Dächer, so wie auch einer Sammlung höchst wichtiger Mittheilungen für Erbauer und Besitzer von Häusern. Vom Landbaurat C. Sievers. Mit Abbildungen. 12. Broch. Preis: 17½ sgr. — 14 ggr. — 1 fl. 2 kr.

Jeder, welcher bei einem Bauunternehmen dieses Buch zu Rate zieht, wird dem Verfasser für die Mittheilung seiner Erfahrungen Dank wissen, denn die Zweckmäßigkeit der neuen Bauart ist sehr einleuchtend.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. G. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro. 51. 24. Dezember 1843.

Inhalt: Vorkehrungen gegen (Ver-) Theuerung. — Erinnerung an die nicht zu versäumende rechte Zeit zur Raupenvertilgung. — Schutzvorrichtung bei Ställen.

Vorkehrungen gegen (Ver-) Theuerung.

Unter die merkwürdigen und betrübenden Erscheinungen der gegenwärtigen Zeit, sagt ein in öffentlichen Blättern mitgetheiltes Schreiben aus Tuttlingen, gehört unstreitig der fast überall herrschende und namentlich die gewerbtreibende Klasse sehr drückende (scheinbare) Mangel an Lebensmitteln und die Theuerung derselben, während doch der heurige Jahrgang in Beziehung auf die Produktion der Früchte gewiss zu den mittelguten, der vorige aber, wenigstens im Hinblick auf das Wintergetraide, unter die guten gezählet werden darf. Das muss allerdings anerkannt werden, daß durch die in Folge des höchst geringen Futter-Ertrags im vorigen Jahre herbeigeführte Verminderung unseres Viehstandes ein wirklicher Mangel an Fleisch entstand und daß vorauszusehen war, daß als Folge davon die Milch im Preise steigen werde; allein dieser nur zwei notwendige Lebensmittel betreffende Mangel bedingt noch keineswegs die nunmehr eingetretene Not, die viele Familienväter mit großen und bangen Sorgen für die nächste Zukunft erfüllen wird. Der Grund dieser allgemeinen Theurung muss also in ganz anderen Umständen gesucht werden, und es knüpfen sich hieran für den Menschenfreund Beobachtungen, die eher auf die Selbstsucht so Vieler hinleiten, als auf ein angebliches Missjahr, das von diesen immer im Munde geführt wird. Es wäre daher gewiss ein edles Unternehmen, wenn in unserer, an Vereinen aller Art so reichen Zeit, sich auch ein Verein bilden würde, der große Quantitäten von Früchten aufkaufte, sie zu möglichst billigen Preisen an Arme und minder Bemittelte abgäbe, und dadurch auf solche Weise dem bis jetzt nicht zu vermeidenden Wucher an den Schrannen vorgebeugt würde. Ein solcher Verein müßte natürlich mit großen Kapitalien versehen sein und, wie jeder andere Verein, an verschiedenen Punkten des Landes Verzweigungen haben. Der thätigsten Unterstützung von Seiten der höheren Behörden würde er sich wohl im Voraus versichert halten können. Mancher, der jetzt seine Vorräthe ängstlich zurückhält, Mancher, der lieber eine Schuld macht, als den geringen Ueberschuss seiner Ernte über den eigenen Bedarf veräußert, würde sich beim Bestehen eines solchen Vereines weit leichter hiezu entschließen, da er weiß, daß ihm im Notfall die Hülfe desselben zu Gebot steht; und, was das Wichtigste wäre, dem am meisten die ärmere Klasse treffenden Wucher Einzelner würde ein Ziel gesteckt, ohne daß dadurch der dem Fleiße des Landwirts gebührenden Belohnung Eintrag geschähe. Möchte diese kurze Andeutung Menschenfreunde zum Nachdenken über den gemachten Vorschlag veranlassen!

— „Wenn es so fort geht", heißt es in einem andern Blatte, „werden wir auch noch Butter, Schmalz und Rindfleisch der Wolfeilheit wegen aus Amerika kommen lassen müssen. Die Engländer beziehen diese Lebensmittel in großen Quantitäten von dort, und sind sehr zufrieden damit."

— Eine Nachricht aus Luzern in der Schweiz meldet: „Nach einer zahlreich besuchten vorberatenden Versammlung haben Bürger und Einwohner der Stadt Luzern auf Antrag einer Kommission beschlossen, mit einem Kapital von 60 bis 80,000 Fr. das Gleichgewicht der Getraidepreise auf dem nicht selten umgangenen Kaufhause in Luzern aufrecht zu erhalten und die Staatsbehörde um Anlegung von Getraidevorräten in Einführung obligartorischen

Vorwägens beim Brotverkauf, so wie der Beziehung des Brotes mit dem Namen des Bäckers anzugeben.

— Nach authentischer Veröffentlichung ist die Gesammt-Getraideproduktion im Königreiche Bayern durchschnittlich durch alle Getraidesorten ungefähr auf 11 bis 12 Millionen Scheffel jährlich angenommen. Die ärarialischen Getraide-Sorten (Eindienungsgetraide auf die königl. Rentamts-Kasten) betragen durchschnittlich durch alle Getraidesorten ungefähr 600,000 Scheffel jährlich, sohin beiläufig den zwanzigsten Theil der Gesammtproduktion. Dieses Dienstgetraide wurde nie vollständig in Natura gefordert, sondern nach Umständen in Geld bezahlt. Für das gegenwärtige Verwaltungsjahr 1843/44 aber haben Seine Majestät der König aus Rücksichten landesväterlicher Vorsorge befohlen, daß ungefähr die Hälfte der ärarialischen Getraide-Renten, insbesondere der eigentlichen Brotfrüchte, in Natur auf die Rentamts-Kasten gebracht werde, damit die Regierung die Mittel habe, Aushülfe zu geben, wo es not thun sollte. (Vollständige Eindienung in Natur wäre wegen Mangel an Getraidekasten zur Zeit unmöglich.)

Erinnerung an die nicht zu versäumende rechte Zeit zur Raupenvertilgung.

Nach dem bekannten Grundsatze, daß etwas Gutes nicht zu oft wiederholt werden könne, will auch ich den Besitzern von Baumgütern die Maßregeln ins Gedächtniß zurückrufen, die sie jetzt schon zu nehmen haben, wenn sie den Ertrag derselben vor den Verheerungen der Raupen im nächsten Jahre wenigstens in so weit sichern wollen, als Vorsicht und menschliches Wissen dies vermögen. Wer dies thun und sich vor einem durch Nachlässigkeit selbstverschuldeten Verluste wahren will, der hat jetzt mit allem Eifer zweierlei Arbeiten vorzunehmen: Erstens seine Bäume mit Pech-Gürteln zu versehen, um die Weibchen des Frost-Nachtschmetterlings zu verhindern, daß sie ihre Eier in die Ritzen und Knospen der Obstbäume legen, woraus im Frühjahre die sogenannten Maiwürmer entstehen, und zweitens die Nester der familienweise auf den Bäumen zusammenlebenden Raupenarten zu zerstören. So oft auch das Anlegen von Pech-Gürteln schon empfohlen und das dabei zu beobachtende Verfahren genau beschrieben worden ist, so hat es doch bei Weitem noch nicht die allgemeine Anwendung gefunden, die ihm im Interesse der Obstproduzenten wie des Publikums überhaupt so dringend zu wünschen und auch allein im Stande ist, einen guten Erfolg desselben zu verbürgen. Denn was nützt es, wenn ein einzelner Baumbesitzer mit aller Sorgfalt seine Bäume durch Pech-Gürteln schützt und zehn seiner Nachbarn thun es nicht? Das Verderben wird sich von den Bäumen dieser auf die seinigen überpflanzen, und solche halbe Maßregeln sind nur geeignet, eine an sich gute Sache durch die übeln Erfolge, deren Schuld sie nicht trägt, zu verdächtigen und in Mißkredit zu bringen. Es stehe aber einmal eine Anzahl von Besitzern, deren Baumgüter ein geschlossenes Ganze bilden, zusammen und beauftrage einen Sachverständigen aus ihrer Mitte oder einen besonders dazu aufzustellenden mit der pünktlichen Besorgung dieses Geschäftes, sie wiederhole diese Maßregel zwei, drei Jahre hinter einander und mache alsdann den Erfolg ihrer Bemühungen bekannt, und ich bin überzeugt, daß ein vollkommenes Erreichen des Zweckes der Lohn ihrer Ausdauer sein wird. Die Natur selbst hat dem Menschen in der Bildung des Frostnacht-Schmetterlings ein sicheres Mittel an die Hand gegeben, um sich gegen die Verheerungen desselben zu schützen. Während nämlich Ende Oktobers, oft auch erst im November und Dezember der männliche Schmetterling mit trägem Fluge die Obstbäume umschwärmt, kriecht das flügellose Weibchen an dem Stamme hinauf, um oben in die Ritzen der Rinde seine Eier hineinzulegen. Dies kann man aber leicht verhindern, wenn man schon Ende Oktobers um den Stamm einen Streifen dicken Papiers oder Leder oder Wachstuch bindet und diesen mit Theer bestreicht. Die Weibchen bleiben auf ihrer Wanderung an diesem Gürtel hängen und finden so den Tod. Dieses Mittel ist durchaus probat, nur versteht sich von selbst, daß der Theergürtel über die ganze Dauer der Jagd, also 4 — 6 Wochen

lang, nicht vertrocknen darf. Wer noch sicherer gehen will, der macht zwei solcher Gürtel über einander, wobei nachträglich bemerkt wird, daß jeder Gürtel fest am Stamme anliegen muss, damit keine Ritzen zwischen ihm und der Rinde bleiben, durch welche der Schmetterling durchschlüpfen könnte, was am besten dadurch erreicht wird, wenn man unter das Papier zuerst einen Kranz von Abwerch oder Moos, oder von feuchtem Lehm oder Kuh-Dünger legt und den Gürtel mit einer Schnur fest darauf bindet *). Das Weibchen kann nun zwar den Baum nicht besteigen, legt aber dafür seine Eier in die Ritzen und das Moos des Stammes unter dem Gürtel oder zunächst um den Baum. Diese Eier aber geben im Frühjahr auch wieder Räupchen, die alsdann auf den Baum ihrer Nahrung nachkriechen; wem also sein Obst lieb ist, der muss den Pechgürtel bis ins Frühjahr lassen und ihn da aufs Neue vom März bis in den Mai bestreichen. Statt des bloßen Theers können zum Bestreichen auch folgende Mischungen genommen werden: Ein Pfund gutes Pech mit einem halben Pfund Terpentin in einem Topfe zusammengeschmolzen und darein mit Vorsicht so viel Oel gegossen, daß die Mischung hinreichend dickflüssig, etwas dicker als Honig wird; oder: ein Pfund Pech und ein Drittelsschoppen Oel zusammengeschmolzen, und, wenn es schon kühl geworden, mit etwa einem halben Schoppen Zucker-Syrup, wie man ihn zur Stiefelwichse braucht, zusammengerührt. Die Anwendung dieses Mittels kostet allerdings einige Mühe und wol auch einiges Geld, wem aber Beides zu viel ist, um den Obstertrag eines ganzen Jahres damit zu retten, der mag sich auch nicht beklagen, wenn er von seinen Bäumen statt Gewinn und Freude nur Schaden und Unlust hat. Alle anderen zur Vertilgung dieser lästigen Gäste vorgeschlagenen Mittel, wie z. B. das Kalken und Begypsen der Bäume, erreichen ihren Zweck nicht so vollständig. Das zweite Geschäft ist, wie im Eingang gesagt, das Zerstören der Raupennester, welche eine vortreffliche Beschäftigung für viele müßige Kinder auf dem Lande wäre, die arbeitslos der Faulheit und dem Bettel nachziehen, und die damit ein Stück Geld von den Güterbesitzern verdienen könnten. Bei der bis ins Unglaubliche gehenden Vermehrung der Raupen ermesse man den Schaden, den sie, selbst auf einem großen Raume zerstreut, anrichten können, da die Raupen durchschnittlich per Tag anderthalb Mal so viel an Blättern verzehren, als sie selbst wägen (die Kohlraupe sogar zwei Mal so viel), und frage sich sodann, ob die Kosten, die ihre möglichste Vertilgung verursachen, im Verhältniss stehen mit dem Schaden, den sie anrichten können. Der Schonung der Singvögel, als der natürlichen Feinde der Raupen, will ich nur im Vorbeigehen erwähnen. Wo es gilt, einen gemeinsamen Feind zu vernichten, da muss man keinen Verbündeten, wenn er auch noch so unbedeutend scheint, verachten, und nie vergessen, welche große Resultate in dem Haushalte der Natur durch kleine Kräfte erreicht werden, die stetig und ununterbrochen nach Einer bestimmten Richtung wirken. ..x..

*) Anm. Auf die Baumrinde selbst (unmittelbar) darf der Pechgürtel nicht, wie auch zuweilen geschehen, aufgetragen werden, weil dieses dem Baum schaden würde.

Schutzvorrichtung bei Ställen.

Um Vieh vor Verletzungen durch Drängen aus den Ställen und in dieselben zu verwahren, lässt man in der Mitte jeder Thürpfoste eine Hohlkehle ausarbeiten und in diese eine gleichmäßig platt gearbeitete Walze von hartem Holze dergestalt anbringen, daß sie aus der Hohlkehle so weit hervorragt, als nötig ist, damit das Vieh beim Aus- und Eingehen nicht die Thürpfosten berührt. Diese Walzen müssen am obern und untern Ende mit glatten eisernen Zapfen oder Achsen versehen sein und sich mittels dieser in dazu passenden eisernen Ringen oder Büchsen leicht umdrehen lassen. Die Höhe der Walzen richtet sich natürlich nach der Größe der Thiere. An Schafställe angebracht, gewähren dieselben außerdem noch den Vortheil, daß den Schafen beim Ein- oder Austreiben nicht durch die oft zersplitterten Thürpfosten die Wolle ausgerissen wird und dadurch Wunden entstehen.

Ausgewählte und ganz besonders wertvolle Weihnachts-Geschenke.

Nicht leicht wird man zu obigem Zwecke bessere und zugleich doch wolfeile Bücher finden, als

a) aus dem Verlage von Jm. Tr. Wöller in Leipzig:

1) Der kleine Hausirer, oder: Gott lenket die Schicksale der Menschen wunderbar. Eine Erzählung aus dem Leben für Kinder und Kinderfreunde. Von C. G. Holzmüller, Verfasser des neuen Fabelbuchs für Kinder. Neue, wolfeile Ausgabe mit schönem illum. Titelkupfer, Preis: 10 gGr. — 45 kr. rhn.

Gottvertrauen ist der stützendste Wanderstab durch's Leben; hier aber wird der Jugend ein durchaus darauf berechneter Inhalt geboten, der interessant zu lesen, wahr und lehrreich ist. Verdiente mit Gold gedruckt zu sein!

2) Die Familie Toaldi oder der **Tyroler Kampf** fürs Vaterland unter Andreas Hofer. Eine unterhaltende und belehrende Erzählung von Eberhard Stein. Mit 1 Titelkupfer. Preis: 6 gGr. — 27 kr. rhn.

Wie in einem Panorama, zeigt sich hier das Tyroler Land zu einer Zeit, wo plötzlich die Kriegsfackel auf seine Berge und in seine Thalschluchten geschleudert, zu einem Brande entzündet, der nur mit dem Blute der friedlichen Einwohner wieder gelöscht werden kann. Hier aber keine Kriegsgeschichte, und lieber eine rettende Ofen-Thüre oder dergleichen Scenen, wie sie Niemand vermutet — ja, leset nur dies Büchlein selbst!

3) Seppel oder der Synagogenbrand in München. Zu Nutz und Frommen für Jung und Alt erzählt von Gustav Nieritz. Zweite Auflage. Mit 1 Titelkupfer, Preis: 9 gGr. — 41 kr. rhn.

Juden und Christen verlangten eine neue Auflage, nachdem die erste vergriffen war; unter allen Altersstufen in allen Ländern deutscher Zunge fand der Wert dieses trefflichen Büchleins ungetheilte Theilnahme — und verdient sie!

4) Guttenberg und seine Erfindung. Eine Erzählung über Sprache, Schrift und Buchdruckerkunst. Für Jung und Alt dargestellt von Gustav Nieritz. Preis: 12 gGr. — 54 kr. rhn.

Nieritz selbst ist ein Erfinder, der aus Geschichte und Wissenschaft das Todte zu beleben und in Erzählungen so darzustellen versteht, daß es nicht der leere Schall des Worts, sondern der Geist der Bedeutung ist, der uns unterrichtend in Lebensbildern entgegen tritt, die in ihren interessanten Scenen unvergeßlich im Gedächtnisse und Gemüte haften. — In diesem Sinne behandelt er auch das Religiöse. Seine neueste Arbeit dieser Art erschien

b) im Verlage der Lehnhold'schen Buchhandlung in Leipzig, betitelt:

5) Das vierte Gebot, oder die ungleichen Brüder. Mit Titelkupfer. Preis: 9 gGr. — 41 kr. rhn.

Eine geringe Ausgabe, um sich dafür an seinen Kindern Freude und Stützen fürs Alter zu kaufen.

c) Aus dem Verlage der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen:

6) Der Sklave. Eine Erzählung aus den Zeiten der französischen Revolution für christliche Familien von Konrad Scheibler. Preis: 4 gr. — 16 kr. rhn.

Was soll man der leselustigen Jugend für Lektüre reichen —? fragte sich der Verfasser, ekelte vor dem Schwall sogenannter Jugendschriften, und schrieb dieses vortreffliche Büchlein. —

7) Neue Blumenkränze für das blühende Alter, oder Erzählungen zur sittlich-religiösen Bildung der Kinder. Zum Gebrauche für die Volksschulen herausgegeben von M. Erdner. Mit einem Titelkupfer. Preis: 5 gr. oder 20 kr. rhn

Vorzüglich für die Landjugend ein ausgezeichnetes Büchlein und besonderer Beachtung wert.

8) Blumen auf den Altar des Glaubens. Von J. M. Fleischner, Pfarrer zu Grosselfingen im Ries. Zweite vermehrte Auflage. Preis: 6 gr. — 24 kr. rhn.

Prosaische und poetische Berührungen der ernstesten Lagen und Verhältnisse des Lebens. — Wir empfehlen den nieblichen Kranz vorzüglich Schulvorständen und Lehrern.

9) Das Fegfeuer von der lieblichen Seite betrachtet. Ein Büchlein für Fromme. Von einem Priester. Preis nur 3 gr. oder 12 kr. rhn.

Seelsorgern gewidmet, welche diese Blätter, deren Ankauf so wenig kostet, mit Nutzen solchen Kranken in die Hände geben könnten, die, (aus einer falschen Vorstellung vom Fegfeuer), Leiden wie die Verdammung in der Hölle fürchten, während doch wol schon der Geistesfriede in den Seelen, die sich im Reinigungsorte finden, eine halbe Seligkeit sein dürfte.

In Commission für den Buchhandel bei Pustet in Passau, und zu haben in allen übrigen deutschen Buchhandlungen. Diese liefern den Jahrgang zu 2 fl. 24 kr. R. W. und die k. Postämter in Bayern zu 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
X. Jahrgang. Nro 52. 31. Dezember 1843.

Inhalt: So hier zum Letztenmale. — Mittel, dem Düngermangel abzuhelfen und zugleich den für die Lungen der Thiere und Menschen so schädlichen Stalldunst zu vertreiben. — Wichse zum Wasserdichtmachen der Fußbekleidungen. — Verfahren, Gänsebraten den ganzen Winter hindurch bis zum März zu erhalten. — Verfahren, Fische so zu braten, daß auch deren Gräthen genossen werden können.

So hier zum Letztenmale.

Abschied nehmen ohne Kuß von Damen,
Ist wie eine Predigt ohne Amen.

Der Leser weis es wohl, daß ich keine Dame bin mit vielen schönen Redensarten, aber gewiß eine ehrliche Bäuerin mit gefühlvollem Herzen, das vor Wehmut und Schmerz zerspringen möchte, wenn ich nur den Gedanken denke, daß ich je von Dir Abschied nehmen soll, altvertrauter Leser! — Das würde mir auch aus freiem Willen unmöglich sein, nach unserer so langjährigen Bekanntschaft. — Darum, nicht zum Scheidebriefe ergreife ich die Feder, sondern zur geziemenden und freundlichen Bitte, mich auch unter meinem zukünftigen Namen und Charakter in meiner neuen Standes-Veränderung wieder empfohlen sein zu lassen.

Du wirst aber nicht etwa gar denken, lachender Leser, daß — weil wir Weiber Stand und Namen gewöhnlich nur durch Verehelichung ändern, ich nun die Thorheit zu begehen im Begriffe sei, mich zu verheiraten? — Ei, wo denkst du aber da auch nur hin? — in meinen alten Tagen??

Es wird dir jedoch noch erinnerlich sein, daß sich meine Tochter, die Gartenzeitung, vor 21 Jahren gar hochfahrend von mir trennte, und auch mein Sohn, der Obstbaumfreund, seit 16 Jahren eigene Haushaltug führte.

Einsam ging ich seitdem meines Weges und gönnte der brausenden Jugend meiner Sprößlinge unter mütterlichen Segenswünschen gerne die Lorbern, die zu sammeln sie wie im Triumphe ganz Europa durchzogen.

Ich muß sagen, ob es gleich nicht schön steht, seine eigenen Kinder zu loben, aber wahr ist es: sie hielten sich Beide wie brave Kinder sollen; ja — so wacker, daß man sie gar überaus lieb gewann allenthalben, selbst über weiten Meeren noch! —

Aber! — aber! — „Kein Haus wie Vaterhaus“, und — „kein Herz wie Mutterherz!“ Das bewährt sich doch immer, und nun auch wieder an meinen Kindern. Da kommen sie Beide, sich mit der Mutter wieder gemeinschaftlich zu einen. Aber wie? — Die vornehm gewordenen Dünklinge pressen und drängen, ich soll dann fortan unter ihnen nicht mehr so schlichtweg in meiner bisherigen alten Bauerntracht einhergehen, was sagst du dazu, verständiger Leser? „Gebt Acht“, sagte Ich: „Hoffart geht vor dem Falle!“ — Aber da wissen sie zu schwätzen und zu schmeicheln, es sei dies ja nicht Hoffart, sondern nur geziemender Anstand, — notwendige Fügsamkeit in die gebildete heutige Zeit und Welt! Eben darum soll ich auch statt meines alten farbschiefigen Aushängeschildes mit ihnen eine gemeinsame neue Firma führen.

Und — was thut am Ende nicht eine Mutter ihren Kindern zu lieb? Meinetwegen, so mag es denn nach ihrem Kopfe gehen! Du wirst doch wol nichts dagegen haben, mein mir allezeit so gunstgeneigter Leser? — Dann aber gestatte mir auch so, wie ich sein werde, wieder Zutritt zu dir; nimm die zwei Sprößlinge in meiner Begleitschaft aber ebenfalls gütig auf; ja, lerne sie nur vorerst kennen! Ich kann auf Ehre versichern, daß sie dir wertvolle Schätze zuzutragen des ernstlichen Vor-

satzes sind; sie haben auch deren auf ihren Wanderungen im Uebermaße gesammelt, und erhalten durch ihre weithin gemachten Bekanntschaften noch fortwährend aus allen Ländern neue zugeschickt.

Was aber mich betrifft, huldvoller Leser, so darf ich dir wol unter uns in's Ohr vertrauen, daß ich mir von je her das Beste aus meinen Erfahrungen schon immer mit kluger Vorsicht für mein Alter zurückgelegt habe, und ich mich sonach um die Wette mit ihnen messen kann.

Wir beginnen demnach schon das Nächstemal zu Dritte vereint unsern Kreislauf, Jegliches für die Fächer seines Berufes mit neuen Waaren-Artikeln reich versehen, auch damit schon bestellt zu vielen tausend neuen Lesern unter allen Nationen, denen deutsche noch verständliche Laute zu sprechen vermag. —

Weise mich darum auch von deiner heimatlichen Thüre nicht ab, geneigter Leser — und halte mich nicht für eitel, wenn du mich zu dir kommend ein wenig moderner herausgeputzt erblickst. Meine Jupe neu, ich aber die Alte.

Mittel, dem Düngermangel abzuhelfen und zugleich den für die Lungen der Thiere und Menschen so schädlichen Stalldunst zu vertreiben.

Man nimmt an, daß von dem in Ställen, besonders aber von dem außerhalb der Ställe in Haufen befindlichen Dünger das Jahr hindurch 9/10 an düngenden Stoffen verdampfen durch Erhitzung und dadurch bewirkte Verflüchtigung der Düngertheile, welche Behauptung ich nicht durch eigene Untersuchung und Erfahrung unterstützt aufstelle, sondern den mündlichen Behauptungen eines Professors der Chemie nachschreibe, die derselbe angeblich berechnet hatte. So viel ist aber auch ohne nähere Untersuchung schon aus der Erfahrung jedem Landwirt einleuchtend, daß der Dünger in den Ställen wie auf dem Hofe eine enorme Menge von düngenden Stoffen durch Verdampfung verliert. Wer nun diese Verdampfung am wirksamsten verhindern kann, würde auf diese Weise 9/10 an Düngungsmitteln weniger verlieren, also immer auf negative Weise gewinnen. Diesen Zweck erreicht man am besten auf folgende Art: Man nehme für mittelmäßig große Ställe 1 Pfund Schwefelsäure, und gieße sie zu 100 Pfund, auch allenfalls zu mehr Wasser; doch muss man dabei die Vorsicht gebrauchen, nicht das Wasser zur Schwefelsäure (damit sie sich nicht erhitze), sondern die Schwefelsäure zum Wasser zu gießen. Mit dieser so gemischten Masse wird der Dünger in Ställen und auf Haufen besprengt, was drei- wie auch mehreremal im Jahre geschehen kann. Hiedurch wird die Erhitzung des Düngers verhindert und die dadurch sonst der Verdampfung und der Verflüchtigung unterworfenen, eigentlich düngenden Ammoniack- und Salztheile bleiben gebunden in dem Dünger zurück. Die Mühe und Kosten hierbei sind, wie man sieht, nur geringe, wogegen der Nutzen sehr groß. Auch gibt es ein einfaches Mittel, den Dampf in den Stallungen als düngenden Stoff zu binden, und ihn krystallisirt in dem Dünger zurückzubehalten, wodurch ebenfalls nächst anderen Vortheilen auch der Düngerstoff vermehrt wird. Man setze an einigen Stellen des Stalles ziemlich breite Schalen mit etwas Salzsäure; dadurch krystallisiren sich alle sonst verdampfenden Theile des Stalldüngers, und können sich nicht verflüchtigen. Es muss daher nicht nur der Dünger, sondern auch die Gesundheit der Thiere und Menschen gewinnen. Die gestellten Schalen können, damit nicht etwa Hausthiere verleitet werden davon zu kosten, mit einer leichten Vergitterung von Holz oder Draht umgeben werden. Wenn man in einen Pferdestall ohne diese Vorrichtung hineintritt, so empfindet man gleich den Dampf, der einen entgegenschlägt, und sich besonders als beißend und fressend an den Augen zeigt, aber auch der Lunge, die ihn einathmet, höchst schädlich ist. Diese Stallungen sind oft der Aufenthaltsort und das Nachtlogis der Knechte, und also in dieser Art auch ihnen nicht dienlich. Wie viele Pferde haben die Einbüßung ihrer Augen nur allein diesem Umstande zu verdanken, und eben diesem auch

manche Lungen- und andere Krankheiten. Außerdem wird aber das Futter der Pferde und des Viehes gewöhnlich über deren Ställen aufbewahrt, und nur selten durch dichte Decken von diesen geschieden *). Es durchziehen also diese verflüchtigten Dämpfe die unteren Schichten des Futters, verderben es, indem sie sich darin festsetzen, machen es für die Thiere, die in der Regel eine feine Witterung haben, nur mit dem größten Ekel genießbar, da sie darin die verflüchtigten Stoffe ihres eigenen Düngers entdecken, und werden so die Ursache vieler Krankheiten für die Thiere, die durch das obige von mir vorgeschlage Mittel so leicht vermieden werden können.

Wichse zum Wasserdichtmachen der Fußbekleidungen.

Zu dieser Wichse werden genommen: 3 Theile grüne Karrensalbe, 1 Theil Schweinfett und ½ Theil Wallwurzel, welche überall wild wächst. Die letztere wird ganz gehackt, mit Wasser zu einem dicken Brei eingekocht und dann durchgepreßt, damit die faserigen Theile zurückbleiben. Sollte das Leder, welches man damit einzureiben gedenkt, gar zu hart und ungeschmeidig sein, so muss mehr Wallwurzel (Symphytum officinale) dazu genommen werden. Diese Komposition macht das Leder wasserdicht, geschmeidig und gibt ihm eine unglaubliche Dauer. Die Stiefeln werden zuerst mit warmen Wasser genetzt, bis sie weich geworden, und nun schmiert man sie ganz, besonders die Sohlen und Nähte, mit dieser Wichse ein und lässt sie entweder an der Sonne oder an einem warmen Ofen langsam trocknen. Dies wird wenigstens alle 14 Tage wiederholt, obschon es dann hinlänglich ist, die ganzen Sohlen und die Nähte zu netzen und einzuschmieren. Solche eingeschmierte Stiefeln nehmen nachher die gewöhnliche Wichse wieder an.

*) Diese beiden Fälle finden, der erstere in allen, der letztere in den meisten Stallungen des Militärs statt.
A. d. R.

Verfahren, Gänsebraten den ganzen Winter hindurch bis zum März zu erhalten.

Man lässt die Gänse so braten, als wenn sie sogleich gegessen werden sollten, auch lässt man sie mit Aepfeln, Kastanien u. s. wie gewöhnlich füllen. Nach dem Braten nimmt man diese Sachen heraus, steckt die Gans in einen großen steingutenen Topf und gießt durch die hintere freigelassene Oeffnung der Gans so viel warmes gut gesalzenes Schmalz darauf, daß der ganze Topf damit angefüllt und die Gans hinlänglich bedeckt wird. So bringt man den Topf an einen kühlen Ort, lässt aber das Schmalz ganz darin ohne es anzurühren. Wenn nun die Gans zu irgend einer bestimmten Zeit gegessen werden soll, so setzt man den Topf ans Feuer, damit das Fett zergehe und abgegossen werden könne. Endlich bringt man sie in einen Bratofen, und lässt sie wieder etwas braten, und sie wird so gut und frisch schmecken, als wenn sie den Tag vorher geschlachtet worden wäre. Wollte man sie so lange liegen lassen, bis das Wetter wieder warm wird, so würde das Fleisch, namentlich zunächst an den Knochen, ältlich schmecken.

Verfahren, Fische so zu braten, daß auch deren Gräthen genossen werden können.

Man legt große und kleine Fische, nachdem sie ausgenommen, in Töpfe, in welche unten reichlich Salz gestreut worden, und gibt auf jede Lage, nebst Butter, Pfeffer und anderem Gewürze, wieder Salz. Auf die oberste Schicht kommt zu den übrigen Beimischungen mehr Salz, als zu den vorigen. Es wird jetzt ein passender Deckel auf den Topf gelegt, und derselbe mit Mehlkleister fest verklebt. Man bringt nun den Topf in einem Backofen, in welchen eben Brot geschossen wird. Wenn das Brot herausgenommen wird, sind auch die Fische gut. Die Gräthen werden bei solchem Braten zur weichsten Gallerte.

Schlusswort — neue Nachricht — und Einladung.

Vorliegende Blätter begannen mit dem Jahre 1819 unter dem bescheidenen Titel: „Bauern-Zeitung aus Frauendorf." — Diese war für einen kleinen Kreis von Lesern in der Nachbarschaft bestimmt, doch sogleich verbreitete sich das Blatt durch ganz Bayern, bald auch in andere benachbarte Länder, und endlich als „Neue Bürger- und Bauern-Zeitung" fast durch alle Länder Europas.

Der alten Bäuerinn ließen bald zwei Sprößlinge zur Seite: Allgemeine deutsche Garten-Zeitung und Obstbaumfreund benamset. — Auch diese machten sich beliebt und fanden wohlwollende Aufnahme unter allen Völkern, bei denen deutsche Sprache noch verständlichen Klang hat.

Oft und wiederholt aber äußerten sehr viele Leser den Wunsch, wir möchten doch diese drei Blätter zur leichtern Anschaffung in Ein Blatt vereinigen, und diesem Wunsche wäre wol auch längst entsprochen worden, wenn sich nur erst die Herausgeber selbst früher darüber hätten vereinigen können. Dies ist aber nun geschehen, und so werden denn mit Neujahre 1844 anfangend wirklich die drei Blätter in Eines vereiniget unter dem Titel erscheinen:

Vereinigte Frauendorfer Blätter

(Allgemeine deutsche Gartenzeitung, Obstbaumfreund, Bürger- und Bauernzeitung).
Herausgegeben von der praktischen Gartenbaugesellschaft in Bayern.

Ceres, Pomona und Flora erscheinen also künftig Hand in Hand; so vereint tragen sie das Füllhorn ihrer Gaben zu gemeinsamem Altare.

Das neue Jahr bringt also auch ein neues Blatt, und wer immer von unseren Lesern sich bisher das eine oder andere der früheren drei gehalten: er findet dasselbe nur in etwas verbesserter Form wieder in diesem neuen Blatte. — Unterstützt von mehr als 2000 Mitgliedern der durch alle Länder Europas verzweigten praktischen Gartenbaugesellschaft, ist die Redaktion in den Stand gesetzt, dies neue Blatt so zu begaben, daß es nicht bloß jedem Freunde der edlen Obstbaumzucht und Gartenkultur, nicht bloß jedem Landwirte und Gewerbemann alle in sein Fach einschlägigen neuen Entdeckungen und Erfahrungen schnell mittheilt, sondern überhaubt alle Bewegungen und Erscheinungen im Gebiete der Kunst, Literatur und Wissenschaft, so wie in dem des Handels und der Industrie verfolgt, und sonach eine Lektüre bietet, die nützliche Kenntnisse und wissenswerte Neuigkeiten mit immer vollen Händen zuträgt.

Dem frischen Beginn dieses neuen Blattes werden sich auch neue Leser anschließen; und da man in unseren Tagen so Vieles über das Bedürfniss gut ausgewählter Volks- und Dorfbibliotheken schreibt: wie nämlich der rasche Umschwung aller wissenschaftlichen und gewerblichen Fächer für Jedermann auch eine, gleichen Schritt haltende Aneignung mannigfacher neuer Kenntnisse notwendig mache, so wird es die Aufgabe aller Mitarbeiter sein, diesem Zwecke ihre umsichtigste Aufmerksamkeit zu widmen; weithin wird sich dieses neue Blatt als eines der gemeinnützlichsten unserer Zeit geltend machen, um dessen Verbreitung durch das ganze deutsche Vaterland wir also auch die hohen Regierungs-Organe aller Staaten, die Obrigkeiten aller Provinzen, die Vorstände aller Schulen und Gemeinden, die Lehrer aller Real- und Gewerbefächer angelegentlichst bitten.

Der jährliche Pränumerationspreis bei den löblichen Postämtern der Gesammt-Staaten des österreichischen Kaiserthums und des Königreichs Bayern, dann bei sämmtlichen Buchhandlungen des In- und Auslandes, ist so gering als nur möglich war auf 2 fl. 24 kr. rhn. = 2 fl. CM. oder 1 Thlr. 8 ggr. (10 sgr.) festgesetzt.

Da jedes ärarealische Postamt, wie jede nächste Buchhandlung Pränumeration annimmt, ladet zu recht zahlreichen Bestellungen ein

Frauendorf, im Dezember 1843.

J. E. Fürst, Vorstand.

Register

zur

neuen Bürger- und Bauern-Zeitung.

Zehnter Jahrgang 1843.

A.

B.

C.

D.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Frauendorf.
In der Buchdruckerei der praktischen Gartenbau-Gesellschaft.